Digitized by Google

Fiche
Biogr. C. 354
3.R.-2

Digitized by Google

Zeitgenossen.

Dritte Reihe.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Zur Nachricht.

Sowol die erste als neue Reihe der Zeitgenossen, jede in 6 Bänden oder 24 Heften, kostet im herabgesetzten Preise auf Druckpapier anstatt 24 Thlr. nur sechszehn Thlr., und auf Schreibpapier anstatt 36 Thlr. nur vier und zwanzig Thlr. Werden beide Reihen zusammengenommen, so erlasse ich sie auf Druckpapier zu vierundzwanzig Thlr. und auf Schreibpapier zu sechsunddreißig Thlr. Einzelne Hefte, sowol von der ersten als neuen Reihe, kosten auf Druckpapier 1 Thlr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Zeitgenossen.

Ein

biographisches Magazin

für die

Geschichte unserer Zeit

Dritte Reihe.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung

von

Friedrich Christian August Hasse,

Professor der historischen Hülfswissenschaften an der Universität zu Leipzig.

Zweiter Band.

(Nr. IX—XVI.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1830.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Bandes.

(Dritte Reihe.)

IX.

Biographien und Charakteristiken.

Seite

Joseph Planta. Von Karl Falkenstein. 3
Johann Baptista Brocchi. Von Heinrich Hase. . 20

Biographische Andeutungen.

Friedrich Christian Adolf von Motz. 35
Franz Georg Edler von Kreß. 40
Johann Christoph von Schmid. 47
Wilhelm Friedrich Meyern. 57

Miszellen und Anekdoten.

Aus dem frühern Leben Alexanders von Humboldt. . 65
Heinrich Voß der Jüngere. 76

X.

Biographien und Charakteristiken.

Scipio de Ricci. 3
Freiherr Karl von Zyllnhardt. Von Freiherrn von Weiller. 45

Digitized by Google

Seite

Abbé Joseph Dobrowsky. Von J. Ritter von Rittersberg. 60

Biographische Andeutungen.

Alexander Volta. 79

Joseph und Karl Wenzel. 85

Biographische Literatur.

Anzeiger der biographischen Literatur vom Jahr 1828. A und B. 93

XI.

Biographien und Charakteristiken.

Heinrich August Ottokar Reichard. Von Friedrich Cramer. 3

Louise Brachmann. Von Heinrich Döring . . . 44

Biographische Andeutungen.

Graf Karl von Harrach. 67

Peter Stephan Ludwig Dumont. 73

Friedrich Gottlieb von Süskind. 79

Miszellen.

Aus dem Leben Facundo Quiroga's. 85

Biographische Literatur.

Anzeiger der biographischen Literatur vom Jahr 1828. C bis L. 93

XII.

Biographien und Charakteristiken.

Karl von Rotteck. Von Ernst Münch. 3

Biographische Andeutungen.

Karl Wilhelm Ferdinand von Funck. Eine biographische Skizze von Ferdinand von Witzleben. . 61

Digitized by Google

Seite

Biographische Literatur.

Anzeiger der biographischen Literatur vom Jahr 1828. M bis S. 91

XIII. XIV.

Biographien und Charakteristiken.

Bruchstücke aus dem Leben des als Opfer seiner Wissenschaft gefallenen August Friedrich Schweigger. Nebst einem Anhang über den an seinem Grabe gestifteten Verein zur Ausführung eines Leibnitz'schen Missionsplanes. 3

Johann Heinrich Dombrowski. Von Karl Falkenstein 85

Johann Georg von Zimmermann. Von Heinrich Döring 121

Alberto Rota. 141

Bengt Lidner. 151

Miszellen und Anekdoten.

Züge aus dem Leben des Kaisers Don Pedro von Brasilien. 165

Züge aus dem Leben des Künstlers Blake. 170

Züge aus dem Leben Canning's. 179

Biographische Literatur.

Anzeiger der biographischen Literatur vom Jahr 1828. T bis Z. 183

XV.

Biographien und Charakteristiken.

Ludewig I., Großherzog von Hessen 3

Friedrich Bouterwek. Von Heinrich Döring. . 28

Ulrich Heinrich Gustav, Freiherr von Schlippenbach. Von D. Georg Siegmund von Bilterling. 51

Digitized by Google

Seite

Biographische Andeutungen.

Johann Schweighäuser. 73
Capitain Clapperton. 83

Miszellen.

Die Markgräfin von Anspach. 97
Miß Anna Seymour-Damer. 103

XVI.

Biographien und Charakteristiken.

Johann Heinrich Dombrowski. Nach Chodzko. Von Karl Falkenstein. 3
Wilhelm Heinse. Von F. L—tsch. 52

Miszellen.

Ludwig XVIII. und Carnot 97

Biographien und Charakteristiken.

Digitized by Google

Digitized by Google

Joseph Planta,

Oberbibliothekar und erster Vorsteher des Britischen Museums zu London.

Von Karl Falkenstein.

Nicht einen Helden, der, im Waffengeräusch aufgewachsen, die Laufbahn des Ruhmes verfolgend, über Leichen und Trümmern den Lorber zu erkämpfen strebt, — nicht einen Staatsmann, der die geheimen Gewebe der Politik mit zarter ruhiger Hand besonnen entwirrt, und im Wechselspiele des Zufalls und der Combination sich und die Mitwelt täuscht, sollen diese Blätter schildern; — nein, das Bild eines stillen Gelehrten führen sie vor die Augen der Leser, der obwol, für die diplomatische Laufbahn geboren, in ruhiger Abgeschiedenheit, einsam im Geräusche der Hauptstadt der Welt, nur der Wissenschaft lebte, nur in ihr und im Wirken durch sie Befriedigung suchte und fand.

Joseph Planta stammt aus einem uralten turnierfähigen Geschlechte des eidgenössischen Freistaates Graubünden, welches dem gemeinsamen Schweizerlande manchen heldenmüthigen Vertheidiger gegeben, manchen großen Staatsmann erzogen, und viele nützliche Bürger und Verkünder des göttlichen Wortes herangebildet hat.

Schon der Vater der Schweizergeschichte, der ehrwürdige Polyhistor Gilg (Ägidius) von Glarus, genannt Tschudy, sagte in seiner Chronik: „Es giebt etwelche fürnembe Geschlecht in der Eidgenossenschaft, wie sie kain Landt und Rich weit und breit aufzuweisen hat: die Salis, die

Digitized by Google

Planta*) im Bündnerlandt, die Bubenberg, Hallwyl und Erlach im Berngebiet, die Reding in Schwytz, die Tschudy in Glarus und die Pfyffer in Luzern suchen Ihres Gleichen an Rechtlichkeit, Tugend und Adel". Einige Genealogen wollten dieses Geschlecht sogar bis zur Römerzeit zurückführen, und beweisen aus dem Sueton, daß ein Pompejus Planta vom Kaiser Trajan als Proconsul nach Aegypten gesendet worden. Als Ahnherr derer Planta wird urkundenmäßig Konrad, Bischof von Chur (1139) angenommen. Schon 1317 soll die Familie Planta vom Könige Heinrich von Polen und Böheim die Silbergrube zu Scarla im Engadin, und die Eisenbergwerke von Valera zu Lehen erhalten haben. Ein Zweig des Geschlechts ließ sich um das Jahr 1400 in Frankreich nieder, wo das Geschlecht noch blühet, und seit mehr denn 100 Jahren im Besitze der Herrschaft und des Schlosses Neufdiraire ist. Der Hauptzweig aber, welcher in Graubünden zurückgeblieben, hat der geistlichen Macht zu Chur viele würdige Bischöfe und Domherren, und dem weltlichen Regimente ebenso kluge Staatsmänner als tapfere Feldherrn gegeben.

Matthias Planta, ein Enkel jenes tapfern Brüderpaars Theodosius oder Dusch, und Thomas, die sich unter Kaiser Maximilian I., 1499, in redlichem Kampfe auf der Malserhaide hervorgethan, ward durch seine Tochter Lucretia, welche den berühmten Rechtsgelehrten Fortunatus Juvalta heirathete, den Wissenschaften besonders befreundet, und durch seinen Schwiegersohn mit dem Studium beider Rechte vertraut, und seitdem ist die Muse nie wiederum von der Familie gewichen. Wenigstens ein Mitglied des weit im Engadin verbreiteten Hauses pflegte mit Eifer und Erfolg sowol Wissenschaft als Kunst.

So war unter Andern Martin Planta zu Anfange des vorigen Jahrhunderts (geboren 1722 zu Süß im Unter-Engadin) einer der ausgezeichnetsten Mathematiker und Physiker seiner Zeit. Unaufhörlich im chemischen Laboratorio beschäftigt, erfand er im Jahr 1755 die Scheiben-Elektrisirmaschine. Aber nicht zufrieden mit dem stillen Schaffen und Wirken

*) Von diesem Geschlecht ist eine ungemein große Stammtafel aus 6 Foliobogen von dem verdienstvollen rhätischen Historiker Fortunatus Sprecher gesammelt, und von Rudolf Ruinell Jäklin von Hohen-Realta bis auf das Jahr 1772 fortgesetzt worden. Zahlreiche Verbesserungen und eine fast gänzliche Umschmelzung verdankt die Familie den Forschungen des würdigen Dr. Janett zu Anfang der 1770er Jahre.

Digitized by Google

in sich, und mit der eignen Cultur der Wissenschaften, wollte er auch bei seinen Landsleuten Interesse dafür erwecken, und mit dieser Liebe zur Wissenschaft auch die Liebe zum Vaterlande immer mehr und mehr in seinen geliebten Bündnern entzünden.

Diesen großartigen Zweck unverändert vor Augen behaltend, stiftete er mit seinem Freunde Dr. Abis von Chur die erste ökonomische Gesellschaft in Graubünden. Hierauf suchte er besonders auf die Bildung der Jugend hinzuwirken, als ein Zweig des allgemeinen Volksunterrichts, der leider nur zu sehr vernachlässigt war. Nun wiederum mit diesem Gedanken beschäftigt, einzig und allein von der hohen Idee der Schulverbesserung beseelt — denn selten hat ein Mann den einmal entworfenen Plan mit mehr Eifer und Wärme erfaßt, und mit ausschließenderer Thätigkeit durchgeführt als er — gründete er nach Niederlegung seiner Predigerstelle, im Jahre 1760, eine Erziehungsanstalt mit Nesemann, zuerst in Zizers, hernach im Schlosse Haldenstein, und widmete sich ganz der Pädagogik. Im Jahr 1772 starb dieser vom edelsten Eifer für Beförderung allgemeinen Menschenwohls beseelte und für die Erhebung seiner Mitbürger auf eine höhere Bildungsstufe durchglühte Mann.

Ihm verdankt die gelehrte Welt, außer den Erfindungen im Gebiete der Physik, einer Beschreibung und Geschichte des Seminariums zu Haldenstein (In den „Verhandlungen der Helvetischen Gesellschaft zu Schinznach“ 1766—70), sowie Betrachtungen über den alten und neuen Kalender.

Der Vater des ausgezeichneten Mannes, den diese Blätter schildern sollen, Andreas Planta, geb. 1717, kam nach Vollendung seiner theologischen Studien, im Jahre 1739, in das Predigtamt, und wurde nach 2 Jahren Pfarrer der protestantischen Gemeinde zu Castasegna im Bergellerthal.*) Seine vorzüglichen Kenntnisse in der Mathematik ließen ihn von Zeit zu Zeit schwere mathematische Aufgaben lösen, welches ihm sowol im In- als im Aus-

*) Dieses zwischen hohen Felsen und Eisbergen von Nordost nach Südwest 4 Stunden lang sich hinziehende Thalgelände lehnt sich an den Fuß des Septimer-Berges, und wird von der rauschenden Mera durchströmt. Es ist an einigen Punkten äußerst fruchtbar, da der Septimer und Maloja dasselbe gegen den Nordwind schützen, und reich an mancherlei Naturmerkwürdigkeiten, besonders auf der steilen Straße nach Chiavenna', welche im Jahre 1776 mit großer Gefahr und nicht geringen Kosten gebahnt worden.

Digitized by Google

lande einen Namen machte. In der Folge verließ er seine Heimath, und ging nach Erlangen, wo er die Würde eines Doctors der Philosophie und die außerordentliche Professur der Mathematik erhielt. Bald darauf verschafften ihm seine vielseitigen Kenntnisse, seine wahrhaft encyklopädische Bildung, verbunden mit der reinsten Moralität und eifrigem Rechtssinn, die ehrenvolle Stelle eines Erziehers bei dem Erbprinzen von Ansbach.*)

Da er sich als ein vorurtheilsfreier Kopf und tiefer Denker, der in der alten und neuen Literatur, in der Theologie und Mathematik gleich bewandert war, dem Fürsten bekanntmachte, wurde er auf dessen Empfehlung als erster Prediger der deutschen reformirten Gemeinde nach London berufen.

Daselbst stieg bald sein Ansehen, und der Ruf seiner ungewöhnlichen Gelehrsamkeit verbreitete sich schnell.

Ein Mann von solchen Talenten konnte in einer Stadt wie London, wo die Wissenschaften unter dem Schutze der Regierung von jeher Riesenfortschritte machten, nicht unbemerkt bleiben. Hohe und Niedrige beehrten ihn mit den schmeichelhaftesten Beweisen der Anerkennung und des Zutrauens.

Der König erhob ihn zu seinem Bibliothekar, und die Königliche Societät der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede. Mitten in seiner amtlichen Thätigkeit als Prediger und Literator überraschte ihn der Tod im Jahre 1773. Noch als

---

*) Markgraf Karl Alexander, ein Neffe Friedrich des Großen, der Letzte dieses alten Hauses, welcher sowol dies Fürstenthum, als das im J. 1709 geerbte Baireuth am 2. Dezember 1791 an seinen Lehnsherrn König Friedrich Wilhelm II. von Preußen abgetreten, sich in demselben Jahre mit Lady Elisabeth Craven, der berühmten Schriftstellerin und Reisenden, vermählt, und hierauf in England unweit Sommerset ein Landgut (Schloß Brandenburg) gekauft hat, wo er auch im J. 1806 gestorben ist. Seine Gattin, Lady Craven, war die jüngste Tochter des Grafen Berkeley, lebte nach der Trennung mit ihrem ersten Gemahl, Lord Craven, an den Höfen von Versailles, Madrid, Lissabon, Wien, Berlin, Konstantinopel, Warschau, St.-Petersburg, Florenz und Neapel. Sie wurde sowol durch den Umstand, daß sie in die Grotte von Antiparos hinabgestiegen, die noch von keinen weiblichen Wesen besucht worden war, als durch gelungene Gedichte, Theaterstücke und Romane, vor Allem aber durch ihre Reise nach Konstantinopel (erschienen in einer Reihe von Briefen 1789, neue verm. Aufl. Paris 1814) und besonders durch ihre Denkwürdigkeiten: „Memoirs of the Margravine of Anspach, formerly Lady Craven, written by herself" (London, 1825 und Paris, 1826, 2 Bände), berühmt.

Digitized by Google

Pfarrer in seinem Vaterlande gab er eine gelungene Uebersetzung der Psalmen Davids in italienischer Sprache heraus.

An der Redaction der „Philosophical transactions“ nahm er in der Folge regen Antheil und soll in London überhaupt manche schöne Idee, z. B. die der Verbesserung der Kranken- und Armenhäuser, mit haben anregen helfen.

Der einzige Sohn dieses ehrwürdigen Schweizers, der Erbe seiner Talente und seiner Gelehrsamkeit, war der in Helvetien wie in England gleich hochgeachtete und unter den Verwaltern von fürstlichen Kunstschätzen (Bibliotheken, Sammlungen) als tief eingeweihter Musenpriester berühmte Joseph Planta, dessen Andenken wir in diesen Blättern zu feiern und in die Gemüther der Leser niederzulegen uns bemühen werden.

In dem schönen Bergeller-Thale (Val Bergaglia) an der Mittagsseite des höchsten Alpenkamms, unter einem wahrhaft italienischen Himmel, stand zu Castasegna das einsame Pfarrhaus, in welchem er am 21. Februar des Jahres 1744 das Licht der Welt erblickte. Doch nicht lange war es dem Knaben vergönnt, die heitere Luft seiner heimathlichen Berge einzuathmen. Schon im zweiten Jahre seines Lebens, als sein Vater einem Rufe an die Universität Erlangen gefolgt war, mußte er das Vaterland verlassen, um es nie wieder dauernd zu bewohnen. Von seinen frühesten Jugendjahren ist wenig bekannt. Selbst den vertrautesten Freunden, von deren Einem ich gegenwärtige Notizen verdanke, erzählte er wenig von seinen Knabenjahren und Schulerinnerungen, die doch sonst so gern das Gespräch des lebensfrohen Weltbürgers — wie Planta bis an sein Ende war — auszumachen pflegen. Seinem Vater, einem in der Mathematik sowol, als in den alten Sprachen und der Theologie gleich erfahrenen Geistlichen, verdankt er nicht nur eine frühe Uebung in dem grammatikalischen Studium des Lateinischen und Griechischen, sondern auch kluge Aufmunterung zur praktischen Beobachtung und Menschenkenntniß, die ihm in seiner nachmaligen, zwar kurzen, aber ehrenvollen diplomatischen Laufbahn wesentliche Dienste leisteten.

Nach einem kurzen Aufenthalte am Hofe zu Ansbach, wo sein Vater die Erziehung des jungen Markgrafen übernommen hatte, kam Joseph Planta im achten Jahre seines Alters (1752) nach London, wohin sein würdiger Vater als Prediger bei der deutschen reformirten Gemeinde berufen worden war. Auch hier lenkte sein Vater noch stets mit jener Sorgfalt und Liebe, wie nur fleißige, von jeder Berüh-

Digitized by Google

rung des Geschäftslebens durch ihre Abgeschiedenheit befreite Landgeistliche es zu thun im Stande sind, die Studien seines Sohnes, und duldete, wenigstens für den wissenschaftlichen Unterricht, keinen Hauslehrer. Im zwölften Jahre aber schickte er ihn, mit allen nöthigen Vorkenntnissen versehen, in eine der besten Schulen Londons. Hier gewann er bald das Vertrauen seiner Lehrer und der Schule, sowie seiner Obern im Hause, die im Geiste vereint, den frommen Sinn des Knaben zu bewahren wußten, indem sie seine Kenntnisse aufhellten, und den Körper durch gymnastische Uebungen stärkten.

Bald ragte er im Studium der alten Sprachen über die meisten seiner Mitschüler empor. In der Mathematik leistete er, zum stillen Verdruße seines Vaters, weniger als man erwarten hätte erwarten sollen, und von den neuern Sprachen konnte er sich lange nicht entschließen, das Französische mit Liebe zu umfassen, da er hingegen schon trefflich Englisch, Italienisch und Deutsch verstand, welches um so auffallender ist, als gerade jene Sprache es war, in welcher er seine erste Thätigkeit als Mann und Staatsbürger auszuüben bestimmt gewesen zu sein schien.

Auffallend war seine Gewandtheit in der lateinischen Prosa sowol als in der Poesie. Die Liebe zur Sprache des Tacitus und Cicero, welcher Letzterer bis ans Ende sein Lieblingsschriftsteller blieb, unterdrückte jedoch in ihm nimmer die Neigung für die Muttersprache, das ehrwürdige **Rumonsch, ilg antiquissim Linguaig da l'aulta Rhaetia**, wie sie von den Einwohnern des Cantons Graubünden selbst genannt wird.

Der Mangel einer bedeutendern Literatur derselben suchte er schon als Jüngling dadurch zu ergänzen, daß er täglich ein Capitel aus der Bibel in romanischer Uebersetzung oder ein Lied in dem „Cudesch da Cellerina", (einem im Engadin sehr beliebten vom Pfarrer Frizzoni herausgegebenen Gesangbuche) las, und vielleicht bereitete er schon damals die Grundlagen zu jenem gediegenen Monumente vor, welches er in der Folge seinem Mutteridiom gesetzt hat.

Von Gleichzeitigen und Mitstudirenden gewann Planta viel durch die Neigung, jede Ansicht nach allerlei Seiten lebhaft, aber ohne leidenschaftliche Gemüthsbewegung, durchzusprechen und dadurch die Ursachen der Meinungsverschiedenheiten zu ergründen. Sein von Natur offener echtschweizerischer Charakter unterstützte die Gabe des freien Vortrags, in welcher Britaniens Söhne, durch Nationalsinn

Digitized by Google

und Staatsverfassung aufgefodert, sich von Jugend auf üben, und mehr als alle Nachbarstaaten, und vielleicht mehr als irgend ein Volk, Großes leisten.

Schon auf der Schule gewann er theils die den freien Mann zierende Beharrlichkeit, nichts ohne deutliche Begriffsbestimmungen, nichts ohne schlagende Beweisgründe für fest zu halten, theils aber auch die Fertigkeit, eine lange Reihe von Folgerungen nach ihrem wesentlichen Zusammenhange in einem Ueberblicke schnell und kurz zusammenzustellen. Diese streng logische Ansicht aller Aufgaben und Gegenstände des Lebens hat, wie er selbst oft zu sagen pflegte, ihm in der Folge die Leichtigkeit verschafft, Parlamentsreden, oder Vorträge in der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, ohne Unterbrechung der Ideenfolge, im Auszuge treu festzuhalten und wiederzugeben.

Zum Jüngling emporgewachsen ward er von seinem Vater, der keine Kosten für die Ausbildung seines Sohnes scheute, auf auswärtige Hochschulen geschickt. Zuerst bezog er die Universität Utrecht, wo er besonders unter der Leitung des ebenso berühmten als redlichen Professor Sarius, Verfassers des „Onomasticon literarium", mit großem Fleiße dem Studium der Rechte sich hingab, aber zugleich encyklopädische Ausbildung zu seinem Hauptzwecke machte.

Mit ganz besonderm Vergnügen nahm er Theil an den gelehrten Vorträgen und Disputatorien, welche auf Belgiens Hochschulen — diesem heiligen Boden einer alten classischen Zeit — wenigstens um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch allgemein Sitte waren, und lernte so aus dem Borne der echten Schulgelehrsamkeit praktische Lebensansicht und Darstellungsgabe schöpfen.

Das Verhältniß zwischen Sarius und Planta blieb nicht lange das zwischen Lehrer und Schüler, sondern wurde, weil gleicher Sinn die Ungleichheit der Jahre leicht vernichtete, das vom Freunde zum Freunde; — und der Letztere zeigte, daß kein Reiz größer ist für einen jugendlich kräftigen Geist, als wenn ein berühmter Mann, seines Ruhmes vergessend und über die Gegenwart hinwegblickend, sich ihm gleich zu stellen scheint, und ihn das Wohlthuende der Achtung vorempfinden läßt, die er noch verdienen soll.

Der würdige Professor nannte ihn in seinem „Onomasticon", seinen geliebtesten Schüler.*) Letzterer besuchte den

*) Tom. VI, pag. 344.

Digitized by Google

Greis, so oft ihn ein Geschäft oder eine Vergnügungsreise durch Utrecht führte. Nach zweijährigem Aufenthalte, der ihm für sein ganzes Leben theuer blieb, verließ der junge Planta Utrecht und ging nach Göttingen, wo er unter Anleitung eines Pütter, Beckmann und Anderer in den mannichfaltigsten Kenntnissen wahre Riesenfortschritte machte. Auch hier war er der Stolz und die Freude seiner Lehrer, und, obwol nur kurze Zeit als akademischer Bürger immatriculirt, wußte er sich die Liebe der Mitstudirenden in so hohem Grade zu erwerben, daß er bei seinem Abgange tief betrauert, in Elegien besungen und von Vielen beweint wurde. Doch soll sein fester, freiheitsliebender Sinn unwillkürlich in Ehrensachen verflochten worden sein, bei denen ihm das längst erworbene Ansehen mehr Unterstützung geleistet hat, als seine Fertigkeit im Fechten.

Er war in dem Hause einiger Professoren, besonders aber bei dem ehrwürdigen Stifter der Universität, Freiherr von Münchhausen, gern gesehen, und liebte während des akademischen Lebens die Geselligkeit mehr, als es ein weniger begabter Jüngling ohne Versäumung des Wissenswürdigen hätte thun können.

Aber dieser Umgang mit vielgereisten und erfahrenen Männern weckte den in ihm schlummernden Wunsch, fremde Länder und Menschen kennen zu lernen. Er ergriff also mit Begierde die erste sich darbietende Gelegenheit, nach Frankreich und Italien zu reisen. Nachdem er sich durch unermüdete linguistische Studien sowol: als durch Reisen für die diplomatische Laufbahn vorbereitet hatte, nahm er mit um so größerm Vertrauen die Stelle eines Secretairs bei der königlichen großbritanischen Gesandtschaft zu Brüssel an, da seine Bekanntschaften sowol als die vielseitigen Verbindungen seines Vaters mit den angesehensten Personen des Reichs, ihm manche schöne Aussicht zu eröffnen schienen. Früher hatte er einen Ruf als Referendar bei den britischen Armeen (British armies) in der großbritanischen Kriegskanzlei angenommen, den er aber — von dem militairischen Ton unangenehm berührt—sehr bald mit erstgenannter Stelle vertauschte. Ohne Zweifel würden seine Hoffnungen auch gekrönt worden sein, wenn ihn nicht im Jahre 1773 der Tod seines Vaters und die Pflichten gegen eine kränkelnde, allein dastehende Mutter nach London zurück berufen hätten.

Planta's Vater war der ehrenvolle Auftrag zu Theil geworden, vor der Königin Charlotte Vorlesungen über die

Digitized by Google

italienischen Sprache und Literatur zu halten. Auf diese Weise kam er bald in eine nähere Berührung mit dem Hofe, und diesem Umstande verdankt es unser Planta wahrscheinlich, daß er sobald nach seines Vaters Tode, schon im Jahre 1775, als Gehülfe in der Bibliothek des Britischen Museums angestellt wurde, ein Amt, das bei der übergroßen Anzahl sich zu diesem Dienste meldender Subjecte nur selten an Ausländer ertheilt worden war.

Schon das Jahr zuvor, 1774, wurde er zum Mitgliede der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften erwählt. Dies war ein mächtiger Sporn für seinen Ehrgeiz. Fleiß, Anstrengung und literarische Thätigkeit verdoppelnd, zeichnete er sich bald so vortheilhaft aus, daß ihm kurze Zeit nach seiner Ernennung, auf besondere Empfehlung des damaligen Präsidenten, Sir John Pringle, das Unter-Secretariat und die auswärtige Correspondenz der Royal Society einstimmig übertragen wurde.

Im Jahre 1776 ward er nach dem Tode des gelehrten Dr. Maty zu einem der ordentlichen Secretarien erwählt.

Damals hatte er sich bereits auch schon durch eine gediegene Schrift über die romanische Sprache, welche als ehrwürdiger Ueberrest der alten Rhäto-Etrusker nur noch in einem einzigen Winkel der Erde — in den Felsenthälern der schweizerischen Republik Graubünden, zwischen den Quellen des Inns und des Rheins — gesprochen wird.*) Sie führt den Titel: „An account of the romansh language. By Joseph Planta, F.R.S., in a letter to Sir John Pringle, Bart. P.R.S."

In seiner Zuschrift an den würdigen Präsidenten (dat. Brit. Museum, 10. Juni 1775), gibt er zu verstehen, daß er zu dieser linguistischen Forschung durch die romanische Bibel veranlaßt worden sei, welche der Graf Karl Ulysses von Salis der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zum Geschenk gemacht hatte. Diese gelehrte Abhandlung, wodurch er die ganz unbeachtet gebliebene uralte Sprache Rhätiens in ehrenvolle Erinnerung brachte und auf diese Weise seiner Alpenheimath auch im Auslande den schuldigen Tribut

*) Ueber dieses ehrwürdige Sprachdenkmal hofft der Verfasser gegenwärtiger biographischer Skizze der gelehrten Welt die Resultate zehnjähriger Studien in einem besondern Werke unter dem Titel: „Geschichte und Grammatik der romanischen (rhäto-etruskischen) Sprache", ilg antiquissim Linguaig da l'aulta Rhaetia baldigst in die Hände legen zu können.

Digitized by Google

der Achtung zollte, fand so allgemeinen Beifall, daß sie würdig erachtet wurde, in die „Philosophical transactions" aufgenommen zu werden. Sie steht im Vol. LXVI, Jahrgang 1776 S. 129—160. Eine deutsche Uebersetzung davon erschien zu Chur unter dem Titel: „Geschichte der romanischen Sprache, durch Joseph Planta, abgelesen in der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London, den 10. November 1775, gedruckt zu Chur 1776"; jetzt eine bibliographische Seltenheit, da von dieser Uebersetzung nur sehr wenig Exemplare abgezogen worden.

In dieser Schrift führt Planta unter vielen gelehrten Seitenblicken in das Gebiet der Linguistik überzeugende Gründe für die Meinung an, daß die romanische Sprache in der ersten Periode des Mittelalters (nach der Völkerwanderung) die allgemein herrschende Sprache Frankreichs, Italiens und Spaniens war, aus welcher die spätern Dialekte jener Gegenden sich, gleichsam als Niederschlag eines verworrenen Idioms, durch stufenweise Ausbildung entwickelt und auf den heutigen Standpunkt erhoben haben. Das von seinen hohen Bergen dicht umgebene Rhätien aber, frei, unüberwunden, abgeschlossen in sich und fest an Sitte, Sprache, Gebrauch und Herkommen haltend, bewahrte auch in seiner Sprache Jahrhunderte hindurch die alte, rohe, ursprüngliche Form. Es konnte nicht fehlen, daß Planta durch diese geistreichen Ansichten nicht nur seine Landsleute, sondern auch Englands gelehrte Welt gleich vortheilhaft ansprechen mußte.

Er wurde auch bald nach dem Erscheinen jener Schrift, als Dr. Horsley (späterhin Bischof) seine Stelle niedergelegt hatte, zum ersten und ältesten Secretair der Gesellschaft befördert. Seine Hauptbeschäftigung und strenge Pflicht in diesem neuen Berufe war, genaue Auszüge aller der Royal Society mitgetheilten gelehrten Arbeiten zu entwerfen, welche als Recapitulation des Ganzen vor der Abstimmung jedem einzelnen Mitgliede nochmals vorgelegt und dann laut abgelesen wurden. Diese Aufgabe wußte Planta mit einer so großen Genauigkeit, mit einer so treffenden Kürze und solcher bis auf die kleinsten Details eingehenden Umsicht zu lösen, daß er 20 Jahre hindurch die Bewunderung aller Mitglieder erregte, und nach seinem Hinscheiden die allgemeinste Vermissung und Trauer mit sich in das Grab nahm.

Bis zu dem Jahre 1778 hat Planta nur den Wissenschaften gelebt, obgleich seine Laufbahn als Gelehrter mehr eine intensive als extensive Richtung genommen. Nun aber

Digitized by Google

lernte er ein weibliches Wesen, Miß Elisabeth Atwood, kennen, deren seltene Gaben des Geistes und des Herzens ihn so sehr fesselten, daß er nur mit diesem angel of spirit and heart (wie er sich selbst auszudrücken pflegte) leben zu können betheuerte. Erwiderung seiner Liebe krönte bald seine feurigen Wünsche, und der Segen des Priesters legte mit der Hand der schönen Miß Elisabeth Atwood ein häusliches Glück auf seines Lebens Pfad, welches nur erst mit ihrem Tode (1821) eine Unterbrechung erlitt. Er soll häufig, und zwar meist dann, wenn er mit ein Paar vertrauten Freunden eine Flasche Rheinwein leerend die Gesundheit seiner Familie ausbrachte, ausgerufen haben: „Kein Mensch ist glücklicher als ich. Nur der Tod kann den heitern Himmel meiner Ehe und meines Hauses trüben!"

Ein Jahr nach seiner Vermählung (1788) wurde er zum Zahlmeister der Schatzkammerscheine (Paymaster of Exchequer Bills*) erwählt, welches Amt er mit großer Treue und Gewissenhaftigkeit 23 Jahre hindurch verwaltete, bis er dasselbe im Jahre 1811 freiwillig niederlegte.

Nach Dr. Morton's Tode wurde ihm die große Auszeichnung zu Theil, daß ihn der König zum Oberbibliothekar und ersten Vorsteher des Britischen Museums ernannte, — und in der That hätte die Wahl auf keinen Würdigern fallen können. Wenn er schon durch seine tiefe Gelehrsamkeit, durch seine vielseitige wahrhaft encyklopädische Bildung mehr als irgend ein Anderer zu dieser ehrenvollen Stelle befähigt zu sein schien, so gab ihm seine ungewöhnliche Sprachkenntniß recht eigentlich noch die Weihe. Er war im Stande mit allen Fremden, die das Museum besuchten, in ihrer Landessprache sich zu unterhalten. Die zuvorkommende, von übertriebener Süßlichkeit ebenso weit als von selbstgefälliger Ichsucht entfernte Höflichkeit, womit er die Fremden in den Räumen des Museums empfing, ihnen alle Schätze vorzeigte und jede Frage beantwortete, beurkundete seinen innern und äußern Beruf zum wahren Humanisten.

---

*) Exchequer wird bekanntlich der königliche Lehnhof, eines der 3 obersten Gerichte in England, genannt. Dieser Name ist uralt, und, nach Einigen, seit Wilhelm dem Eroberer im Gebrauch. Er wird von den getäfelten Fußboden des Gerichtssaales hergeleitet und bedeutet Schachbret. Auch in Frankreich heißt der oberste Gerichtshof, z. B. zu Rouen: Echiquier de Normandie. Schon in frühester Zeit der fränkischen Monarchie waren die Säle, wo Recht gesprochen wurde, mit jener schachbretartigen Auszeichnung versehen.

Digitized by Google

Er wirkte als solcher wie wenige seiner Vorgänger. Nie ging ein Schüler oder reisender Gelehrter, oder sonst ein Wißbegieriger, der ihn um Rath fragte, unbefriedigt von dannen. Sein ebenso bewunderungswürdiges Gedächtniß als die oft angestaunte Belesenheit bürgten dafür, daß er weder auf eine mündliche noch schriftliche Anfrage die Antwort schuldig blieb.

Dies ist die höhere Weihe und der wahre Beruf des Bibliothekars. Als solcher verband er ein tiefes Studium der Geschichte in ihrer höhern Beziehung als Wissenschaft aller Wissenschaften, welches einem solchen Beamten um so unverläßlicher wird, je mehr seine ganze Stellung eine historische ist.

„Wer für die Nachwelt wirken will", sagt Ebert in seiner ebenso geistvollen als gelehrten Schrift: „Die Bildung des Bibliothekars," „muß in gewisser Art über der Mitwelt stehen; er muß, obgleich stets aufmerksam auf alle Erscheinungen in der letztern, nie sich zu nachtretender Einseitigkeit hinziehen, und nie durch locale und temporale Neigungen und Ansichten sich den richtig prüfenden Blick trüben lassen, und es ist dieses desto nothwendiger in einer Zeit, in welcher beinahe alle Wissenschaften in einer Krise sind, die sie von der historischen Bahn weggerissen und auf die hochschlagenden Wogen der Meinungen und stets sich neu gestaltenden Formen des Tages geschleudert hat".

Wie sehr er aber auch für England eingenommen war, und wie ausschließend fest das Umfassende seines Berufs alle seine Kräfte in Anspruch nahm, blieb er doch im Herzen der ersten Heimath, der Schweiz, von ganzer Seele zugethan. Wenige Schweizer mochten zu Anfange dieses Jahrhunderts, als Napoleon's wachsende Macht die alte Freiheit zu erdrücken drohte, als seine Gewalt und List in die Alpen drang, schmerzerfüllter auf das Vaterland geblickt haben als Joseph Planta. Von der Themse aus folgte sein Auge ängstlich und treu jeder Begebenheit in Bündens Thälern. Da erwachte in ihm der Entschluß, dem Schatten der untergehenden Freiheit, den Manen seiner entbürgerten Landsleute ein würdiges Todtenopfer darzubringen.

Er schrieb, wie ein begeisterter Seher, der weit in die Vorzeit und Zukunft schaut und mit klarem Forscherblicke Gegenwart umfaßt, eine Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, damit die kommenden Geschlechter seiner Enkel sich spiegeln möchten an den Großthaten ihrer Ahnen, und verabscheuen lernten fremde Gewalt und Tyrannei.

Digitized by Google

Dies geistvolle Werk erschien unter dem Titel: „History of the Helvetic Confederacy, by Jos. Planta, F.R.S." 2 Bände. London, 1800. 4. Er hat es mit Hülfe des londner Bücherschatzes nach den besten Quellen bearbeitet, dabei aber, wie er selbst in der Vorrede zugesteht, das Meisterwerk des unsterblichen Johannes von Müller zum Grunde gelegt. Und er hätte wol kein besseres Muster wählen können, als dieses noch unerreichte Meteor am historiographischen Himmel, diesen seltenen Forscher, der mit Selbständigkeit, Tiefe und reinem Wahrheitsgefühl aus mancher selbst als fabelhaft verschrieenen Quelle Goldkörner historischer Wahrheit zu finden, der die Schauplätze der Begebenheiten, die Sitten und den Bildungsgang der Völker, mit einem Worte, das ganze Leben der Vor- und Mitwelt in allen seinen Beziehungen vor das Forum der Geschichte zu führen und ihr dadurch die Würde einer Lehrerin der Menschheit zu verschaffen gewußt hat.

Mag daher der wackere Planta von dem Vorwurfe der Nachahmung befreit bleiben. Wer sich ein so großes Muster als Zielpunkt seines Sterbens vorsetzt, wird schon der Unerreichbarkeit wegen zum selbstschaffender Historiker, zumahl wenn er — wie Planta — in einer fremden Sprache schreibt; da ihm nicht einmal die dunkle, schwerfällige und gezwungene Form zum Vorwurf gemacht werden kann, welche viele Hyperkritiker bei Joh. v. Müller tadeln, ohne das Eigenthümliche, das Kräftige der schweizerischen Volkssprache zu kennen, und ohne zu bedenken, daß er meist aus Excerpten vorliegender Urkunden, und zum Theil absichtlich so geschrieben, um den nationalen Eindruck auf sein Volk zu verstärken.

Das von Planta mit Fleiß ausgearbeitete Geschichtswerk wurde in England mit so großem Beifall aufgenommen, daß bald eine zweite Auflage nöthig ward, welche dann auch im J. 1807 mit vielen Veränderungen und Zusätzen in 3 Octavbänden erschienen ist.

Nach der Wiederherstellung der helvetischen Freiheit im J. 1815, welche besonders auch für Graubünden segensreich und belebend wirkte, fand sich der edelsinnige Planta, dem das Alpenland so sehr am Herzen lag, aufs Neue ermuthigt, seine Forschungen weiter auszudehnen, und mit denselben Farben, mit denen er, trauernd zwar, die untergehende Sonne der uralten Gerechtsame malte, nun auch die Morgenröthe einer neuen bessern Zeit anzudeuten und die Hoffnung auszusprechen, die jeden echten Eidgenoß beim Blick in die Zukunft beseelt.

Digitized by Google

Diese Supplement-Geschichte, welche 1821 zu London in Octav erschienen, führt den Titel: „A view of the restauration of the Helvetic Confederacy etc.“

Wenn wir unsern Greis im hohen Alter noch gern voll patriotischen Enthusiasmus erglühen sehen, und uns das Bild des Altschweizers selbst in dem fremdartigen London wohlthuend erscheint, dürfen wir seiner anderweiten Verdienste nicht vergessen, die er sich um die ihm anvertraute Anstalt erwarb. Ihn in seinem eigentlichen Wirkungskreise als Bibliothekar zu schildern, hieße sich einer Danaiden-Arbeit unterziehen, weil in keinem Berufe der Ausspruch des berühmten David Wilkie, des schottischen Teniers: „To day is so very like yesterday, that we imperceptibly forget the progress of time“, oder unser deutsches „Ein Tag ist dem andern so ähnlich, — und doch sie alle wieder so unendlich von einander verschieden“, sich mehr bewährt als in dem eines Vorstehers von der freien Benutzung geöffneten literarischen Schätzen. So mannichfaltig, so umfassend das Gesammtgebiet der Literatur ist, ebenso verschiedenartig, mit jedem Momente sich anders gestaltend ist die äußere und innere Wirksamkeit des Bibliothekars.

Planta hat seinen hohen Beruf von der poetischen Seite — denn auch das anscheinend Trockenste bietet dem Eingeweihten eine lebensfrischen Gesichtspunkt dar — aufzufassen gewußt. Im innigsten Verhältnisse mit dem — als Erzieher, Antiquar und Sprachforscher gleich ausgezeichneten George Henry Noehden, einem geborenen Deutschen dem Großbritanien aus Anerkennung seiner Verdienste um die Königliche asiatische Societät, als deren Secretair er lange wirkte, und um den deutschen Verein zu London, dessen Vorsteher er war, die Ehre der Nationalisirung wiederfahren ließ — war seine Thätigkeit eine mehr nach Außen gerichtete, während dieser die innere Verwaltung übernahm. Bald überließ er Letzterm die Aufsicht über das königliche Münzcabinet und die bedeutende Antikensammlung fast ganz allein, und behielt nur noch die oberste Leitung der Bibliothek.

Wie er da, der vielen Nebenämter und Beschäftigungen umgeachtet, besonders für das Fach der Manuscripte thätig gewesen, beweist sein gelehrter mit kritischen Anmerkungen versehener Handschriftenkatalog der sogenannten Cottonischen Bibliothek: „A catalogue of the manuscripts in the Cottonian library with a prefatory account and an alphabetical index, by J. Planta“, London, 1802, Fol.

In der Vorrede entwirft er ein Gemälde von dem be-

Digitized by Google

rühmten Stifter dieser merkwürdigen Sammlung, Sir Robert Cotton*), worin er viele höchst interessante Eigenheiten aus seinem Leben erzählt und geistreiche Bemerkungen über die Begründung und den Inhalt dieser Sammlung ausspricht. Durch Planta's Schrift kann man sowol den ersten Katalog derselben von Dr. Smith (Oxford, 1696, Fol.) als den durch Mr. Astley mit Fleiß gearbeiteten „Hooper's Katalog," wie er nach dem Herausgeber meistens genannt wird, als nicht vorhanden betrachten; denn Alles ist umgearbeitet und mit neuen Anmerkungen versehen. Dieser Katalog umfaßt gegen 26,000 Nummern, bei welchen sowol das Datum und das Alter, so gut es zu bestimmen möglich war, als auch das Format und das Schreibematerial angegeben ist.

Diese berühmte Handschriftensammlung bestand zuerst aus 968 Bänden, und wurde nach verschiedenen Kreuz- und Querzügen endlich in einem Hause zu Westminster aufgestellt, wo aber im J. 1731 durch ein schnell ausgebrochenes Feuer viele der kostbarsten Manuscripte ganz zerstört und noch mehre bedeutend beschädigt worden. Nach diesem Ereigniß wurden sie nach Westminster-Dormitory gebracht und im J. 1753 in dem Britischen Museum aufgestellt. Von 185 beschädigten Manuscripten wurden 51 durch die Geschicklichkeit und den ausdauernden Fleiß Planta's wiederhergestellt.

Als nun der würdige Greis, obgleich im besten Wohlsein, das Alter langsam heranschleichen sah, und sein unvermindert thätiger Geist sich allmählig nach Ruhe zu sehnen begann, legte er alle andere Würden freiwillig nieder und behielt blos sein Amt als Director des Britischen Museums bei, welches er auch bis an das Ende seiner Tage mit ungeschwächter Theilnahme verwaltete. Noch in seinem achtzigsten Jahre hatte sein Geist die Jugendfrische eines Jünglings. Das Gedächtniß nur fing an, ihm wenigstens für Momente untreu zu werden.

Bald besann er sich wieder auf den Gegenstand, mit dem er sich beschäftigte, und wunderte sich dann selbst über diese Schwäche, indem er fast schamhaft die Hände vor das Gesicht hielt und ausrief „Is it possible to not remember of it!!" Mit dem einundachtzigsten Jahre fühlte er

*) Eine interessante Schilderung des großen Sammlers Cotton findet man in dem Werke „Bibliomania", p. 351—354.

auch in seinem Körper die Abnahme der Kräfte sich vermehren, indem er seine gewöhnlichen Spazirgänge nach Tische gegen 5 Uhr, nicht mehr fortsetzen konnte. Das hinderte ihn aber doch nicht, sich noch täglich auf dem Museum einzufinden. Dieser Umstand hatte aber die Wirkung zur Folge, daß er von nun an sich aus allen geselligen Verhältnissen zurückzog, in die er von früh an unwillkürlich hineingerissen wurde, und seine Mußezeit dem Gebete und stiller Selbstbetrachtung widmete. Sein frommes, echt-christliches Gemüth, das er der ersten Leitung seines trefflichen Vaters verdankte, sprach sich besonders in den letzten Lebenstagen in der Andacht und der stillen Ergebenheit aus, womit er in Allem, was ihn oder Andere, oder sein Vaterland betraf, die höhere Ordnung der Vorsehung erkannte, und welche ihn voll Gottvertrauen der Auflösung entgegenführte, die seinem schönen Leben durch Stockung der Pulse, ohne Schmerz, den 3. Dezember 1827 im dreiundachtzigsten Jahre, ein Ende machte.

Merkwürdig bleibt der Umstand, daß sich in Planta's Leben, wie in wenig andern, 2 Extreme berührten und ihn wie ein liebendes Schwesterpaar Hand in Hand durch das irdische Dasein begleiteten: Geselligkeit und Liebe zur Einsamkeit. — Die Gabe zu unterhalten, die nie ohne lebendige Anschauung, ohne schnell erfassenden Witz, ohne funkenwerfende Darstellung sein kann, gestanden ihm Alle zu, die ihn in seinem wirthlichen Hause sahen, oder in den Salons zu London trafen. Er hatte bei einem vorherrschenden Urtheilsvermögen Einbildungskraft genug, um nach dem Leben zu zeichnen; Beredsamkeit, um die Zeichnung in ein Gemälde zu verwandeln. Er hatte Klugheit und Weltkenntniß genug, um Jedem eine gesunde Speise aufzutischen, und seine außerordentliche Belesenheit bot ihm das Salz, dieselbe zu würzen. Er hatte Laune, um den Freund zu necken; Witz, um zu treffen; Geduld, um zu hören; Genie, um sich Platz zu machen; Muth, um anzugreifen; Schonung, um den den Angriff zu mildern; Mäßigung, um einzulenken; Verstand, um abzubrechen; oder Liebe, um sich freiwillig überwinden zu lassen.

Er konnte ernst mit Ernsten, scherzend mit Scherzenden, ehrerbietig mit Großen, einfach mit Einfachen, mit Allen — natürlich sein. Er fand stets zum lustigen Einfalle das Wort, zum Worte den Ton, und zum Tone das Lächeln und die geistvoll begleitende Miene. Diese Geselligkeit hatte unleugbar einen Grund in der Ruhe seiner Seele und im stets

Digitized by Google

regen Triebe des Mitgefühls, mit einem Worte: in der Lauterkeit und Liebe seines Wesens. Weil er ohne Stolz seinen innern Werth fühlte und sich von dem Glücke auf den Standpunkt gestellt sah, den sich seine Ehrliebe zum Ziel gesetzt hatte, so machte ihn, der, von der Diplomatie zurückgezogen, nur der Wissenschaft lebte, keine Begierde düster, kein fehlgeschlagener Versuch trübsinnig, kein hartes Wort empfindlich, keine vermißte Auszeichnung mürrisch.

Weil er den Menschen, ohne Ansehen des Ranges, als Menschen liebte, so konnte er theilnehmen an allen fremden Leiden und Freuden; stets ruhig in sich, überall Ruhe um sich verbreiten, und stets froh, überall zur Heiterkeit stimmen.

Dieser Geselligkeit und Liebe zum Umgang mit Menschen hielt — was sonderbar erscheinen mag — seine Liebe zur Einsamkeit das Gleichgewicht, ohne seinem Charakter einen Anstrich von Hypochondrie zu ertheilen. Diese Liebe zum Alleinsein nahm mit jedem Jahre in ihm zu und wurde nach dem Tode seiner Gattin (im J. 1821) auf den höchsten Gipfel gebracht durch die steigende Abneigung gegen die „glänzenden Thorheiten seiner Zeit" — wie er sich oft gegen vertraute Freunde auszusprechen pflegte —, gegen „das blendende Nichts des Weltumtriebes".

Joseph Planta war einer von den wenigen Menschen, deren Leben, wie ein klarer Bach der sich durch anmuthige Gefilde schlängelt, klar und ungetrübt in das Meer der Unsterblichkeit hinüberwallte; — und einer der noch seltenern, die das innere und äußere Glück, das ihnen Gott gespendet, mit dankbarem Gemüthe vor Jedermann öffentlich bekannten.

Um demselben gleichsam noch die Krone aufzusetzen, hat ihm der Himmel einen Sohn geschenkt, der einzige Sprößling seiner Ehe, welcher unter seiner sorgsamen Leitung zu einem Manne heranwuchs, der, mit Würden aller Art bekleidet, zum Unter-Staatssecretair emporgestiegen, noch heute den Stolz und die Zierde Britanniens ausmacht, und von dem die englischen Blätter sagen, man wisse nicht, ob man den Vater um des Sohnes, oder den Sohn um des Vaters wegen mehr lieben möchte.

Dies sind ungefähr die Umrisse zu dem Lebensgemälde des seltenen Mannes, dessen innern Werth als Mensch und Freund und Gatte und Vater zu schildern einer geübtern Feder überlassen sein muß.

Digitized by Google

Johann Baptista Brocchi.

Von Heinrich Hase.

Darf man Brocchi's frühere Leistungen zu einem Maßstabe Dessen machen, was man sich nach seiner vollendeten Reise in allen den Gebieten zu versprechen hatte, die seine Wissenschaft umfaßte, so hat Italien neuerdings wenige Verluste erlitten, die schmerzlicher zu beklagen seien. Denn noch stand er in den Jahren den rüstigsten Kraft, und sein Geist, der gegen keine menschliche Anregung stumpf war, umfaßte eine solche Menge von Richtungen, daß das Interesse, was seine Schriften einflößen, kaum von Buffon's geistreichsten Abhandlungen oder von irgend etwas Anderm überboten wird, wo genaue Beobachtung mit den Hinweisungen auf die Theorie und den Ueberblicken in alte und neue Zeit Hand in Hand geht. Erweiterung des menschlichen Wissens und Vermehrung des menschlichen Wohlseins zeichnete stets seinem Streben die Linien vor, und die ihm eigne Gewandheit machte die Forschungen, die er oft in den entlegensten Gebieten der Konchyliologie oder der Bergwissenschaften vornahm, selbst für Laien anziehend und belehrend. Was Kant von der echten Popularität fodert, das war ihm gegeben. Die Meister des Fachs konnten bei ihm lernen; und doch verschmähte er's nicht so zu schreiben, daß die wissenschaftlich gebildeten Laien in dem Wahne stehen konnten, nur sie habe er im Auge gehabt.

Brocchi war zu Bassano 1772 geboren. Seine Aeltern gehörten dem wohlhabenden Mittelstande an und gaben ihm eine sorgfältige Erziehung. Liebe zu den Naturwissenschaften verrieth sich schon im Knaben. Doch hatte er auch Anlagen zur Dichtkunst, und seine Versuche darin fanden den Beifall des bassaneser Dichternestors, Jakob Vitorelli, dessen eigne lyrische Gedichte außerhalb seiner Vaterstadt freilich wenig gekannt sind.

Digitized by Google

Ehe Brocchi noch erwachsen war, verlor er seinen Vater. Die Familie wünschte einen Rechtsgelehrten aus ihm zu machen, und man schickte ihn in dieser Absicht nach Padua. Doch die Professoren seiner Facultät bekamen ihn wenig zu sehen: denn in der Nähe der schönen Bibliothek, der Naturaliensammlung, von Vallisnieri begründet, des reichen Pflanzengartens, kam seine Neigung zu den Naturwissenschaften zum völligen Durchbruche, und seine bisherige Sammlerliebhaberei gewann eine wissenschaftliche Begründung. Doch die Zeit kam näher, wo er das juristische Examen bestehen sollte, und er wurde ängstlich bei dem Gedanken, was sein Erfolg sein könnte. Im besten Falle selbst war es um seine Lieblingsbeschäftigung geschehen. Kurz und gut entschloß sich daher Brocchi, ohne seine Verwandten vorher zu fragen, von der Universität fort und nach Rom zu gehen; und die Jugend Brocchi's — er war noch nicht 20 Jahr alt — dann die Kraft seines innern Berufes, müssen diese Entweichung entschuldigen.

Nur 3 Monate blieb unser junger Forscher in Rom, die er in den Kunstsammlungen nicht als bloßer müssiger Beschauer verbrachte. Eine kleine Schrift, die 1792 in Venedig erschien: „Sulla scultura egiziaca“, zeigte, daß er sinnend verweilt hatte, wo so Viele nur gaffen. Naturstudien blieben aber von nun an sein Beruf. Schon 1795 ward ihm die Anordnung eines naturhistorischen Cabinets übertragen, das dem Patricier Ascanio Molin gehörte; und der Aufenthalt in Venedig blieb wieder nicht unergiebig. Ein Aufsatz „über die wohlriechenden und die Zierpflanzen in den Gärten,“ 1796, verschaffte ihm Stimmrecht unter den Beförderern der Botanik in ihrer Anwendung auf das tägliche Leben. Die Ausstellung der Sammlung des Hrn. Zanuzzi aus Bassano, die in Paris erworben und im mineralogischen Theile von Romé de l'Isle angeordnet war, füllte beinahe das ganze Jahr 1797 aus. Doch blieben ihm noch Mußestunden, die er zu Briefen über Dante an eine Dame verwandte (1797).

Im J. 1801 erhielt er den Lehrstuhl der Naturgeschichte zu Brescia, und zugleich die Aufsicht über den dortigen Pflanzengarten, den Vortrag der Botanik für die Zöglinge der Medizin und Pharmazie, und die Bildung eines naturhistorischen Cabinets. Man bemerkt in der Anordnung dieser Vorträge den Einfluß einer Zeit, die unsern jungen Gelehrten wie fast alle Italiener berührte. Brocchi soll den Ideen, die, durch die französische Revolution angeregt, damals überall Eingang fanden, eifrig angehangen haben; und man erklärte daraus Vernachlässigungen, die er in spätern Jahren erfuhr.

Digitized by Google

Als eine Art öffentlicher Rechenschaft über seine öffentlichen Vorträge, die gern gehört wurden, weil er, wie in seinen Schriften, gründlich war und doch gut unterhielt, gab er 1808 das Verzeichniß der Pflanzen heraus, die er bei ihnen vorzeigte und erklärte. In den Ferien machte er Ausflüge in die Umgegend: beobachtete besonders das spathhaltige Eisen, das im Valtrompia vorherrscht; entdeckte auf dem Berge Mulsetto desselben Thales eine Schmergelgrube auf Selce auflagernd, und analysirte den magnetisch eisenhaltigen Sand des Flusses Olio, dem Goldkörnchen beigemischt sind. Die Acten der brescianer Akademie von 1808 thun aber dar, daß er nicht allein in der Mineralogie lebte; denn außer einer Untersuchung über das spathhaltige Eisen und einer chemische Untersuchung des valtelliner Stahls, legte er auch eine Anatomie des Auges der Kerbthiere dort nieder. Die Wichtigkeit seiner mineralogischen Mittheilungen blieb nicht unbeachtet, denn als er seinen „Trattato mineralogico e chimico sulle miniere di ferro del dipartimento del Mella, coll' esposizione della fisica costituzione delle montagne metallifere della Valtrompia.“ (Brescia, 1808. 2 Bde. in 8.) als letzte Entwickelung seiner frühern Angaben bekanntgemacht hatte, übertrug ihm die damalige Regierung des Königreichs Italien (1809) eine Stelle im Bergdepartement (Consiglio delle miniere), die ihm zu fernern Untersuchungen der reichen und zum Theil noch wenig beachteten Schätze des Landes verpflichtete. In Gemeinschaft mit dem Professor Malacarne, damals Secretair im Bergfache, unternahm er 1810 eine Reise nach dem Fassathale an der obern Etsch, das auch von Dolomieu nicht war übersehen worden; denn dort soll dieser den Stilbit, wie er ihn nannte, Fassoit, gefunden haben. Der Gewinn war über Brocchi's Erwartung, denn nach seiner Versicherung gäbe es im Umkreise der Alpen keinen Punkt, wo auf so kleinem Raume so seltene und so schöne Fossilien wieder vorkämen. Die Abhandlung („Memoria mineralogica sulla valle di Fassa“), die er 1811 in Mailand bekanntmachte, eröffnete ihm die Thür des italienischen Instituts.

Eine schöne Reihe von Muscheln, die in der Umgegend von Castelarquata bei Piacenza gesammelt waren, und eine Anzahl versteinerter Knochen, gleichfalls dort gesammelt, die gegenwärtig in Mailand sich befinden, weckten in Brocchi den Gedanken, in einer umfassenden Untersuchung die fossile Konchyliologie der Alpenländer darzustellen. Aber die genauere Kenntniß dieser Erscheinungen machte Reisen nothwendig, und

Digitized by Google

im Sommer 1811 erst konnte er aufbrechen, um an Ort und Stelle die Fundgrube dieser Vorkommnisse zu prüfen. Herr Parolini, auch ein Bassanese, war auf dieser Reise Brocchi's Begleiter. Von Modena aus nahmen sie ihren Weg über Sassuolo, Barigazzo nach Etrurien, dessen Thäler reiche Ausbeute für den Hauptzweck seiner Forschungen darboten. Blos die Orte zu nennen, wo er länger blieb, möchte für die Leser von geringerm Interesse sein, doch darf wol nicht vergessen werden, daß er am 23. September Rom zum zweiten Male begrüßte, im November zu Neapel war und von einer Nebenreise nach Pästuno gerade zur rechten Zeit noch zurück war, um jenen interessanten Ausbruch des Vesuvs am 1. Jan. 1812 in der Nähe zu sehen. Jede der Stellen, die er bereiste, ist von ihm in seinen nachmals bekanntgemachten Forschungen, mehr oder weniger näher illustrirt worden, und insofern knüpft die Wissenschaft ihr Interesse an diese Stationen und folgt ihm in seine entlegensten Nachtlager. Am 31. Mai 1812 traf er wieder in Modena ein, wo er ausgegangen war, und mit einer Ersteigung des Cimone, der höchsten Spitze der Apenninen im Gebiete von Este, wo eine Mannichfaltigkeit der Grauwacke und des Kiesels (petroselce) vorkommt, schloß er seine diesmalige Reise. Aber noch fehlte ihm die eigne Ansicht des westlichen Theils von Italien für seine Zwecke, daher machte er im Sommer 1813 einen Ausflug nach den Höhen von Asti, überstieg die Bocchetta, begrüßte Genua und untersuchte seine Gestade, immer mit Pflanzen und Steinen von jedem wichtigen Punkte beladen.

Mit seinen Muscheln und Mineralien machte er dem Bergdepartement zu Mailand ein Geschenk, schloß dann sich ein und wandte alle Kraft und Zeit ausschließlich seiner großen und geistreichen Arbeit zu. Unbestritten ist dieser „Trattato di conchiliologia fossile sub-apennina“ (Mailand, 1814, mit kais. Typen und mit 16 sehr saubern und genauen Kupfern, in 2 Quartbänden), die reifste und vollendetste Frucht seines Geistes, der weder Frankreich noch England, noch sonst das Ausland etwas Gediegeneres in diesem Fache gegenüberzustellen hat.

Doch die Weltereignisse berührten auch die wissenschaftlichen Kreise unsers Naturforschers in seinem stillen Studirzimmer. Die neue Regierung des Königreichs Italien löste das Bergdepartement auf, und Brocchi verlor somit seine Anstellung. Wissenschaftliche Arbeiten, zu denen ihm nun mehr Muße zu Theil wurde, mußten diese Abänderung in

seiner äußern Lage vergessen machen, und die Wissenschaft hat Ursache gehabt, sich ihrer zu erfreuen, da er dadurch bestimmt wurde, an der „Bibl. ital." die damals entstand, lebhaftern Antheil zu nehmen. Gleich im Jahre 1815 ging Brocchi, seine freie Zeit zu benutzen, zum dritten Male nach Rom, und begann seine aufs Einzelnste eingehenden Untersuchungen von Latium, zu dem er das ganze Gebiet zwischen dem Tiber, dem Garigliano, dem Sabinergebirge und dem Mittelmeere rechnete. Anderthalb Jahre verbrachte er bei diesen Nichts unbeachtet lassenden Forschungen. Die Laven und Lapillen der Berge um Velletri, die Gebirgsarten der Volskergebirge bei Coralezze, Palestrina und Valmontone entgingen nicht seinem Scharfblicke. Dann zogen ihn die pontinischen Sümpfe an, über deren Enstehung er geistreiche Vermuthungen aussprach; folgte dann dem Laufe des Uffente, ging nach Terracina, auf den Berg der Circe; bestieg den Soracte und durchstrich die Schluchten der ciminischen Berge um Viterbo, die dichte Wälder beschatten. Erst in Mailand arbeitete er das hier Gesammelte aus, und seine stets mit vorzüglichem Interesse gelesenen Artikel in der „Bibl. italiana" geben darüber die ersten Berichte.

Im Jahre 1817 erschien sein „Catalogo ragionato di una raccolta di rocce disposto con ordine geografico per servire alla geognosia d'Italia", auch eine Frucht jener Reisen; und schon im folgenden Jahre war er wieder nach den südlichen Provinzen Italiens unterwegs, wo er so reichen Stoff für alle seine Studien gefunden hatte. Zum vierten Male sah er Rom im Sommer 1818, wandte sich aber gleich nach den höchsten Zinnen der Apenninen in Abruzzo ultra. Bis zum Gran Sasso drang er vor, stets mit der Beobachtung der blühenden Gegenwart die Erinnerungen der Vergangenheit verbindend.

Als Brocchi im November 1818 nach Rom zurückkam hatte das Fieber so überhandgenommen, daß im Spitale von S.-Spirito 6000 daran Kranke sich fanden. An einem Manne von seinem forschenden Sinne konnte diese Erscheinung nicht unbeachtet vorübergehen. Ueber die aria cattiva wünschte er sich genauer zu unterrichten. Jeder Gefahr trotzend verbrachte er daher 4 Nächte nach einander in der ungesundesten Gegend bei S. Lorenzo fuori le mura, um diese gefährliche Luft gleichsam aus der ersten Hand zu beziehen. Den feuchten Niederschlag unterwarf er dann einer chemischen Prüfung, die er in der „Bibl. Ital." (Novemberheft 1818) bekanntmachte, wo sie mit großer Zustimmung der Leute vom Fache

Digitized by Google

gelesen wurde. In Civita Vecchia machte Brocchi sehr reiche Sammlungen von Mollusken, Zoophyten, Schwämmen und Conferven: einen Schatz, den er bald darauf auch in Neapel vermehrte, wo er die Wintermonate zubrachte. Dort sah ihn der Verfasser dieser Zeilen oft. Sein Aeußeres verrieth mehr einen anspruchlosen nordischen Gelehrten, als den so geistreichen Südländer. Er war nicht groß von Gestalt, aber von sehr bestimmten Zügen, die selbst dann, wenn er sich über die Urtheile von Reisenden äußerte, die, seiner Ansicht zufolge, ohne Sachkenntniß abgesprochen hatten (wie damals Dr. Loder über Italiens Heilanstalten) beim lebhaft aufgeregten Nationalgefühle nicht ihre Milde verloren.

Im April 1819 begann er seine Reise durch die äußersten Gegenden von Italiens Festland, indem er Calabrien nach allen Richtungen durchstrich, die südliche Vegetation in der Umgegend von Reggio bewunderte, die ihm zuerst die lebhaftere Lust zu einer Reise in die tropischen Länder aufgeregt zu haben scheint. Denn nach Brocchi's Aeußerungen beginnt der Süden nicht, wie in Hegner's „Molkencur" gescherzt wird, bei Nürnberg, sondern erst im jenseitigen Calabrien. Die nahe Küste Siciliens lockte hinüber; und als ob die Natur seinem niegesättigten Forschersinne immer auf halbem Wege hätte entgegenkommen wollen, so traf er früh genug ein, um Zeuge eines Ausbruchs der Aetna zu sein, der vom Ende Mais bis zum Anfang Augusts bald stärker, bald weniger stark anhielt. Seiner Aufmerksamkeit entgingen auch die übrigen Spuren vulkanischer Wirksamkeit nicht, über die er, wol mit zuerst, genauere Berichte bekanntmachte. Ein Besuch der hybläischen Hügel und sehr tief eingehende Forschungen über den dortigen classischen Honig gaben von den Anstrengungen der Bergreisen Erholung.

Seine antiquarischen Kenntniße verliehen diesen naturhistorischen Forschungen etwas eigenthümlich Anziehendes. Der Horizont seines Beobachterblickes war dadurch unendlich erweitert. So fand er auf der Rückkehr nach Italien in dem Fußboden der Kathedrale von Otranto einen alten Thierkreis aus Mosaik vom 12. Jahrhundert, wo die Stellung der einzelnen Zeichen ihm zu scharfsinnigen Bemerkungen Gelegenheit gab. Die plutonischen Reiche im Amsantothale zogen dann seine Aufmerksamkeit auf sich. Die Erklärer Virgil's finden in den Nachrichten über diese Mephiten ebenso viele Belehrung als die Naturforscher, und das „Literarische Conversationsblatt" darf es sich zum Verdienste anrechnen,

Digitized by Google

daß es immer von diesen so gelehrten Abhandlungen zu ihrer Zeit genauere Mittheilung gab.

Als Brocchi im Winter nach Rom zurückkehrte, legte er dort die letzte Hand an ein Werk, das diesseits der Alpen nicht genug gekannt, für den Philologen und Alterthumsforscher ebenso wichtig als für den Lithologen und Geognosten ist, an seine Abhandlung „Dello stato fisico del suolo di Roma. Memoria per servire d'illustrazione alla carta geognostica di questa città, con due tavole in rame" (Rom. 1820. 8.) In unsern Tagen, wo Dr. Westphal's längst versprochene Karte von Rom und seiner Campagna endlich ans Licht treten wird, muß dieses so gehaltreiche und stets auf sorgfältigen Beobachtungen der Oertlichkeit begründete Werk doppelt an Interesse gewinnen, und jede genauere Ansicht wird ein Lobspruch für seinen gelehrten und geistreichen Verfasser sein. Der physische Boden von Rom lag fast nirgends zu Tage. Unter Ruinen, die oftmals andere Ruinen zur Grundlage hatten, war er zu suchen, und schon von Seiten der ausdauernden Mühsamkeit, bei 4 Mal wiederholtem Besuche der Stellen, ist das Werk fast unschätzbar. Die „Bibl. italiana" in den Jahren 1818—23, und das jetzt nicht mehr erscheinende „Giornale di fisica e di chimica di Pavia" (Jahrgang 1821) theilte dem Publicum mit, was er mit scharfsinnigem Fleiße erfunden, und viele Leser griffen eifriger nach den Heften, wenn sie sicher waren, etwas von Brocchi zu finden. Als einen Fündling flocht er dazwischen eine Nachricht von Cola di Rienzi, über den er in einem Archive im Sabnierlande nicht unwichtige Angaben angetroffen „Bibl. ital." 1818, Maiheft); und was er als Biograph vermocht hätte, beweißt seine skizzirte Lebensbeschreibung von Cesalpini (ebendort).

Brocchi machte 1821, als er nach Mailand zurückgekehrt war, die Bekanntschaft eines Apothekers aus der Lombardei, Forni, der eben aus Kairo zurückkam, wo er lange für den Vicekönig Vorsteher einer Pulvermühle und einer Salpeterfabrik gewesen war. Forni brachte eine sehr reiche Konchyliensammlung mit, die am rothen Meere gesammelt worden war, und deren Anordnung Brocchi sogleich übernahm. Das Verzeichniß der wichtigsten Stücke, mit interessanten Notizen durchflochten, findet sich im Oktober- und im Novemberhefte der „Bibl. ital." 1821. Was diese Arbeit aber vorzüglich folgenreich machte, war der Antrag, die Aufsicht über die Bergwerke des Vicekönigs von Aegypten zu

Google

übernehmen, wozu Forni einen tüchtigen Gelehrten aufsuchen sollte. Brocchi, an mühsame und dauernde Reisen gewöhnt, und begierig, Orte kennen zu lernen, wo er die Natur in noch jungfräulicher Verschämtheit anträfe, besann sich bei dem Antrage nicht lange. Bald waren die Bedingnisse seiner Stellung, der reiche Gehalt, die Vorauszahlung der Summen, die dreijährige Dienstzeit, die Abreise selbst ins Reine gebracht, und von unserm überall gewissenhaften Forscher wurden Anstalten getroffen, um sich in dem praktischen Theile der Geschäfte zu üben, die seiner Aufsicht bevorstanden. Die Reverbiröfen der Bleigießereien zu Bleiberg kennen zu lernen, ging er nach Kärnthen. Görz, Wippach, Prewald und Adelsberg lagen an seinem Wege, und keine der dortigen interessanten Höhlen (namentlich die von Pastoina) blieb von ihm ununtersucht. Schlüsse, die bemerkenswerthe Erscheinungen erklärten, knüpften sich an diese hier gesammelten Daten. Wo Andere längst ihre Beobachtungen geschlossen hatten, fand er noch Neues zu bemerken, so bei Alboin's Bogen zu Pavia „Bibl. ital." 1822, (Jan., Febr. und Septbr.).

Nachdem Brocchi sich im Juni 1822 beim Institute, dessen Mitgliedschaft der einzige öffentliche Platz war den er noch einnahm, beurlaubt, im Juli von Mutter und Bruder Abschied genommen hatte, schiffte er sich am 23. September ein, erreichte aber erst im November Alexandrien, da ein heftiger Sturm den Capitain zwang, in Ragusa anzulegen, wo reichliche Pflanzensammlungen Brocchi für den Zeitverlust entschädigten. In Alexandria nahm er das Studium der arabischen Sprache wieder vor, mit der er schon früher sich beschäftigt hatte, besuchte die Trümmer des alten Leuchtthurms, die Bäder der Kleopatra, die Obelisken, die Nekropole und legte den Grund zu einer Flora Aegyptens durch eine fast vollständige Sammlung der alexandrinischen Pflanzen.

Am 1. Dezember traf unser Reisender im Kairo ein und wurde vom Vicekönige sehr gut empfangen. Der Besuch der merkwürdigen Trümmer von Memphis, von Sakkarah und Gizeh, und die Fortsetzung seiner Flora füllten einen Monat. Mit einer Karavane von 120 Kameelen und einer entsprechenden Wache brach Brocchi dann am 30. Dezember 1822 südlich auf, um nach den Befehlen des Vicekönigs die Metall- und die Smaragdgruben in frische Thätigkeit zu setzen. So lernte er die ganze Wüste kennen, untersuchte dann bei Syene an der Grenze von Nubien die

Digitized by Google

Syenitbrüche und lebte 5 Monate mit den Nomaden nach ihrer Weise, die Nacht unterm Zelte, und am Tage gequält durch die erstickende Hitze von 30—31 Graden und noch mehr durch den Kamsin, deren vereinte Wirkung diese Einöde vollends verödet hatte. Denn selbst die Beduinen waren hier weggezogen, weil seit 4 Jahren kein Regen gefallen war.

Nach der Rückkehr hielt er sich länger in Theben und auf den Bergen der Thebaide auf. Zu Sayd in Oberägypten traf er die Smaragdgruben, die nicht unergiebig für ihn waren. Auch sein Herbarium bereicherte sich in jenen Gegenden, die noch kein Europäer betreten hatte. (Das „Giornale di fisica e chimica di Pavia“, 1824. Thl. 7, erzählt hierüber das Genauere.) Die Wiederaufnahme der Metallgruben schlug aber fehl; denn die Dura des Nils (Olohua dura) reichte als Feuerungsmittel zum Metallschmelzen nicht aus. Brocchi wußte recht gut, daß der Mangel von Brennstoffen eine Schwierigkeit bieten würde: aber eingedenk, daß die alten Aegypter blos mit Wasserpflanzen, mit Rohr, Stroh und ähnlichen Dingen ihr Porzellan gebrannt hatten, rechnete er sehr auf diesen Pflanzenstoff. Um abzuhelfen entsandte der Vicekönig Brocchi nach dem Libanon, wo man kürzlich ein Kohlenlager entdeckt hatte; er sollte dort am Platze untersuchen und das Eisenschmelzungsverfahren verbessern. Am 22. August 1823 brach er dahin auf, immer zu Kameel und stets entlang der Küste des Mittelmeeres. So sah er das Land der Israeliten, das alte Solyma, besuchte Cäsarea, Ptolemais, den Karmel, Tyrus, Sidon und Berythus. Als er auf dem Libanon ankam, den de la Billardière vor 36 Jahren genauer durchforscht hatte, suchte er vor Allem nach jenen viel besprochenen, riesenhaften Cedern, entdeckte aber nur einen kümmerlichen Ueberrest auf dem einsamen Gipfel des ganzen Gebirgszugs. Die Nachgrabung nach der fossilen Kohle, die er hier und da vornehmen ließ, war erfolgreich; doch gab die Pflanzenwelt nichts seinen Wünschen Entsprechendes, denn nur was er im südlichen Calabrien und in Sicilien schon angetroffen hatte, fand er am Libanon und in ganz Syrien wieder. Später bereiste Brocchi den Antilibanon und machte dort Forschungen über den Cultus der Drusen. Er sammelte Handschriften, die darüber Mittheilungen geben, und übersetzte sie aus dem Arabischen. Auch Heliopolis und die Ueberreste seiner alten Tempel und Gebäude besuchte er und hatte selbst die Absicht, Palmyra und den

Digitized by Google

Sinai, wo Kupfergruben vorkommen, kennen zu lernen, aber noch weiß man nicht, ob er diese Reise ausführen konnte. Am 3. Mai 1824 war Brocchi wieder in Kairo.

Mohammed-Ali hatte damals die Grenzen der ägyptischen Macht über einen Strich von Nubien bis nach Abyssinien, den die Wechabiten innegehabt hatten, und über Kordofan von der Halbinsel Sennaar her, ausgedehnt und beabsichtigte dort unter den Bewohnern durch den Anbau des Opiummohns, des Indigo und der Baumwolle einige Bildung zu begründen. Obgleich nun Brocchi's Verpflichtungen mit dem Sept. 1825 abliefen, so mochte er sich doch den Wünschen des Vicekönigs nicht versagen, dem namentlich die Auffindung von Bleigruben am Herzen lag, und aufs Neue entschloß er sich zu dieser neuen Wanderung in diese entfernten Gegenden. Am 3. März 1825 verließ er daher wieder Kairo und nahm diesmal als Gehülfen für seine naturhistorischen Forschungen einen Mailänder, Francesco Bonavilla, mit.

Am 7. Juni traf Brocchi zu Chartum in Sennaar ein, das unterm 15° Breitengrade an der Grenze des Regenstriches liegt, wo der weiße Fluß in den Nil fällt und eine Hitze von 37° unsern Reisenden quälte. Dort mußte er in trübseliger Vereinzelung das Ende der tropischen Regengüsse abwarten, und erst am 2. November konnte er von Chartum nach dem belebtern Sennaar sich auf den Weg machen.

Nur von einigen Ausflügen auf jener unglücklichen Halbinsel weiß man; aber auch, daß er nirgends Nahrung für seine Wißbegierde antraf, und daß er außer einigen Pflanzen und ein paar Vögeln nichts erlangte, was seine Wißbegierde belohnte.

Das so durchaus ungünstige Klima setzte sich allen Plänen seiner Thätigkeit entgegen. Acht Monate lang im Jahre ist Sennaar von jedem lebenden Wesen verlassen und zeigt durchaus keine Spur von Vegetation. Erst in der Zeit der tropischen Regengüsse, denen Aegypten seine heilbringenden Nilanschwellungen verdankt, bedeckt, wie mit Zauberschlag, eine wuchernde Pflanzendecke, die aber nur aus 3—4 Grasarten, ohne Bäume, Blumen und Gemüse besteht, den lettigen Boden. Ein ewiger Zugwind, der dick und dunstig aus Mittag herweht, benimmt die Eßlust, schwächt die Kräfte, stumpft und verdumpft den Geist und die Sinne. Selbst das Dromedar kann aber vor diesen ewigen Gewittern, vor dieser ungleichen Temperatur und dieser triefenden Atmosphäre sich nicht retten, weil ein tiefer klebriger Schlamm und Tausende von lästigen Insekten seine Schritte verhindern.

Digitized by Google

Und trotz alledem verblieb Brocchi 6 Monate in Sennaar; sein letzter Brief von dorther an seine Verwandte war vom 26. April 1826 und brachte die Nachricht, daß er noch bis zu den ersten Tagen des Juni zu bleiben rechne; daß er nach dreimonatlicher Reise in Kairo und endlich im Frühjahr 1827 in Italien einzutreffen gedenke.

Wirklich reiste Brocchi im Juni während der Regenzeit von Sennaar ab und wollte in Chartum ihr Ende erwarten; da aber auf sie Ruhr und bösartige Fieber folgen, so erlag auch Brocchi einem Anfall, der am 17 und 18. September ihn traf, schon am 23., ungeachtet der liebevollsten Pflege seines Gefährten Bonavilla und eines fremden Arztes, den er dort antraf. Auch sein Reisegefährte erkrankte bald darauf in Theben und folgte seinem Herrn bald im Tode.

So wurde Brocchi in seinem 54. Jahre, nach so vielen Irrfahrten und nach so vielen Mühsalen seinem Vaterlande und der Wissenschaft entrissen; und nur nach einer Schätzung, die das bisher von ihm Geleistete als Maßstab nimmt, ist man die Größe dieses Verlustes zu ermessen im Stande, der stets beträchtlich sein müßte, wenn auch die Gegenden bekannter und die Verhältnisse weniger günstig gewesen wären, unter denen er sie besuchte. So vorbereitet wie er, mit so für alle Erscheinungen der Natur geschärftem Blicke, und mit so auf das Praktische gerichteter Beobachtungsgabe sah sicher kaum ein Europäer vor ihm diese Gegenden.

Die Sorge der k. k. östreichischen Generalconsuls Acerbi zu Alessandria behütete seine Handschriften und seine reichen naturhistorischen Sammlungen. Sie kamen glücklich nach Italien und die „Bibl. ital." gab im April- und im Maiheft des Jahrganges 1828 eine Nachricht von dem genauern Bestande der erstern. Aber darf man einem Gerüchte trauen, das leider! nur zu begründet scheint, so gingen seine Mineralien und alle naturhistorischen Gegenstände, kaum in Triest angekommen — man weiß nicht ob durch Unwissenheit oder durch einen andern Zufall unter. Nur die Handschriften sollen gerettet sein.

Der kaum glaubliche Verlust dieser Schätze wäre um so mehr zu beklagen, da Brocchi's Vaterlandsliebe sie durch ein Testament, vom 30. Juli 1822, mit seiner ganzen Bibliothek der Stadt Bassano vermacht hatte; dazu ein Capital von 10,000 ital. Liren, dessen jährlicher Ertrag zur Besoldung eines Aufsehers über die naturhistorischen Sammlungen angewandt werden sollte. Die Schenkung seiner sämmtlichen Handschriften begleitete er aber mit dem Verbote,

Digitized by Google

sie öffentlich bekanntzumachen, weil nach der Bemerkung des Erblassers, „mehre darunter eilig auf der Reise niedergeschriebene Tagebücher, mehre unterwegs blos zur Hülfe des Gedächtnisses abgefaßt seien, ohne Ordnung, ohne Methode; Manches ungenau und deshalb nicht werth des Druckes". Die Dankbarkeit der Italiener und ihre Ehrfurcht gegen Alles, was an den allgemein betrauerten Todten erinnert, fürchtet aber in diesem Punkte die Pietät gegen seinen Willen hintansetzen zu müssen.

Digitized by Google

Biographische Andeutungen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Friedrich Christian Adolf von Motz,

königlicher preußischer Geheimer Staats- und Finanzminister.

Die Familie dieses in der Verwaltung der preußischen Monarchie so ausgezeichneten Staatsmannes stammt aus Hessen und der Grafschaft Hanau, wo bereits im Jahr 1357 Heinrich Motz als Burgmann zu Hanau belehnt wurde.*) Bemerkenswerth ist es, daß verschiedene Glieder derselben im Laufe der Jahrhunderte den Fürsten und Staaten, welchen sie sich gewidmet, im Kriege und Frieden vorzügliche Dienste leisteten. So Johann Christian (des Ministers Ur-Urgroßvater), landgräflich hessischer Oberst, Inhaber des schwarzen Regiments, der als Commandant der Stadt und Festung Kassel 1683 starb. Nachdem derselbe zuerst bei Piccolomini und Pappenheim die Kriegskunst erlernte, diente er in Deutschland unter Milander und Geyso. Er nahm unter Anderm 1631 mit 600 Mann die Festung Königstein, eroberte 1636 bei Entsetzung der Festung Hanau die Hauptschanze mit Sturm, besonders aber machte ihn das Gefecht bei Marien-Münster 1644 berühmt, wo er es war, welcher die kaiserlichen Truppen völlig schlug und deren größten Theil, nebst dem Herzoge von Holstein, gefangen nahm. Nicht weniger vertheidigte er 1646 als Gouverneur von Ostfriesland dies Land mit glücklichem Erfolge gegen den kaiserlichen General Lamboi.**)

---

*) S. Gründliche Untersuchung wegen des Adels am Rhein und in der Wetterau, auch der von Karben, S. 385.

**) S. Theatr. Europ., Thl. V; und Hoffmann's Kriegsstaat, Thl. I, S. 204, Thl. II, S. 520—522.

Digitized by Google

Christian Heinrich (Großvater des Ministers) war landgräflich hessischer Geheimerrath und Kanzler und vertrat im J. 1738 „aus besonderm zu ihm gerichteten Vertrauen", die Stelle eines Gesandten beim westfälischen Kreis-Convent zu Köln, sowol Namens des Königs von England als von Schweden, welcher letztere ihn auch mit dem Lehn bei Ober-Jessa in Hessen belieh, während er selbst die Güter Bodenhausen, Grebenstein und Oberurf in Hessen besaß. Wenn es allerdings ebenso wahr als erfreulich ist, daß ein einziger ausgezeichneter Mann vollen Glanz über sein ganzes bisher unbekanntes Geschlecht verbreiten kann, wovon die alte wie die neue Geschichte Beispiele gibt, so muß nicht weniger von der andern Seite zugestanden werden, wie, treffliche Vorfahren zu besitzen, Demjenigen nicht unwerth sein kann, der selbst kräftig dazu beiträgt, neuen Ruhm zu jenem alten hinzuzufügen.

Friedrich Christian Adolf von Motz ward am 18 November 1775 zu Kassel geboren und empfing den ersten Unterricht durch Privatlehrer in seines Vaters, des kurhessischen Geheimenraths und Präsidenten des Oberappellationsgerichts, Hause. Später besuchte er dabei das Pädagogium daselbst, bezog sodann im J. 1787 die Universität zu Marburg, wo er sich viertehalb Jahr lang besonders den juristischen Studien widmete und vorzugsweise die Collegien eines Selchow, Errleben und Weise benutzte. Hier entspann sich zuerst jenes unter allen nachmaligen Lebenszuständen gleichbleibende Freundschaftsband zwischen ihm und dem jetzigen Oberpräsidenten von Vincke, der es auch war, welcher ihn bestimmte, vorzugsweise in preußische Dienste zu treten.

Nach bestandener Prüfung ward v. Motz im J. 1795 als Auscultator bei der damaligen Regierung zu Halberstadt angestellt, ging jedoch bald, aus besonderer Neigung als Referendair zur dortigen Kriegs- und Domainenkammer, über. Wie entschieden schon damals der junge 25jährige Mann das einmal erkannte Gute wollte, zeigte derselbe durch seine schon im J. 1800 mit Albertine Ernestine Louise von Hagen, Tochter des Landraths von Hagen, vollzogene Vermählung — aus welcher glücklichen Ehe 3 Söhne und 2 Töchter am Leben —; denn erst im folgenden Jahre gewann er, nach Bestehung des großen Examens in Berlin, eine selbständigere Stellung. Jedoch lehnte er die ihm jetzt angebotene Rathstelle bei der Kammer in Bialystock ab, weil ihn gleichzeitig die halberstädtischen Stände zum Landrathe des Fürstenthums Halberstadt vor-

geschlagen hatten. Diesen Posten erhielt er noch in demselben Jahre (1801), vertauschte ihn aber 1803 mit dem gleichen im Eichsfelde, weil er daselbst aus dem Nachlasse seiner Schwiegermutter, geborenen Freiin von Schlitz, genannt Görz, das Gut Vollenborn erworben hatte. *)

Die nun eintretenden großen Ereignisse der Jahre 1806 und 1807, in deren Folge die Franzosen das Land besetzten, und dann das Königreich Westfalen errichtet wurde, konnten auf die Verhältnisse eines bereits als so thätig wie einsichtig erkannten Beamten nicht ohne Einfluß bleiben und so ward von Motz 1806—7, während der französischen Besitznahme, von der Ritterschaft zu ihrem Deputirten bei der eingerichteten Kammer- und Landesdeputation erwählt, ihm 1808 aber eine Unterpräfectur im Eichsfelde, dann die Präfectur des Werradepartements angeboten. Allein, es widerstand jede unmittelbare Anstellung in westfälischem Staatsdienste seinem, in keiner Lage je verleugneten preußischen Sinne, und so lehnte er beide bedeutende Stellen ab. Konnte er durch seine damalige Privatlage gebunden, später nicht umhin, den ihm wiederum angetragenen Posten eines Directors der directen Steuern des Harzdepartements und die Mitgliedschaft als westfälischer Reichsstand anzunehmen, wobei er auf seinem ländlichen Wohnsitze Vollenborn verblieb, so war es gerade in dieser Stellung, wo die dortigen Patrioten jener Zeit mit Vertrauen auf ihn blickten, in seinem gastlichen Hause herzliche Aufnahme genossen und dasselbe mit erneutem Muthe und gestärkter Hoffnung auf eine bessere Zukunft verließen. In solcher Anerkennung ward daher auch v. Motz nach der Schlacht bei Leipzig zum Militairgouvernement für die Provinzen zwischen der Elbe und Weser, zuerst in Halle, nachher in Halberstadt berufen, bei welchem er, unter dem Vorsitze des Civilgouverneurs, damaligen Geheimen Staatsraths von Klewiz, als Director einer errichteten Gouvernements-Commission, die Verwaltung der Finanzen übernahm, dergestalt, daß, unterstützt von der Wohlhabenheit und Vaterlandsliebe dieser Landestheile, seine umsichtige und kräftige Verwaltung sehr erfreuliche, die Kriegsanstrengungen fördernde Resultate gewährte. Im Juli 1815 wurde

*) Späterhin hat der Minister sein väterliches Erbgut zu Oberurf in Hessen und das Gut Vollenborn verkauft und dagegen die Herrschaft Kollno im Großherzogthum Posen acquirirt; er besitzt außerdem das Rittergut Rehungen, in der Grafschaft Hohenstein, und noch Antheile an einzelnen Familienlehnen in Hessen.

ihm der Auftrag das Fürstenthum Fulda in preußischen Besitz zu nehmen und zu verwalten, worauf er für seine Mitwirkung bei Deutschlands und namentlich Preußens Befreiung das eiserne Kreuz am weißen Bande erhielt. Da jedoch Fulda, schon 1816 theils an Kurhessen, theils an Sachsen-Weimar wieder abgetreten wurde, so bekam v. Motz die Stelle eines Vicepräsidenten zu Erfurt, nachdem er noch zuvor, als Commisssair zu Regulirung der Auseinandersetzung mit Kurhessen wegen verschiedener Länderabtretungen, mit diesem Gouvernement einen definitiven Vertrag abschloß. Schon 2 Jahre darauf ward Herr v. Motz Chefpräsident derselben Regierung, und bereits im J. 1820 übertrug ihm das immer steigende Vertrauen seines Monarchen, mit Beibehaltung des bisherigen Postens, das Präsidium der Regierung zu Magdeburg und das interimistische Oberpräsidium dieser Provinz, und verlieh demselben 1821 den rothen Adlerorden dritter Classe. In der wichtigen Stelle eines wirklichen Oberpräsidenten sehen wir ihn im J. 1824 bestätigt, worauf er das folgende Jahr den rothen Adlerorden zweiter Classe mit Eichenlaub empfing.

So war denn v. Motz durch alle Verwaltungsposten immer höher hinauf gestiegen, ohne seinerseits dabei etwas Anderes zu thun, als in der Weise, wie er jede erhaltene Stelle auszufüllen wußte, seine Kraft und Fähigkeit laut sprechen zu lassen; und sie war es denn auch, welche, vereint mit jenem schon erwähnten Zutrauen seines Königes, alleinigen Antheil an seiner Ernennung, den 1 Juli 1825, zum Geheimen Staats- und Finanzminister hatte, in welcher Würde er, durch Verbindung der früher bestandenen Generalcontrole mit dem Finanzministerio, eine selbständigere und wirksamere Stellung erhielt. In derselben begann Herr v. Motz nunmehr mit beispielloser Thätigkeit und Energie seine finanziellen Talente zu entfalten, und, ohne eine neue Auflage oder eine weitere Ersparniß in den bisherigen Gehalten der Staatsdiener aller Classen einzuführen, gelang es ihm durch weise Administration, den stattgefundenen Ausfall bereits im ersten Verwaltungsjahre zu decken. Seit dieser Zeit ergibt der jährliche Finanzetat nicht nur einen bestimmten Ueberschuß, sondern es sind auch, außer diesen etatmäßig gewordenen, jährlich bedeutende Ueberschüsse für den Staatsschatz und zu andern nützlichen außerordentlichen Verwendungen erzielt worden. In Anerkenntniß solcher Verdienste um die Monarchie, ertheilte der König dem Finanzminister bereits im J. 1827 den großen rothen Adlerorden mit Eichenlaub, sowie der-

Digitized by Google

selbe beim Abschluß des wichtigen, von ihm eingeleiteten Handels- und Zollvertrags mit dem Großherzogthum Hessen (im J. 1828) vom Großherzoge das Großkreuz Höchstdessen Ordens erhielt. Fragt man nun, welche Grundsätze es sind und welches System, durch die in so kurzem Zeitraume nicht nur eine so auffallende Verbesserung der Finanzen bewirkt wurde, sondern auch sichtbar zugleich der Credit und Wohlstand des preußischen Staates zunimmt, so dürfte sich dies auf Folgendes zurückführen lassen. Für Erstere: das erkannt zunächst Nothwendige und Nützliche dem weniger Nöthigen und Ersprießlichen vorzustellen, gleichzeitig aber durch Formirung einer Centralcasse jederzeit die erfoderliche Uebersicht auf dem kürzesten Wege so sicher als möglich zu erhalten. Für Letzteres: freier Handel ohne Prohibitivsystem, nur mit mäßigen Schutzzöllen gegen das Ausland; Beförderung des Ackerbaues, der Gewerbsamkeit und Industrie, und auch in letzter Beziehung bessere Bildung der heranwachsenden Geschlechter, sowol mit Belebung und Förderung alles Dessen, was zu Fortschritten in dieser Hinsicht führt, als auch Beseitigung der Hindernisse, welche aus früherer Zeit hier oft entgegenstanden. — Welchen festen und sichern Schritt, mit unverwandtem Blicke auf den geistigen und materiellen Flor und Gedeihen des Staats, v. Motz zu gehen sich bewußt ist, erhellt unter Mehren daraus, daß auf Befehl des wohlwollenden väterlichen Monarchen dessen Unterthanen — denen einer Autokratie — jährlich in der Staatszeitung das Budjet mitgetheilt werden soll, wie dies denn auch bereits im verwichenen Jahre geschah. Die letzte große, in ihren vielseitigen Folgen so wichtige als erfreuliche Maßregel der preußischen Finanzverwaltung ist der mit Baiern und Würtemberg abgeschlossene Zoll- und Handelsvertrag, welcher bald ins Leben treten wird.

Nach solchen sprechenden Thatsachen dürfte es überflüssig sein, noch mehr über Gegenstände zu sagen, welche vor Aller Augen liegen. Stellt sich Herr v. Motz als Staatsmann scharfen Blicks den Dingen auf den Grund dringend, die Sachen zuvor reiflich und von allen Seiten oftmals durchdenkend, dann aber das Erwogene, wenn es die Probe hält, mit rastloser Thätigkeit und Energie verfolgend, dar: so ist er im Privatleben mit allen Vorzügen eines liebenswürdigen Mannes und heitern Gesellschafters geziert und im häuslichen Kreise verehrungswerth.

Digitized by Google

Franz Georg Edler von Kreß.

Es ist Pflicht, die Achtung der Zeitgenossen auf das stillere, unbemerkte Verdienst eines langen, der Wahrheit und dem Rechte gewidmeten Lebens hinzulenken. Der wohlthätige Beruf eines Gesetzgebers und Richters, eines Schulmannes und Geistlichen erfodert in der untergeordneten Stellung dieser Beamten oft mehr Vorbereitung, Anstrengung und Ausdauer, als die Kraft reichbegabter Männer, welche in großen Augenblicken durch rasches und glückliches Handeln einen glänzenden Ruhm erwerben und von Mund zu Mund gepriesen werden.

Jenes bescheidenere Verdienst stralt freilich nur in einem engen und verborgenen Kreise; aber von ihm hängt oft die Wohlfahrt des Ganzen und der Erfolg einen weisen Regierung ab. Den Charakter eines verdienstvollen Staatsdieners bezeichnet zunächst jener strenge Wahrheits- und Rechtssinn, welcher keine Furcht vor Macht und Hoheit kennt, sodann aber auch jener beharrliche Fleiß, welcher Sandkorn an Sandkorn reiht, und zuletzt das rechte Werk vollbringt. Darum haben wir hier die einfache Darstellung des Lebens eines auch schon an andern Orten, z. B. von Meusel, mit Auszeichnung genannten Mannes aufgenommen, der unter Josephs II. verdienstvollen Staatsdienern einen Ehrenplatz behauptet. Der Hofrath Georg von Kreß war ein durchaus wahrheitsliebender Biedermann, welcher zu allem Guten thätig mitwirkte, und namentlich im Fache der Gesetzgebung eine neue Ordnung ins Leben einführen half, deren fortschreitende Entwickelung und Ausbildung noch jetzt das Wohl von Millionen verbürgt. Er hatte aber auch das Glück, einem Monarchen zu dienen, dem die Wahrheit über Alles galt.

Die Red.

Franz Georg Edler von Kreß, Ritter des heil. röm. Reichs und der sämmtlichen östreichischen Erblande, auch des königl. ungarischen St. = Stephansordens Kleinkreuz, k. k. Hofrath und Truchseß, stammte aus einer adeligen Familie im schwäbischen Kreise her, welche die ersten Dienststellen bei den Grafen von Montfort bekleidete. Sein Großvater, Johann Georg von Kreß, der im Jahre 1693 nach Wien kam, wurde beider Rechte Doctor und Professor des Kirchenrechtes auf der Hochschule allda, im Jahre 1716 zum Regierungs- und 1725 auch zum Commerzienrathe ernannt. Er behielt diesen Rang bei, als man ihm im Jahre 1732 das Amt eines niederöstreichischen Landschreibers verlieh. Nachdem er dem Staate 42 Jahre lang mit Nutzen gedient und

Digitized by Google

sich auch in der gelehrten Welt durch seine im Jahre 1711 herausgegebene und 1742 wieder aufgelegte Schrift: „Commentaria ad Justiniani institutionum quatuor libros“, rühmlich bekanntgemacht hatte, starb er im Jahre 1754 in einem Alter vom 81 Jahren. Mit Anna Maria von Orelli im Jahre 1711 vermählt, wurde er Vater vom 7 Kindern, unter welchen das jüngste, Franz Bernhard, geboren den 11 November 1720, sich wie sein Vater vorzüglich als Staatsdiener verdient machte. Schon im drei und zwanzigsten J. seines Alters erhielt Franz Bernhard zu Innsbruck die Würde eines Doctors der Rechte und begann im Jahre 1744 bei dem niederöstreichischen Landmarschallgerichte als Secretair seine ehrenvolle Laufbahn im öffentlichen Staatsdienste, in welchem er sich bis zum Vicepräsidenten bei dem niederöstreichischen Appellationsgerichte aufschwang und durch die Geheimerathswürde ausgezeichnet wurde. Nachdem er unter 4 Regenten über 57 Jahre gedient hatte, starb er 1795 im sechs und siebenzigsten J. seines Alters. Die Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Franz I. belohnten seine Verdienste im Jahre 1764 durch die Verleihung des Ritterstandes der sämmtlichen Erblande und des heil. röm. Reichs, Franz II. aber durch den königlich ungarischen St.-Stephansorden. Geehrt von dem Adel, dem Bürger und dem Bauer, war der Geheimerath von Kreß ein Vorbild jener seltenen Vorzüge, wodurch sich seine mit Regina von Wallner in erster Ehe erzeugten Kinder gleich gerechten Anspruch auf Liebe und Achtung erwarben. Unter diesen hat sich besonders Franz Georg Edler von Kreß ausgezeichnet.

Er war geboren zu Wien den 11. Januar 1747. Nachdem er bereits im Jahre 1768 sämmtliche Rechtsstudien mit dem besten Erfolge zurückgelegt hatte, trat er in den Staatsdienst ein als unbesoldeter Landrath mit der Belehrungsstimme (voto informativo). Im Jahre 1770 wurde er Rath bei der niederöstreichischen Regierung auf der gelehrten Bank. Er bewies auf dieser Stelle eine so ausgezeichnete Thätigkeit, daß die damit verbundenen Geschäfte, nach seiner im Jahre 1774 erfolgten Ernennung zum Hofcommissionsrathe bei der illyrischen Deputation, unter mehre neu angestellte Räthe vertheilt werden mußten. Auch in seiner neuen Bestimmung arbeitete er mit einem so glücklichen Erfolge, daß die Geschäfte der illyrischen Deputation gegen Ende Dezembers 1777 beendigt waren. Noch in demselben Jahre 1777 wurde er als Hofrath zur ungarischen Hofkanzlei, dann aber zur obersten Justizstelle versetzt. Hier gab ihm Maria Theresia

mündlich die Zusicherung: „daß er nur auf einige Zeit im Justizfache arbeiten werde, da Sie gesinnet sei, ihn in Geschäften zu verwenden, zu welchen seine von Gott verliehenen Talente ihn völlig geeignet machten".

Auch auf dieser Stelle rastlos thätig, sah er stets auf Recht und Gerechtigkeit. Dadurch flößte er der Monarchin ein solches Zutrauen ein, daß sie ihm besondere und höchst wichtige Ausarbeitungen auftrug, wobei der Eifer, mit welchem er, alle Nebenwege beseitigend, auf die Befolgung des verfassungs- und ordnungsmäßigen Geschäftsganges hinwirkte, nicht minder als die Gewissenhaftigkeit, mit der er stets als ein Biedermann sich aussprach, der nie sich vordrängend, weder zu schmeicheln noch auf Kosten der Wahrheit seine Stimme der Meinung höherer Personen anzuschmiegen verstand, durch die huldvollsten Beschlüsse und Belobungen die verdiente Aufmunterung erhielt.

Joseph II. erkannte die seltenen Eigenschaften eines solchen Staatsdieners aus mehren Aufsätzen desselben, die sich im Cabinette der verewigten Monarchin vorfanden. Er wählte daher den Hofrath von Kreß, ohne ihn seiner vielseitigen Geschäfte bei der obersten Justizstelle zu entheben, zum Referenten bei der Compilations-Hofcommission (später die Hofcommission in Gesetzsachen genannt). Der redliche Diener rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen. In einer unter dem Vorsitze des Kaisers gehaltenen Conferenz, bei Verhandlung einer wichtigen Angelegenheit, führte Kreß die gewohnte offene und freimüthige Sprache vor dem Monarchen selbst, und vertheidigte standhaft seine Meinung auch in einer bald darauf erhaltenen Audienz. Der Monarch ehrte diese Freimüthigkeit im Jahre 1782 durch die Verleihung des königlich ungarischen St.-Stephansordens eine Auszeichnung, deren sich damals erst Wenige zu erfreuen hatten.*)

Folgende Arbeiten geben einen Begriff von dem Fleiße des Hofraths von Kreß. In kurzer Zeit wurde vollendet:

1781. Die Gerichts- und die Concursordnung; kurz

*) In einem Zimmer des zweiten kaiserlichen Prinzen, des Erzherzogs Franz Karl, befindet sich ein Gemälde, den Act vorstellend, wie Joseph II. dem Hofrathe von Kreß den St.-Stephansorden darreicht; unter dem Gemälde liest man die denkwürdigen Worte: „Kaiser Joseph II. belohnt mit dem Stephansorden die edle Freimüthigkeit des Hofraths von Kreß, welcher, der Pflicht und Wahrheit getreu, in einer erheblichen Angelegenheit selbst gegen den Kaiser stimmte und sein Votum gegen die Stimmenmehrheit des versammelten Rathes männlich behauptete".

Digitized by Google

darauf ihre Anwendung für die Militair-, Mercantil-, und Berggerichtsbehörden.

1782. Die Grundsätze zur Bestimmung der Gerichtsbarkeit, aus denen die Jurisdictionsnormen für alle Länder entstanden.

1783. Das Ehepatent.

1784. Die Regulirung der bischöflichen Amtstaxen.

1785. Die gesetzliche Erbfolgeordnung, womit, durch Aufstellung der Erbfolge ex Jure repraesentationis, die früher häufig vorgefallenen Rechtsstreite beseitigt wurden.

1786. Der erste Theil des bürgerlichen Gesetzbuches.

1787. Das Strafgesetz. Bei diesem Werk ist als sein eigenthümliches Verdienst anzusehen, daß er die Verbrechen in Classen eintheilte und auf solche Art dem Richter einen bestimmten Anhaltspunkt und eine leichtere Uebersicht an die Hand gab; ferner die Instruction für die politischen Behörden über ihr Benehmen bei politischen Vergehen; die Ausarbeitung des Systems zur Regulirung der Criminal-Gerichte; die Taxordnung für die Geschäfte des adeligen Richteramtes.

1788. Die auch im Auslande mit ungetheiltem Beifalle aufgenommene Criminalgerichtsordnung; dann 1788 und 1789 die mühsamen und weitläufigen Ausarbeitungen zur Anwendung der Gesetze auf die ungarischen Länder. Bei allen diesen wichtigen und anstrengenden Ausarbeitungen, von welchen nur der geringste Theil umgearbeitet werden durfte, der größte aber heutzutage theils noch ganz besteht, theils zur Grundlage neuer Verfügungen diente, wurde der Hofrath von Kreß keineswegs der Geschäfte bei dem obersten Gerichtshofe enthoben; denn neben seinem Referate wurden ihm auch noch folgende, in das Allgemeine eingreifende Gegenstände zugewiesen: das Unterthanspatent; die allgemeine Taxordnung in Streitsachen; die Regulirung der Gerichtshöfe; die Einführung der Appellationen, der Landrechte und der Magistrate der Hauptstädte; das Auszichpatent; die Instruction für die Fiscalämter; die Regulirung der Berggerichte; die Einführung der Landtafel in Vorderöstreich, welche das Muster für den übrigen Provinzen, wo noch Landtafeln, mangelten, geworden ist; ferner des Patent zur Aufhebung des lästigen, mit vielen Umtrieben und Kosten verbundenen inländischen Absahrtgeldes; die allgemeine Manipulation der Justizbehörden; die tiroler Erbsteuer; die Grundsätze zur Regulirung der Magistrate auf dem Lande u. s. w.; endlich wird sein Commentar über die Gerichtsord-

Digitized

ordnung, gedruckt in Wien im Jahre 1789, fortwährend ein schätzbares Denkmal seines unermüdeten Wirkens bleiben.

Als Repräsentant des obersten Gerichtshofes nahm Herr von Kreß Theil an allen Verhandlungen mit den andern Hofstellen, sowie an vielen politischen Geschäften; ihm waren auch die wichtigsten Untersuchungen mehrer Appellationsgerichte und Landrechte übertragen, welche er mit dem ihm eigenthümlichen Eifer, mit unwandelbarer Unparteilichkeit und steter Rücksicht auf die Beförderung reiner Justizpflege beendigt hat.

In der Besorgung dieser und anderer außerordentlich ihm gewordenen Aufträge blieb er, obwol oft angefeindet und verfolgt, dennoch als Vertheidiger der Wahrheit, Sieger für die gute Sache.

Diese vielfache Anstrengung mußte nicht selten seine Gesundheit angreifen, auch beugte ihn manches Hinderniß nieder; dessenungeachtet ließ er in seiner Thätigkeit so wenig nach, daß der Kaiser Leopold II. in einem Cabinetsschreiben sein Befremden zu erkennen gab, wie einem einzigen Rathe ein so großer Theil der Geschäfte zugewiesen werden könne. Auch der jetzt regierende Kaiser erkannte die Leistungen des thätigen Staatsdieners an, indem er ihm die 2000 Gld. welche er als Zulage zu seinem Hofrathsgehalte seit Joseph II. bezogen hatte, fernerweit bewilligte. Noch in den letzten Jahren seines Lebens hatte Herr von Kreß, als Mitglied der wieder aufgelebten Hofcommission in Justizgesetzsachen, großen Einfluß bei der Berathung über das gegenwärtig bestehende Straf- und bürgerliche Gesetzbuch. Er starb den 6. August 1799 an den Folgen der Gicht, in einem Alter vom 52 Jahren, vom welchen er mehr als 30 dem Staate und seinem Monarchen treu gewidmet hatte.

In seiner einnehmenden, edlen Gesichtsbildung sprach sich ein nur zum Wohlwollen geschaffenes Herz deutlich aus, mit diesem verband er die seltensten Geistesgaben, die er als verständiger Vater, als angenehmer und belehrender Gesellschafter, und als scharfsinniger Staatsbeamter in gleichem Maße bewährt hat. Sein Haus stand jedem Nothleidenden offen, stets war er bereit zu helfen und nie haßte, er Diejenigen, die seine Wohlthaten mit Undank vergalten; er nannte ein solches Verfahren menschliche Schwäche, und fand in dem Bewußtsein, durch strenge Erfüllung seiner Pflichten manches Gute begründet, manches befördert zu haben, seinen höchsten Lohn. Ein Grabstein, bei der Pfarrkirche zu Brünn am

Digitized by Google

Gebirge, welchen kindliche Dankbarkeit ihm gesetzt, deutet die Verdienste des edlen Mannes durch folgende Inschrift an:

Dem unvergeßlichen Menschenfreunde,
dem standhaften Vertheidiger der Wahrheit und des Rechtes,
dem ausgezeichneten Staatsmanne
im Fache der Gesetzgebung,
Würdig der Fürsten, unter welchen er wirkte,
Franz Georg Edlem von Kreß,
k. k. Hofrathe im Justizfache,
Ritter des St.-Stephansordens,
k. k. Truchsesse, niederösterreichischem Landstande,
geboren den 11. Jänner 1747, gestorben den 6. August 1799,
Seine Kinder.

Mit Ernestine, der jüngern Tochter Raimunds von Albrechtsburg, niederöstreichischen Landesverordneten, im Jahre 1769 vermählt, zeugte er 12 Kinder, unter welchen einige, auch ihren Mitbürgern nicht unrühmlich bekannt, die Sorgfalt bewährten, die der Vater ihrer Erziehung geschenkt.

Bernhard Edler von Kreß wählte den Stand der Vertheidiger des Vaterlandes, und zeichnete sich sowol im Türken- als auch im französischen Kriege, vorzüglich aber in der blutigen Schlacht bei Novi, deren glücklichen Erfolg er wesentlich befördern half, so vortheilhaft aus, daß ihm sein Kaiser, ohne ein Kapitel zu halten, das Ritterkreuz des militairischen Marien-Theresienordens verlieh. Er starb für sein Vaterland, 31 Jahre alt, als Oberstlieutenant und Generaladjutant in der Schlacht bei Valeggio (1800).

Der zweite Sohn, Ignaz Edler von Kreß, gestor- 1817, war Anfangs Ausschußrath des niederöstreichischen Ritterstandes, später dessen wirklicher Verordneter, und erhielt den Leopoldsorden. So trat bei dieser Familie der Fall ein, daß Vater, Sohn und 2 Enkel, zum Lohne erworbener Verdienste, durch Ordenskreuze ausgezeichnet wurden.

Ein anderer seiner Söhne, Stephan, ist k. k. niederöstreich. Regierungssecretair, und der gelehrten Welt durch seine „Darstellung des Fabrik- und Gewerbwesens im östreichschen Kaiserstaate“ *) rühmlich bekannt: ein Werk, das

---

*) Von diesem trefflichen Werk, welches auch dem ausländischen Fabrik- und Handelsstande, wie überhaupt für das Studium der Technologie Statistik, Kameral- und Staatswirthschaftskunde sehr empfehlungswerth ist, erschien eine zweite verm. und berichtigte Ausgabe zu Wien 1824, in 4 Bden. mit einem reichhaltigen Register. An dasselbe schließt sich als Fortsetzung an, die „Systematische Darstellung der neuesten Forschritte

Digitized by Google

längst als Bedürfniß gefühlt, den Erwartungen des Gewerbtreibenden, des Kaufmanns und des Staatsbeamten auf das Genügendste entspricht, indem es eine vollständige, genaue und klare Uebersicht von diesem Culturzweige gibt, und, befriedigender als jede andere Schrift die Stufe die Bildung bezeichnet, auf die sich unter den widrigen Verhältnissen, welche durch den langwierigen Kampf um die Selbständigkeit und die bestehende Ordnung herbeigeführt wurden, das im Auslande so wenig gekannte östreichische Volk innerhalb einiger Decennien geschwungen hat. Nach der Ordnung seines Werkes legte der Verfasser für den Erzherzog Kronprinzen auch die merkwürdige Sammlung an, in der man die Fabricate und Manufacturerzeugniße des östreichischen Kaiserstaates, von der ersten Behandlung des rohen Stoffes an bis zur höchsten Stufe ihrer Verarbeitung, übersieht, und zugleich aus der Art der vorliegenden Waare die Fortschritte bemerken kann, durch die sich eine Fabrik vor der andern auszeichnet.

Sowie sich dieser Sohn bleibende Verdienste um das Fabrikswesen im östreichischen Staate erwarb, so widmete sich ein anderer, Georg, als Kameralpräfect in Ungarn ausschließlich der Landwirthschaft, und trug vorzüglich zur Veredlung der Schafwolle auf den großen Kameralherrschaften bei. Leider wurde dieser thätige Mann seinen gemeinnützigen Bemühungen 1826 durch den Tod entrissen, ohne das viele Gute bewirkt zu haben, mit dem er sich ununterbrochen beschäftigt hatte.

Der jüngste unter den Söhnen, Ernst, widmete sich im siebzehnten J. sseines Alters dem Kriegsdienste. Er wohnte seit dieser Zeit allen Feldzügen bei; aber die Anstrengungen, welchen er sich wie jeder Andere unterzog, legten den Grund zu seinem frühen Tode. Er starb, als Rittmeister und Escadronscommandant bei Kronprinz-Kürassier, im acht und dreißigsten Jahre seines Alters 1824. Seinen Sarg schmückte das Kreuz des kaiserlich russischen Wladimirordens vierter Classe, mit dem er während des Feldzuges 1814 in Frankreich belohnt worden war.

Von den 3 noch lebenden Töchtern, Maria, Anna, und Karoline, ist die erste an Johann Freiherrn von Bartenstein, k. k. niederöstreichischem Regierungsrath und Stadthauptmann, vermählt.

---

in den Gewerben und Manufacturen", (seit 1822—29), und des gegenwärtigen Zustandes derselben. Mit besonderer Rücksicht auf den östreichsichen Kaiserstaat. Herausgegeben von Stephan Ritter von Kreß, und W. C. W. Blumenbach. Erster Band. Wien, 1829. Die Red.

Digitized by Google

Johann Christoph von Schmid.

königlich würtembergischer Prälat und Generalsuperintendent, Ritter des Ordens der k. würt. Krone, erster Prediger im Münster zu Ulm und Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften.

Dieser, seiner tiefen Kenntnisse sowol, als seines ausgezeichnet vortrefflichen Charakters halber hochverehrte Zeitgenosse war das älteste aus einer ziemlich bedeutenden Kinderzahl des geschickten, thätigen, wackern Schönfärbers in dem — damals herzoglich — würtembergischen Städtchen Ebingen, Johann Gottfried Schmid und Maria Christina, geb. Volz. Er kam am 24. Junius des Jahrs 1757 zur Welt, und lernte schon frühe die Leiden des Lebens kennen, indem sein Körper in den frühesten Kinderjahre durch die sogenannte englische Krankheit dergestalt angegriffen wurde, daß er längere Zeit einen eisernen Brustharnisch tragen mußte, damit der bereits sichtbar gekrümmte Rücken wieder in seine natürliche Lage kommen möchte.

Da die Unterhaltung einer immer mehr anwachsenden Familie den Aeltern bei etwas beschränkter Einnahme in die Länge beschwerlich wurde, so entschlossen sie sich, im Jahr 1769 in die damalige Reichsstadt Ulm zu ziehen, um an einem größern und nahrhaftern Ort ihr Gewerbe mit mehr Vortheil betreiben zu können. Der junge Schmid hatte in der Schule seines Geburtsorts schon ganz ordentliche Fortschritte im Latein, auch einen Anfang im Griechischen gemacht, sodaß der damalige Rector des Gymnasiums zu Ulm, Johann Peter Miller, bekannt als Herausgeber der, in den funfziger und sechziger Jahren zu Berlin bei Haude und Spener erschienenen römischen Classiker rc. rc., sich bewogen fand, ihn in eine höhere Classe zu setzen als er Anfangs Willens war, und die der Kleine selbst am wenigsten er-

Digitized by Google

wartete, weil er von seinem Wissen nur ganz geringe Begriffe gehabt hatte. Diese Bescheidenheit, dieses Mistrauen in seine eignen Kräfte blieb ihm durch sein ganzes Leben; denn nie konnte er sich selber genug thun, und immer schien er sich viel weniger zu sein, als er doch wirklich war. Schon nach 3 Jahren konnte man ihm erlauben, die philosophischen Vorlesungen zu besuchen und an dem höhern wissenschaftlichen Unterrichte Theil zu nehmen.

Der Vater und bisherige Ernährer der Familie starb schon 1771, hinterließ ein geringes Vermögen, aber eine Witwe mit 7, großentheils noch unmündigen Kindern. Der älteste, jetzt kaum 15 Jahre alte Sohn mußte die Leitung des Hauswesens und der jüngern Geschwister mit der Mutter theilen, den Unterricht der Kleinen aber ganz allein aufsichnehmen. Diese gemeinsam übernommene Sorge für das Beste der Familie schloß die Mutter und den Sohn aufs Engste an einander. Anhänglichkeit und Ehrerbietung gegen die erstere erwuchsen täglich stärker in der Brust des Andern; die innigste Liebe der Mutter im Herzen derselben gegen einen solchen Sohn, der ihr schon jetzt, nach kaum angetretenen Jünglingsjahren, so viel war, auf den sie in der Folge sogar stolz sein durfte, und der ihre Liebe durch sein ganzes Benehmen reichlich vergalt, der endlich, um den höchsten mütterlichen Wunsche, ihn beständig um und bei sich zu haben, zu genügen, auf alle auswärtigen Anstellungen Verzicht leistete und mit einer geringern zu Ulm vorliebnahm, als er anders wo hätte finden können.

Jene häuslichen Sorgen und Arbeiten hinderten indessen Schmid nicht an Fortschritten in seinen eigenen Studien. Er beschäftigte sich fleißig mit Erlernung der alten Sprachen, später auch mit dem Französischen, mit Philosophie und Geschichte, mit Lecture der vorzüglichsten Dichter und Prosaiker jenes Zeitpunktes. Oft fand ihn die Mitternacht bei sparsamer Beleuchtung noch an seinem Arbeitstischchen, und noch mehr konnte er seinen Durst nach gründlichem Wissen stillen, nachdem die Familie einen zweiten sehr wackern Vater und Versorger gefunden hatte.

Im Jahr 1774 schloß Schmid mit einigen Jünglingen, die mit ihm auf gleicher Bahn liefen, einen Freundschaftsbund, der sich auf allseitige Liebe für die Wissenschaften, und Sinn für das Geistige und Bessere gründete, auch auf alle Theilnehmer desselben einen solchen Einfluß hatte, der sich nicht nur auf ihr eignes ganzes Leben verbreitete, son=

Digitized by Google

dern auch auf Andere nicht ohne Wirkung blieb. Darum wird es erlaubt sein, die Namen dieser Jünglinge zu nennen. Es waren Leonhard von Eberz aus Ißüg *), Christian Jakob Wagenseil aus Kaufbeuern **), Albrecht Bayer ***) und Johann Christoph Scheifeln ****). Täglich lasen sie gemeinschaftlich ein Pensum aus einem alten Classiker, unterhielten sich über literarische Gegenstände, übten sich mittels schriftlicher Aufsätze im Denken und Vortrage, nahmen alles Gute und Schöne willig in sich auf, und halfen einander vorwärts, Jeder dem Andern, je nach Maßgabe seines geistigen Vermögens. Von neuern Schriftstellern waren ihre Lieblinge: Klopstock, Lessing, Shakspeare (in Wieland's Uebersetzung), Uz, Thümmel, Geßner und Andere. So verflossen ihnen anderthalb schöne Jahre, vielleicht die schönsten und nützlichsten ihrer Jugend, die den eigentlichen Grundstein zu ihrer weitern Ausbildung legten. Der Hauptwunsch eines Jeden der Verbundenen blieb immer, der Andern werth zu sein und unter den verdienten Männern der künftigen Zeit auch mit genannt zu werden. Ihr Streben nach dem Höhern und Bessern freute ihre Lehrer; auch der bekannte Dichter Schubart, der damals in Ulm lebte und seine „Deutsche Chronik" schrieb, war ihnen mit Liebe zugethan, und nahm sie gern bei sich auf, so oft sie kamen.

Hinlänglich vorbereitet ging Schmid Ostern 1776 auf die Universität zu Erlangen, um Theologie zu studiren. In der Exegese und Kirchengeschichte machte er bald sichtbare Vorschritte und brachte es in einem großen Theil der neuern

*) Gestorben 1819 als Pfarrer zu Aeschach bei Lindau. Er war als Mensch und als Prediger sehr geschätzt.

**) Lebt noch gegenwärtig als quiescirender königl. bair. Regierungsrath zu Augsburg und ist als Verfasser des „Lebens Ulrichs von Hutten" (Nürnberg, 1823) und mehrer anderer Schriften nicht unbekannt geblieben. Der Einzige des Bundes, der alle Uebrigen sich in die bessere Welt vorangehen sah.

***) Starb 1819 als königl. bair. Consistorialrath zu Anspach. Früher war er Professor zu Erlangen und las meistens über griechische und römische Autoren. Von ihm sind einige in die Philologie einschlagende Aufsätze, desgleichen „Predigten für die Bedürfnisse unserer Zeit" gedruckt, und mehre Jahre redigirte er die bekannte „Erlanger Real-Zeitung". Sein Vater war Pfarrer zu Gingen im Ulmischen.

****) Sohn eines wackern Bürgers und Schiffmannes zu Ulm, ein gar vorzüglicher Kopf, der, wenn ihm ein längeres Leben beschert gewesen wäre, gewiß Vorzügliches geleistet hätte; aber er starb schon 1787 als Archivregistrator und Musikdirector in seiner Vaterstadt.

Digitized by Google

Sprachen, meistentheils ganz durch eignen Fleiß, dahin, daß er jedes in einer derselben geschriebene Buch verstand. Im Französischen war er vorzüglich stark, sodaß in spätern Jahren ein großer Kenner derselben *) sich wunderte, daß ein Deutscher solche tiefe Kenntniß derselben sich zu eigen zu machen im Stande gewesen sei.

Wie auf dem Gymnasium, so hatte auch auf der Universität die Freundschaft wackerer und fleißiger Jünglinge auf Schmid's Studiengang bedeutenden Einfluß; — auch Männer, die sich bereits einen ehrenvollen Namen in der gelehrten Welt erworben hatten, ehrten seinen Fleiß und unterstützten ihn mit Rath und That. Unter diese gehörten namentlich Seiler, Harles und Rosenmüller, besonders der Letztere, der ihm seine Söhne zum Unterricht anvertraute, und ihn nebst Bayer zu Verfassern einer „Christlichen Religionsgeschichte für allerlei Gattungen von Lesern" auswählte, weil es ihm an Zeit fehlte, sie selber zu schreiben, wie er erst vorgehabt hatte. Es erschien jedoch (Nürnberg, 1780) nur ein einziger Band in 2 Abtheilungen, worin der Abschnitt: „Geschichte der Offenbarung Gottes und der Religion von Adam bis Mose", von Schmid bearbeitet ist. Durch Bayer's Beförderung zum Professor in Erlangen und Schmid's Abneigung gegen frühzeitige Schriftstellerei kam das Werk ins Stocken.

Da Rosenmüller 1783 als Professor der Theologie nach Gießen abging, nahm er den geschätzten Hausfreund mit, doch wollte dem Letztern weder der Ort zusagen, noch das akademische Leben überhaupt, dem er nach seines Gönners Wunsch sich hätte widmen sollen. Er ging daher nach etwa einem halben Jahre nach Ulm, um sich dort unter die Candidaten des Predigtamtes aufnehmen zu lassen. Wie Manchem möchte diese Laufbahn zu klein geschienen haben; aber der bescheidene Schmid, obwol er, ohne von seiner Seite deshalb einen Schritt zu thun, oder gar Geld dafür aufzuwenden zu Erlangen, aus eigenem Antrieb der zur Ertheilung berechtigten Behörde, die philosophische Doctorwürde erhalten,

*) Schmid hatte in den „Heidelberger Jahrbüchern" von 1820 Pougens „Trésor des origines de la langue française", woran dieser 42 Jahre lang gearbeitet hatte, so gründlich recensirt, daß der Verfasser ihm nicht nur für die dadurch erhaltenen Belehrungen dankte, sondern seinen Brief mit den Worten schloß: „Votre critique sur mon specimen m'a inspiré la plus haute estime pour vous", und in demselben noch außerdem seinem strengen, aber anerkannt gerechten Referenten ungemein viel Verbindliches sagte.

Digitized by Google

über Reformations- und Dogmengeschichte Collegien gelesen, auch in der hebräischen und englischen Sprache Unterricht ertheilt hatte, endlich zu Göttingen (durch Spittler und Heyne), desgleichen zu Altdorf Schritte geschehen waren, ihn dem akademischen Leben zu gewinnen, zog die Candidatenstelle vor. Einmal hielt er sich zum Professor noch nicht für reif genug, und anderntheils wollte er, wie schon oben angedeutet wurde, der guten Mutter die Freude nicht verderben, ihren höchsten Wunsch, ihn als gereisten Mann um und bei sich zu haben, erfüllt zu sehen.

Im Jahre 1785 vertauschte Rosenmüller seinen bisherigen Aufenthalt zu Gießen gegen Leipzig. Auch dahin mußte Schmid ihn begleiten und lange im Kreise der achtungswerthen Familie bleiben. Er machte Bekanntschaft mit den ausgezeichnetsten Männern die damals in dieser Stadt lebten, z. B. Adelung, Weiße, Platner, Zollikofer, Breitkopf, Blankenburg, Göschen u. s. w., und der vielversprechende, wißbegierige und schon sehr unterrichtete, heitere, lebensfrohe und doch ernste junge Gelehrte fand bald allgemeine Achtung bei ihnen. Wie man seine wissenschaftlichen Kenntnisse ehrte, so schätzte man auch seine Bescheidenheit im Urtheil und sein durchaus würdiges und sittliches Betragen. — Zu Berlin und Dresden fand er sich ebenfalls geschätzt, besonders am erstern Orte von Büßer, Nicolai, Teller, Spalding, Engel, Zöllner und Andern. Was in diesen herrlichen Hauptstädten Merkwürdiges zu sehen war, blieb von ihm gewiß nicht unbesucht, und so mehrten sich seine Kenntnisse in mannichfaltigen Fächern mit jedem Tage. Man weiß, daß gerade damals von Berlin aus gegen Mysticismus, schädliche Umtriebe gewisser geheimer Gesellschaften, Jesuitismus, Proselytenmacherei und Verfinsterung aller Art heldenmüthig gekämpft wurde; Schmid freute sich dessen nicht nur herzlich, sondern kämpfte mit für Licht und Wahrheit all sein Lebenlang. Zu Erlangen wurde im Jahre 1786 eine von ihm in der dortigen Universitätskirche gehaltene Predigt: „Ueber die Sinnlichkeit in der Religion" gedruckt, von der es Schade ist, daß sie nicht allgemeiner bekannt wurde. Je mehr in spätern Tagen das Gegentheil von Dem gelehrt und gepredigt ward, was die Bessern früher als unwahr und schädlich in Wort und Schrift bezeichnet hatten, desto mehr überzeugte sich Schmid, daß es nicht immer so bleiben, und auch diese unerwartete Reaction sich wieder verlieren werde. Wenn daher Mancher seiner Freunde und Bekannten ängstlich werden wollte und fürchtete, das schön erwachte Licht werde von der

Digitized by Google

Finsterniß wieder verschlungen werden, so rief er ihnen unaufhörlich zu: „Seid ruhig, es wird Alles recht werden! Es ist des Lichtes zu viel verbreitet, als daß man es so leicht wieder sollte vertilgen können"; und freute sich immer Dessen, was der liebenswürdige Philosoph Garve gesagt hat: „Es ist ebenso unmöglich, einen Strom zu seiner Quelle zurückzudrängen, als den Menschen des 19. Jahrhunderts die Denkungsart des 14. annehmlich zu machen".

In den ersten Monaten des Jahrs 1787 wurde Schmid als Lehrer der sechsten Classe des Gymnasiums zu Ulm angestellt, in welchem Amt er ungemein günstig auf seine Zöglinge wirkte, sowol hinsichtlich seines gründlichen wissenschaftlichen Unterrichts, als durch liebevolle Ermahnungen und eignes Beispiel. In der Folge dankte dieses Institut, das zur Zeit, als Schmid als Lehrer in dasselbe eintrat, noch ziemlich den Zuschnitt der ältern Mönchsschulen hatte, ihm seine ersten Verbesserungen; ja, er würde noch mehr für dasselbe gethan haben, wenn er freiere Hand gehabt hätte. Während der reichsstädtischen Verfassung hinderte ihn ein aus Theologen, Juristen, Aerzten und Kaufleuten zusammengesetzter Schulconvent, und als Ulm baierisch wurde, führten Leute das Wort, die meinten, sie seien doch auch etwas und den — wie sie sich auszudrücken beliebten — „beschränkten Protestanten" weit überlegen. Selbst Schmid hielten sie in ihrem Dünkel für einen Mann, „der sich zu einer zeitgemäßen, liberalen Denkungsart nicht erheben könne". Er that indessen als Consistorial- und Schulrath so viel er konnte, und schickte sich in die Zeit. Bei dieser Veränderung der Staatsverfassung legte er seine Stelle als Professor der Geschichte ꝛc. am Gymnasium nieder, und vertauschte die eines Predigers im Spital mit der des ersten Predigers am Münster, wodurch er in ökonomischer Hinsicht sehr gewann.

Noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begann Schmid die Sammlungen zu Dem, was einst als Schriftsteller das Hauptwerk seines Lebens werden sollte (denn kleinere Aufsätze hatte er hier und da über Mancherlei einrücken lassen), nämlich zu einer Geschichte des schwäbischen Bundes und des Bauernkrieges. Diese Sammlungen setzte er bis ans Ende seines Lebens unermüdet fort, nicht ohne bedeutenden Kostenaufwand*); aber zur Ausarbeitung des

*) Der König von Würtemberg kaufte sie von Schmid's Erben, und es ist zu hoffen, daß diese Früchte seines Fleißes nicht verloren gehen, sondern seiner Zeit werden genügt werden.

Digitized by Google

Werks gelangte er — einige Bruchstücke ausgenommen — nicht, denn sein Ideal von diesem Werke war sehr hoch gestellt; daher verzweifelte er auch selbst, es jemals erreichen zu können, und jede begonnene Ausarbeitung verwarf er, wenn sie auch Andern noch so gut gerathen zu sein schien. — Auch das Studium der deutschen Sprache, besonders in Hinsicht ihrer Etymologie, beschäftigte ihn immer sehr stark, und die Ausbeute dieser Bemühungen war ein „Schwäbisches Wörterbuch", dessen Druck der Buchhändler Michaelis in München bereits auf Subscription angekündigt hat.

So Vieles konnte Schmid arbeiten, weil er gelernt hatte mit der Zeit hauszuhalten, weil er wenig oder keine Gesellschaften besuchte und das Spiel nicht liebte, das Manchem, besonders in langen Winterabenden, Bedürfniß ist. Wollte er von ernsten Beschäftigungen ausruhen, so las er entweder in einem classischen Schriftsteller alter oder neuer Zeit, oder der Abend war Männern geweiht, mit denen er sich über allgemein interessante Materien besprechen konnte. Auch höher gebildete Frauen waren ihm zu einer solchen Tageszeit angenehm, und selbst sogenannte „Frau Basen" wußte der im griechischen und römischen Alterthum einheimische Mann zu unterhalten, daß sie Nichts weniger als Langweile bei ihm fanden. Ebenso verstand er die Kunst, sich mit Kindern abzugeben, sodaß sie zu dem lieben, freundlichen Manne, der sich so zu ihnen herabließ, sogleich Vertrauen faßten und ihn wie einen der Ihrigen betrachteten.

Seinen Aemtern stand Schmid mit Fleiß und Treue vor, und nebenbei suchte er in nützlichem Wissen täglich weiter zu kommen. Alle neue Erscheinungen in der politischen, theologischen, philosophischen und ästhetischen Literatur verfolgte er mit Geist und Gemüth, und ging immer mit der Zeit voran, ungeachtet er weit entfernt war, das brauchbare Alte zu verachten. Vor mystischem Kram in der Theologie und Philosophie hatte er Ekel und warnte junge Leute väterlich dafür; dagegen empfahl er angehenden Theologen ein fleißiges Studium grammatisch-historischer Exegese und der Kirchengeschichte. Seine häusliche Lage war bis 1792 ein wenig beschränkt, und in den folgenden Kriegsjahren verbesserten sich die Einnahmen nicht so, wie es, gegen die Ausgaben gehalten, zu wünschen gewesen wäre; dennoch war er immer zufrieden, übte sogar freundschaftliche Gastfreiheit und that nach seinem Vermögen Gutes im Stillen. Erst, als er baierischer Consistorialrath und später würtembergischer Prälat wurde, erschienen ihm sorgenfreiere Zeiten. Seine erste

Digitized by Google

Gattin, eine Person voll gesunden Verstandes und ungemeiner Herzensgüte, gebar ihm 11 Kinder, von welchen aber nur die älteste und die jüngste Tochter den Vater überlebten. Die edle Gattin und Mutter starb 1811, und Louise, geborene Kaiser, verschönerte seine noch folgenden Lebensjahre. So genoß Schmid häusliches Glück und Glück der Freundschaft in aller Fülle; es ward ihm sogar die seltene Freude, im Jahr 1824 mit seinem ersten und ihm immer treu gebliebenen Jugendfreund Wagenseil das 50jährige Fest ihres Bundes, umringt und hochgeehrt von des letztern Gattin, Kindern und Enkeln, dann seiner eignen Frau und jüngsten Tochter, zu feiern, wofür er Gott laut und mit Freudenthränen dankte.

Gegen das Gesetz der Bescheidenheit möchte Schmid wol selten — oder nie — bedeutend gefehlt haben. Niemals stolz auf seine eignen Vorzüge, zog er immer das Gute Anderer hervor und pries es. Gemeinnützigen und genialen Schriftstellern und Künstlern weihte er seine ganze Achtung, und ehrte ihre folgenreiche Wirksamkeit: doch vergaß er in anderer Hinsicht auch seinen eignen Werth nicht und freute sich, wenn derselbe nicht verkannt wurde. Daher — so wenig er sonst eitler Ehre geizig war — sah er die Auszeichnung nicht gleichgültig an, die ihm von 2 würtembergischen Königen, mittels Verleihung des Prälatenkreuzes und des Ordens der würtembergischen Krone, geworden war, — und warum sollte eine unparteiische und ungesuchte Anerkennung seiner Verdienste den Besitzer derselben nicht freuen? — Wir könnten noch mehr Rühmliches von dem würdigen Manne sagen, brechen aber vorsetzlich hier ab, um nicht weitläufig zu werden, und berufen uns auf die Schrift: „Prälat von Schmid zu Ulm, nach seinem Leben, Wirken und Charakter, von Wagenseil" (Augsburg, 1828), deren man sich bei gegenwärtiger Schilderung vorzüglich bedient hat; dann was die bekannte Schriftstellerin, Frau Therese Huber, in Nr. 166 fg. der „Blätter für literarische Unterhaltung" 1827 von ihm gesagt hat. In ganz wenigen Worten hat vielleicht die verwitwete Königin Karoline von Baiern Schmid am schönsten geschildert: „Solchen kindlichen Sinn, vereint mit so würdevollem Aeußern", sagte sie, „habe ich nicht leicht an einem Mann, wie diesem, gefunden".

Das 50jährige Freundschafts-Jubiläum war geendet, und Schmid mit den Seinigen gesund und heiter nach Ulm zurückgekehrt; aber bald fing er an zu kränkeln, und im Winter von 1825 auf 1826 wurde das noch sichtbarer; das Predigen ward ihm sauer, und aus dem anfänglichen Ka-

Digitized by Google

tarrh wurde ein bedenkliches Schleimfieber, wozu sich ein böser Fuß und ein gespannter Unterleib gesellte. Die Füße fingen beide an zu schwellen, und man fürchtete den Anfang einer Wassersucht. Dessenungeachtet wollte er seiner Pflicht genügen und besuchte noch spät im Jahr 1826 die Ständeversammlung in Stuttgart. Im darauf folgenden Frühling wurde der bis jetzt Kränkelnde wirklich krank. Bald mußte er — was er sonst nie gethan hatte — Briefe, die er absenden wollte, dictiren. Die Schmerzen im Unterleibe nahmen immermehr zu, und nun kam es darauf an, sich auf dem Krankenlager, und nahe am Thor des Todes zu zeigen ob er wirklich der Mann sei, für welchen seine Freunde und Verehrer ihn hielten, und welcher zu werden er von jeher gestrebt hatte. Und warlich, er bestand die schwierige Probe mit Auszeichnung. Er trug seine Leiden, die manchmal sogar heftig wurden, mit musterhafter Geduld, klagte nicht leicht über etwas das ihn selbst betraf, beruhigte die Seinigen so gut er konnte, und beschäftigte sich am liebsten mit den Aussichten nach jenseits. Zuweilen phantasirte er, doch nur von angenehmen Gegenständen. „Gerne" sagte er einmal zu den Umstehenden „wäre ich noch einige Jahre bei Euch geblieben; da es aber Gottes Wille nicht zu sein scheint, so ergebe ich mich willig in Das, was der Allweise über mich beschlossen hat".

Nachdem er Freitags den 6. April von den Seinigen Abschied genommen und sie gesegnet hatte, fiel ihm ein, daß auf nächsten Sonntag den 15. April das Osterfest falle. „Ach"! — sagte er — „an Ostern wäre es schön zu sterben"; — aber diesen Tag erlebte er nicht mehr, denn Dienstags den 10. Mittags um 1 Uhr brach das treffliche Herz in den Armen der jüngsten Tochter, und das Auge des edeln Mannes schloß sich auf immer.

Kinder, Enkel und Gattin, Freunde und Bekannte weinten bei seinem Scheiden; aber nicht nur sie, sondern ganz Ulm trauerte beim Absterben des hochverehrten Mannes, der ihnen in so vielen Jahren Lehrer, Tröster, Rathgeber und theilnehmender Freund gewesen war, Leiden und Freuden willig mit ihnen trug, und selbst in den höchsten Gefahren der Kriegsjahre, die bekanntlich Ulm oft sehr nahe waren, treu und standhaft mit ihnen aushielt. Jeder, der ihn gekannt hatte — und es waren gewiß nur Wenige, die ihn nicht kannten — fühlte tief, was man an ihm verliere, und dieses Gefühl äußerte sich besonders an seinem Begräbnißtage. Mehre wackere Bürger erboten sich freiwillig, den

Sarg, in welchen man den entseelten Leichnam gelegt hatte, zu tragen, und eine große Menge aus allen Ständen schloß sich dem Trauerzuge an. Im Münster, wo er so oft Worte der Liebe, der Belehrung, der Erbauung, des Trostes und der Erhebung gesprochen hatte, wurde der Sarg am Altar niedergesetzt. Der Stadtdecan hielt eine Rede zum Andenken des Verstorbenen, der Gesangverein sang ein rührendes Lied, dann aber wurde der Leichnam auf den Gottesacker getragen und dort unter Gebet, Gesang und Thränen zur Ruhe eingesenkt.

Schmid hat 70 Jahre, 9 Monate und 10 Tage gelebt, und was er im Lande der Prüfung gethan und gewirkt hat, wird gewiß nicht ohne Folgen, nicht ohne Segen bleiben.

Digitized by Google

Wilhelm Friedrich Meyern.

Ach! sie haben einen guten Mann begraben,
Und mir, mir war er mehr!

Am 13. Mai 1829 endete ein geräuschloses und bescheidenes, aber doch höchst reiches Leben, voll stillen, wenig erkannten Verdienstes, in Frankfurt, still und geräuschlos: Wilhelm Friedrich Meyern, der Verfasser von „Dya-Na-Sone, oder die Wanderer", einem Werke, welches vor 40—50 Jahren, bei dem Beginn der französischen Revolution, ohne seinen Namen erschien (erste Auflage Wien, 1787—91; zweite Auflage 1791.); ein Roman, geistreich und originell, voll erhabener und tiefer Ideen (dabei bändereich und theuer, daher nicht für Leihbibliotheken), der die Bessern seiner Zeit so ergriff, daß ein würdiger Gelehrter in Norddeutschland voll schwärmerischer Bewunderung noch vor 20 Jahren erklärte: „Es gibt nur 3 classische Werke, die Bibel, Homer und Dya-Na-Sone".

Mit wenigen, aber kräftigen und wahren Worten schildert ihn eine Freundeshand: „Wenn tiefes und vielseitiges Wissen, fast in allen Zweigen menschlicher Erkenntniß; wenn ein reger Sinn für das Höchste und Würdigste im Leben, verbunden mit einer Klarheit und Präcision der Gedanken, welche mehr den schönern Zeiten des classischen Alterthums als der Gegenwart anzugehören scheinen, vereint mit großen Vorzügen des Gemüths und einer seltenen Bescheidenheit, zu den Eigenschaften gehören, welche, selbst höchst verdienstlich, zugleich Basis aller wahren Verdienste sind: so gehörte Meyern zu den seltenen Männern, welche durch jene Eigenschaften in hohem Grade ausgezeichnet dastehen".

Digitized

Wir bestätigen alles oben Gesagte aus innigster Ueberzeugung. Dieser rege Sinn für das Höchste und Würdigste im Leben war dabei höchst rein, durchaus frei von fanatischer Parteisucht; selbst im Gespräch, besonders über Wissenschaft und Kunst, war seine Rede echt classisch, kein Wort zu viel, keins zu wenig, nie fehlte ihm der rechte Ausdruck, nie versagte das Gedächtniß dem Greise seinen Dienst. — Am besten charakterisirt man Meyern mit seinen eignen Worten im ersten Theile seines Werkes, S. 127. „O! gebt mir den Mann, der, Empfindung mit Wahrheit gepaart, in der Sicherheit seiner Kräfte wandelt, und ich will ihn in meinem Herzen tragen, als den ersten der Menschen".

Selten und wenig sprach Meyern von sich und seinem Thun. Aber es darf den Deutschen doch nicht gleichgültig sein, das Wenige, was die Freunde aus gelegentlichen Aeußerungen wissen, von dem Leben eines ihrer Besten an Geist, Herz und Kenntnissen aufbewahrt zu sehen. Er war ungefähr 1760 in oder bei Anspach in Franken geboren, wo sein Vater Rentbeamter (oder Gutsbesitzer, vielleicht Beides; seine Mutter eine geborene Herbstein) war. Nur mit bitterm Gefühle sprach er von der Mishandlung seiner frühen Jugend durch einen an Leib und Geist misgestalteten, pedantischen Hofmeister. Zum Glück dauerte die Qual für das zarte und schöne Gemüth des Knaben nicht zu lange. Er wurde einem Landgeistlichen, Esper, zum Unterricht und zur Erziehung übergeben. Dieser war unverheirathet; seine Schwester führte sein Hauswesen und übernahm die Pflege des Knaben. An Beide dachte Meyern nur mit Dank und mit kindlicher Liebe. Hier entfaltete sich sein ganzes Wesen, und die dort empfangenen Eindrücke bedingten alle Richtungen desselben bis in sein hohes Alter.*) — Esper, ein Bruder des Professors Esper in Erlangen, dessen großes Schmetterlingswerk in den 1780er Jahren erschien, war selbst Freund und Kenner der Naturwissenschaften. Ihm verdankt er seine schöne Liebe zur Natur und die Grundlage zu seinen schätzbaren naturwissenschaftlichen Kenntnissen. Ihre kleinen naturhistorischen Reisen ins Fichtelgebirge rc. waren ihm, der späterhin halb Europa durchreist und durchforscht hatte, noch im Greisesalter liebe Erinnerungen. Von seinem Vater er-

*) In dem stillen Hause des Landpredigers wuchs still und selbständig sein Inneres hervor, keimte auch wol seine Abneigung gegen Ehe und Familienleben.

hielt er einigemal Strafbriefe, weil seine Entwickelung und Bildung nicht in den Formen vorschritt, welche ihm die einzig rechten schienen. Er war gezwungen diese schmerzlichen Briefe zu beantworten. Eine Folge davon war, daß er bis an sein Lebensende einen wahren Abscheu vor dem Briefschreiben und dem Briefempfangen hatte; er erschrack wenn man ihm einen Brief brachte, und schrieb nur in den allerdringendsten Fällen welche. Die Lieblingslecture des Knaben war die „Insel Felsenburg". Dieses Buch, von dem er stets mit Liebe sprach, und dessen ganzer Inhalt ihm noch als Greis gegenwärtig war, entschied seinen Hang zu Reisen, zu Colonien in fernen Ländern und dergleichen.

Er studirte Jura in Altdorf (wol auch in Erlangen), dabei aber auch, seinen Neigungen gemäß, Mathematik, Geschichte, Sprachen, Natur- und Erdkunde. Gern wäre er schon damals in englische Seedienste getreten, um seinen Hang zu großen Reisen befriedigen zu können, und vielleicht war es schon damals, daß er eine große Reise nach England und Schottland machte. Jedoch die Hoffnung des Ausländers, im englischen Seedienste eine passende Anstellung zu finden, verschwand; wol aber blieb das größte Wohlgefallen am Seewesen und an Seeleuten, von deren Biederkeit, Tüchtigkeit und geordnetem Wesen er stets mit sichtbarem Wohlgefallen sprach. Auch der Lieblingsgedanke, sich in Amerika eine kleine, gesunde, frisch aufstrebende Welt zu suchen oder zu gründen, schwand still mit andern Jugendträumen dahin. Er trat in östreichische Dienste bei der Artillerie, und lebte in dieser Form den Studien. — Wir wagen es nicht zu bestimmen ob er damals schon „Dya-Na-Sore" geschrieben; ein Buch in welchem eine gewisse elegische Stimmung, das Gefühl eines verfehlten Daseins und heiße Sehnsucht nach dem Besseren sich aussprechen. Man sagt, er habe so wie dieses, auch noch Anderes anonym geschrieben; uns ist aber nichts davon bekannt. Die eigentliche Frucht seines langen Lebens sind seine vielen wohl geordneten und wohl gehaltenen Manuscripte. Mögen sie in die Hände geistreicher, liebender Freunde gerathen, damit sie der Welt erhalten werden, und nicht in feste Hand, die sie einen verschlossenen Schatz bleiben läßt. Wenn sich keine Verwandte melden (Vater und Mutter sind längst schon dem einzigen Sohne vorangegangen), so ist die östreichische Invalidencasse Erbin des baaren Vermögens, und leider auch der vielen, höchst schätzbaren Manuscripte. Möchte doch in diesem Falle Graf Sternberg, der den Verstorbenen hochschätzte,

oder allenfalls die Redaction der „Wiener Jahrbücher“ der Welt diese Schätze erhalten!

Doch zurück von dieser Episode zu dem Leben des Freundes. Er fand endlich 2 junge Männer von Adel, die er zu einer großen wissenschaftlichen Reise in seiner Gesellschaft begeisterte. Er dankte als Artillerielieutenant ab, und reiste mit ihnen in die classischen Länder der alten Geschichte, besonders nach Italien, Griechenland, Kleinasien, sah mit historischem, militairischem und besonders mit Kunstsinn die Denkmale der Vorwelt, die Orte, welche durch Schlachten, Belagerungen und andere Kriegsthaten berühmt geworden, und studirte überall den Menschen. Sehr lange hielt er sich in Konstantinopel auf. Ihm erschienen die Türken nicht so roh und barbarisch als man sie gewöhnlich schildert. Ungarn, Polen, sowie England und Schottland waren damals wahrscheinlich von ihm besucht und durchforscht worden.*) — Späterhin hielt er sich lange mit der östreichischen Gesandtschaft in Sicilien auf, wo eben dies Verhältniß ihm die Bekanntschaft mit dieser einst so reichen und interessanten, jetzt so vernachläßigten Insel sehr erleichterte. Damals war Neapel in der Gewalt der Franzosen, und Sicilien, unter englischem Schutze, der Aufenthalt der alten Königsfamilie. Sein Lieblingsgedanke war damals, eine zahlreiche Colonie von recht arbeitsamen deutschen Bauern dahinzuführen, und hier dem Mangel an fleißigen Händen, dort der sichtbaren Uebervölkerung abzuhelfen. Aber Vorurtheile, Mistrauen und Privilegien sind Berge, welche auch das kräftigste Wohlwollen nicht immer übersteigt. Auch in Rom war er lange Zeit mit der östreichischen Gesandtschaft, und konnte unter ihrem Schutze um so ungestörter das alte Rom studiren und alle hochgepriesenen Herrlichkeiten des neuen ganz kennen lernen. Aber — der Mann mit dem zarten, feingebildeten, religiösen Kunst- und Schönheitssinn, stellte sie, besonders die kirchlichen, bei weitem nicht so hoch, als sie der oft affectirte Enthusiasmus Mancher zu heben sich bemüht.**)

*) Diese große wissenschaftliche Reise würde noch weiter fortgesetzt worden sein, wäre sie nicht durch den Tod des Einen der Reisegefährten und den Rücktritt des Andern unterbrochen worden. Doch jede seiner Reisen war wissenschaftlich.

**) Ueberhaupt erwarb sich Meyern von allen Ländern, die er besuchte, die richtigste und tiefste Kunde, erforschte ihre Sprache und Literatur, Lebensart, Charakter, Verfassungen der Völker, die Natur

Digitized by Google

Unter den mancherlei Schilderungen aus seinen Reisen, die in der Unterhaltung mit ihm vorkamen, hier eine der kleinsten und freundlichsten: In Smyrna lernte er in dem Vorsteher des Pesthospitals einen Greis von 80 Jahren kennen; einen schönen, starken, gesunden, mild-freundlichen Mann. Er war als junger Kaufmann aus Italien in Smyrna von der Pest befallen worden und hatte das Gelübde gethan, wenn er wieder genese, sein ganzes übriges Leben der Pflege der Pestkranken zu widmen; er genas und war erst als Wärter und dann, seit 40 Jahren, als Vorsteher in dem Hospital der Pestkranken. Ein Mann von vielseitiger Bildung, aber ganz seinem Amte lebend und sich ihm opfernd, oft monatelang von allem Umgang, außer mit Pestkranken, getrennt, sodaß er mit Andern nur von der Höhe eines Fensters oder Balcons herab das Nöthigste sprechen konnte. — „Wie fühlte ich mich so klein und gedemüthigt, dem edeln Greis gegenüber", pflegte Meyern hinzuzusetzen.

Während der französischen Kriege hatte er einen Entwurf zur Landesbewaffnung ausgearbeitet und persönlich seinem Kaiser überreicht. Die Gründe, welche den Hofkriegsrath bewogen, den Plan unbeachtet bei Seite zu legen, müssen hier unerörtert bleiben. Später wurde derselbe wieder hervorgeholt und mit einigen Modificationen ausgeführt. Meyern trat nun wieder als Hauptmann bei der Artillerie in östreichische Dienste, und war 1809—12 bei Organisirung und Leitung der Landwehr und des Landsturmes thätig. Dies war mit die glücklichste Zeit seines Lebens; denn im Ganzen fühlte er mit Wehmuth, daß er ein verfehltes Dasein hatte, und behauptete oft, halb im Scherz, halb im Ernst, bei seinem hohen Alter doch nur 11 Monate gelebt zu haben. Im Jahr 1813 wurde er als Hauptmann zum Generalstab versetzt, half am Rhein das Volk bewaffnen, besorgte 1815 die Rücklieferung der italienischen Kunstwerke, welche in Paris zusammengehäuft waren. Bei all seiner vielseitigen, oft großartigen Thätigkeit war es ihm um sich und seinen Namen gar wenig zu thun, daher blieben auch Beide meist im Verborgenen. Die wichtigsten Arbeiten über allgemeine militairische Gegenstände wurden meistens ihm übertragen, und was er lieferte war stets eigenthümlich, geistreich und praktisch zugleich. Seine Pläne im Kriege waren oft kühn und großartig, ohne daß die Ausführung

---

in ihren mannichfaltigsten Beziehungen, Anstalten des Verkehrs, Kriegswesen, Staatswirthschaft, Geschichte und bildende Kunst.

Digitized by Google

schwierig oder bedenklich gewesen sein würde, nur fehlte meist Beitritt und Unterstützung Anderer.

Meyern's letzter längerer Aufenthalt im Auslande war in Spanien, mit dem östreichischen Gesandten, Grafen Kaunitz. Im Jahr 1820 war er wieder in der nähern Umgebung des Fürsten Schwarzenberg, der ihn sehr hochschätzte. Er begleitete den unvergeßlichen Feldherrn nach Leipzig, war bei ihm bis zu seinem Tode, und erhielt den Auftrag die Leiche nach Prag zu begleiten. — Nachher soll er seinen Abschied mit 600 Fl. Pension erhalten haben!? Das Haus Fries in Wien fallirte, und dadurch verlor er sein kleines Vermögen, das dem Bedürfnißlosen eine unabhängige Existenz gesichert haben würde. — Jetzt erwarb sich General Langenau, der Präsident der Militaircommission bei der Bundesversammlung in Frankfurt, der ihn kannte und schätzte, ein Verdienst um ihn, wofür ihm Meyern's Freunde stets dankbar sein werden. Er bewirkte seine Anstellung bei der Militaircommission in Frankfurt, wo er nun, ohne Nahrungssorgen und ohne drückende Geschäfte, seine letzten Jahre der Freundschaft und den Musen lebte.

Sein Tod war leicht; sein Geist blieb hell und bewußt bis ans Ende, das ihm stets nur als ein erwünschter Uebergang in ein höheres, geistigeres Wesen erschien. Ungeschwächt blieb bei ihm Gedächtniß und jede höhere, geistigere Kraft; sein reicher Schatz von Kenntnissen stand ihm stets zu Gebote; man konnte sicher sein, wenn man irgend einen Punkt der alten oder neuern Geschichte, der Philosophie, der Erd-, Natur- und Menschenkunde, irgend einen Gegenstand der Kunst rc. berührte, ihn gleich mitten in der Sache zu finden, und sie erörtern zu hören als hätte er sie eben erst durchdacht. Leben und Wissenschaft hatten sich gegenseitig bei ihm durchdrungen; hoch erhaben über Parteisucht und Vorurtheile, war sein Urtheil stets mild, aber doch scharf und richtig. In all seinem Wissen war er ganz zu Hause, hell, klar, besonnen und stets eigenthümlich. Der Umgang mit ihm bot daher Jedem, der diesen zu schätzen wußte, in reichem Maße goldene Aepfel in silbernen Schalen.

So ein Mensch kann uns nur Einmal im Leben begegnen! Er ist zu selten; wohl Dem, der ihn findet und erkennt. Seine Freunde vermissen ihn tief und schmerzlich! — „Sein Andenken wohne im stillen Heiligthum unserer Herzen". („Dya-Na-Sone")

Digitized by Google

Miszellen und Anekdoten.

Digitiz

Aus dem
frühern Leben Alexanders von Humboldt.

Vorgelesen im Geselligen Verein zu Freiberg am 27. Dezember 1826. *)

Der lebendige Antheil, den die gebildeten Bewohner aus allen Ständen unserer Stadt an der Anwesenheit und Persönlichkeit Alexanders von Humboldt nehmen, dessen in beiden Hemisphären gleich hochgefeierter Name schon längst der Geschichte der Cultur und der Wissenschaften angehört, veranlaßt mich, Ihnen einige Bruchstücke aus seinem frühern Leben mitzutheilen, die ich zum Theil aus dem Gedächtniß, größtentheils aber aus mehren seiner Briefe entnehmen kann; sie finden vielleicht um so eher nachsichtsvolle Aufnahme, weil der seinem Namen gewidmete biographische Artikel in dem „Conversations-Lexikon" gerade von seinen jüngern Jahren weniger enthält.

Der merkwürdige edle Mann, von dem wir uns unterhalten, wurde 1769 in Berlin geboren, wo sein Vater Kam-

*) Vorstehender Aufsatz wurde, kurz nach der Anwesenheit des Freiherrn Alexander von Humboldt (im November 1826) in Freiberg, von einem seiner ältesten Freunde, dem Herrn Bergrath Freiesleben daselbst, der Gesellschaft des „Geselligen Vereins" vorgetragen. Da der Verfasser einzelnen Freunden Abschrift davon mittheilte und auch uns eine solche zugekommen ist, so nehmen wir sie (mit einigen Abkürzungen) hier auf, versichert, daß uns der Abdruck gern gestattet sei. d. Red.

Digitized by Google

merherr war. Seine Kinderjahre verlebte er meist auf einem von seines Vaters Gütern, in dem anmuthigen Tegel. Aus seinen frühern Erzählungen erinnere ich mich, daß seine Erzieher in den ersten Jahren seiner Kindheit ganz daran verzweifelten, es würden sich je nur gewöhnliche Geisteskräfte bei ihm entwickeln; erst im spätern Knabenalter trat auf einmal das Licht in seinem Kopfe ein, das späterhin im Reiche der Wissenschaften so wohlthätig ausströmte. Unter seinen Erziehern war der kenntnißvolle jetzige Geheime Ober-Regierungsrath Kunth.

Ziemlich jung kam er nach Frankfurt an der Oder und Göttingen, wo er 2 Jahr Kameralwissenschaften und Botanik, nebenbei aber besonders Archäologie und Technologie studirte. Eine damals von ihm, im nähern Umgang mit Heyne, bearbeitete Geschichte der Weberei bei den Alten zeigte schon seine ungemeine Gelehrsamkeit; sie blieb jedoch ungedruckt.

Von Göttingen aus machte er im Frühjahr 1790 mit Georg Forster, dem Weltumsegler, und dem Astronom D. van Geuns eine kleine Reise nach England, den Niederlanden und den Rheingegenden. Eine Folge davon waren seine noch 1790 erschienenen „Beobachtungen über einige Basalte am Rhein", die zugleich voller schätzbarer antiquarischer Untersuchungen sind, und die ihn in einen, seinerseits sehr humoristisch behandelten Streit mit dem Professor Witte in Rostock verwickelten, indem dieser die ägyptischen Pyramiden für ein Naturproduct, und zwar für Reste eines vulkanischen Ausbruchs, sowie die Hieroglyphen daran für Schörlkrystalle erklärt hatte. Später kam er auf die, in großem Ruf stehende Handelsakademie, die Ebeling und Büsch in Hamburg gestiftet hatten.

Von da trat er am 14. Juni 1791 in Freiberg ein; er war dem verewigten Werner schon durch die vorgenannte mineralogische Schrift bekannt, und dieser verschaffte mir noch am Tage seiner Ankunft die Bekanntschaft des interessanten jungen Gelehrten (wie er damals prädicirt wurde), weil er wünschte, daß ich Tags darauf mit ihm auf dem Kurprinz anfahren möchte. Dies war die erste Excursion, mit der er sein bergmännisches Leben begann, dessen Gegenstände ihn so anzogen, daß er in der nächsten Woche darauf schon eine Wanderung mit mir ins böhmische Mittelgebirge machte (wovon das „Bergmännische Journal" die Resultate enthält).

Digitized by Google

Während seines dreivierteljährigen Aufenthalts auf unserer Bergakademie studirte er nicht blos, unter Werner's Leitung und in seinem vertrautern Umgange, mit Enthusiasmus die mineralogischen und technischen Theile der Bergwerkskunde, sondern sammelte nebenbei auch die meisten Materialien zu seinem berühmten Werk über die unterirdische Flora unserer Gruben, das die Botanik, die er schon früher unter Wildenow in Berlin studirt hatte, mit mancher neuen Entdeckung bereicherte.

Für Chemie gab es damals hier keinen Lehrstuhl; dadurch wurde aber das Interesse nicht geschwächt, mit dem, besonders von ihm und Franz Bader, die anziehenden Schriften von Lavoisier, Berthollet und andern damals auftretenden französischen Chemikern studirt wurden. Sie wurden für ihn zugleich Veranlassung, einige wichtige, auf die neuen physisch-chemischen Lehren gegründete salinistische Aufsätze von anerkanntem praktischen Werthe für das „Bergmännische Journal", sowie kleinere Aufsätze für Grell's und Green's Zeitschriften zu bearbeiten.

Die praktische Geognosie führte ihn schon früh zu manchen Ansichten, namentlich über die Gesetze der Lagerung und Schichtung, die er später in beiden Hemisphären studirte.

Die hervorstechenden Züge seines liebenswürdigen Charakters, eine ganz unendliche Gutmüthigkeit, wohlwollende und wohlthätige, zuvorkommende, uneigennützige Gefälligkeit; warmes Gefühl für Freundschaft und Natur; Anspruchlosigkeit, Einfachheit und Offenheit in seinem ganzen Wesen; immer lebendige und unterhaltende Mittheilungsgabe; heitere, humoristische, mitunter wol auch schalkhafte Laune; — diese Züge, die ihm in spätern Jahren dazu halfen, wilde und rohe Menschen, unter denen er sich Jahrelang aufhielt, zahm und sich geneigt zu machen, in der gesitteten Welt aber allenthalben wo er auftritt Bewunderung und Antheil zu erregen — diese Züge erwarben ihm schon während seiner Studienzeit in Freiberg allgemeine Liebe und Ergebenheit. Er wollte Jedem wohl und wußte jeden Umgang sich unterhaltend oder nützlich zu machen; nur gegen inhumane Rohheit, jede Art von Insolenz, Ungerechtigkeit oder Härte konnte er erzürnt und heftig, sowie gegen Sentimentalität und Affectation konnte er bitter, gegen Schlaffheit, oder wie-

Digitized by Google

er es nannte, Breiigkeit des Gemüths, und gegen Pedanterei konnte er ungeduldig werden.

Unmittelbar nach seinem Abgange von Freiberg, im März 1792, wurde er als Bergassessor beim Bergdepartement in Berlin angestellt. Er schrieb mir dies mit einer Aeußerung, die ich aushebe, weil sie ganz seinem bescheidenen Charakter entspricht: „Es ist sehr unbillig, mich gleich zum Assessor zu machen, da es so eine Schar uralter Bergcadets gibt; denn meine literarischen Verdienste geben doch weder Erz noch Aufschlagewasser, die Letztern noch allenfalls! Ich habe dies hier öffentlich geäußert, aber zur Antwort erhalten, daß ich bei dem hiesigen Departement ja keinem Menschen vorgezogen würde; und dies ist auch wahr".

Noch im August des nämlichen Jahres wurde er aber Oberbergmeister im Fürstenthum Anspach und Baireuth; diese waren nicht lange vorher preußische Provinzen geworden, deren geognostisch-bergmännische Untersuchung gewissermaßen sein Anstellungsspecimen war. „Alle meine Wünsche", schreibt er damals, „sind nun erfüllt; ich werde nun ganz dem praktischen Bergbau und der Mineralogie leben".

Er sollte den dortigen Bergbau organisiren und brachte dies mit beispielloser Thätigkeit und Anstrengung binnen wenig Monaten auch wirklich zu Stande; ihm allein dankte der uralte Bergbau zu Goldkronach, wo schon im 13. Jahhundert ein Amalgamirwerk stand, damals ein glückliches (wenn auch späterhin wieder erloschenes) Wiederaufleben und einige Jahre lang etwas Goldproduction; die nailaer Revier aber dankt ihm alle ihre, zum Theil bis jetzt verfolgten Hauptpläne. Mit besonderer Liebe pflegte er eine von ihm gestiftete Bergschule in Steben. Während der Paar Jahre, daß er im Baireuthischen lebte, opferte er sich aber mit unbeschreiblicher Arbeitsamkeit, außer seinem eigentlichen Beruf, nicht allein den verschiedentlichsten technischen Geschäften und Studien, sondern machte auch mehre Reisen.

Die Kürze der Zeit erlaubt mir nur Weniges auszuheben. Gleich Anfangs, als er die polarischen Serpentinfelsen bei Gefrees entdeckt hatte, arbeitete er viel über den Magnetismus der Erde. Seine magnetische Beobachtung bei Gefrees

machte er gleichzeitig in mehren Zeitschriften bekannt; er wollte dadurch weitere Untersuchungen anregen und meinte: „Es ist doch gut, so eine Bombe unter die Menschen zu werfen, die sie anreizt, zu arbeiten". Nebenbei studirte er wie ein Archivar die alte baireuthische Bergwerksgeschichte, wozu ihm mehre Kisten Akten des 16. Jahrhunderts von der Festung Plassenburg zugeschickt waren.

Im Herbst 1792 besuchte er noch die salzburger und bairischen Salzgebirge und ging nach Wien. Schade ist es, daß eine Karte über die deutschen Salzzüge und eine Abhandlung über die auf Salzsoole niederzubringenden Bohrlöcher, die er damals bearbeitete, nie gedruckt worden ist.

Seine herrlichen Arbeiten über Farbe und Keimen der Pflanzen, über die vegetabilische Muskelfaser und andere Gegenstände der Pflanzenphysiologie hatten ihm in Wien, besonders bei Jacquin, eine sehr gute Aufnahme bereitet.

Die Rückreise nahm er durch Schlesien (wo er mit dem Minister Graf Reden mehre Gebirgsrecherchen vorzunehmen und eine Menge Planzeichnungen zu vollenden hatte) nach Berlin, wo er einige Monate mit dem preußischen Salinenwesen und der Herausgabe seiner „Flora Fribergensis subterranea" beschäftigt war.

Letztere erschien jedoch, mit genialen Aphorismen aus der chemischen Physiologie der Pflanzen begleitet, erst 1793 in lateinischer Sprache und wurde bald darauf vom jetzigen russischen Staatsrath Fischer von Waldheim ins Deutsche übersetzt. Dies Werk fand selbst bei unsers Königs Majestät ermunternde Aufnahme. Humboldt übersendete es unserm König, nicht blos weil er wußte, wie sehr dieser Fürst Kenner und Pfleger der Wissenschaften überhaupt und der Botanik insbesondere ist, sondern auch weil ihn von jeher reine Ehrfurcht und Dankgefühl für Das, was dieser Monarch stets für die Cultur und insbesondere für den Bergbau und die hiesige Bergakademie gethan hatte, erfüllte. Humboldt erhielt dafür eine neugeprägte goldene Medaille mit einem sehr huldvollen Schreiben von königlicher Hand. Uebrigens bewirkte ihm jenes Werk in der botanischen Welt mehre Auszeichnungen, z. B. die, daß Professor Vahl in Kopenhagen ihm zu Ehren einen prachtvollen ostindischen Baum Humboldtia laurifolia nannte: eine Huldigung, die sich späterhin oft wiederholt hat.

Digitized by Google

Im Frühjahr 1793 kehrte Herr von Humboldt zu seinem Dienste beim baireuthischen Bergbau zurück. „Das allgemeine Vertrauen", schreibt er damals „welches der gemeine Bergmann mir überall zeigt, macht mir meine Arbeit lieb, denn sonst ist meine Lage sonderbar genug; ich thue eigentlich Dienste als Geschworner, nicht als Oberbergmeister".

Auf diesen ganz praktischen Zeitraum seines Lebens legt er noch jetzt großen Werth, und es machte ihm bei seiner neulichen Befahrung auf Beschert-Glück Vergnügen, die Gedinge von mehren Oertern abzuschätzen und sich, wie er es nannte, der Inspiration zu freuen, die ihn auch hier richtig leitete.

Seine Bemühungen im Baireuthischen glückten ihm übrigens so, daß er von dem dortigen, vorher ganz ärmlich gewesenen Bergbau 1793 mit kaum 350 Mann ein Ausbringen von 300,000 Fl. an Eisen, Kupfer, Gold und Vitriol bewirkte.

Nebenbei wurde er 1793 noch zu Leitung von Salzbohrversuchen nach Preußen und Polen versendet; auch bearbeitete er größere botanische und geognostische Werke, die indessen nicht vollendet wurden, denn eine sehr unruhige Unterbrechung hatte er im Herbste 1794, wo er den damaligen Minister von Hardenberg in diplomatischen Geschäften nach dem Rhein und den Niederlanden begleiten mußte. Er schreibt aus dem englischen Hauptquartier bei Ueden in Brabant, unterm 10. September 1794: „Nie war mein Leben abwechselnder als jetzt; ich bin lange aus meinem Fache herausgerissen gewesen, mit Arbeiten, welche mit den diplomatischen Aufträgen des Ministers von Hardenberg zusammenhängen, belastet, meist dem Feldmarschall Möllendorf und seinem Hauptquartier gefolgt, jetzt auf Befehl hier im englischen Lager. Ich gehe von Ueden den 14. nach der Grafschaft Altenkirchen, um dort die Generalbefahrungen zu halten, und von da ins Lager bei Kreuznach und Frankfurt zurück. So geht es immer fort. Froh war ich wenig, aber doch auch zu zerstreut, um traurig zu sein. Ich gewann an neuen Ideen, und das beständige Reisen in mineralogisch-interessanten Gegenden hat mir zu meinem Buche über Schichtung und Lagerung viel geholfen".

Nach seiner Rückkunft ins Baireuthische beschäftigte er sich wieder blos mit praktisch-bergmännischen und astronomischen Gegenständen, entwarf aber schon jetzt die Pläne seiner Zukunft, die er auch, bis auf eine nordische Reise, ausge-

Digitized by Google

führt hat. Er schlug deshalb die ihm angebotene Bergwerksdirection in Schlesien aus, wurde dagegen im Mai 1795 zum Oberbergrath im Berg-, Manufactur- und Commerzdepartement des Staatsministers von Hardenberg ernannt, blieb aber im Baireuthischen und bereitete im Sommer 1795 sein wichtiges Werk über die gereizten Nerven und Muskelfasern vor.

Außer unzählichen Versuchen, die er zu diesem Behufe an Thieren, selbst an Insekten machte, führte ihn sein Eifer so weit, daß er durch Incisionen und Ziehpflaster sich die Schultern und Muskeln des Rückens wund machen ließ, um die Erscheinungen des galvanischen Reizes durch Empfindung an seinem eignen Körper desto genauer studiren zu können.

Im Juli 1795 reiste er mit einem ihm sehr befreundeten Offizier der baireuthischen Garnison, dem Lieutenant Reinhardt von Hasten, über Tirol nach Oberitalien und durch einen Theil der Schweiz zurück bis Schafhausen, wo er sich von seinem Reisegefährten, der keinen längern Urlaub hatte, trennte und dann, vom 20. September bis Anfangs November, die Reise durch die interessantesten Gegenden des Jura, der schweizer und der savoyer Alpen, bis zur italienischen Schweiz, in meiner Begleitung fortsetzte.

Auf allen diesen Reisen waren es zwar hauptsächlich die Lagerungsverhältnisse der Gebirge und die Pflanzenwelt, die ihn beschäftigten, aber auch kein anderer Gegenstand, der auf Physik der Erde, Atmosphäre und Naturgeschichte Einfluß haben konnte, lag außer seinem Bereich; und wenn ich bedenke, daß wir binnen 7—8 Wochen, meist zu Fuß, die Gebirge von Schafhausen, Zürich und Bern, bis über das Chamounithal hinaus, dann wieder bis über den großen Bernhard, und endlich von Altdorf über den Gotthard bis Airolo, besuchten, so freue ich mich noch der guten Benutzung unserer Zeit, welche überhaupt Humboldt meisterhaft versteht. Sein Eifer für die Wissenschaften und seine beispiellose Arbeitsamkeit hat ihn von früher Jugend an angetrieben, jeden Augenblick nützlich oder lehrreich zu verwenden; selbst seine nächtliche Ruhe beschränkte sich immer nur auf wenige Stunden. Wie hätte er auch sonst Das leisten können, was er seit 36 Jahren geleistet hat?

Nach seiner Rückkunft ins Baireuthische, im Winter 1796, arbeitete er meist beim Minister von Hardenberg; nebenbei beschäftigten ihn jedoch eudiometrische Arbeiten und physiologische Versuche über den Lebensproceß; doch kam seine Idee, an mehren europäischen Hauptorten eudiometrische

Digitized by Google

Stationen anzulegen, nicht zur Ausführung. Besonders eifrig war er in Versuchen über das Leuchten, ferner über das Pflanzen- und Thierleben in verschiedenen Gasarten. Er wurde aber auch hier unterbrochen, denn im Juli 1796 schickte ihn sein König zum Prinz Hohenlohe nach Ingelfingen; er wurde dort gebraucht, um mit den französischen Heerführern Moreau und Desaix bei Kannstadt zu negociiren und die Neutralität von Franken zu retten; — bei seiner Einfachheit kam er sich (seinen damaligen Briefen zufolge) merkwürdig genug vor, wie er, von Husaren und Trompetern begleitet, ins französische Hauptquartier abging.

Erst im Herbst dieses Jahres konnte er sein Werk über die unterirdischen Luftarten weiter bearbeiten; diese Beschäftigungen veranlaßten seine Erfindungen der Rettungslampe und Respirationsmaschine, von denen auch unsere Akademie ein Exemplar besitzt. Die Versuche in den bösen Wettern, namentlich auf dem bernecker Alaunwerke, haben ihm mehr als einmal beinahe das Leben gekostet.

Im Frühjahr 1797 brachte er einige Monate in Jena zu, wo er im Hause seines Bruders (des nachherigen Staatsministers Freiherrn Wilhelm von Humboldt) sich besonders mit praktischer Anatomie beschäftigte; Letztere trieb er schon in Bezug auf seine vorhabende westindische Reise und hörte ein zweimonatliches Privatissimum darüber bei Loder, während dessen er täglich 6—7 Stunden auf dem anatomischen Theater arbeitete. Ich erinnere mich noch dankbar eines sehr lehrreichen Abends bei Schiller, wo die beiden Brüder Humboldt und Göthe sich unter Anderm mit großem Interesse über ihre zoologischen Präparate unterhielten.

In Jena vollendete er auch sein Werk über den Muskelreiz und hatte die Freude, daß hier schon mehre Personen mit seinen Versuchen über Stimmung der Lebenskraft durch chemische Mittel, über das Geben und Vernichten der Reizbarkeit, mit Erfolg beschäftigt waren; man fing sich an zu überzeugen, daß diese Versuche einmal die Grundlage einer neuen Wissenschaft, der vitalen Chemie, werden könnten.

Im Sommer 1797 brachte er einige Wochen in Dresden zu, wo er sich mit seinem Bruder und dem Geheimenrath Kunth aufhielt, theils um einige Familiengeschäfte zu beendigen, theils um mit dem Inspector Köhler astronomische Beobachtungen zu machen.

Den Herbst 1797 und Frühling 1798 verlebte er mit der Hasten'schen Familie, sowie mit der Familie seines Bru-

Digitized by Google

ders und dem jetzigen russischen Staatsrath Fischer, auch zum Theil mit Herrn von Buch, in Wien, Steiermark und Salzburg. In Wien beschäftigte er sich meist mit einem botanischen Gärtner, van der Schott, zur botanischen Vorbereitung auf größere Reisen, sowie in Steiermark und Salzburg mit Beendigung seiner eudiometrischen Arbeiten über die unterirdischen Luftarten und mit Vollendung des Werks über die unterirdischen Gasarten, wozu ich in der Zwischenzeit aus einem Paquet einzelner Zettel und Notizen, die er mir zu diesem Behuf im Sommer 1797 in Marienberg übergab, ein Gerüste zusammengestellt hatte. Indessen kam dieses Werk durch seinen Bruder erst nach seiner Abreise von Europa 1799 ins Publicum.

Von Salzburg, wo Alexander von Humboldt den ganzen Winter blieb und unter Anderm zuerst die astronomische Breite berichtigte, wollten die Reisenden nach Italien; da aber dort die Unruhen wegen der Besitznahme der Franzosen ausbrachen, zogen sie vor, im April nach Paris zu gehen, wo ihn die Familie Haften indessen bald verließ, um auf ihre Güter in Westfalen zurückzukehren. An Ausführung seines größern Reiseplans hinderte ihn noch der Seekrieg; da indessen das mittelländische Meer frei war, wollte er, in der Zwischenzeit bis zum Seefrieden, mit dem Lord Bristol (einem alten genialen Engländer mit 300,000 Thlr. jährlicher Einkünfte, der früher mit Fortis in Griechenland war) nach Aegypten gehen; allein, die französische Expedition vereitelte auch diesen Plan. Er blieb daher in Paris und beschäftigte sich da besonders mit physikalischen und astronomischen Arbeiten und Messungen (wovon Zach's „Ephemeriden" Mehres enthalten), sowie mit chemischen Arbeiten über die Erden, deren Resultate meist im Nationalinstitut vorgetragen und in die französischen Zeitschriften aufgenommen wurden. Immer aber lag ihm sein großer Reiseplan am Herzen, oder vielmehr er schwankte zwischen 2 Plänen: entweder sich einer Expedition des Capitain Baudin anzuschließen, die die französische Regierung mit großen wissenschaftlichen Zurüstungen nach Amerika, Afrika und Westindien senden wollte, aus der aber nichts wurde, weil es dem französischen Directorio an Gelde fehlte; oder mit einem schwedischen Consul über Algier (wo er Arabisch lernen und die ägyptischen Unruhen abwarten wollte) durch Afrika zu reisen.

Digitized by Google

Keiner von beiden Plänen kam zu Stande; wol aber ging er Anfangs 1799 nach Madrid, um sich die nöthigen Hülfsmittel für seine amerikanische Reise zu verschaffen.

Ueber den Erfolg dieser Reise und deren ebenso großartige als einflußreiche Resultate, die wol selbst (wie eigne Decrete der Congresse von Mexico und Bogota ausdrückten) auf die Bildung der amerikanischen Freistaaten nicht ohne Einfluß war, und durch die Humboldt's Name unsterblich geworden ist, erwähne ich hier nichts, da der biographische Artikel in den neuesten Auflagen des „Conversations-Lexikons" in dieser Hinsicht eine gute Uebersicht gibt.

Nur aus einem Briefe, den ich noch von Coruña aus, wo er sich einschiffte, unterm 4. Juni 1799 erhielt, erlaube ich mir Einiges auszuheben. „Du weißt", schreibt er, „aus meinem letzten Briefe aus Barcelona, daß ich 2 Monate vergeblich in Marseille auf die schwedische Fregatte Jaramas wartete, welche mich nach Algier führen sollte, von wo aus ich mit der Karavane von Mekka den Landweg nach Kairo antreten wollte. Ich ging nach Spanien, um von dort aus mit dem spanischen Paquetboot von Cartagena nach Tunis zu reisen. Ein französischer Botanist, Bonpland, begleitete mich. Der sächsische Gesandte, Forell und eine Ministerialveränderung waren mir in Madrid sehr günstig. Der neue Günstling Urquijo empfahl mich dem König und der Königin. Ich wurde Beiden vorgestellt; die Gunst am Hofe wuchs, und ich erhielt, was Spanier selbst für unmöglich hielten, die vollste Erlaubniß, mit allen Instrumenten, wie ich will, in allen spanischen Colonien zu arbeiten, zu messen. Mit königlichen Empfehlungen an alle Vicekönige segeln wir nun nach Havannah und Mexico ab; von dort aus denke ich Californien rc. zu besuchen. Welch ein Glück ist mir eröffnet! Mir schwindelt der Kopf vor Freude. Ich gehe ab mit der spanischen Fregatte Pizarro. Wir landen vorher in den Canarien und an der Küste von Caracas in Südamerika. Die Nachricht von der persönlichen Gunst des Königs, meine Fertigkeit, Spanisch zu reden, und der edle, brave, echt dienstfertige spanische Charakter läßt mich gute Aufnahme in jener Hemisphäre hoffen. — Welchen Schatz von Beobachtungen werde ich nun nicht zu meinem Werke über die Construction des Erdkörpers sammeln können! Von dort aus mehr! Der Mensch muß das Gute und Große wollen! Das

Uebrige hängt vom Schicksal ab! — In Mexico sehe ich sächsische Bergleute, del Rio; wir sprechen von Freiberg!"

Auch die Nachricht von seiner glücklichen Rückkehr nach Europa kam durch einen Brief an mich, den er am 1. August 1802, 2 Stunden nach seinem Einlaufen in die Garonne geschrieben hatte, zuerst mit nach Freiberg.

Seine Anhänglichkeit an unsere Gegend spricht sich nicht allein durch diese Züge aus, sondern auch in mehren seiner Schriften und in Briefen aus allen Perioden seines Lebens!

Er hatte Freiberg 1792 kaum verlassen, so kam er, in Gesellschaft des Ministers Stein, der damals viel für Bergbau lebte, und des Grafen Rheden, auf ein Paar Tage wieder hierher zurück.

Als er das zweite Mal, im Frühjahr 1797, von Dresden aus hierher kommen wollte, schrieb er: „Auch die todte Natur um Freiberg, bis auf die Bühnen auf der Himmelfahrt, interessiren mich; aber ich habe so ein ängstliches Gefühl dabei, als werde ich dies Alles unter andern Gesichtspunkten wiedersehen, als würden die schönsten Bilder meiner Phantasie, dies alte bergmännische Leben, mir geraubt werden. Vor 5 Jahren sah ich fröhliche, freundliche Gesichter, es war ein schönes Gefühl, so allgemein befreundet zu sein; jetzt ist es eine neue Welt, und der alten bin ich ein complicirter, in sich verwickelter Mensch geworden, den sie nicht kennen". Indessen, er fand damals, sowie in diesen jetzigen Tagen, wieder freundliche Aufnahme.

Er erkannte dies auch, und die innige Bewegung, mit der er sich in einzelnen feierlichen Augenblicken aussprach, sowie die unverkennbare Rührung, mit der er der ihn begrüßenden Deputation der hiesigen Studirenden dankbar und ermunternd bekannte, wie die hiesige Lehranstalt ihm unter Werner's Leitung seine erste wissenschaftliche Bildung gegeben habe — ließen dies Gefühl wol nicht verkennen.

Heinrich Voß der Jüngere,

Professor zu Heidelberg, starb im Jahr 1822.

Ein Bruchstück aus den Jahren 1800—6; Vieles auch über Göthe und über Schiller's Tod enthaltend. *)

Ein ehrliches, treues Herz, ein kräftiger, unter der Leitung des berühmten Vaters für Kunst und Wissenschaft, und unter dem Auge der vortrefflichen Mutter zur innigsten Liebe alles Guten emporgebildeter, mit reichen, besonders philologischen Kenntnissen geschmückter und durch Funken des väterlichen Dichterfeuers belebter Geist: so zeichnete sich dieser jüngere Voß, als ich ihn zu Halle, wo er damals die Schule Wolf's besuchte, kennen lernte, bereits vortheilhaft aus. In der Zurückgezogenheit, worin er lebte, fühlte er sich sehr glücklich, wenn er im stillen Zimmer mit vertrauten Freunden über die merkwürdigsten Erscheinungen der alten und neuen Literatur sich unterreden, auch wol seine eignen Versuche (er beschäftigte sich schon damals mit Shakspeare, Aeschylos, Sophokles sehr ernstlich) zur Beurtheilung vorlesen, und ebenso auch ähnliche Versuche seiner Freunde hören und beurtheilen konnte. Ueberall, besonders aber auch in der Metrik, erkannte man in ihm einen würdigen Zögling des berühmten Vaters, an dem er auch mit so unbegrenzter Liebe und Verehrung hing, daß, wer dem Vater missiel, oder ge-

---

*) Dieser Aufsatz ist seinem Hauptinhalte nach als eine Selbstbiographie anzusehen.

Digitized by Google

gen wen der Vater sich erklärte (wozu öfters nur einer Verschiedenheit wissenschaftlicher Ansichten es bedurfte), auch bei dem Sohne nicht länger in der alten Liebe bleiben konnte, wie dieses nachmals einem der ältesten und besten Freunde des alten halleschen Vereins, bei Gelegenheit eines geographischen Zwistes, begegnet ist.

Gründlichkeit im Wissen, Kraft, Deutlichkeit und Bestimmtheit im Denken und im Ausdrucke, dabei eine kindliche Anspruchlosigkeit, Gutmüthigkeit, Heiterkeit, Aufrichtigkeit, Natürlichkeit, gewannen dem wackern Voß damals die Freunde, welche allein ihm werth waren. Die faden Paradegesellschaften und das verkünstelte und gezierte Treiben derselben waren nicht für den schlichten Natursohn.

Einer seltsamen Eigenheit von Voß, die ich nachmals auch noch bei einem andern ausgezeichneten Manne, dem jüngst hingeschiedenen ehrenwerthen Professor Ersch, wahrgenommen habe, muß ich noch vorläufig erwähnen. Beide, der Jüngling Voß und der bejahrte Ersch, hatten in Augenblicken stark erregter und damit überspannter Phantasie, besonders zur Zeit der Dämmerung und Dunkelheit, zuweilen Visionen. Als ich einst in einer schönen, mondhellen Nacht des Spätsommers mit Professor Ersch von Leipzig, wo ich zufällig ihn getroffen hatte, nach Halle fuhr, sagte er mir: „Wundern Sie sich nicht, wenn mir zuweilen seltsame Erscheinungen vorkommen und manche Gegenstände sich mir in phantastischen Gestalten darstellen werden. Es begegnet mir dieses unwillkürlich, besonders in der Dämmerung. Machen Sie mich dann ganz ruhig auf die wahre Beschaffenheit der Dinge aufmerksam, und Alles wird sogleich wieder in guter Ordnung sein". Die Gelegenheit, dem guten Ersch die Windmühlen und Riesen bekämpfen zu helfen, fand sich sehr bald. Wir unterhielten uns eben traulich über wunderliche Lebensereignisse, wo er sich selbst (und nicht ohne Grund, wie seine Freunde wissen werden) in einer gewissen Hinsicht mit Albrecht Dürer verglich, als er mit einem Male abbrach und, die großen Augen noch vergrößernd, mit dumpfer, tiefer Stimme ausrief: „Was für Ungeheuer bewegen sich dorten gegen uns heran!" — Fast hätte in der ersten Ueberraschung ich selbst angefangen mich zu fürchten; aber ich besann mich bald wieder, sah zum Wagen hinaus, unterrichtete mich über die wahre Lage der Sachen und entgegnete ihm ruhig: „Es sind Weidenbäume und Kornhaufen, und in der Ferne sind die Landleute, um die Kühlung noch zu benutzen, mit Mähen und Sammeln der Garben beschäftigt".

Digitized by Google

Er sah nun still sich dieses Alles eine Weile an und sagte dann: „Sie haben Recht. Es ist gut". Die Unterhaltung ging nun wieder für mich höchst angenehm und lehrreich fort, und, wenn sich, was von Zeit zu Zeit geschah, wieder neue Gnomen und andere Ungeheuer, mitunter auch seltsame Burgen, Dome und dergl. zeigten, so bedurfte es nur weniger Worte, um sie in Bauern, Kornwagen, Häuser und Schäferkarren zu verwandeln. So viel vom guten Ersch! *) Aehnliche Auftritte gab es mit Voß. Eines Abends, im Winter, unterhielten wir uns über Schiller's „Jungfrau von Orleans". Voß war mit der Recension dieses Kunstwerkes in der „Allg. Literaturzeitung" sehr zufrieden. „Nur kann ich", fügte er hinzu, „in Dem, was der Recensent über das Wunderbare sagt, nicht ganz mit ihm einstimmen, nämlich sofern das Wunderbare auf dem Theater uns vor Augen tritt. Ich möchte das Organ sehen, wodurch uns ein Wunder als Wunder, erschiene! Als romantische Erzählung ist das Stück gut. Lassen wir uns doch die Ariosto'schen Helden gefallen, wie unnatürlich sie auch sein mögen. Aber ebenso wenig wie Ariosto'sche Helden aufs Theater dürfen, ebenso wenig darf es die Jungfrau, wenn sie auf Wirkung Ansprüche machen will. Beim Lesen hat die Imagination freien Spielraum, sich eine beliebige Welt zu fingiren, in welcher dann Alles möglich ist, was man sich denken will. Aber auf dem Theater sind wir auf eine wirkliche, und zwar auf die wirkliche, in welcher wir leben, eingeschränkt. Nur so lange das ist, kann Illusion stattfinden. Wir stehen ja da und hören und empfinden durch unsere Sinne. Durch welche Illusion sollten wir uns aber die Wunder der Jungfrau als möglich denken, oder durch welche Psychologie ihre überschwengliche

*) Am 16. Januar 1828 ist Ersch hingeschieden. Der Eifer für die Wissenschaften zerstörte hier, wie vermuthlich auch bei Voß, die schwache Hütte, worin der kräftige, rastlose Geist wohnte. Zu Erholungen und besonders zu Bewegungen in freier Luft konnte Ersch in den letzten Jahren nur noch durch freundschaftliche „Gewalt" eines treuen Begleiters, der sich nicht abweisen ließ, zuweilen gedrungen werden. „Das Ende der Encyklopädie", schreibt mir einer seiner vertrauten Mitarbeiter, „zu erleben, durfte er zwar nicht hoffen, aber das Ende des literarischen Handbuches, das ihm verhältnißmäßig weit größere Opfer gekostet hat, hätte er erleben sollen. So aber haben nun Brockhaus und Ersch, Beide unvergeßliche Männer, das Ende dieses so höchst verdienstlichen Werkes nicht gesehen!" — Ersch schrieb mir zuletzt am 13. November, wo er sein Hinscheiden wenigstens noch nicht so nahe glaubte; „doch äußerte er Zweifel, ob er noch den Winter überleben werde.

Digitized by Google

Begeisterung erklären? Das Zerreißen der Ketten, das Prophezeien und dergl. sind Dinge, die über die Grenzen des körperlichen und geistigen Kraftaufgebotes in der wirklichen Natur hinausgehen. Sie ist hier mehr als begeistertes Mädchen; sie ist wahre Göttin, — und doch zugleich Mädchen, denn sie verliebt sich. Wunder in der Gegenwart geschehen nie. Der Glaube Anderer und die Vergangenheit, welche die Gestalt verwischt, macht Wunder der Vergangenheit zu Wundern. Hier in Schiller's Drama ist aber, was dem Glauben der Mitlebenden angehört, zugleich als wahre Handlung des Mädchens selbst übertragen. Schiller selbst sagt, sie sei zu idealisch und dürfe nicht aufgeführt werden, weil sie da den Erwartungen nicht entsprechen könnte. „Zu idealisch" heißt mit andern Worten „aus den Grenzen der Natur gewichen". Denn „zu idealisch" und doch „innerhalb der Grenzen der Natur" ist ein handgreiflicher Widerspruch. In Göthe oder in Sophokles ist nichts zu idealisch. „Zu idealisch" nehme ich hier als „chimärisch", und zwar „auf eine schön-poetische Weise" chimärisch, wie es sich bei Ariosto'schen Helden zeigt. Dann ist Schiller allerdings vertheidigt, insofern er eine Erzählung in dialogischer Form geschrieben, eine romantische Dichtung, wie Ariosto in epischer Form. Die Jungfrau ist ein Wesen, wie Klopstock's Messias zugleich Gott und — Mensch". Ich warf ihm ein, daß wir unter gewissen Umständen aber dennoch in eine Stimmung versetzt werden könnten, wo wir auch an ein Wunder in der Gegenwart und vor unsern Augen glaubten, und erzählte ihm ein Ereigniß aus meiner eignen Erfahrung. Wir saßen Beide allein am knisternden Kaminfeuer, das Licht auf dem Leuchter war heruntergebrannt; es war Mitternacht. Mit einem Male riß Voß, der Wunderbekämpfer, die ohnedem großen Augen weit auf, die Haare sträubten sich sichtlich empor, sein Antlitz wurde wild auf eine grausenvolle Art, starr blickte er nach der Kammerthür und rief: „Was für Gesichter drängen sich da hervor? Welche Fratzen schneiden sie mir? Hu! sieh nur, wie Jener da die Zähne fletscht!" So ging es eine Weile fort. Mir selbst schauerte die Haut, und ich hatte genug zu thun, ihn endlich wieder zu beruhigen. Schon in frühern Jahren hatte die Phantasie ihm ähnliche Stücke gespielt. „Als ich noch ein kleiner Bube war", erzählte er mir in einem Briefe von Jena aus (1802), „spielte ich eines Tages mit dem Wetterglase. Es war des Abends, an einem trüben Tage, gegen Sonnenuntergang. Mit einem Male schoß die Sonne noch einige Stralen wieder empor

Digitized by Google

und erhellete den schon dunkelnden Himmel. Ich erschrak und glaubte, ich hätte dieses Phänomen durch meine Spielerei mit dem Wetterglase bewirkt. Vor Angst ließ ich das Zauberinstrument fallen und lief davon. Etwas der Art", fügte er hinzu, „klebt uns lebenslänglich an. Ach, wir sind oft Unglücksproheten! *) Nicht wahr, ich werde schon wieder ein wenig toll? Wenn mir in diesem Augenblicke Jemand in den Wurf käme, dem ich nicht gewogen wäre, so schonte ich ihn nicht; aber käme ein Freund, so fiele ich ihm auch mit Freuden in die Arme und erstickte ihn mit Küssen. Ich könnte jetzt lachen und weinen, ernst und heiter sein, wie es der Zufall wollte, wenn er mir Dies oder Jenes zuführte. Es ist halb 12 Uhr Nachts, und ich muß noch ins Bett, ehe die Geisterstunde schlägt. Dann pocht es leise an meinem Kissen und naht mit Geisterschritten und lispelt unvernehmliche Worte. Ich sehe die Gestalt an, und sie erwidert meinen Blick mit hohlen Augen. „Ich erstarre und fühle auf meiner Stirn die kalte Todtenhand. Ich bin — —", hub die Gestalt an. Da erwachte ich aus einem schweren Traume. Unwillkürlich zog ich die Bettdecke über den Kopf und lag wol 5 Minuten in diesem Zustande. So erging es mir vor einigen Nächten. Drum muß ich heute schnell zu Bette. Schon zittert mein Licht wie vor der Ankunft eines herannahenden Geistes. Mich schaudert, wenn ich an die kalte Hand denke. Wenn es so im Traum über Gräber und Todtenhallen husch! hinweggeht, — das ist gräßlich! Ich wünsche mir beständig eine lieblichere Phantasie, die auf Blumen ins Thal der Seligen führt; doch wer ist der Herr seiner Träume? — Ich erinnere mich noch jenes Abends, wo Du mir von Deiner Vision erzähltest. **) Wir sprachen noch mehr der Art. Ich ward in einen wachenden Traum verzückt. Ich hätte Dich gern die ganze Nacht bei mir behalten; aber Du konntest nicht bleiben. Ich mußte meine alte Aufwärterin herbeicitiren und durch ein langes Gespräch über die beste Art eine Bratwurst zu schmoren, mich wieder ins rechte Gleis hinüberleiern. — Nun gute Nacht! Mir und Dir sei gnädig Gott der Schatten und Träume!"

Zum psychischen Gemälde unsers Voß scheint auch folgende Stelle eines seiner Briefe einige Züge zu liefern. „Alter Freund, einige hitzige Ausdrücke meines Briefes (es war

---

*) Die second sight der Schotten und Irländer.

**) Oben erwähnt.

über Tieck und Fr. Schlegel, bei Gelegenheit des damals erschienenen „Almanachs", der „Lucinde" und des „Florentin" disputirt worden) mußt Du verzeihen. Du wirst es, wenn Du erwägst, daß ich spät am Abend geschrieben habe, wo einer, der Abend- und Nachtarbeiten nicht gewohnt ist, leicht ein wenig zu grell wird. Das Licht, die Dämmerung, der heulende Sturm vor den Fenstern, — Alles wirket auf uns; und dann die andringende Müdigkeit, wogegen wir mit einem gewissen Kampf der Thätigkeit anringen. Meinen Freunden zeige ich mich gern wie ich bin. Daher sei überzeugt, daß, wenn ich Dir einmal — was indessen der Himmel verhüten wird — als ein Teufel erscheine, ich in dem Augenblicke auch ein Teufel war".

Wie aber die Phantasie in diesem insgemein altverständigen (weßhalb er auch nur „der alte Ehrwürdige"*) genannt wurde) Philologen unterweilen auch ein recht lustiges Spiel treiben konnte, dafür folgender Beleg. Des Spaßes mit dem Wetterglase wegen zählten wir unsern Freund nur zu den altberüchtigten „Wettermachern", und als im Jahre 1802 plötzlich eine sehr heftige Kälte eintrat, schoben wir ihm in einem gemeinschaftlich componirten Briefe (denn er besuchte damals die jenaische Akademie) alle Schuld in die Schuhe und behaupteten, er sei die Ursache der großen Kälte und werde wieder einmal mit dem Wetterglase seine bösen Künste getrieben haben. „Gott bessere es!" antwortete Voß. „Die Geschichte ist schlimm genug; schlimmer noch als Ihr denkt. Hört nur! Aus den Frostblumen an den Fenstern sind ungeheure Eichbäume geworden, die über die Häuser herragen. — An Wasser ist gar nicht mehr zu denken. Wir trinken nichts als Weingeist und Oel. Die Schnecke (der Berg) zwischen Jena und Weimar ist vor Kälte ausgekrochen und hat sich 10 Ellen in die Höhe gebäumt. Aber höret das Merkwürdigste! Vor 5 Tagen ist der König von Thule hier angelangt. Die grimmige Kälte hat auch ihn von seiner Nordlandsinsel vertrieben. Er wird sich hier eine Zeitlang aufhalten. Schon jeder Fremdling erregt die Aufmerksamkeit; wie vielmehr dieser wunderbare Ausländer. Sein Palast im Vaterlande liegt, wie Göthe sagt, am Meere. Da stand der arme Mann Jahrelang und blickte mit Sehnsucht in die dunkeln Fluten, der Spur des geliebten Bechers nachschauend. Da sieht er plötzlich am fernen Horizonte sich

*) D. A. E. war deshalb seine Chiffre.

Digitized by Google

Eismassen bilden; sie wachsen schnell zu Giganten und Titanen empor und bringen immer näher auf ihn ein. Das Meer, das ihm den Becher verschlang, verwandelt sich vor seinen Augen in Gallert. Die Luft wird zu zweischneidigen Schwertern. Er ringt zwar mit allen Kräften seines großen Geistes dawider, aber die Kälte siegt und — er muß weichen. Er kann sich aber von seinen Unterthanen in Thule nicht trennen; er kann sich nicht trennen vom geliebten Meere, das auf seinem Grunde seinen köstlichsten Schatz, den Becher, birgt. So muß ihm denn Beides, sein Volk und sein Meer, in das Ausland folgen. O! ein stattlicher Anblick, als der Zug sich unserer Musenstadt näherte. — Die Sonne leuchtete auf der sich majestätisch daherbewegenden Spiegelfläche des nordischen Meeres, und die stattliche Rüstung der Nordlandsmänner fing die Stralen auf und blitzte sie in Millionen Sternen zurück. Wogend, wie ein Kornfeld, schien das Meer, das gefrorene, sich fortzuwälzen. — Das Gefolge ist wahrhaft königlich. Alle Thiere des Nordlands, Einhörner, Kraken, gigantische Wasserschlangen, Mammuths, Meerweiber sind dabei; dann alle übrige kriechende Geschöpfe und 12,000 Meerschwalben, die beständig über der Tiefe flattern und Fische fangen. — Der König von Thule ist ein gar stattlicher Mann. Man weiß aber nicht recht, ob er Geist oder Körper ist, und Wenige wagen es, ihn anzureden. Seine Stimme tönt bald rauh, wie ein brüllender Aetnaschlund, bald lieblich, wie die Flöte des zärtlichen Hirten. Seine Stirne gleicht dem Libanon, auf der seine Locken, gleich Cedern, herabwallen und lieblich duften. Wie Feuerräder funkeln die leuchtenden, geistvollen Augen und schießen Blitze, wie ein Adler, der sich gegen die Sonne aufschwingt. Täglich tritt er an sein Meer und schauet weinend nach der Stelle, wo er den Becher fallen ließ. Sein edles Weib ist todt; aber seine Kinder leben. Ein Söhnchen von 23 Jahren ist der Liebling aller hiesigen Damen. In ihm lieben sie den Vater und sehnen sich nach seiner Gunst. Aber er ist taub gegen alle Seufzer, und die Gattin, um die er weint, und der Becher kommen ihm nie aus dem Sinn. Oft geht er ganz verwildert und halbnackt durch die Straßen und jammert. Dann halten ihn die Weiber für ein Gespenst, und die Hunde für ein Ungeheuer, verkriechen sich und heulen zum Erbarmen. Oft aber tritt er majestätisch einher in seinem königlichen Schmucke. Nur einmal bin ich bei der Hofräthin mit ihm zu Gaste gewesen. Er rauchte Taback, aber der Rauch verlor sich in ihm und drang

Digitized by Google

von Zeit zu Zeit aus den Poren. Wein trank er nicht; seit dem Tode seiner Gattin schwur er ihn ab, — und er sprach wenig. Die Hofräthin sah ihn an mit seltsamen Blicken, und ihre ganze Seele ruhte auf seiner Gestalt. „Sind Sie wirklich so treu, wie Göthe rühmt?" fragte sie endlich. Er antwortete nichts, aber schluchzte. Sie schlug ihren schönen Arm um ihn. Er stand in sich gekehrt. Auf sein Schluchzen folgten keine Thränen; es war wie das stumme Weinen des Wahnsinns, und doch blieb seine Empfindung helle. „Bist Du ein Geist?" fragte sie endlich, „oder trägst Du die Gestalt der ewigen Engel?" Auch hier keine Antwort; aber er lächelte. Nun trat ihm wieder die Gestalt des Meeres vor Augen. Er zitterte, wie ein Fels, den die Flut peitscht. Eine Thräne trat in seine Augen, in der sich der Geist des Alllebenden abspiegelte. — So lebt hier der König von Thule, der edle Mann, mit seinem Gefolge. Er ißt wenig, und sein Gefolge desgleichen, sodaß keine Theurung zu befürchten ist. Das Meer, so ihm nachgefolgt, ist hier ein Anblick, der Alles in Enthusiasmus setzt, besonders Schiller'n, der das Meer noch nie gesehen und sich immer so sehr nach dessen Anblick gesehnt hat. Nun hat er es vor der Thür, ganz umsonst. Schon mancher jenaische Jüngling, der hineinsprang, den Becher zu suchen, ward ein Raub des Todes. Jetzt ist am schwarzen Brett ein Anschlag zu lesen, wo dergleichen Sprünge bei Relegation verboten werden vom Magnificus. Morgen speist der König von Thule bei Göthe. Es wird ein wenig Zank setzen, weil Göthe keinen Taback und der König keinen Wein vertragen kann. Sie mögen sehen, wie sie mit einander fertig werden! — Alle Studenten haben auf ihren Zimmern 4 von des Königs Gefolge. Der König selbst wohnt bei Knispels. Die Nordlandsmänner stehen vor Sehnsucht unbeweglich, wie Marmorbilder, und gucken uns des Abends aus hohlen Augen an. Selten rühren sie sich und sprechen Worte der Empfindung und des Glaubens. Doch ich muß abbrechen. Ein ander Mal mehr von Deinem Dich liebenden H. Voß".

Der zweite Brief schilderte auf ähnliche Weise eine Reise nach Erfurt zum Frohnleichnamsfest und der Confirmation der großen Susanna. Aber der König von Thule wird zur Charakteristik hinreichen.

Nun wollen wir Voß als Philosophen, wie er sich damals als solcher zeigte, betrachten. Er hörte Schelling. „Allerdings", schrieb er, „ist Der zu tadeln, der sich in Dinge einläßt, welche außerhalb der Sphäre seines Geistes liegen.

Sie werden für ihn, wenn er hartnäckig dabei beharrt, elende und unfruchtbare Wortklaubereien, und kommt dann noch Eitelkeit ins Spiel, so wird der junge Philosoph, wie hier jetzo so Mancher, ein aufgeblasener Geck. Ein Philosoph werde ich nicht, obgleich ich Schelling, den ich für einen edeln Mann halte, höre. Mir fehlt der speculative Geist. Aber ich lerne mein Studium philosophischer betreiben als ich's ehemals that. Diesen Vortheil habe ich jetzt gewonnen, und der ist von Bedeutung. Das wahre Studium der Philosophie ist jedem Menschen zu empfehlen. Durch dieses wird auch nicht das geringste Neue in ihn hineingebracht, — nur das in ihm Schlummernde und Anfangs nur in Ahnungen sich Zeigende wird entwickelt und zum reifen bestimmten Charakter befördert. Wenn nur die Philosophie (mag sie neueste oder alte heißen, gleichviel!) bei mir diese Wirkung hätte, wenn der alte Voß beständig seiner Natur treu bliebe, nie aus ihr herauswiche, — wenn das Anhören vom Katheder, das Lesen manches verketzerten Buches u. s. w. allerlei Anregungen in ihm hervorbrächte, Manches früher zeitigte, was erst später aus eignen Kräften sich entwickelt hätte, wenn seine ursprüngliche Individualität in all den Irrwegen, in denen er sich herumtummelt, nicht bloß nicht verloren ginge, sondern vielmehr bestimmter begrenzt würde u. s. w., wenn dieses Alles geschähe, würdest Du es ihm da noch verdenken, daß er Philosophie studirte? — Nein, gewiß nicht! — Studium der Philosophie ist regelmäßige Ausbildung seiner von Natur angewiesenen Kräfte und richtige Würdigung derselben. Wenn ich Philosophie studire, so werde ich darum kein Philosoph par excellence, wozu mich die Natur nicht bestimmt hat, sondern ich lerne dadurch nur die Dinge so richtig betrachten, wie es der Natur meines Geistes gemäß ist. Auch bin ich keiner von den Schwindelköpfen, die vom Winde umgetrieben im Aether flattern und die Erde nicht berühren. Ich mache es wie die Virgil'sche Biene, die sich im Sturme ein Steinchen auf den Rücken legt, oder wie der Münchhausen'sche Schnellläufer, der sich einen centnerschweren Klotz an die Beine bindet, um nicht mehr als 20 Meilen in einer Stunde zu machen. Du solltest sehen, welche gediegene Kost wir darneben nehmen, und wie ich als bestellter Präses bei unsern Philologicis auf Gründlichkeit bringe. Du würdest dann aus voller Ueberzeugung sagen: „Nun! der Marschländer, der Voß, wird sich wol nie an ganz ätherische Nahrung gewöhnen. Die derben Klöße und mit Theer bestrichenen fünfjährigen Schinken seiner Heimath stecken ihm noch in den

Knochen". — Doch ernstlich! Ich halte viel auf Schelling. Traue Keinem, der Dir ihn lächerlich machen will. Man spricht wunderlich über ihn und denkt noch wunderlicher; aber ich will Dir mit gleichem Rechte den Göthe lächerlich machen. Göthe und Schelling arbeiten in derselben Richtung. Deshalb ist mir auch das Studium dieses Dichters so wichtig geworden, um dem Philosophen besser folgen zu können. Lies nur die letzten 100 Seiten seines Idealismus, „Ueber Geschichte, Religion und Kunst". Wer nicht mit diesem Geiste den Göthe, Shakspeare und Sophokles lieset, der hat sie gewiß falsch verstanden. Mehres sehe ich jetzo klarer ein, wovon ich früher nur eine Ahnung hatte. Man kann nicht fehlen, wenn man sich an Aussprüche der Natur und des menschlichen Geistes hält, und eben deren einfache Aussprüche werden in der Schelling'schen Philosophie erläutert. Wo er fehlt, da fehlt er, weil auch er ein schwacher Mensch ist, wie alle Adamskinder. Sein Weg ist gewiß der richtige, eben weil denselben die Natur von uns fodert und uns durch die Organisation unsers Geistes ihn aufdringt".

Von Jena ward mancher Ausflug nach Weimar gemacht. „Weimar!" (schreibt Voß) „ja, da lobe mir Einer; ich kann's nicht sagen, wie ich es meine. Mir hat der Ort etwas Ehrfurchtvolles, Heiliges. Schiller! dieser herzliche, einfache Mann, der Alles liebt, was sich mit einem ihm wohlgefälligen Sinn zu ihm wendet. Und der Mann sollte kalt sein, wie mir ein Schöps sagte, und steif obendrein. Der Schöps hatte ihn wol besucht und seine eigne Natur in ihn hineingetragen. Manchmal finden die Hähne Diamanten im Miste; aber ich schwöre Dir, jeder Hahn wird mit viel leichterer Mühe Mist im hellsten Diamantenhaufen finden, wenn Du ihm erst die Augen blendest. Doch Spaß und Aerger bei Seite! — Denke Dir einen Mann von wirklich majestätischem Wuchs, einem schönen, freien, aber etwas eingefallenen und bleichen Antlitz, der, so lange man ihn ruhig sieht, finster und ernst scheinet, dessen Gesicht aber, durch eine freundliche Rede in Thätigkeit gesetzt, durchaus herzlich und liebevoll ist. O! Der Mann ist freundlich und gut, wie Wenige. Seit er gesund ist, sieht er im Leben nichts als Heiterkeit. Er ist glücklich verheirathet und hängt an seinen Kindern mit der zärtlichsten Vaterliebe. Er spricht gern über ernsthafte Gegenstände; aber auch Kleinigkeiten, wenn nur

im geringsten Seele in ihnen ist, hört er mit Theilnahme an. Wenige Menschen haben mich so enthusiastisch eingenommen wie Schiller. Er weiß es und ist mir deshalb gut geworden. „Es sei so selten", hat er sich geäußert, „daß junge Leute in reiner Absicht zu ihm kämen und mehr wollten als einen berühmten Mann anstaunen". Ich darf nun zu ihm kommen, so oft ich will. Und das werde ich, wie Du leicht denken kannst, auch nicht unterlassen. Sein Gespräch ist ungemein belehrend und gibt oft in wenigen Worten vielen Stoff zum Nachdenken. Diesen Mann als Schriftsteller zu sehen und seine Miene und Gestalt mit allen seinen Werken in Verbindung zu denken, ist groß und schön; aber größer und schöner ist, diesen Mann im Kreise seiner Familie zu sehen. Wie angenehm die Gattin! Wie allerliebst die Kinder! Mehr über ihn habe ich an U... geschrieben. — Was uns „Nathan" gewesen sei? fragst Du. Er wird nun öfter in Weimar gegeben. Göthe hat mir viel Belehrendes über das Stück gesagt; und ich glaube jetzt den Grund einzusehen, warum es früher nicht konnte aufgeführt werden. Göthe's Veränderungen sind für das Theater schön. Statt der vielen „reflectirenden Betrachtungen" hat er „Sprache der Empfindung" hineingesetzt. Das Stück ist dadurch lebendiger und weniger raisonnirend geworden. Was ihm an Einheit des Plans und an der raschen, fortschreitenden Handlung abgeht, wird überreichlich durch das herrliche Personale und Locale ersetzt. Ueberall erblickt man bestimmte Charaktere".

Allem Mystischen, Allem, was ihm als überspannt und Unnatur erschien, war Voß aufs äußerste abhold. Mehres, womit Tieck, die Schlegel und deren Freunde damals hervortraten, setzte er in jene Classe; mystische Sonette im Tieck'schen „Almanach", einige dunkle Aufsätze Fr. Schlegel's im „Athenäum", die „Lucinde" u. s. w. gehörten dahin. „Nur zu oft" — so urtheilte Voß, „finde ich bei Fr. Schlegel, dem Ueberschwänglichkeit an Geist Niemand absprechen wird, Unnatur, — durchaus Unnatur, — mit lebendiger Phantasie verbunden. Was ist das Andres als Phantasterei? — Die thätige Einbildungskraft hat ihm (in der „Lucinde") eine Welt geschaffen, die nirgends und zu keiner Zeit realisirt werden kann, weil sich die Natur dagegen sträubt, weil die gesammte Menschenreihe, die zur Realisirung erfoderlich wäre, sich nie von dem phantastischen Strudel wird fortreißen lassen. Und gelingt es auch einmal, daß eine gewisse (excentrische) Stimmung, Spannung des Geistes auf eine Zeitlang die Oberhand behält, so stirbt sie doch mit der nächsten Ge-

Digitized by Google

neration wieder aus, — weil die Natur dieselbe Summe von Geisteskräften wieder hervorbringt, weil sie, nach Schiller's Ausdruck, doch „immer ihre alten Rechte wiederfodert". — A. W. Schlegel und Tieck gefallen mir im ganzen gar sehr. Nur wünschte ich bei Jenem manche Hyperbeln (z. B. Meere von Thränen, die zu den Füßen brausen, und dergl.) und bei Diesem das Hinneigen auf die Phantastenseite hinweg, wozu ich gar wesentlich sein Bestreben rechne, den Jakob Böhme hervorzuziehen. Die mystischen Anklänge sind z. B. in den „Zeichen im Walde" schwerlich zu verkennen. Wo man aus seiner eignen Natur heraustreten und, um einen Dichter zu verstehen, eine andere „mystische" Natur annehmen muß, da traue ich den Sachen nicht. So bei Jakob Böhme. Der gute, in sich gekehrte, höchst phantasiereiche Schuster lernte von der wirklichen Natur, die er kaum an Feiertagen durch ein Fernglas sah, nichts kennen; dagegen schuf sich sein Geist eine Welt, die nun natürlich nicht mit der wirklichen übereinstimmte, eine Welt, über die man die wirkliche vergessen und verlernen muß, wenn man sie genießen will. Ein Weniges von seinem Geiste muß doch wol Tieck haben; sonst könnte er den Jakob Böhme nicht so vergöttern, den schon Lessing einen „phantastischen Schwärmer" nannte. — Mit Schiller's Jugend war es derselbe Fall. Er lebte in Klostermauern, über die sein Geist hinschweifte und das Freie suchte, aber dem keine Befriedigung gewährt wurde. Auch Schiller schuf sich da eine Welt, wie wir sie in seinen frühern Werken zurückstralen sehen. Wie konnte er damals weibliche Charaktere plastisch bilden, da er kein Frauenzimmer, als seine Mutter und Schwester, gesehen hatte? — Ist Schiller wol eher gesund geworden, als bis er zur Natur zurückgekehrt ist? Und wem verdankt er das anders als Göthe'n und seinen durch Göthe erweckten bessern Einsichten? Geht nicht Schiller's ganzes Bestreben dahin, zur Natur zurückzukehren, damit er durch sie und an ihr unsterblich werde, wie Homer, Sophokles u. s. w.? Und that Göthe je etwas Anderes, als an der Hand der Natur wandeln? Sprach sie nicht stets durch das Organ seines Geistes, von seinem „Werther" an? Vereinigten sich nicht in seinem Geiste alle schöne Gestalten, die die Natur in Jahrtausenden zerstreuet hervorbringt, in einem Momente zu einem schönen Ganzen? Wollte sein Geist je der Natur etwas einprägen, was ihren Kräften zuwider war, oder wogegen sie sich gesträubt hätte, wogegen sie alte Ansprüche hätte zurückfodern können? Wahrhaftig, nein! Was in seinem Geiste

Digitized by Google

sich spiegelte, wird noch nach Jahrtausenden in dem Geiste gleichbegabter Männer sich spiegeln; was ihn entzückte oder betrübte, wird noch in kommenden Jahrtausenden die Menschen entzücken oder betrüben. Wenn die Welt einmal so wird, wie sie in Göthe's Schriften erscheint und werden kann, so hat die Natur keine Widersprüche zu lösen, denn Göthe's Ideale liegen alle innerhalb der Grenzen der Natur. Was außerhalb dieser Grenzen liegt, muß schon Phantasterei und Ueberspannung sein. Und wie oft dieses bei Fr. Schlegel und auch bei Tieck der Fall sei, ist mir wenigstens sehr einleuchtend. Das wenige Bessere ist leicht und bald auszuscheiden. Und a potiori fit denominatio. — Warum sollte ich nicht Göthe's „Werther" und die „Lucinde" vergleichen? Jener war Göthe's Erstling, und diese Fr. Schlegel's. Ich füge noch hinzu, daß die Eindrücke, die der Geist in der frühern Zeit empfängt, lebenslänglich fortwirken, und die Zeit soll lehren, ob nicht dem Verfasser der „Lucinde" lebenslänglich von seiner Lucindigkeit was ankleben werde. Dagegen war Göthe's Seele gleich Anfangs klar wie die Natur dem unverderbten Auge der Seele. — Der klaren Seele ist es ganz unmöglich, sich nicht klar auszudrücken, denn sonst ist sie nicht klar (daß sie sich nicht schön ausdrückte, könnte sich übrigens wol zutragen). Der klare Verstand spricht mit weniger Kunst sich selber aus. — Höre noch Schiller's Ausspruch über den Tieck'schen Almanach! „Derselbe sei", sagte Schiller, „zwar eine geistreiche Erscheinung, aber in Rücksicht der Folgen eher schädlich als nützlich". Ich meine nun aber, schon daß Tieck's und Schlegel's Werke böse Folgen haben können, sei tadelnswerth. Wie könnte z. B. Göthe je schlimme Folgen haben? Das wäre ein Widerspruch. Denn, er hat ja keine Manier und läßt nur durch sich selbst klare Gestalten hervortreten; eben wie die thätige, große, einfache Natur. Bei Göthen finde ich nie Ueberspannung, denn sein Geist ist Dem, was er umfaßt, gewachsen. Es hat sich gleichsam unbewußt in ihm erzeugt und tritt leicht, unbefangen und groß hervor, wie die gewaffnete Göttin aus dem Haupte des Donnerers. Bei Fr. Schlegel dagegen finde ich Ueberspannung und Anstrengung, denn jeder Geist wird sich anspannen und aus sich selbst herauszwängen müssen, sobald er die Bahn verläßt, welche ihm die Natur angewiesen. Lies nur in den „Propyläen", was da auf Malerei angewandt ist, und einen Aufsatz von Falk, im neuesten Taschenbuche, überschrieben: „Die Charakteristiker". — Als ich neulich Schiller'n gestand, daß ich Schlegel's Gedichte nicht verstände, lachte er dazu,

Digitized by Google

als wollte er sagen: „Junges Blut, hüte dich vor solchen Abweichungen und ehre die Natur und ihre einfachen Aussprüche!“ Er schloß mit den schönen und wahren Worten: „Die Natur fodert doch von Zeit zu Zeit ihre Ansprüche zurück“. — Wahrhaftig, das wird sie! Und wenn es auch den Phantasten gelingen sollte, die Gemüther zu verschieben und sie in verrückten Idealen Natur finden zu lassen, dann wird doch eine Krisis eintreten, wo die Natur ihre alten Rechte wiederfodert, wo Homer, Sophokles, Göthe, Shakspeare — wieder als helle Sterne sichtbar sein werden, um die Weisen des Morgenlandes zu Christi Wiege zu geleiten: denn zu allen Zeiten bleibt sich die Natur gleich und kehrt immer in denselben Gestalten zurück, und kindliche, unschuldige, unverrückte Seelen müssen wieder solche Werke ansprechen, die das reine Gepräge der Natur sind. — Ich wollte, daß mir der Geist Jakob Böhmen's erschiene; ich sagte ihm einige Sottisen, dem leidigen Schuster! Nun gute Nacht! Die Augen sinken mir schon zu und meine Seele fängt zu schwärmen an. Vielleicht wird ein schöner Traum daraus. Vielleicht erscheint mir heute Nacht Stolberg mit seiner freundlichen Miene. Einen sanftern Boten des Friedens wünsche ich mir nicht, denn wer von dem Mann träumt, muß eine wundervoll ruhige Nacht haben“.

Im Sommer 1802 wurde eine Fahrt von Halle nach Jena unternommen. Wie hätte ich es ahnen können, hier den guten Voß zum letzten Male zu sehen! Und doch wollte — obschon er noch manches Jahr im Leben blieb — das Geschick kein neues Wiedersehen gestatten. Wie lustig wurde aber das jetzige gefeiert! Voß, damals noch Student, lud mich, der ich bereits ein ernstes Schulamt verwaltete, zu einem freundlichen Abendessen ein, wo ich die alten Freunde wieder finden und einige mir noch unbekannte Jenenser kennen lernen sollte, Hamburger besonders und andere Nordsachsen. Der Abend dunkelte herein. Ich komme, erblicke eine lange Tafel, mit dampfenden Punschbowlen und blanken Klingen geschmückt. Ein zahlreicher Chor steht umher. Mir wird die Oberstelle angewiesen, als dem Senior, und das Schwert überreicht. Was ist zu thun? Entschuldigungen werden nicht angenommen; ich muß, mag ich wollen oder nicht, präsidiren und dirigiren. So wird unter fröhlichen Gesängen und Gesprächen die Nacht durchjubelt. Voß, der

Digitized by Google

bei dieser feierlichen Gelegenheit einen braunbunten Schlafrock trug, in welchem, wie er sagte, sein Vater die „Luise" gedichtet habe, wurde zwar nicht selbst von den begeisterten Bacchanten, als ein zweiter Orpheus, zerrissen, wol aber der poetische Schlafrock, weil von dem Schemen des Sängers jeder eine Reliquie mit sich nehmen wollte. Er ließ es geduldig geschehen und stand zuletzt in einigen Fetzen des übriggebliebenen Unterfutters recht wohlbehaglich da. Gegen Morgen wurde die Lust so laut, daß sich ein Vöglein hören ließ, die Scharwache sei im Anmarsch. Mit dieser aber in Berührung zu kommen, wollten meine damaligen Verhältnisse nicht wol gestatten. Deshalb machte ich mich in der Stille davon und habe, da die Reise in aller Frühe weiter gehen mußte, seitdem den guten Voß — nie wieder gesehen. Ich verließ im Jahre 1803 die Saale und erhielt meinen nachmaligen Wohnsitz in einer von dort ziemlich entfernten Gegend. Zwei Jahre gingen hin, ohne daß ich von Voß, dem ich ein Paar Mal von mir Nachricht gegeben hatte, Antwort erhielt. Endlich, im Julius 1806, langte ein Brief aus Weimar an, der im April 1805 angefangen war.

„Daß ich nach Deinem letzten Briefe doch noch bis jetzt mit der Antwort gezögert habe, ist eine Nachlässigkeit, in der ich mich selbst übertroffen habe. Wie oft habe ich an unser ehemaliges, frohes Zusammenleben gedacht, und das Herz ist mir warm geworden. In solchen Augenblicken hätte ich nun mich sogleich hinsetzen und schreiben sollen; aber sieh! darin besteht meine Nachlässigkeit, die Du kennst; da habe ich gewöhnlich so in meiner Unschuld phantasirt, bin selbst glücklich dabei gewesen und habe es darüber versäumt, dem Freunde für die Erweckung so schöner Erinnerungen Dank zu sagen. Manchmal aber, und dies sehr oft, hat es mir wirklich an Zeit und an Gemüthlichkeit gefehlt, ja! ich möchte sagen, es ist mir physisch unmöglich gewesen, aus der Gegenwart herauszutreten; und Du bist ja mit mir darin einverstanden, daß in solchen Augenblicken nur so viel von der Welt für uns existirt, als wir gerade in unserm Gemüthe auffassen. Drittens endlich habe ich auch mitunter matte Augenblicke gehabt, wo es mir freilich nicht an Zeit gefehlt hat, aber wo ich es für eine Versündigung an meinen Freunden gehalten hätte, wenn ich mit einer Darstellung meines trüben Innern hätte aufwarten wollen. Von diesem letzten Punkte schweige ich um so lieber, da solche Momente ganz aus meinem Innern verschwunden sind. Was aber den oben bezeichneten zweiten Punkt betrifft, so will ich hiervon noch

Digitized by Google

ein Wörtlein mehr sagen, das heißt, ich will Dir in aller Kürze meinen Lebenslauf berichten, und Dir eine Schilderung meines jetzigen Zustandes geben. Zwar schweigsam ist der alte Voß wol zuweilen; aber ein herzlicher und redlicher Freund bleibt er immer".

„Als wir uns zuletzt (1802) in Jena sahen, da nagte schon eine geheime Krankheit an meinem Innern. *) Ich war nicht mehr wie ehemals. Ich war todt und leblos, ja untheilnehmend wider meine Natur und Gewohnheit. Ich will Dir gern bekennen, daß ich mich nicht zu Deiner Ankunft freute, eben weil ich stumpf war; aber es hat mir auch bittere Thränen gekostet, wie ich diese Bemerkung an mir machte. In diesem Zustande lebte ich nachher noch ein volles jämmerliches Jahr, fast beständig kränkelnd. Mitunter regte sich was in mir, irgend eine Freude, und belebte mich auf kurze Zeit; aber stets sank ich in meine Erschlaffung wieder zurück. — Gegen Pfingsten 1804 erlaubten mir meine Aeltern, eine Reise nach Holstein zu machen. Auf dieser Reise habe ich zuerst wieder empfunden, daß ich noch in meinem Wesen der alte sei. Als ich meinem Vaterlande nahe kam, da fühlte ich die alten Bande, die mich immer an das Vaterland gefesselt hatten, von Neuem wieder. Da hatte ich eine doppelte Freude: erstens, den Genuß der gegenwärtigen Freuden; und dann hinterher, das frohe Bewußtsein meiner unverlorenen Heiterkeit und Jugendlichkeit. Aber gegen das Ende meiner holsteinschen Reise ward ich in Hamburg krank, bestieg dann als Halbgesunder wieder den Postwagen und kehrte als ein Halbtodter in das Haus meiner besorgten Aeltern zurück. **) Diese letzte Krankheit dauerte 8 Wochen, war hart und unerbittlich, aber segensvoll. Kaum war ich genesen, so fühlte ich auch, daß ich ganz genesen sei, denn dieses harte Uebel hatte, wie der ausgetriebene Teufel oder Zauberer im „Don Quixote", die ganze Bücherkammer von Schlechtigkeit mit= — und so aus mir herausgenommen, daß auch nicht einmal die Thür derselben zu finden war. Nun war mein Körper gesund; aber das gütige Schicksal hatte mehr für mich aufgespart, und zwar so große Dinge, daß ich manchmal selbst nicht begreife, wie mir so die 2 geheim=

*) Der gute Voß war schwächlich und seine Farbe meistens sehr bleich.

**) Im Jahr 1802 hatte sich Voß der Vater nach Jena begeben und wohnte dort bis zum Jahre 1805, wo er nach Heidelberg berufen wurde, in seinem Bachgärtchen, wie er es nannte.

sten Wünsche meines Herzens vollkommen erfüllt worden sind. Diese waren: nicht Prediger sondern Schulmann zu werden; und: in naher Verbindung mit Göthe und Schiller zu stehen, die ich, wie Stolbergen, liebe und verehre. Das mir das Erste erfüllt ist, wirst Du aus irgend einer Zeitung wissen; die Erfüllung des zweiten Wunsches wirst Du mir in Deinem Herzen zugewünscht und auch geglaubt haben, daß er erfüllt sei; aber Du sollst es doch von mir selbst erfahren, daß ich meine kühnsten Erwartungen und Wünsche übertroffen gefunden habe. Ich bin ein glücklicher Schulmann, der von seinen Schülern mit einer Art von Heftigkeit geliebt wird; und darneben habe ich täglichen, vertrauten Umgang mit den beiden großen Lieblingen meines Herzens. Diese Beiden versüßen mir das Leben als Schulmann, und der Umstand, daß ich meiner Schule (ich rede ja zu einem Herzensfreunde) ehrenhaft vorzustehen mich bestrebe, gibt mir gewissermaßen ein Recht auf die Freundschaft jener Männer. So unterstützt mir das eine Glück das andere, und in jedem von beiden Fällen bin ich durch das andere mit glücklich. Nicht blos allein bin ich durch die Schule als Schulmann glücklich, sondern auch durch Göthe's und Schiller's mir geschenkte Liebe; und in der Liebe zu jenen Männern fühle ich mich wiederum dadurch glücklich, daß ich zugleich ein glücklicher Schulmann bin. O, ich bin unaussprechlich glücklich! — Nun wirst Du leicht vermuthet haben, daß ich Anfangs viele Geschäfte hatte, besonders weil ich die beiden letzten Jahre wenig hatte arbeiten können. Aber was thut das einem heitern Gemüthe! Ich habe Alles mit großer Leichtigkeit vollbracht, was mir oblag, und mich bald in mein Amt hineingepaßt. Und dann stand ich ja unter dem Schutze zweier Genien, deren freundliches Lächeln mich zu Allem vermocht hätte, und die mir so oft sagten, besonders der ehrenfeste, biedere Göthe: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe". Ja, einem Göthe zu Liebe könnte ich Dinge vollbringen, die über meinem Horizonte lägen; wie vielmehr gelang es mir, Dinge tüchtig zu treiben, die in meinem Horizonte lagen. Was mir der Mann geworden ist, und wie gut er neben seiner geistigen Größe ist, das wünschte ich Dir einmal mündlich erzählen zu können; dafür kann auch ein Sohn seine Aeltern nicht inniger lieben als ich diesen Mann, diesen Vater aller guten Kinder, liebe. Ich bin täglich bei ihm, ich lebe ganz unter seinen Augen, ich habe kein Geheimniß vor ihm, ich enthülle ihm die innersten Winkel meines Herzens, nicht weil er es fodert, sondern weil ich ohne

das gar nicht leben kann. Wenn ich traurig bin, so schütte ich gegen ihn mein Herz aus und gehe getröstet vondannen, und wenn ich fröhlich bin, — ja, für mich existirt keine Freude, ehe ich ihm nicht mitgetheilt habe, was mich fröhlich macht, — und dann ist ein freundlicher Blick von ihm mir doch das Höchste dabei, oder ein väterlicher Kuß oder Händedruck, oder der süße Laut, wenn er mich mit einem lieben Namen nennt. Ich esse bei ihm des Mittags, wenn ich keine Schule Nachmittags habe. Da bleiben wir dann nach dem Essen sitzen und lesen den Sophokles, bei welcher Gelegenheit er dann auf jede leise Anregung, die vom Griechen ausging, die ganze Fülle seines Herzens und Geistes ausschüttet. Oft bin ich bei ihm bis 10 Uhr Abends auf seinem Studirzimmer. Da sitzt der Göthe im tiefsten Negligé, im wollenen Jäckchen, auf seinem Sopha und unterhält sich oder läßt sich vorlesen; aber seine Gespräche dabei sind das Lehrreichste und Schönste. Wenn er dann recht lebendig ist, so kann er es auf dem Sopha nicht aushalten; dann springt er auf und geht hastig im Zimmer auf und nieder, und jede Gesticulation, ihm selbst unbewußt, wird zur lebendigsten Sprache. Ja, dieser Mann spricht nicht blos mit dem Organ der Zunge, sondern zugleich mit hundert andern, die bei gewöhnlichen Menschen stumm sind; und aus seinen Augen strahlt das seelenvollste Feuer. — Bei ruhigen Gesprächen ist sein Körper auch ruhig. — So geschah es einmal bei Vorlesung eines Herbstliedes von meinem Vater, „über Gott und Unsterblichkeit", und kein Glied rührte sich an seinem Körper. Den Blick hatte er in die Höhe gerichtet, als wenn er das Ueberirdische suchte. — In meinem Leben bin ich nicht so innerlich bewegt und tief erschüttert gewesen als damals, wo er meinen Blick durch nie gesehene und betretene Pfade von der Erde zum Himmel führte und dort zu einer Aussicht in die Ewigkeit schärfte. — Heißt es doch im gemeinen Leben, „man solle Gott in seinen Werken lieben", und nun

Thou cunning'st pattern of excelling nature
Du schönstes Bild der Meisterin Natur

du herrlicher Göthe, zu welcher Liebe und Ehrfurcht gegen die Gottheit vermagst Du erst zu erheben!"

„Den Schiller sehe ich nicht so oft als Göthe'n, weil Schiller des Abends zu arbeiten pflegt; doch gehe ich regelmäßig zu ihm Mittwochs und Sonnabends von 3—4 Nachmittags. Ich habe diesen Mann vollkommen so lieb wie Göthe'n, stehe aber in ganz andern Verhältnissen zu ihm. Zu Göthe ist

Digitized by Google

meine Ehrfurcht und Liebe gleich groß; gegen Schiller fühle ich grenzenlose Liebe, aber nicht so jene Ehrfurcht. Er kommt mir eher vor wie Unsereiner. Göthe ist mir wie ein Vater, Schiller wie ein älterer Verwandter, gegen den man sich schon etwas herauswagen darf. Schiller nun ist ein außerordentlich heiterer Mann, der das „desipere in loco“ versteht und als ein „dulce est“ ansieht. Und da solltest Du ihn einmal in einer heitern Gesellschaft sehen, z. B. auf einer Redoute, wo er kurz vor Weihnachten mit mir, Riemer und noch 3 andern Freunden war. Wir tranken einige Flaschen Champagner und waren überaus selig. Da war der Schiller ganz in der Verfassung, in der er das Lied an die Freude muß gesungen haben. Besonders jene Zeile

Diesen Kuß der ganzen Welt!

paßt auf ihn und enthält seinen Hauptcharakter, seine Liebe und sein Wohlwollen gegen alle Wesen, die er an sein Herz drücken möchte. — Wir blieben in der Nacht bis 3 Uhr zusammen, brachten darauf unsern Schiller feierlich zu Hause, der vor der Hausthür den zärtlichsten Abschied von uns nahm. — Den folgenden Tag sprach ich ihn im Schauspielhause auf seiner Loge. Da sprach er noch von der Freude, die er am vorigen Abend gehabt hätte und versprach, dieselbe Gesellschaft nächstens auf seinem Zimmer zu bewirthen, wie er von ihr sei bewirthet worden. „Aber unter uns wollen wir sein“, fügte er leiser hinzu, „damit wir nicht gestört werden“; wobei er mit einer schalkhaften Miene auf seine Frau und die Frau von Wollzogen wies“.

„Und diese beiden liebenswürdigen Männer wären mir fast Beide diesen Winter durch den Tod entrissen worden. Gegen das Ende des Januars wurden Beide zu einer Zeit krank, gefährlich krank, und an demselben Uebel, an heftigen Obstructionen. Ich habe während der Zeit von 12 Tagen bei Schiller 4 Mal zu Nacht gewacht und bei Göthe 2 Mal. — Göthe ist ein etwas ungestümer Kranker, Schiller aber die Sanftheit und Milde selber. Wie litt der Mann, als ich zum erstenmal bei ihm wachte, und wie männlich und heiter ertrug er es! Nur einen Zug von seiner liebenswürdigen Selbstvergessenheit und Theilnahme will ich Dir erzählen. Bis um 12 Uhr blieb die Frau auf. Da wurde Schiller unruhig und bat sie, hinunterzugehen, um sich Ruhe zu gestatten. Als sie noch etwas zögerte, bat er noch dringender und, was mich Anfangs bei ihm befremdete, mit heftigem Ungestüm. Kaum war die Frau die Treppe hinunter, da sank Schiller mir bewußtlos in die Arme und blieb dar-

auf wol einige Minuten in Ohnmacht liegen, bis ich ihm die Brust und Schläfe mit Spiritus gerieben hatte. Sieh! Aus Schonung für seine Frau hatte er sich Gewalt angethan und die Ohnmacht verzögert, die nun desto gewaltiger hereinbrach. Auch an den folgenden Tagen, wo er noch an heftigen Schmerzen in den Eingeweiden litt, war er jedesmal getröstet, wenn eines von seinen Kindern kam, besonders wenn ihm sein jüngstes, sechsmonatliches gebracht wurde, welches er dann mit einer Innigkeit, die sich nicht beschreiben läßt, anblickte. Und oft hat er mir während seiner Krankheit gesagt, was er so gern gesteht, daß er nur seiner Kinder wegen, die nicht vaterlos sein dürften, zu leben wünsche. — Als ich neulich dem alten Griesbach von Schiller's Liebenswürdigkeit während seiner Krankheit erzählte, sagte er mir: „Und Alles ist noch nichts gegen Schiller den Krankenpfleger". Und nun erzählte er mir, wie Schiller vor 6 Jahren die Gattin gepflegt habe, als sie (im Griesbach'schen Hause) ein unglückliches Wochenbett gehalten. — Liebster Freund, warum sitzen wir nicht beisammen. Ganze Tage hindurch wollte ich Dir von diesen einzigen Männern erzählen".

„Daß ich während der Zeit, wo wir uns nicht gesehen haben, ein bissiger Recensent geworden bin, weißt Du wol noch nicht; aber zum Trost dagegen will ich Dir sagen, daß ich auch eine Art von Theaterdichter geworden bin. Ich habe auf Schiller's Andringen den „Othello", in den Versmaßen des Originals übersetzt, und der soll nächstens aufgeführt werden. Meine Arbeit, die im Ganzen nach den Grundsätzen der W. Schlegel'schen gearbeitet ist, hat bei Göthe und Schiller Beifall gefunden, und Göthe trug mir endlich auch noch eine Bearbeitung des „Lear" auf. Mein „Othello" soll wetteifern mit dem Schlegel'schen, wann es dem erst beliebt, den „Othello" zu geben. Auch im „Lear" fürchte ich ihn nicht. Ich habe schon daran gedacht, daß, wenn Schlegel die Uebersetzung des Shakspeare gar nicht fördert, ich ihn von dort an zu übersetzen anfangen will, wo er aufgehört hat. Dann mag er kommen und mit mir um den Vorrang streiten! Siegt er, so sei er Sieger, und ich habe wenigstens das Bewußtsein, daß ich nicht ohne Ehre besiegt bin".

Den 2. Juli 1806.

„Mit zitternder*) Hand ergreife ich die Feder, einen

---

*) Die Handschrift bezeugt das.

Digitized by Google

15monatlichen Brief fortzusetzen, nicht aus Scham vor meinem Freunde, sondern weil mich der Gedanke an alle Verfallenheiten dieser Zeit drückt. — Als ich die vorigen Zeilen schrieb, hatte ich meinen Schiller noch, an den ich nun täglich mit wehmüthiger Erinnerung denke. Jetzt sind auch meine Aeltern von hier gegangen, und der edle Göthe steht auch um ein Jahr der düstern Stunde näher. Ein lindernder Trost mitten unter solchen Wechseln ist der Gedanke, daß die Herzen wahrhafter Freunde unwandelbar dieselben bleiben. Du bist mein Freund, wie immer, und ich der Deinige. Wir sind 2 Jahre stumm gegen einander gewesen, aber unsere Herzen haben für einander zu schlagen nicht aufgehört. — Ich könnte Dir viel schreiben, aber wahrlich, ich bin zum Schreiben nicht aufgelegt, desto mehr und um so dringender bitte ich Dich, schreibe Du mir bald! — Seit 7 Monaten habe ich einen Schaden an der Unterlippe, von dem Stark versichert, daß er unschädlich sei, der mir aber bedenklich vorkommt. Gott gebe baldige Genesung, denn ich möchte so gern noch ein wenig hier bleiben und allerlei fördern und wirken. Ehe die Genesung da ist, bin ich zu keiner tüchtigen Arbeit aufgelegt. — Mein „Lear" und „Othello" sind beide gedruckt. Ich habe aber nicht soviel Freiexemplare eben zur Hand, daß ich eines mitschicken kann. Es ist auch an dem Bettel nichts gelegen. Ich lege nur einen Werth darauf, weil die Arbeit Göthe'n Freude gemacht hat. — Wenn ich an der Lippe genesen, und das hoffe ich noch, so werde ich binnen Jahresfrist mit einem deutschen Aeschylus erscheinen, an dem ich gerade mit solcher Innigkeit übersetzte, als mich der Lippenteufel anfeindete. Lebe wohl u. s. w."

Dieser Brief, in so hohen Freuden angefangen, in so tiefem Leide beendet, war nicht sobald beantwortet worden, als auch ein neuer, und zwar der reichhaltigste von allen, schon im nächsten Monat (August 1806) anlangte; leider aber der letzte! — Noch an demselben Tage, wo dieser Brief geschlossen worden, war Voß zu seinen Aeltern nach Heidelberg, wo sie seit 1805 ihren Wohnsitz genommen, abgereist. Das furchtbare Kriegswetter brach schon im zweiten Monate (Oktober) nachher herein. Alle Verbindung zwischen der Elbe und dem Rhein hörte eine lange Zeit hindurch auf. Vertrauliche Briefe abzusenden war mislich, mitunter gefährlich. Als endlich nach Jahren der Sturm sich wieder etwas gelegt hatte, wurde zwar eine Brieftaube und dann noch eine zweite nach dem Neckar ausgesandt. Keine von Beiden brachte ein erfreuliches Zeichen zurück. Andern Freunden hiesiger Gegen-

gen war es ebenso ergangen. Ob Kränklichkeit und Mismuth, ob ämsige Arbeit, oder ob Streitigkeiten des Vaters, die auch manchen alten Freund berührten, gleichfalls den Sohn, der innigst am Vater hing, verstimmt hatten, sodaß er nun, um sich über unangenehme Gegenstände nicht zu äußern, lieber gänzlich schwieg, muß dahingestellt bleiben. Man mußte sich zum geduldigen Warten entschließen. Und so ist denn Voß ohne einen letzten Abschiedsgruß entschwunden. Hier*) ist die letzte Reliquie!

Weimar, den 12. August 1806.

„Wir haben Ferien. Meine Freunde sind alle verreist. Ich lebe einsam und darf meiner Lippe wegen nicht viel ausgehen. Wie könnte ich mir da den heutigen Abend besser erheitern, als daß ich auf den Flügeln der Einbildungskraft zu Dir hinübereile und Dir Kunde bringe von Allem, was Du zu wissen begehrst? Aber ich möchte mit jenem Alten fragen: „Wo soll ich anfangen, wo aufhören", wie Ordnung bringen in das Chaos von Erinnerungen und Anschauungen, das sich gestaltlos in meiner Seele erhebt? — Du bittest mich, ich soll Dir von Schiller schreiben, und, theurer Freund, diese Bitte hat meinem Herzen sehr wohlgethan. Ich denke ja ohnehin täglich und stündlich an den Geliebten, den ich mit Bruders- und Sohnesliebe liebte, vor dessen Herzen ich kein Geheimniß hatte. Jeder Gang im Park, den ich mit dem Edeln machte, jedes Gespräch aus seinem Herzen, jedes Wort aus seinem Munde, jede Scene, die ich in seiner Familie mit angesehen habe lebt frisch in meiner Erinnerung; ich bin ein Jahr lang sein steter Gefährte gewesen, habe ihn täglich gesehen und durch den Abend seines Lebens in die finstere Todesnacht hineingeleitet. Sein letztes, sterbendes Wort hat zu meinen Ohren getönt. Mir ist das traurige aber süße Geschäft geworden, Tröster seiner trostlosen Familie zu sein. — Erwarte, wenn ich diesmal von Schiller rede, nichts Brillantes, keine hohen, genialischen Züge; nein! ich will Dir diesmal den Hausvater, ach! den sterbenden schildern. Den genialen Schiller kennst Du aus seinen Werken. Der geniale Schiller war groß; aber unendlich größer und liebenswürdiger noch war Schiller im Kreise der Seinigen, als Vater, Gatte, Freund. Die menschliche Seite war in diesem Göttlichen die göttlichste".

*) In Auszügen und Bruchstücken.

„Kurz vor seiner letzten Krankheit, etwa 8 Wochen vorher, lag Schiller, wie ich Dir schon geschrieben habe, an einer ähnlichen nieder, die 8 Tage dauerte. In dieser Zeit bin ich ihm, meine Schulstunden ausgenommen, nicht von der Seite gewichen. Er war sehr krank, erschöpft durch Fasten und Obstruction, aber dessenungeachtet heiter und sogar fröhlich beim geringsten Anlasse; wenn er einmal aufstand, um im Zimmer auf- und abzugehen, griff ich ihm unter die Arme. Da sah er mich traurig an. „Bin ich denn wirklich so matt?" fragte er. Ich sagte ihm, ich stütze ihn nicht sowol weil er nicht gehen könnte, als vielmehr um es ihm nur zu erleichtern. Als wir einige Male auf- und abgegangen waren, stellte er sich vor den Tisch hin, putzte das Licht und rief nun fröhlich aus: „Voß, ich bin nicht matt; ich habe das Licht mit steifem Arm putzen können". — Um 12 Uhr ward er sehr unruhig, und es folgte die Scene mit der Gattin, die ich schon früher geschildert habe. Als er wieder zu sich selbst gekommen war, fragte er: „Um Gottes willen, wie kommen Sie hierher?" Ich beruhigte mit Liebkosungen. „Hab' ich auch verwirrt gesprochen"? fragte er mit unbeschreiblicher Aengstlichkeit, worauf ich ihm auf das feierlichste „Nein!" versicherte. „Hat meine Frau auch Etwas gemerkt?" fragte er darauf. Auch von dieser Furcht befreite ich den gutherzigen Mann. — Als er sich nur erst ein wenig wieder erholt hatte, fing er auch sogleich an zu spaßen und verglich sich mit dem Mohammed, der einmal während der Zeit, wo er den Kopf ins Wasser steckte und wieder herauszog, eine Reihe von 14 Jahren durchlebt hatte. Auf gleiche Weise, meinte er, seien ihm während der kurzen Ohnmacht wol hundert Dinge durch den Kopf gefahren. — Nun klagte er, daß ihn der Mangel an Oeffnung so bange und unruhig machte. Ich rieth ihm, nur einen Versuch zu machen und geduldig die Zeit zu erwarten. „Sie haben Recht", erwiderte er, „Gelegenheit macht Diebe", und folgte meinem Rath. Als er nun so auf jenem Stuhle, der oft auch für die Könige bedeutender wird als der Thron, saß, verglich er sich mit dem Cato, der auch einmal in dieser Positur gesessen und so Audienz gegeben hatte. Ich erzählte ihm allerlei lustige, ähnliche Geschichten, die ihn sehr ergötzten, und so verflossen ein Paar fröhliche Stunden. Endlich und endlich erfolgte Linderung, und Gott weiß es, wie herzlich und innig ich gratulirte. „Nun", sagte er ganz gleichmüthig, „bin ich gesund. Ich brauche mich jetzt nur zu erholen und wieder Kräfte zu sammeln". Und so legte er sich zu Bette und

Digitized by Google

schlief in wenigen Minuten den süßesten Schlaf. — „Ach!“ sagte er mir am folgenden Tage, „die verwünschten Verstopfungen, die mich so oft plagen, sie rauben mir alle Jahre 2 Trauerspiele, die ich ohne sie schreiben würde!“ — Den Abend wollte ich wieder bei ihm wachen; aber das wollte er nicht zugeben und erlaubte mir nur nach dringendem Zureden, ihm die zweite Nacht wieder Gesellschaft leisten zu dürfen. Als ich aber den folgenden Tag um 4 Uhr von ihm wegging, wollte er mir durchaus nicht erlauben, um 9 Uhr Abends wiederzukommen. Ich erinnerte ihn an seine gestrige Erlaubniß, aber vergebens. Ich wußte nicht warum. Endlich erfuhr ich, es sei Maskerade, und Schiller wollte mir, dem fleißigen Maskeradengänger, nicht diese Freude rauben. Diese Liebe rührte mich zu Thränen. „Mein bester Hofrath“, sagte ich, „Sie wissen nicht, welch ein Vergnügen es für mich ist, bei Ihnen zu wachen“. Als er nun meinen Vorsatz sah, nicht auf die Maskerade zu gehen, reichte er mir freundlich die Hand, und ich durfte bei ihm bleiben. Nun fing er wieder an zu scherzen. „Sie hätten“, sagte er, „nur auf die Maskerade gehen sollen, vielleicht wäre ich Ihnen nachgeschlichen“; worauf er nach einer kleinen Pause lächelnd hinzufügte: „Nicht wahr? Dann würden Sie doch erschrecken und glauben, ich sei gestorben, und es wäre mein Geist, der Sie heimsuchte?“ Ich mußte die Nacht durchaus meine Pfeife bei ihm rauchen und mich so stellen, daß er wenigstens den Dampf davon kostete und so den Vorschmack zu seiner Gesundheit einathmete. — Als er nun nach 6 Tagen genas, wie kindlich fröhlich war der Mann! Wie zählte er die Bissen, die er aß, und freute sich, daß er wieder so kräftig speisen konnte! Wie spielte der liebenswürdige Hausvater mit seinen Kindern! Er erlaubte der kleinen Karoline, sie dürfe in der Kaffeestunde bei ihm „schmarozen“. Die kleine 6monatliche Emilie nahm er auf den Arm, küßte sie und sah sie mit einem Blicke von verschlingender Innigkeit an, recht als wenn er sein unendliches Glück im Besitz dieses holden Kindes zu Ende denken wollte. Wie fröhlich war er, als ich zum ersten Male wieder mit ihm spaziren fuhr! — In den unbelaubten Bäumen sah er einem baldigen Frühling entgegen. An den Frühling knüpfte er Reisepläne, an die Reisen — Gesundheit, und an seine Gesundheit — Werke, die er noch zu liefern gedachte. Armer Mann! Du hast nicht erlebt, was Du in den seligen Minuten Dir vorträumtest! Deine Genesung war das letzte Auflodern der Gesundheit, der letzte Sonnenschein im Herbste. Bald sollte der

Digitized by Google

finstere Winterschlaf folgen. — Unter die schönen Plane Schiller's gehörte noch eine Reise nach dem Meere, das er nie gesehen, zu dem er aber von jeher eine große Sehnsucht gehabt hat. „Eine Reise nach dem adriatischen Meere", sagte er, „wird mir zu kostbar; ich brauche dazu 1500 Thlr., die kann ich nicht daran wenden". Wir machten einen Reiseplan nach Kurhaven, und ich führte ihn schon in Gedanken zu meinen ehrlichen, gastfreien Dithmarsen, in deren Hütten es dem großen Manne wohl geworden wäre. Jetzo bedarf Schiller nicht mehr des Anblickes sinnlicher Unendlichkeit; er ist in das ewige, unendliche All heimgekehrt. Dort ist sein Sehnen gestillt, sein Durst gelöscht, seine Wißbegierde befriedigt, wonach er in seinen Gedichten vergebens trachtete. — Oft im Traume befinde ich mich mit Schiller in der Gegend von Kurhaven, ich fasse ihn unter dem Arme und führe ihn den Deich hinan. Bald sind wir oben. Ich sehe Schillern starr ins Gesicht, um seine Miene beim plötzlichen Anblicke des Meeres zu beobachten; aber jedesmal ehe wir den Gipfel erreichen ist mein Traum verschwunden. Ich liege einsam in meinem Bette und denke mit Wehmuth des theuren Vorangegangenen. — Zwölf Tage vor seinem Tode war er noch bei Hofe. Ich half ihn schmücken und freute mich seines gesunden Aussehens und seiner stattlichen Figur im grünen Galakleide. Zwei Tage darnach war er zum letzten Mal im Schauspiel. Als ich am Schlusse des Stückes, meiner Gewohnheit gemäß, in seine Loge hinaufging, um ihn zu Hause zu führen, hatte er ein heftiges Fieber, daß ihm die Zähne klapperten. Als er zu Hause kam, ward ein Punsch gemacht, durch den er sich zu erholen pflegte. Den folgenden Morgen fand ich ihn matt auf dem Sopha liegend, in einem Mittelzustande von Schlafen und Wachen. „Da liege ich wieder!" sagte er mit hohler Stimme. Seine Kinder kamen und küßten ihn. Er bewies keine Theilnahme, äußerte kein Zeichen des väterlichen Dankes. Sein Zustand wurde von Tage zu Tage gefährlicher und schien schon 4 Tage vor seinem Tode rettungslos. Die Augen lagen tief im Kopfe; jede Nerve zuckte krampfartig. Das Mädchen brachte Citronen herein. Er griff hastig nach einer, als wenn er sie verschlingen wollte, legte sie gleich aber mit matter Hand wieder hin. Den Abend fiel er in eine Fieberphantasie und verharrete in diesem Zustande 24 Stunden. Als sein Bewußtsein zurückkehrte, ließ er sich sein jüngstes Kind bringen. Er wandte sich mit dem Kopfe um, nach dem Kinde zu, faßte es an der Hand und sah ihm mit unaussprechlicher Wehmuth

Digitized by Google

ins Gesicht. Dann fing er an bitterlich zu weinen und steckte den Kopf ins Kissen und winkte, daß man das Kind wegbringen möchte. Da ahnete ihm, wie bald er sich von dem Engel trennen sollte, — und in 24 Stunden war sein edles Herz gebrochen".

„Noch in der letzten Nacht saß er aufrecht im Bett und sprach mit großer Geisteskraft, besonders über die bevorstehende Reise seiner Gattin ins Bad. Gegen Morgen schlief er ein, bis 10 Uhr Vormittags. Dann phantasirte er, kam wieder zu sich und nahm nun sichtbar an Kräften ab. Um 4 Uhr Nachmittags foderte er Naphtha; aber die letzte Sylbe erstarb in seinem Munde. Er versuchte zu schreiben, brachte aber nur 3 Buchstaben hervor, in denen noch der Charakter seiner Schriftzüge ersichtlich war. Nun schwanden die letzten Lebenskräfte, und in wenig Minuten lag er entschlafen da, voll Ruhe in dem noch im Tode edeln, großen Blicke. — Ich muß abbrechen. Es ergreift mich heftig. Ich kann Dir nicht sagen, was ich gern noch sagen wollte. In dem einliegenden Papier wirst Du theure Reliquien finden. Nimm diese Locke vom Haupte des Edeln und hebe sie auf zu seinem Angedenken". *)

„Die Angst und den Schmerz der Gattin und der ältesten Kinder beschreibe ich Dir nicht. Karl, der älteste, ganz das Ebenbild seines Vaters, lag auf dem Boden und wehklagte vom fürchterlichsten Schmerz zerrissen. Der kleine Ernst saß in der Ecke, die Hände gefaltet und weinte ruhiger. Karolinchen wußte nicht, was das Ganze zu bedeuten hatte. Der Tod, von dem sie keinen Begriff hatte, war ihr nicht fürchterlich. Sie sagte ganz ruhig: „Der gute Papa ist todt". Als sie aber die Mutter weinen sah, da fing sie auch an zu weinen und verbarg ihr Gesicht im Schoße der Mutter. — Wie mir war, weiß ich noch nicht zu sagen. Als ich zum Bewußtsein zurückkehrte, fand ich mich auf meinem Zimmer. Wie ich hingekommen bin, weiß ich nicht. Ich konnte nicht begreifen, was ich leider begreifen mußte".

„Von der Beerdigung laß mich schweigen. — Den Tag darauf fragte mich die kleine, 4jährige Karoline: „Voß, hast Du auch den Papa mit weggetragen? Hast Du ihn zum lieben Gott gebracht? Hat er den Papa freundlich aufgenommen?" — Ein andermal sagte sie: „Voß, Du mußt

*) Es ist geschehen.

Digitized by Google

der Mama nichts vom Papa sagen, sonst weint sie; aber der Papa wird wol bald zurückkommen". — Nicht lange nach dem Tode ging ich mit den andern Kindern spaziren. Ich amusirte sie indem ich ihnen in den Wolken allerlei Bilder zeigte, die ihre kindliche Phantasie geschäftig ausmalte. Sie sahen Dörfer und Städte am Wolkenhimmel. „Da sehe ich ein großes Schloß!" rief Ernst. Karoline sah es lange an; „Ja!" rief sie endlich, „es ist das Haus vom lieben Gott; aber der Papa wohnt mit darin". — Du kannst Dir leicht denken, daß eine Mutter von solchen Kindern noch Freude im Leben hat. Es sind liebenswürdige Kinder, ganz würdig ihres Vaters, Kinder seines Geistes und Herzens. Die Jüngste ist nun auch etwas herangewachsen. Aber diesen Engel hat der Vater nicht gekannt. Der Tod wäre ihm gewiß noch fürchterlicher gewesen, wenn er ihn jetzt von dem Kinde getrennt hätte. — Glücklicher sind die ältern Kinder als das jüngste, denn sie haben ihren Vater noch gekannt und tragen sein Bild im Herzen".

„Lieber Bruder, ich habe mich heiter und traurig geschrieben; heiter durch die Erinnerung an den Liebenswürdigsten aller Menschen; traurig, daß nirgends mehr auf Erden zu finden ist, was in heiliger Erinnerung fortlebt. Nur wer reich war konnte einen schmerzlichen Verlust empfinden. Ich fühle es noch, daß ich durch Schiller reich bin; drum ist mir auch sein Verlust heilig. Wer Schiller nicht persönlich gekannt hat, dem ist das Bittere seines persönlichen Verlustes erspart worden; aber er trägt auch den unversieglichen Schatz nicht im Busen, den Schiller's vertraute Freundschaft mir gewährt hat. Ich tausche nicht mit ihm. Schiller ist nicht mehr; aber was Schiller auf mich gewirkt hat lebt fort, und so ist er für mich nicht gestorben; und seine Gestalt, seine Milde, sein gemüthliches Wesen, — Alles lebt noch frisch in meinem Herzen und wirkt noch unaufhörlich in mir zu guten Entschlüssen. — Gute Nacht!"

„Schiller hat mir mehrmals gesagt, daß ihm die ersten Jahre seiner Ehe traurig gewesen wären, weil sie Anfangs kinderlos war. Erst am Ende des dritten Jahres ist der Karl gekommen. — Die Griesbach hat mir oft erzählt, wie Schiller, als er noch in Jena im Griesbach'schen Hause wohnte, mit seinem Knaben gespielt habe. Eins seiner Lieblingsspiele mit ihm sei Löwe und Hund gewesen, und bald

Digitized by Google

habe Schiller, bald sein Karl den Löwen agirt, und alle Beide seien dann auf 4 Füßen im Zimmer herumgekrochen. So habe auch ich ihn mehrmals gefunden, daß er auf der Erde lag und mit einem seiner Kinder spielte, und dann kam er mir größer vor als jener König, der so von einem spanischen Ambassadeur überrascht wurde. Am heitersten war Schiller bei Tische, wenn er sein Häufchen beisammen hatte. Dann saß er beständig zwischen 2 seiner Kinder und liebkoste und tändelte mit ihnen bei jeder Gelegenheit. Die Kinder hatten ihn auch unbeschreiblich lieb. Wenn Eines zu ihm ins Zimmer kam, so kletterte es an ihn hinan um ihn zu küßen, und manchmal kostete es viel Mühe, zum Zweck zu kommen, denn Schiller war sehr lang und that im geringsten nichts, um es den Kindern zu erleichtern zu seinem Munde empor zu klettern. — Ich will Dir doch bei dieser Gelegenheit 2 kleine Gedichte mittheilen, die ich auf Bitten der beiden Knaben, in ihrem Namen an Schiller zu seinem letzten Geburtstage verfertigte *):"

Ernst an seinen Papa.

Weggeflohn ist das Jahr, das des Guten so viel uns gewährte
    Und vom Herberen nur traurig ein Weniges gab.
Freudig gewährt' es den Wunsch, und ein Schwesterchen ward uns geboren,
    Aber mit trotzigem Sinn that es dem Vater erzürnt. **)
Herzlich sei für das Gute gedankt; und die bittere Stunde. —
    Siehe! Das Schwesterchen fleht, Vater, vergib sie dem Jahr.
Auch ja dem alten Homer gab Böses zum Guten die Muse,
    Und doch weißt Du es selbst, wie ihn die Muse geliebt.
So gab trübere Tag' auch Dir die gewogene Muse;
    Aber sie sendet dafür manches erquickende Jahr.
Oft noch sollen Dich Blüten und Frucht zu Gesängen begeistern;
    Ich auch schenke Dir Lust; schenke mir Freuden auch Du!

„Diese Paar Zeilen sind mir darum noch werth, weil sie Schiller'n einen frohen Augenblick gemacht haben. Er sagte mir, ich hätte ihm aus dem Herzen geredet. — Nichts konnte Schiller'n mehr Freude gewähren, als wenn er Andern eine unvermuthete Freude bereitete. So hatte er durch eine listige Combination meinen Geburtstag ausgeforscht, den ich heimlich hielt, um nicht von den Schülern gratulirt zu werden. Er fiel auf einen Montag. Den Sonnabend vorher,

*) Eins von diesen Gedichten haben wir weggelassen. D. Red.

**) Schiller war an dem Tage und noch einige Tage nach der Geburt des jüngsten Kindes gefährlich krank.

als ich ihn im Schauspiel aus seiner Loge abholte, faßte er mich unterwegs bei der Hand und fragte, wie ich denn übermorgen meinen Geburtstag zu feiern gedächte. Ich fragte ihn, wie er denn wüßte, daß mein Geburtstag wäre? — „Man hat so seine eignen Mittel und Wege so was auszukundschaften", sagte er. „Daß Sie nicht zu Ihren Aeltern kommen können", fuhr er fort, „glaube ich der Schule wegen. Da bin ich doch wol der Nächste, um auf Sie Anspruch zu machen". — Ich dankte ihm mehr durch Händedruck als durch Worte und ging seelenvergnügt zu Hause. Von dem Augenblick fing bei mir die Feier meines Geburtstages an. Mit einer stillen Wonne ging ich zu Bett und erwartete mit sehnsuchtsvoller Ruhe den Montag. Zu Mittag schickte er mir durch Karl seinen „Tell", und als ich den Tell aufschlug, fand ich freundliche Worte darauf geschrieben. Um 7 Uhr Abends ging ich zu ihm, und mein Vater hätte mir nicht zärtlicher gratuliren können als dieser Mann. Die kleine Karoline war meinethalben noch eine halbe Stunde länger aufgeblieben und sagte: „Voß, ich gratulire Dir auch". Auf Schiller's Studirzimmer ward ein kleiner, einfacher Tisch gedeckt, und im Hintergrunde stand eine Champagnerflasche. Lieber Bruder, der Schiller glich als Hausvater vollkommen meinem Vater; aber den kennst Du auch nicht; doch hast Du die „Luise" inne, und einen solchen Abend feierten wir, wie da geschildert wird, mit ebenso inniger Liebe und Herzlichkeit durchwürzt".

„Schiller hat über Anmuth und Würde in einem Aufsatze geschrieben. Das hat Mehren wunderlich gedäucht. Mich aber befremdet es keineswegs; denn „Anmuth zu Würde gesellt" war sein Charakter. Und soll ein großer Mann nicht etwas beginnen, in dem sich sein Charakter ausprägt? — Selbst im Gange, in seinen seelenvollen Mienen lag Anmuth und Würde; diese gebot Verehrung, jene erweckte herzliche Liebe; aber eben diese Liebe für ihn fühlte man stets hervorstechender als die Verehrung; und so, möchte ich auch sagen, war die Anmuth auch noch der überwiegende Theil, der sich nie verleugnete. Es ist keine Dichterfiction, wenn Schiller singt: „Diesen Kuß der ganzen Welt!" sondern ein Hauptzug seines Charakters; denn alle Menschen sah er wie seine Brüder an und möchte sie mit den Armen seiner Liebe umfangen. Ja, und hätte er in der Schöpfung allein dagestanden, er hätte Seelen in die Felsensteine geträumt. Auch die leblose Natur ist von der Glut seiner Liebe durchdrungen. Deutschland bejammert den Mann, und

Wenige haben ihn gesehen, noch Wenigere gekannt. Es würde des Grams kein Ende gewesen sein, wenn ihn seine Verehrer persönlich gekannt hätten und, statt durch seine Gedichte mittelbar, durch sein Herz unmittelbar wären begeistert worden".

„Habe ich nicht recht gethan, daß ich meinem Iden den „Othello" dedicire? Er war es, der mir zuerst Liebe für Schiller einflößte, denn Iden war sein Zuhörer gewesen. „An dem Manne ist Alles liebenswürdig; selbst sein Schnupftabacksfleckchen unter der Nase kleidet ihn hold", pflegte Iden zu sagen. Und es ist wahr. Schiller hatte vom beständigen Schnupftabacksgebrauch ein solches perpetuirliches Fleckchen".

„Du mahnst mich ab, den Aeschylos zu übersetzen. Bester Bruder, darin willfahre ich Dir nicht. Eher lasse ich mir mein Leben nehmen. Aber ich will Deine Bitte anders fassen und sie erfüllen; nämlich ich verspreche Dir, nicht anhaltend am Aeschylos zu arbeiten, sondern meiner Gesundheit auch eingedenk zu sein, worauf Du dringst.*) Die letzten 6 Monate habe ich wenig gethan. — Ich habe Einiges recensirt, Brosse's Anakreon, Fähse's und Danz's Aeschylos, Spalding's Gedichte; kurz, Alles, was mit D. A. E. bezeichnet ist, das ist von dem alten Ehrwürdigen, wie mich — Dir ist es ja bekannt — die Freunde zu nennen pflegten".

„Also denkst Du auch noch mit Vergnügen an den Abend **), wo wir (1802) in Jena mit dem intellectuellen Pagenstecher zechten und mit dem kräftigen Solger? — Der Abend lebt noch als ein heiteres Bild in meiner Erinnerung; aber im Grunde war es eine trübe Zeit für mich, an die ich nicht gern denke, sowie man an den Tod und Alles, was dem Tode ähnlich ist, nicht mit Freuden denkt".

„Jetzt stehe ich auch wieder mit meinem theuern Stolberg in Correspondenz, der mir sehr herzliche Briefe schreibt.

*) Bittere Erfahrungen, daß starke, rastlose Geister den schwachen Körper vor der Zeit aufreiben, wer hätte sie nicht gemacht und müßte sie nicht noch immer machen? Bitten helfen da insgemein wenig.

**) Siehe oben.

„Selbständigkeit und Kindlichkeit“, schreibt er neulich, „wo sie vereint sind, bürgen für Wahrheitssinn und für Sinn der Liebe. Und das sind die beiden Arme, mit denen wir das Schöne in der Natur, das Gute im Menschen, das Göttliche, wo wir es ahnen, Gott selbst umfassen! Möge der Geist, der aus den Weisen des Alterthums redet, Ihrem Verlangen nach Dem, was die Alten ahneten, Durst und Flügel geben! Der hymettische Honig müsse Sie nie sättigen! Er müsse Ihre Augen wacker erhalten, sich nach Besserm umzusehen“. So schreibt der Edle. Er lebt sehr glücklich. Seine Frau schenkt ihm jedes Jahr einen Knaben. Er hat jetzt eine Reihe von 11 Knaben, von denen der älteste noch nicht 13 Jahr alt ist. Seinen Ossian hat er mir geschickt. Ich habe ihn der Hofräthin Schiller, als meine Lippe noch gesund war, vorgelesen. Er ist schön und voll Leben; aber der einfache Ossian ist es nicht“.

„Meine Aeltern leben äußerst glücklich in Heidelberg und haben sich jetzt ein eignes Haus gekauft. Mein Vater hat den ganzen Hesiodus, Horaz und die Argonautika des Orpheus übersetzt. Jetzt arbeitet er an der „Luise“, die noch viele Zusätze erhält und vielleicht gar noch eine frische Idylle. Hier in Weimar habe ich wenig Umgang. Zwei junge Männer, St. Schütz und Hr. v. Jariges *), dann ein Landsmann von mir, Martens, den ich den Schiller'schen Kindern zum Hofmeister gegeben, machen meinen Hauptumgang aus. Die Abende bringe ich entweder bei dem ehrwürdigen Göthe zu (wenn ich gesund bin), oder es sammelt sich auf meinem Zimmer ein kleiner Kreis. Mit meinen Collegen lebe ich in schönem Frieden. Herzensvertraute habe ich unter ihnen nicht“.

„In den Bezirken, worin Du jetzt mit Leib und Seele lebst, Biographie und altdeutschem Wesen, bin ich völlig fremd, aber ich werde schon nachzuholen wissen. Vor etwa anderthalb Jahren haben wir auf Göthe's Zimmer (Riemer, Fernow und Meyer waren außer mir gegenwärtig) ein Stück aus den „Nibelungen“ gelesen, das von Hagen, mei-

*) Siehe „Nekrolog“. Ilmenau, 1828.

Digitized by Google

nem Universitätsfreunde, herrührte. Es fehlt noch an Biegsamkeit des Ausdrucks, das war unser einstimmiges Urtheil. Die Einleitung war sehr unverständlich, rauh, unebenmäßig, mehr einer Relation als einer Darstellung gleichend. „Was auch noch zu tadeln sein mag", fügte Göthe hinzu, „wir wollen diese Bemühungen mit Dank hinnehmen". Die Wahl des Hexameters will mir so wenig behagen, als die Stanze oder der à la Nicolay gereimte Jambus. Jede dieser Versarten wird nothwendig einen andern Charakter mit sich führen. Der Hexameter ist außerdem ein so außerordentlich schwieriges Sylbenmaß und erwirbt heutzutage wenig Dank, wenn er nicht in der höchsten Vollkommenheit erscheint. Mein Rath ist, man bleibe bei der Form des Originals und vertausche nur veraltete Ausdrücke mit verständlichern. An der Ausführbarkeit überhaupt zweifle ich nicht, da ich sehr hohe Begriffe von der Biegsamkeit unserer Sprache habe. Ich denke, jeder Styl, jede Form, jede Schattirung, Farbe und Tonart läßt sich in unserer Sprache ausdrücken; und wenn man uns peruanische Idyllen gäbe, die unter dem Himmelsstriche einer ganz andern Welt entstanden sind, sie müssen sich mit allen ihren specifischen Eigenthümlichkeiten bis auf die feinsten Nuancen in unserer Sprache ausdrücken lassen. Halte — das ist mein Zuruf bei den „Nibelungen" — halte die Form heilig, welche der begeisterte Dichter während der Schöpfungsstunde auf göttlichen Antrieb wählte; sie ist zu innig vom Geiste der Dichtung durchdrungen, als daß der selbige Geist auch noch in einer andern Form sich ausdrücken könnte. Nimm den Geist der Rose; er gestaltet sich nur als — Rose. Verlange nicht von der Nelke, daß sie sich als Rose gestalten und zugleich Nelke bleiben soll; es ist unmöglich, unter allem Unmöglichen das Unmöglichste. Ja, ich würde noch weiter gehen und das Umarbeiten der altdeutschen Epopöen ganz verbieten, wenn ich nicht einsähe, daß unsere Sprache von der echt altdeutschen gar zu sehr abwiche, nicht etwa wie der schwäbische Dialekt von dem holsteinschen, sondern etwa wie der dänische vom schwedischen. Es findet hier keine Modernisirung, sondern wol eine wirkliche Uebersetzung statt. Du wirst mir, wie ich schon merke, einwenden: Das Publicum wird eine eigentliche Uebersetzung nicht gern hinnehmen, nicht zu Ende lesen, es verlange eine es mehr ansprechende Form. — Kann sein, lieber Freund; aber das Publicum kümmere uns nicht. Wir arbeiten für ein besseres. Denke an Göthe, den Einen, und sage mit jenem Griechen: „Unus Göthe mihi instar omnium". Das

Publicum wird sich schon fügen. Nur durch den Schein des Ungewohnten wird es zurückgestoßen; es wird am Ende doch liebgewinnen, was es Anfangs verabscheuete. Ich sehe nur in der Form den Genius und bin eines Andern nicht fähig, wie ich auch in der vor 14 Tagen abgesandten Recension des Danz'schen Aeschylos öffentlich bekannt habe. — Was nun meine Shakspearestücke betrifft, so habe ich die Verse nicht schulgerechter machen wollen als sie sind. Im Shakspeare ist durchgängig der natürliche Accent der Rede vorwaltend, und der Accent des Versrhythmus ist untergeordnet. Im Milton und Pope ist die höchste Harmonie zwischen dem Accent des Verses und der Rede, wie dies auch z. B. in den Anfangsworten des deutschen „Othello" ist:

Spar' deine Worte, still! — Es kränkt mich sehr rc,

wo weder dem Verse, noch dem Accent der Rede Gewalt angethan ist. Aber viele unserer neuern Dichter machen so abscheuliche Verse, in denen die Musik der Rede und die Musik des Verses in ewigem Widerstreit begriffen sind. Kleine Fehler erlaube ich mir im „Othello" und „Lear", z. B.

Daß diese heißen Thränen, die urplötzlich (— — ◡).

Streng genommen, sollte es heißen:

Daß diese heißen Thränen, die auf einmal (◡ — ◡̄).

Aber, wie gesagt, dies geschah mit Absicht, und ich verlange in solchen Fällen, daß man dem natürlichen Redeaccent sein Recht widerfahren lasse und sich mit Dem begnüge, was dann als Vers herauskommt. — Ich würde, wenn ich den Milton übersetzte, in welchem nur ein einziger Ton herrscht, mir niemals solche Fehler, auch nicht die kleinsten, erlauben; aber im Shakspeare herrscht nicht Ein Ton, sondern Prosa steht neben Jamben und Reimen. Es muß also auch ein gewisser Uebergang von der Prosa zum Verse stattfinden; und wollte man diesen in der Form ausdrücken, so wüßte ich nichts Schicklicheres, als daß man mitunter (aber selten) Verse einstreute, die, ohne ganz aufzuhören Verse zu sein, doch durch ihren Habitus wenigstens an die Prosa erinnern. Ein Shakspeare in schulgerechten Versen im Superlativ wäre mir unerträglich. Gott gebe, daß ich den rechten Mittelweg eingeschlagen habe und daß man nie Verse in meiner Uebersetzung finde, die völlig der Regel entbunden sind, was ich für fehlerhaft erkenne. — Vielleicht bin ich in meinem „Lear" schon einmal zu weit gegangen, indem ich „Glasaugen" am Schluß des Verses setze, denn in „Glasaugen" ist die erste Sylbe die hochbetonte. Da will ich mich aber trö-

Digitized by Google

sten, daß dies das einzige Beispiel ist und daß kein Mensch engelvollkommen zu sein befugt ist. Ich wollte doch lieber dem Verse ein klein Bischen an seinem Rechte schmälern, als den Gedanken preisgeben; man muß manchmal die Noth zur Tugend machen. Sonst kannst Du noch im „Othello" finden:

Bei solchem Lustspiel liebt man nur vier Augen

was ich für erlaubt halte, da eine beinah lange Sylbe vorhergeht.

Einen andern Vers, der erst so lautete:

Hier streu' ich meine Lieb' in die vier Winde,

habe ich des durchaus kurzen „die" wegen, und zugleich weil das Original nichts von der Zahl 4 hatte, umgeändert in

Hier streu' ich meine Lieb' in alle Winde.

Auch wirst Du merken, daß ich gestrebt habe, den so schon eintönigen Jambus nicht durch Anhäufung gleicher Wortfüße noch eintöniger zu machen".

„Lieber Gott, wie egoistisch man ist! Man geht von allgemeingültigen Dingen aus und findet sich am Ende bei — seiner eignen, werthen Person. — Um aber wieder auf eine Deiner Anfragen zurückzukommen, so melde ich Dir, daß ein äußerst ähnliches Gemälde von Schiller, das einzige ähnliche, was existirt und bei Griesbachs hängt, jetzt von einem geschickten Kupferstecher zum erstenmal gestochen wird".

Nun muß ich endlich abbrechen. Es sind noch nicht 24 Stunden, als ich Deinen Brief empfing, und ich sehe zu meinem eignen Erstaunen, daß ich schon 18 Quartseiten *) Antwort darauf geschrieben; allein, so geht es! wenn man einem lieben Freunde gegenübersteht, der macht Einen, wie Anakreon's Taube, geschwätziger als Krähen. — Was Du mir von Deiner Familie schreibst, hat mir unsägliche Freude gemacht, und Du hast wol recht, mir convenire das Stille, Häusliche, Friedliche. Drum liebe ich auch mein Holstein noch so, drum denk' ich noch so innig an die Kartoffel-

*) Das hier Mitgetheilte ist ein Auszug. In Rücksicht sowol auf Verstorbene, als auf noch Lebende mußte Manches für jetzt noch ungedruckt bleiben.

abends *), drum liebte ich meinen Schiller so, drum lese ich die „Luise" meines Vaters so gern".

„Es ist Abend geworden, herzlieber Freund, und wie ich in der Dämmerung in meinem Zimmer auf- und abgehe, fällt mir noch so Manches aus alten Zeiten ein, was ich nicht umhin kann Dir mitzutheilen. Man soll ja nichts aufsparen auf die ungewisse Zukunft. **) Also geschehe es jetzt; und Du, Guter wirst wol ebenso wenig müde, von Schiller was zu hören, als ich, von ihm zu erzählen".

„Am Morgen des letzten Neujahrstages, den Schiller erlebte, schreibt Göthe ihm ein Gratulationsbillet. Als er es aber durchliest, findet er zu seinem Schrecken, daß er darin unwillkürlich geschrieben hatte: „Der letzte Neujahrstag", statt „erneute" oder „wiedergekehrte" oder dergleichen. Voll Schrecken zerreißt er's und beginnt ein neues. Als er an die ominöse Zeile kommt, kann er sich wiederum nur mit Mühe zurückhalten, etwas vom „letzten" Neujahrstage zu schreiben. So drängte ihn die Ahnung! — Denselben Tag besucht er die Frau von Stein, erzählt ihr, was ihm begegnet sei, und äußert, es ahne ihm, daß entweder Er oder Schiller in diesem Jahre scheiden werde. Und wie wahr er geahnet, hat die traurige Erfahrung bewährt! — Wenige Wochen nachher lagen beide krank darnieder und konnten sich weder sehen noch schreiben. Schiller war der Erste, der sich erholte, und kaum konnte er wieder ausgehen, so besuchte er seinen lieben Göthe, nachdem er sich durch mich hatte anmelden lassen. Ich war bei diesem Wiedersehen zugegen, und es rührt mich noch jedesmal, wenn ich daran denke. Sie fielen sich um den Hals und küßten sich in einem langen, herzlichen Kusse, ehe Eines von ihnen ein Wort hervorbrachte. Keiner von ihnen erwähnte weder seiner, noch des andern Krankheit, sondern Beide genossen der ungemischten Freude, wieder mit heiterm Geiste vereint zu sein. In der letzten Krankheit Schiller's war Göthe ungemein niedergeschlagen. Ich habe ihn einmal in seinem Garten weinend gefunden; aber es waren nur einzelne Thränen, die ihm in den Augen blinkten.

---

*) In Halle.

**) Ein starker Bewegungsgrund, Mittheilungen aus diesen Handschriften zu machen.

Sein Geist weinte, nicht seine Augen; und in seinem Blicke las ich, daß er etwas Großes, Ueberirdisches, Unendliches fühlte. Ich erzählte ihm Vieles von Schiller, das er mit unnennbarer Fassung anhörte. „Das Schicksal ist unerbittlich, und der Mensch wenig!" Das war Alles, was er sagte; und wenige Augenblicke nachher sprach er von heitern Dingen. Aber als Schiller gestorben war, war eine große Besorgniß, wie man es Göthe'n beibringen wollte. Niemand hatte den Muth, es ihm zu melden. Meyer war bei Göthe als draußen die Nachricht eintraf, Schiller sei todt. Meyer wurde herausgerufen, hatte nicht den Muth, zu Göthe zurückzukehren, sondern ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Die Einsamkeit, in der sich Göthe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Bestreben, ihm auszuweichen, das er wol wahrnimmt, — Alles dieses läßt ihn wenig Tröstliches erwarten. „Ich merke es", sagt er endlich, „Schiller muß sehr krank sein", und ist die übrige Zeit des Abends sehr in sich gekehrt. Er ahnte, was geschehen war. Man hörte ihn in der Nacht weinen. — Am Morgen sagt er zu einer Freundin: „Nicht wahr, Schiller war gestern Abend sehr krank". Der Nachdruck, den er auf das „sehr" legt, wirkt so heftig auf Jene, daß sie sich länger nicht halten kann. Statt ihm zu antworten, fängt sie laut an zu schluchzen. „Er ist todt?" fragt Göthe mit Festigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen!" antwortet sie. „Er ist todt!" wiederholt Göthe noch einmal und bedeckt sich die Augen mit den Händen. — Um 10 Uhr sehe ich Göthe'n im Park gehen. Ich hatte aber nicht den Muth, ihm zu begegnen. Drei Tage lang bin ich ihm ausgewichen. Am vierten paßte ich die Zeit ab, wo er auf die Bibliothek gegangen war. Ich folgte ihm, wünschte ihm einen guten Morgen und fing gleich wol 10 bibliothekarische Fragen an, bei denen ich so wenig etwas dachte, als Göthe bei seinen Antworten, die er mit sichtbarer Geistesabwesenheit, aber mit der größten scheinbaren Geschäftigkeit mir gab. Er hatte nachher gesagt, es wäre ihm sehr lieb gewesen, daß ich ihm nichts von Schiller gesagt hätte; er wäre schwerlich gefaßt gewesen, mir mit Ruhe darauf erwidern zu können. — Jetzt spricht Göthe sehr selten von Schiller, und wenn er es thut, so sucht er die heitern Seiten ihres schönen Zusammenlebens auf. Er scheint nun in der Gesundheit fest zu werden, und ich hoffe, Dein Wunsch ist schon erfüllt: daß der eine Heros noch lange hienieden bleiben möge, nachdem der andere zum Olymp zurückgekehrt sei".

Digitized by Google

„Den Morgen nach Schiller's Tode schien der Jammer recht bei den Einwohnern Weimars eingekehrt. Sowie das Unglück alle Menschen, die von ihm getroffen sind, verbrüdert, so theilten sich unbekannte Menschen, die sich begegneten, ihren Schmerz durch Gruß und Mienen mit. Es war, als ob wir Alle einen gemeinschaftlichen Vater verloren hätten. Keiner hatte in seinem Hause Ruhe. Wir irrten Alle auf den Straßen und im Parke umher. — So lange als Baldur, der Gott der Güte, unter den nordischen Göttern weilte, war Friede und ein einiges Band unter ihnen; kaum aber war Der vom Genius der Geschicke hinweggerafft, so zerfiel der Götterkreis, die Einigkeit schwand, und es herrschte Angst, Trauer und Verzweiflung".

„Wohl Denen, die in der Erinnerung einen lindernden Balsam für ihre Wunden finden können! In der Erinnerung wird jede Kleinigkeit, die einen geliebten Gegenstand betrifft, bedeutend. Alles reiht sich an einen durchgehenden Faden an, und um das vollständig gesammelte Bild schöner Anschauungen zieht sich ein Heiligenschein. Täglich sprechen wir vom Verewigten im Schiller'schen Hause. Jede Kleinigkeit wird wiederholt und von Neuem erzählt. Mir ist, als beträte ich einen Tempel, so oft ich in das Schiller'sche Haus gehe; und wird nicht ein Tempel erst durch heilige Gesinnungen, die man mitbringt? — Wiederum gute Nacht!"

„Guten Morgen! — Eben erhalte ich einen Brief aus Jena. Ich reise nach Heidelberg. Der Arzt erlaubt es. Heute Nachmittag geht es fort. O ich bin sehr glücklich!

Dein

V o ß".

Und damit ist mir der Voß entschwunden! Ihn, sowie Manchen meiner geliebtesten Jugendfreunde, habe ich nie wiedergesehen. „Wohl Denen", wiederhole ich mit seinen Worten, „die in der Erinnerung einen lindernden Balsam für ihre Wunden finden können!"

Biographien und Charakteristiken.

Digitized by Google

Scipio de Ricci,

Bischof von Pistoja und Prato. Geb. 1741, gest. 1810.

Das Leben dieses Mannes fällt in jene bewegte Zeit des 18. Jahrhunderts, welche sich mancher Fortschritte von Einsicht bewußt wurde und sie bei Vergleichung mit bestehenden Zuständen menschlicher Gesellschaft geltendzumachen strebte. Im Gefühl der Nichtbefriedigung des Herkömmlichen ward ein Neues gesucht; jeder Einzelne, fortgerissen von öffentlicher Meinung, oder überzeugt vermöge eignen Nachdenkens, hielt sich berufen, an seinem Theile Besseres zu gestalten, Misbräuche abzuschaffen, das Wohl der Menschheit zu befördern, sei es durch veränderte Gesetzgebung, durch strenger geordnete Verwaltung, durch zweckmäßigere Unterrichtsanstalten, durch Befreiung von Vorurtheilen und nachtheiligen Folgen des Aberglaubens wie der beschränkten Ansicht früherer Jahrhunderte. Mit welchen jugendlichen Hoffnungen und Erwartungen diese Richtung verfolgt wurde, darf unsere älter gewordene Gegenwart in Erstaunen setzen, deren gereifteres Urtheil, begleitet von Erfahrung — wie bei Greisen — wenig hofft und erwartet, am wenigsten von großen Kraftanstrengungen, und lieber, dem Laufe der Begebenheiten zuschauend, für alles Bestehende, von den Vorfahren Ueberkommene Hochachtung, Theilnahme, oder vorsichtige Schonung kundgeben will.

Regierungen, wie die des Großherzogs Leopold von Toscana, des Kaisers Joseph II., hatten sich mit der Richtung ihres Jahrhunderts befreundet und förderten im Besitz ihrer Gewalt Reformen, deren gepriesener Glanz die Hoffenden begeisterte, die Zagenden aufrichtete und gleichdenkende

Digitized by Google

Männer in ihre Kreise zog. Was auf solche Weise geschah, ging hervor aus dem Schoße gesetzlicher Macht, aus pflichtmäßiger Unterwerfung und Folgsamkeit der Unterthanen, und gereichte den einzelnen Vorschläge Gebenden oder Befehle Ausführenden zum Verdienst. Wäre auch Manches ziemlich rasch, ohne hinlängliche Uebersicht des Erfolgs, unpassend für die Lage des Augenblicks begonnen worden, so blieb dennoch zu sagen, daß alle Veränderung dem herkömmlichen Gange des Lebens als etwas Rasches erscheint, daß kein Erfolg in menschlichen Dingen vollständig vorausgesehen werden kann, daß alle Neuerung mit dem Gegebenen in Widerspruch tritt, und daß auf jeden Fall die redlichen Werkzeuge des regierenden Willens über Beginn und Fortgang der Unternehmungen außer Verantwortlichkeit gedacht werden müssen.

Entgegenstrebende Kräfte wider Reformen finden sich theils in einer natürlichen Anhänglichkeit der Menschen an Gewohntes, theils in den Vortheilen vieler Einzelnen, die aus gewohntem Zustande ihnen zufließen. In beiderlei Beziehung wird dann ein erworbenes Recht des Behaglichen oder des Nutzenbringenden in Anspruch genommen; man sucht durch alle dargebotene Mittel Hülfe gegen das widrig eingedrungene Neue, man haßt die Anhänger und Beförderer desselben, und weil es gefährlich ist, dieses gegen die Macht des regierenden Willens zu äußern, trifft der Haß die untergeordneten Werkzeuge, welche man in ihrer Wirksamkeit möglichst hemmt, oder, wenn es sein kann, verdächtigt. Ganz besonders kommt es zu einem solchen Verhältniß, sobald religiöse Ueberzeugungen und der mit ihnen verbundene Gottesdienst berührt werden; jede Feindschaft scheint alsdann gerechtfertigt durch Berufung auf Gewissen und höhere Pflicht des Gehorsams gegen Gott, zumal wenn die bestehende Kirchenverfassung solchen Gesinnungen äußerlichen Schutz verleiht, den zu suchen eine natürliche Folge des Zusammenhangs mit ihr ist und zur gebührenden Abhängigkeit des Einzelnen gezählt wird. Wie heftig Dergleichen bei manchen Individuen wirke, und wie sehr es sich durch andere Leidenschaften verstärke, ist nicht mit Sicherheit voraus zu bestimmen.

Gerade in diesen Kampf sehen wir den Bischof Ricci als Werkzeug der Einrichtungen Leopolds von Toscana verflochten. Er erntet von seinen Bemühungen Undank und feindselige Verfolgung; geschützt freilich durch die Macht, für welche er wirkt, aber schutzlos, sobald diese weniger beharr-

Digitized by Google

lich ihm zur Seite steht. Nun tritt in alle Richtungen des 18. Jahrhunderts und dessen Reformen die französische Revolution, über ihr eignes Ziel hinausgreifend, den Beherztesten erschreckend, Staatsmacht und Kirchenmacht zerstörend, Neues durchweg hervorbringend, innerlich gewaltsamer als das früher Gewaltsame, unruhiger als das früher Unruhige, und geeignet, eine Sehnsucht nach dem Gewesenen und das möglichste Festhalten desselben unbedingt zu verstärken. Die alten Regierungen jeglicher Art erstarren vor dieser Erscheinung, widerstreben ihr nach Kräften, halten zugleich, was sie zum Theil selbst befördert, in Verwandtschaft mit französischer Umsturzungswuth, werden gleichgültig gegen die Organe ihres frühern Willens, verstatten den Feinden kühnere Angriffe, wovor nur Revolutionsgewalt rettet; wo diese gleich einem rasenden Sturme austobt, sinken die Anhänger der Reformen, auf welche man allen Haß der Revolution und ihrer Gräuel überträgt. Als Opfer solcher Verhältnisse fällt Ricci, und wenn er nicht mit unerschütterlichem Muthe und ungebeugter Festigkeit sein Unglück ertrug, sondern, selbst nach dem Urtheil seiner Freunde, mehr wie billig den Umständen nachgab und seinen Feinden Triumph verstattete, so gereicht ihm zur Entschuldigung, daß nicht von Jeglichem Jegliches verlangt werden darf, am wenigsten ein Außerordentliches, zumal bei hinfälligem Alter, und daß die Sache, für welche er einst gewirkt, unwiederbringlich verloren war, er also durch eignen Untergang wol den Ruf eines heldenmüthigen Opfers erwerben, jedoch seinen Zeitgenossen und dem Staate keinen Nutzen mehr schaffen konnte.

Reichliche Nachrichten über alle Lebensereignisse des Mannes liefern seine von ihm selbst niedergeschriebenen Denkwürdigkeiten, die Mittheilungen eines mit ihm vertraut gewesenen Geistlichen, nebst andern Papieren und Briefen, deren Gebrauch Herrn de Potter zur öffentlichen Bekanntmachung verstattet wurde.*) Das Gemüth des Herausgebers wird ergriffen von dem Bilde, welches ihm in allen Einzelheiten sich darstellt, und er schreibt: „Es gibt keinen edlern Gebrauch der Geschichte, als wenn man jene des Namens der Menschen unwürdigen Leute verachten und verabscheuen lernt, welche mit der menschlichen Gesellschaft weder durch Gefühle, noch durch Grundsätze, noch durch eignen Vortheil, noch durch Naturbande verknüpft sind und nur

*) *Vie de Scipion de Ricci* évêque de Pistoie et Prato, par *de Potter*. 3 Bände. Brüssel 1825.

Digitized by Google

den Zweck haben, ihre Mitmenschen zu betrügen, um sie zu plündern, sie im Namen eines zornigen und furchtbaren Gottes vor dessen angeblichen Willensverkündern zittern zu lassen, sie herabzuwürdigen im Namen des Gottes der Barmherzigkeit und Demuth, um sie dessen kühnen und stolzen Dienern zu unterwerfen. Könnte man aus dem Leben Ricci's nicht diese wichtige Folgerung ziehen, so würde es blos eine traurige Verkettung von kindischen Neckereien, schändlichen Verfolgungen und widrigen Anstößigkeiten darbieten. Allein, diese Dinge erhalten historische Farbe, sobald man sie mit der europäischen Revolution in Verbindung setzt, welche von ihnen in gewisser Art angekündigt und für die Geister vorbereitet wurde". — Gleichwol begleitet wirklich der Eindruck des Unbedeutenden und Kleinlichen jene Bestrebungen des italienischen Bischofs und seiner Beschützer, sodaß nachdenkende Leser folgende wohlgemeinte Fragen des Herausgebers verschieden beantworten dürften: „Warum sind nicht fortwährend die Reformen vom Throne ausgegangen, was die herrlichen Regierungen Josephs II. und Leopolds zu versprechen schienen? Es gebührte den mit Allgewalt der Nationen damals bekleideten Königen, das Reich der Philosophie zu sichern, welches sie so glänzend begonnen, und wozu erweiterte Kenntnisse, Bedürfnisse, Rechte dringend auffoderten. Durch ein beklagenswerthes Geschick waren die Unterthanen dieser Herrscher noch nicht reif für heilsame Umwälzungen, und jetzt, da sie es sind, warum sollten die Könige nicht deren Wünsche erhören und ihr eignes Wohl über den unerschütterlichen Grundlagen der Billigkeit, Menschlichkeit und Vernunft befestigen?" — — Freilich, wenn sie nur immer möchten, könnten und vom Schicksal der Menschheit dazu berufen wären! —

Scipio de Ricci, geboren zu Florenz am 9. Januar 1741, war der dritte Sohn des Senators und Präsidenten Peter Franz, aus einer der ältesten Familien von Toscana. Als der Vater starb, ward Scipio im funfzehnten Jahr nach Rom zu den Jesuiten gebracht, trotz seiner Mutter und des Geistlichen, der ihm bis dahin Unterricht gegeben, deren Grundsätze mit den jesuitischen nicht übereinstimmten. Schon damals hatten Angriffe gegen diesen Orden ihren Anfang genommen; Scipio kam unter dessen Leitung voll natürlicher Frömmigkeit und selbst voll Aberglauben. Eine Kniegeschwulst wollte Arzneimitteln nicht weichen, man sprach davon, das Bein abzunehmen. Da legte der Kranke mit eifrigem Glauben ein Bildniß des ehrwürdigen Hippolyt Galan-

tini auf das schadhafte Glied — und ward hergestellt. Durfte nun nicht Scipio an Wunder glauben? Allein, zugleich geschah seine Heilung unter Pflege des Canonicus Bottari, den man des Jansenismus beschuldigte, dessen Gespräche manchen Zweifel über Heiligkeit und Lehrweise der Jesuiten erweckten, welche bis dahin der Zögling aufs höchste verehrte; wenigstens erlaubte er sich seitdem Bemerkungen über Sophistik und Wortspitzfindigkeit des ihm ertheilten Unterrichts.

Inzwischen waren solche Eindrücke nur vorübergehend, und Lehrer wie Boscowich, Lanzeri und Benvenuti erwarben des Lernenden Achtung. Er wünschte in den Orden zu treten, weil eine Verheißung des heil. Franziscus Borgia jedem Jesuiten sichern Platz im Himmel versprach. Weder Mutter noch Oheime waren hiermit zufrieden, jene aus Abneigung gegen den Orden, diese aus Ehrgeiz, weil auf andere Weise das Emporsteigen zu hohen kirchlichen Würden leichter schien. Der junge Ricci ward 1758 zurückgerufen und kam auf die Universität Pisa, wo er bald Jesuitengedanken vergaß. Hier gaben die Benedictinermönche von Monte Cassino Unterricht in der Theologie und zwar nach Jansenistischen oder vielmehr nach Augustinischen Grundsätzen, welche nun wiederum dem jugendlichen Gemüth sich einprägten. Im J. 1766 erhielt Ricci die Priesterweihe und ward zugleich Canonicus und Auditor bei der Nunciatur von Toscana. Sein neben ihm angestellter College Martini ermunterte zum Studium der Kirchengeschichte, Kirchenväter und Concilien, wodurch, wie Ricci sagt, „viele Vorurtheile seiner Erziehung verschwanden".

Zu Anfang des J. 1772 erbte Ricci die Güter eines väterlichen Verwandten, Corso, in Florenz. Dieser Mann, ein Bruder des letzten Jesuitengenerals, war dennoch gegen die Sittenlehre des Ordens gewesen und hatte darüber oft mit seinem Erben gesprochen. Ricci kam durch die Erbschaft in Verhältnisse mit dem Jesuitengeneral, sodaß dieser nach Aufhebung der Gesellschaft ihn um einen Zufluchtsort in Florenz oder auf dem Lande ersuchte. Ricci sprach darüber mit dem Großherzog Leopold, der rasch antwortete: „Er mag kommen, es ist einerlei, ob er in meinen Staaten oder anderwärts lebt; aber ich zweifle, daß man ihn fortläßt". Wirklich ward er unter Aufsicht gestellt und dann in die Engelsburg gebracht, wo er starb. Vom Papst Ganganelli erzählt Ricci: „Der Bericht über Krankheit und Tod, den

der spanische Botschafter zu Rom an seinen Hof sandte, gibt ein unzweideutiges Zeugniß von Vergiftung".

Pius VI. gelangte 1775 zur Papstwürde, dankte sein Fortkommen dem Jesuitengeneral, wünschte etwas für die Gesellschaft zu thun, ward aber daran verhindert. Ricci kam zu den Feierlichkeiten nach Rom; Verbindungen mit den Jesuiten und der Ruf von Unparteilichkeit verschafften ihm die vortheilhaftesten Anträge. Er schlug sie aus, denn, sagt er, „ich sah die Klippen der gefährlichen Laufbahn, ich sah unter den Ränken am römischen Hofe die Unmöglichkeit, zu steigen und ein ehrlicher Mann zu bleiben. Gibt es davon Ausnahmen, sie sind sehr selten. Die Verstellung, die Schmeichelei der Höflinge war mir zuwider". Er ward dem Papst vorgestellt, der Mißfallen an östreichischen und toscanischen Reformen äußerte; sein Gesuch um Unterredung mit dem Exgeneral ward abgeschlagen, und Ricci mußte sich auf heimlichen Briefwechsel beschränken.

Zurückgekehrt nach Florenz, erhob man ihn zum Vicar des Erzbischofs Incontri. Dieser Erzbischof gehörte früher zur sogenannten Partei der Regalisten, welche der weltlichen Gewalt mehr Gerechtsame einräumten als ihre Gegner; allein, verschiedenartige Einflüsse und Aussicht auf einen Cardinalshut hatten ihn umgestimmt, er gestattete nun den Jesuiten, zu predigen und Beichte zu hören. Als auf Befehl der Regierung ein Gesammtkatechismus für Toscana bestimmt werden sollte, wählte Ricci den von Colbert, gebilligt vom Vorgänger Incontri's, aber verdammt von dem römischen Verzeichniß ketzerischer Bücher. Incontri suchte nun durch Einfügung mancher für den Papst schmeichelhaften Ausdrücke zu helfen, verschwieg den Namen des Verfassers, aber umsonst; die Jesuiten und Alle, welche den alten Katechismus bisher verkauften, lärmten gegen den neuen, so daß der Bischof seine Erlaubniß zur Herausgabe widerrufen wollte; er hätte seinen eignen Katechismus widerrufen, sagt Ricci, der „diesen bei einem Fürsten wie Leopold gefährlichen und am Ende des 18. Jahrhunderts lächerlichen Schritt" verhinderte. Gleichergestalt suchten der Bischof sammt dem Nuntius vergebens eine neue Ausgabe des Machiavelli zu hintertreiben.

Nach dem Tode des Bischofs von Pistoja und Prato tritt Ricci 1780 an dessen Stelle. Er will ungern die Last des Amtes übernommen haben und nur von seinen Freunden dazu bewogen worden sein. In Rom — wo er geprüft und kanonisch eingesetzt werden mußte — empfing ihn der Papst sehr gut, wahrscheinlich durch Empfehlungsbriefe des Erzbischofs

Digitized by Google

Incontri, denn außerdem hatte die Nunciatur in Florenz ihn angeklagt, weil er theilgenommen an einem Vorschlage des Vicars Becchi, vor Gerichten die Eidleistungen wegen Kleinigkeiten zu vermindern. „Ach", rief der Papst; „Ihr Großherzog wird über viele seiner Handlungen gegen die Kirche Gott Rechenschaft geben müssen". „Ich hoffe vielmehr", antwortete Ricci, „den Schutz des Fürsten zu Gunsten der Religion und halte ihn unfähig, irgend etwas zum Nachtheil der katholischen Kirche zu unternehmen". Der Papst äußerte, er sei davon nicht überzeugt, und sagte mit ernsthaftem Ton: „Sie sind jung, Sie werden es sehen".

Unser nunmehriger Bischof wird von seinem Biographen, einem befreundeten Geistlichen, geschildert als ein frommer, sanfter, einfacher, sittenreiner, wohlthätiger Mann, ohne Ehrgeiz, voll Eifer für das Wohl seines Sprengels und der gesammten katholischen Kirche. Potter, als Herausgeber, fügt hinzu: „Er liebte den Ruhm, wünschte, sich einen Namen zu machen — was erhöhete Tugend heißen darf — aber war zugleich Anhänger einer Sekte; ein Irrthum, der bei Redlichkeit und guter Meinung nur bedauert werden muß. Seine unnützen Reformen, welche er in redlicher Absicht unternahm und besser dem Zeitlauf überlassen hätte, reizten die frommen Gefühle der Gegenpartei, welche sich mit Fanatikern, Unwissenden und Heuchlern verband, die ihm ohnehin übelwollten. Darum stürzte sein ganzes Gebäude, und der Genius des Bösen siegte".

Zuerst machten ihm die Dominicanerinnen des Klosters St.-Lucia zu schaffen. Unordnungen waren lange bei ihnen herrschend, und die Regierung hatte deren Abstellung befohlen. Sie war durch Widersetzlichkeit der Nonnen schlecht gelungen. Ricci sprach darüber schon in Rom mit dem Papst und bezeichnete die Mönche als Ursache des weiblichen Eigensinns. „Daran ist nicht zu zweifeln", antwortete Pius VI. und äußerte sich stark gegen den Dominicanergeneral, welchen er als einen unruhigen und hartnäckigen Mann schilderte und Ricci beauftragte, den Nonnen seine entschiedene Absicht anzukündigen, daß sie künftig unter ihrem Bischof, nicht unter den Mönchen stehen sollten, und sich über das Gelübde des Gehorsams gegen die Letztern keine Bedenklichkeit machen dürften.

Versehen mit dieser päpstlichen Genehmigung, unterwarf der neue Bischof von Pistoja die Nonnen allmälig seiner Leitung, ernannte ihre Beichtväter und empfing die Gelübde der Novizen. Indessen hielt er selber seinen Zweck nur für

Digitized by Google

halb erreicht und hoffte das Beste von der Zeit, nicht ohne Kenntniß des Entgegenwirkens der Dominicanermönche.

Ferner leiteten in der Stadt Prato Jesuiten die Kindererziehung aller angesehenen Familien, und Dominicaner die Frauenklöster. Nach Aufhebung des Jesuitenordens gewannen Letztere noch größern Einfluß, und der Bischof — besonders wegen Entfernung seiner Residenz — galt wenig. Man gab ihm blos Nachricht von Ernennung der Beichtväter und Prediger. Ricci berief sich auf päpstliche Verordnungen; es misfiel, und gegen Staats- und Kirchengesetze wurden eigenmächtig Nonnen ins Kloster aufgenommen.

Mit den Jesuiten, die ungeachtet ihrer Aufhebung fortwirkten, gab es einen andern Streit über die Verehrung des Herzens Jesu. Ricci betrachtete diese Art Andacht als nachtheilig für die bürgerliche Gesellschaft und darum den Gegenstand für wichtig. Er untersagte eine Messe und den damit verbundenen Ablaß zur Ehre des heiligen Herzens. Als man von ihm die Taufe der Glocken der Kathedrale verlangte, weigerte er sich, Betrug ahnend, indem alle Glocken Gott geheiligt wären und es keiner besondern Feierlichkeit bedürfe. Hernach bei Untersuchung der Arbeit jener neuen Glocken fand sich an einer unter ihnen die Inschrift: „Zur Ehre des heiligen Herzens Jesu". Entrüstet ließ der Bischof die Inschrift auslöschen und meldete diesen Vorgang dem Großherzoge, was ihm von seinen Feinden sehr übel gedeutet wurde. Aufstellungen der Bilder vom Herzen Jesu und Stiftungen von Brüderschaften unter diesem Namen hatten ihren Fortgang. Ricci erließ einen Hirtenbrief, des Inhalts: „wahre Frömmigkeit sei ebenso entfernt von einem abergläubigen Fetischismus, als von einem leichtfertigen Sadduceismus", und verbot die unnütze Verehrung des heiligen Herzens. Seratti, Secretair des Großherzogs, hielt diesen Schritt für unvorsichtig. Ricci sprach: „menschliche Politik könne vor Gott nicht entschuldigen, daß man seine Pflicht vernachlässige".

Neue Berichte liefen ein über große Glaubensirrthümer zweier Dominicanernonnen in Prato, beide von angesehener Familie, die eine (Katharina Bonamici) 50 Jahr, die andere (Clodesinde Spighi) 38 Jahr alt. Ein Beichtvater, der Dominicaner Majocchi, hatte ihnen Absolution verweigert, strenger als die frühern, welche Alles zudeckten. Jene Nonnen, hieß es, glaubten nicht an Kirchensacramente, nicht an ewiges Leben, hielten gewisse strafbare Handlungen für keine Sünden, besonders nicht die Sünden des Fleisches. Majocchi machte davon in Pistoja bestimmte Anzeige, entzog sich

aber mit kluger Vorsicht dem Ansinnen, gegen jene Unordnung im Kloster selbstthätig zu wirken. Ricci ermunterte nun andere Dominicaner zu stiller Abhülfe; jedoch die Mönche und besonders der Prior waren eigensinnig und grob. Letzterer mochte sich erinnern, daß einst der Dominicanergeneral beide Nonnen einsperren und ihre Irrthümer abschwören ließ; mochte glauben, Wiederholung dieses Mittels sei das Beste, und der Bischof mische sich jetzt in eine Sache, die ihn nichts angehe. Nach heftigem Wortzank zwischen Beiden, in welchem Ricci drohte, dem Großherzoge Nachricht zu geben, und der Prior ihm den Rücken wandte, ging der Bischof sogleich nach Florenz. Er äußert später Dank gegen die Vorsehung, welche damals seine Absichten vereitelte und geheime mildere Maßregeln unmöglich machte, indem dadurch das pestilenzialische Verderben vollkommen zur Kenntniß gelangt sei und zur Entdeckung der schändlichsten Dinge geführt habe, denen man von Seiten der Beichtväter und der Obern des Dominicanerordens nachgesehen.

Großherzogliche Befehle untersagten zuförderst die Gemeinschaft zwischen den Nonnen von St. Katharina und den Dominicanermönchen; frühere Akten wegen Unordnungen eines andern Klosters zu Pistoja wurden durchgegangen. Man fand, schon seit anderthalb Jahrhunderten gab es anstößige Verhältnisse zwischen Mönchen und Nonnen; Jene, als geistliche Gewissensräthe der Letztern, lebten mit diesen in vertraulichem Umgange, aßen und tranken mit ihren Begünstigten, gingen auf deren Zellen und blieben auch zu Nacht im Kloster unter Vorwand des Krankenbeistandes. Geschichten davon kamen in Umlauf, Zank und Eifersucht herrschte unter den Freundinnen des Provincials, des Priors, des Beichtvaters; sie gaben Alles, was sie hatten, ihren Geliebten; Briefchen gingen hin und her. Wollten Bischöfe eingreifen, so widersetzten sich die Nonnen, versagten dem Beichtiger des Bischofs ihr Vertrauen, starben lieber ohne Empfang der Sterbsacramente. Darüber war schon nach Rom berichtet, von dort aber entweder keine Antwort gekommen, oder blos eine bedauernde Aeußerung, wie man jene Nachrichten für Verleumdung halte; und der Nonnen Keckheit war so weit gediehen, daß sie Demjenigen mit Lebensgefahr drohten, der sich an die Regierung wenden wolle. Leopold hatte alle Nonnenklöster der Mönchsleitung zu entziehen und unter die Bischöfe zu stellen gewünscht, worein der römische Hof nur mit der Bedingung einwilligte, daß jeder einzelne Prozeß zum Beweise der Nothwendigkeit solcher Maßregel vorher einge-

Digitized by Google

sandt werde. Hierdurch war wenig gewonnen, und man hatte sich begnügt, anstößige Glieder von einem Kloster ins andere zu versetzen, wo sie mit Triumph einzogen.

Ricci unternahm nun mit Ernst das Werk der Abhülfe, und — Nonnen geriethen außer sich, verkündigten großes Unglück, Weiber der Stadt liefen in die Kirchen, um zu beichten, als sei das Ende der Welt nahe; man konnte sie nur mit Mühe beruhigen. Der großfürstliche Secretair Seratti — vielleicht aus Furcht vor Ricci's raschem Verfahren — sandte einen Dominicaner, Calvi, zum Beistande, der Alles verdarb und auf ausführlichen Bericht des Bischofs abgerufen wurde. Nun ließ Ricci durch den Serviten Baldi verhören, trotz des Lärmens der Dominicaner und ihrer Anhänger, trotz der Versuche, ihn zu schrecken; er gelangte zu vollständigen Beweisen irriger Lehrsätze und eines schlechten und gottlosen Systems, welches die beiden Nonnen befolgten, meldete dann die Sache dem Papst, mit der Bitte, schleunigst darüber zu entscheiden. Der Großherzog wünschte dies gleichfalls, und es war nothwendig, weil die Nonnen sich Vorwürfe machten, Andern als Ordensgliedern von der Lehre und dem schlechten Betragen ihrer Mönche etwas zu offenbaren. Doch war davon ungemein Vieles bekannt; jedes Tragweib, welches die Sprachzimmer der Nonnen besuchte und ihnen geheime Dienste leistete, wußte Geschichten. „Die schlaue Witwe" des Goldoni ward von einigen Nonnen weit besser gespielt als auf der Schaubühne; der Beichtiger war dann Hauptzuschauer und sammelte am Schluß der Vorstellung milde Gaben für sich. Um Aufsehen zu vermeiden, brachte Ricci jene beiden Nonnen nach Florenz und auf Befehl des Großherzogs ins Irrenhaus. Vorher noch hatte die Bonamici bei förmlichem Verhör eine Menge Erklärungen geben wollen, „warum wir Menschen einen Theil der Gottheit ausmachen, welche dasselbe ist mit der Natur".

Wiewol Rom von Allem unterrichtet wurde, verzögerte der Staatssecretair Cardinal Rezzonico die Ausfertigung der Vollmachten für Ricci wegen seines Hirtenbriefes über Verehrung des heiligen Herzens. Dieser Cardinal stand an der Spitze der Jesuitenpartei, welche sich damals mit den Dominicanern, ihren alten Gegnern, vereinigt hatte. Der Papst hielt durch solche Einflüsse den Bischof von Pistoja für einen jungen Unvorsichtigen, der auf Kosten der Mönche und Nonnen den Gläubigen Anstoß gebe und dessen Hirtenbrief in der Kirche Brand stifte. „Ich denke wie er", sagte Pius VI., „über jene Herzverehrung, aber es war nicht die rechte

Digitized by Google

Zeit davon zu sprechen". Nach wiederholtem Anliegen erhielt Ricci ein Breve, worin von frommer Schwärmerei, Verleumdung, Widersetzlichkeit, von Eingriffen in fremde Rechte die Rede war. Ricci antwortete 1781 mit Klagen darüber und wiederholten Belegen der Thatsachen, unter Gutheißung des Großherzogs, der im ersten Unwillen selber hatte schreiben wollen.

Sowohl Martini, Erzbischof von Florenz, als Seratti, Leopolds Secretair, waren hiermit unzufrieden und sprachen von unzeitigem Eifer und Nachtheilen für das gemeine Beste, hauptsächlich vielleicht aus Neid über die Gunst, worin Ricci bei dem Großherzog stand, und die glänzende Rolle, welche ihm unter einer reformliebenden Regierung zufiel. Martini war gewiß ebenso wenig bedenklich als Ricci, aber weil es nicht von ihm ausging, hielt er sich zu den Gegnern; beide Männer wollten sich einen Namen machen. Seratti schlug dem Großherzoge vor, die persönliche Angelegenheit Ricci's mit Rom ruhen zu lassen, es genüge der Regierung das Versprechen des Papstes, die Nonnen der Leitung von Mönchen zu entziehen. Leopold erwiderte: „es sei Feigheit, einen Mann preiszugeben, der im Dienst seines Fürsten gehandelt", und erneuerte das förmliche Versprechen seines besondern Schutzes, ja er wollte nun selbst die Sache durchführen und sandte nach Rom ein eigenhändiges Schreiben. Hierauf ward ihm zur Antwort: „man überlasse die Sache der beiden Nonnen seinem eignen Ermessen, die Nonnenklöster in Toscana sollten hinfüro von den Bischöfen abhängen". Auch Ricci erhielt ein Breve anderer Art als das frühere und Gewährung seiner Foderungen. Dem Dominicanergeneral gab der Papst einen strengen Verweis, daß er ihm die wahre Lage zu Prato verhehlt und auch früher im St.-Marcuskloster zu Florenz sehr schlechte Thaten gutgeheißen habe.

Versehen mit Vollmachten, suchte Ricci aufs mildeste einzuschreiten. Er ließ den Nonnen die Wahl ihres Beichtigers unter den **Weltgeistlichen** und beharrte darauf trotz ihrer Bitten. Jene beiden Schwestern wurden unter der Leitung des Erzbischofs von Florenz näher verhört; es verlautete, man habe sie mit Ochsenziemern grausam gepeitscht, sie hätten abgeschworen, aber was? — die Irrthümer der sogenannten reformirten Religion! Allein, hiervon war nicht die Rede, ganz andere Dinge hatten sich in den Verhören ergeben. Die Bonamici, nicht ohne Geist, schien Voltaire und Rousseau zu kennen und bildete sich in Verbindung mit

Digitized by Google

quietistischen Lehrsätzen ein eignes System, welches sie ihren verführten Schwestern nur unvollkommen mittheilte, aber in den Verhören scharfsinnig mit Belegen aus der heiligen Schrift zu vertheidigen wußte. Bestritt man ihr die Auslegung der Schriftstellen, so leugnete sie deren göttliche Eingebung; Moses und andere biblische Schriftsteller müßten wie Plutarch behandelt werden; Moses sei ein guter Gesetzgeber, Christus ein bloßer Mensch, Gott sei die Natur, weshalb man den Trieben derselben sich hingeben dürfe. Vollkommenheit bestehe in der Einigung mit Gott, und weil wir Alle an der Natur, welche Gott ist, theilnehmen, sei die fleischliche Vereinigung der Menschen eine Handlung der Einigung mit Gott. Manchen ihrer Schülerinnen empfahl sie schändlichen Gebrauch der Hostie, als vollkommenste Art sich mit Gott zu vereinigen. Verbote des Moses und Jesu Christi hielt sie für äußerlich verbindlich zur Erhaltung der Ordnung, ganz anders aber sei es in Absicht des Innerlichen und Verborgenen. Darum beobachtete sie sehr genau ihre Ordensregel und erhielt dadurch noch mehr Einfluß und Ansehen, besonders bei den jüngern Nonnen; außerdem waren ihr die Theorien der Erleuchtung, Reinigung, Einigung, worin sich Mystiker oft mit fleischlichen Zusätzen verlieren, im Sinne des Quietismus ganz geläufig. Versunken dann in Ausschweifungen leugneten ihre Eingeweihten Unsterblichkeit der Seele, gestatteten höchstens eine Seelenwanderung ohne künftige Belohnung und Strafe.

Es überrascht gewiß jeden Leser, innerhalb der Mauern eines italienischen Frauenklosters Lehrsätze anzutreffen, die theils einer vom Alten stark abweichenden Schriftauslegung, theils einer materialistischen Naturphilosophie angehören, wozu der geregelten geistlichen Uebungen Wiederkehr nebst dem beschränkten Gebrauch von Andachtsbüchern gar keinen Anlaß zu geben scheint; ja es wäre die Sache vollkommen unbegreiflich, wenn nicht menschliche Gedanken oft das Entgegengesetzte Dessen, worauf man sie anweist, zu ergreifen pflegten, und sinnliche Lust, sobald sie vorherrscht, den Verstand in ihren Dienst nähme, um mit seinen Waffen fremden oder eignen Vorwürfen zu begegnen. Ein frommer Bischof konnte dies nur mit Entrüstung wahrnehmen, ward durch sein Amt zum Kampfe gegen verderbliche Irrlehren aufgefodert, sah seine eigne Ehre in diesen Kampf verflochten, und gesetzt auch, etwas eitle Ruhmbegierde habe ihn zuweilen beschlichen, wer möchte ihn darüber verdammen? Besaß er doch in Beistimmung und Befehl seines Fürsten die Mittel zur

Abhülfe und durfte hoffen, über Ränke seiner Gegner und zweideutige Beschönigungen eines offenbaren sittlichen Verderbens zu siegen!

Ganz natürlich aber machte sich der Bischof ein Heer von Feinden. Die Jesuiten waren aufgebracht über den Angriff der Verehrung des heiligen Herzens, die Dominicaner über Aufdeckung der Klosterirrthümer und Misbräuche, und vielleicht sonst noch Scharen von misgünstigen oder blos in ihrer Andachtruhe gestörten Menschen, welche gern einem Jeden entgegenstreben, der vollkommen Recht hat. Ricci verstärkte seinen Eifer, warnte bei allen Gelegenheiten die Heerde vor gefährlichen Wölfen; predigte die Wahrheit des Glaubens an den Sohn Gottes gegen Irrthümer des Arius, Nestorius und des Jesuiten Berruyer, deren Lehre die Frömmigkeit zu leicht mache. Das Letztere wird vom Herausgeber seiner Denkwürdigkeiten getadelt; „denn", sagt dieser, „ein Reformator soll keiner Sekte angehören, die Jesuiten waren nicht gefährlich als Arianer, Nestorianer, oder Schüler des Berruyer, von denen die Gläubigen zu Pistoja schwerlich gehört hatten, auch selbst die Herzverehrung war Nebensache". Aber konnte denn der Bischof seine Lage durch bloße Namen verschlimmern; oder wurden seine Gegner dadurch unversöhnlicher als sie schon waren? Außerdem erscheint jeder Reformator den Anhängern des Altkirchlichen als Sektenstifter, und Ricci mochte manchen Vorwürfen zu begegnen glauben, wenn er sich wider Arianisches und Nestorianisches erklärte, dessen Irrigkeit die Kirche längst ausgesprochen. Ob die Verehrung des heiligen Herzens bedeutsam genug gewesen für einen Hirtenbrief, könnte man bejahen und verneinen, je nachdem in Beschäftigung und Spiel mit gewissen Bildern größerer oder geringerer Schade und Uebelstand des Gottesdienstes vorausgesetzt wird.

Die Zahl also der Feinde wuchs; mit den Nonnen geriethen ihre Freundinnen unter Bürgerschaft und gemeinem Volk in Unruhe; Einfalt und Zunftgeist wirkten zusammen. Der päpstliche Nuntius ward das Haupt der Unzufriedenen; in allen Klagen ward Ricci genannt, weil er die verhaßteste Maßregel empfohlen und pflichtmäßig ausgeführt, und jede andere misfällige Verordnung Leopolds ward ihm gleichfalls beigemessen. Freilich achtete ihn der Fürst persönlich, nahm ihn unter besondern Schutz; allein, dies vermehrte den Widerstand, selbst an Leopolds Hofe. Ein von Ricci entworfener Plan für geistliche Bildungsanstalten zu Florenz ward vom Erzbischof Martini für unausführbar erklärt, welcher selbst

ein solches Institut zu gründen versprach und nur das Local dazu verlangte. Man gab ihm die Abtei von Fiesole, die er alsdann zu seinem Landhause machte; von der geistlichen Anstalt war nicht weiter die Rede.

Ricci besichtigte vermöge seines Amts den ganzen Kirchsprengel von Pistoja und Prato, besonders auch das sogenannte Gebirg von Pistoja, in welcher unfruchtbaren Gegend die Regierung Colonien angelegt hatte. Sie blühten in einem auffallend gebesserten häuslichen und sittlichen Zustande, hatten Landstraßen, Häuser und Felder, brauchten nicht mehr zu gewissen Jahreszeiten auszuwandern wie sonst. Ricci verschaffte ihnen eine neue Kirche zu Boscolungo, wozu der Großherzog aus seiner Privatcasse Gelder anwies; die Gemeinde gedieh zusehends. Sonderbar genug wählte der Bischof bei Kirchenweihungen nicht die Namen neuerer Heiligen, welche dem Volk bekannter waren, sondern aus der ältern Kirchengeschichte, besonders solcher Männer, welche mit der Lehre des Jansenius übereinstimmten.

Beklagenswerth schien dem frommen Bischofe die Leichtigkeit, womit während der Regierung Pius VI. Erlaubniß zum Genuß der Fleischspeisen während der Fastenzeit ertheilt wurde. Einst in seiner Jugend hatte die Vergünstigung nur Eier und Milch betroffen, und dabei waren die erste und letzte Woche, sowie Mittwoch, Freitag und Samstag stets ausgenommen gewesen. Auch hatte jeder Bischof das Volk über die Heiligkeit des Fastens belehren und die Nothwendigkeit einschärfen müssen, nie mehr als einmal am Tage zu essen. Jetzt war dies abgekommen, und jährlich erhielten die Bischöfe Vollmacht zur Gestattung von Fleischspeisen, nur unter dem Beisatz, daß diese Erlaubniß vom Papste komme und gesetzmäßig nur von ihm kommen könne. Gleich im ersten Jahr seiner Amtsführung blieb Ricci taub gegen alles Ansuchen und verstattete ohne Anfrage in Rom blos Eier und Milch. Man beschuldigte ihn darauf der lächerlichsten, sonderbarsten Strenge und daß er nicht an den Papst glaube. Sein Beharren war desto auffallender, als 1782 der Bischof von Florenz in seinem Sprengel förmlich das Fleischessen gestattete.

Ein anderes Aergerniß gaben ihm die Fastenprediger. Sie zogen herum in Städten und Dörfern, erwirkten sich die Gunst der Magistrate und lärmten auf den Kanzeln. Ricci hatte viele von seinem Sprengel zurückgeschreckt, aber in der Fastenzeit 1782 predigte ein Mönch gegen die Maßregeln der Regierung. Auf des Bischofs Zureden versprach

Digitized by Google

der Mönch Unterlassung, hielt aber nicht Wort, sondern tadelte bald darauf die Gesetze über geistliche Güter, über Aufwand bei Begräbnissen u. s. w. Jetzt stellte ihn der Bischof ernsthaft zur Rede, der Mönch drohte die Stadt zu verlassen, was bei seinem Anhange unter dem Adel Unruhen erregen konnte, Ricci empfahl ihm, dies wohl zu überlegen und meldete den Vorgang der Regierung. Im Begriff hiergegen nachdrücklich einzuschreiten, unterwarf sich der Mönch. Gerade um diese Zeit zum Widerspiel, empfahl der Erzbischof zu Florenz allen durch Seelsorge unbeschäftigten Ordensgeistlichen, an Sonn- und Feiertagen den Katechismus auszulegen. Ricci schrieb an den Großherzog über die damit verbundene Gefahr und erwirkte Beistimmung. Nun ward in seinem Sprengel das Predigen allen Ordensgeistlichen verboten, bevor sie von dem Bischof geprüft seien. Darauf blieben sie weg, und Ricci hätte sich hiemit begnügen können; allein er nöthigte, laut einer Entscheidung des Conciliums von Trient, jeden Ordensgeistlichen, der predigen wollte, selbst in seiner eignen Kirche, vorher den Segen vom Pfarrer zu empfangen. Diese Demüthigung erbitterte noch mehr als alles Vorige, auch sprach Ricci in einem Hirtenbriefe von „Irrthümern, die durch die Prediger verbreitet würden, nämlich Schulmeinungen als Glaubensartikel, verkehrte Grundsätze über Dogma und Sittenlehre, nichtssagende Worte, Abmahnungen vom Gebrauch der heiligen Schrift, Ueberflüssigkeit des Nachdenkens in der Religion, Verdammniß eingebildeter Ketzereien".

Wenn nun aus Toscana keine Taxen mehr nach Rom kamen, wenn die früher schon eingeschränkte Inquisition gänzlich (1782) aufgehoben wurde, hielt man Ricci für den Urheber von Allem. Ein römischer Geistlicher wollte dem Bischof von Pistoja sein Buch zueignen; der Papst sagte: „man müsse zu Rom einen Mann nicht ehren, der sich durch viele Abgeschmacktheiten dessen unwürdig gemacht".

Ein nasser Frühling ließ in Toscana schlechte Ernte befürchten (1782), daher sollte nach herkömmlicher Gewohnheit ein wunderthätiges Bild — diesmal die Jungfrau von der Demuth (Madonna dell' umilta) — ausgestellt werden. Ricci versagte seine Unterschrift und suchte über Anbetung der Heiligen und Verehrung der Bilder zu belehren. Das mißfiel höchlich den Unwissenden und den Inhabern der Heiligthümer, sie behaupteten, Ricci sei „entweder ganz kenntnißlos, oder begünstige Ketzerei". Vergebens suchte er über unsere Brüder, die Heiligen, das Nähere festzustellen, man müßte sich hüten, Maria über den Heiland zu erheben, oder

ihren Bildern besondere Kraft beizulegen, auch von der Andacht bei den Stationen (via crucis) nicht zu viel erwarten. Ueber Letzteres wurden besonders die Franziscaner aufgebracht; man schrieb gegen ihn, sang Lieder, beleidigte seine Anhänger in den Straßen, — selbst seine Freunde meinten, er habe unvorsichtige Ausdrücke gewählt.

Der Großherzog genehmigte um diese Zeit den Plan zu Errichtung einer Unterrichtsanstalt für Geistliche in Pistoja und bestimmte dazu das Kloster der Olivetaner. Ricci nahm von demselben und 2 dazu gehörigen Landhäusern plötzlich Besitz, versiegelte die Papiere und ließ alle vorhandene bewegliche Gegenstände verzeichnen. Dem Adel von Pistoja kam dies ungelegen, denn er hatte Kinder dort untergebracht, welche den Familien lästig waren, und auch Gelegenheit zum Spiel und zur Unterhaltung dort gefunden. Man sah im Zimmer des Abtes noch die Zahlen vom Spiel des vorigen Abends, in der Villa Se..no eine Menge Karten; die Bibliothek sehr in Unordnung auf einem kleinen Gange, kaum aus 100 Büchern bestehend, von der heiligen Schrift keine vollständige Ausgabe. Aber Gebäude und Landhäuser waren im trefflichsten Zustande, im neuesten Geschmack verziert und eingerichtet. Ricci gründete nun eine Anstalt nach seiner Weise, sammelte zur Bibliothek, entwarf einen Studienplan, eine Hausordnung, nicht ohne Berathung mit seinen jansenistischen Freunden in Frankreich und Holland; er preist zugleich den guten Erfolg, mit Bedauern über die spätere Aufhebung des Ganzen. Mühe genug machte es ihm, die künstlich gestellten Foderungen des Olivetanergenerals an die Einkünfte des Klosters zu beseitigen.

Ueberhaupt nahm der Bischof, laut eines Befehls der Regierung, die Klöster unter seine Aufsicht. Seine erste Frage war stets nach den Büchern. Häufig wußte man nichts von ihnen, oder sie lagen im Staube, oder der Schlüssel war verloren; ein Mönch erklärte offen: „er wolle jedes Geschirr für Hausgebrauch sogleich nachweisen, allein von Büchern kenne er nur den Calender in der Sacristei und den Almanach in der Küche". Manche Superioren hatten die vorhandenen Bücher weggeschickt und ihren Untergebenen verboten, neue anzuschaffen. Prüfungen der Zöglinge zeigten deren Unwissenheit, lateinische Sprache war ihnen fast ganz fremd, zum Theil hatte man gar keinen Unterricht gegeben. Die Regierung, wiewol sie den Bischof unterstützte, nahm nur halbe Maßregeln, unter dem Vorwand, die Vorurtheile des Volks zu schonen. Ließ Ricci zweckmäßige Samm-

Digitized by Google

lungen drucken, so gab es Händel von allen Seiten, und der Inhalt ward als ketzerisch verdächtigt.

Aehnlichen Verdruß bereitete die Oberaufsicht über Priestercongregationen von Pistoja, deren eine jährlich gegen 3 Millionen Franken bezog, Müßiggänger nährte und durch Austheilung von Geldern und Mitgiften großen Einfluß unter dem Volk besaß. Sie sollten nun Rechnung ablegen und ihre Reichthümer zum Besten der Pfarrer verwenden. Dagegen schrien Welt- und Ordensgeistliche, Beneficiaten, ja auch Manche vom Ministerium, welche sich dadurch Anhänger verschafft hatten.

Es galt, den Bischof als Ketzer, als Jansenisten, als Feind der christlichen Religion darzustellen. Am Vorabend des Festes der heil. drei Könige stand geschrieben an den Thüren der Hauptkirche von Pistoja: „Betet für unsern ketzerischen Bischof". Er empfing Drohbriefe, merkte Bestechung seiner Dienerschaft, ward gewarnt, sein Landhaus zu besuchen, weil auf seinen Kopf ein Preis gesetzt sei und Jemand sich erboten, ihn zu erschießen. Diese Gefahren entfernten von ihm Verwandte und Freunde, die Minister des Großherzogs hemmten seine Maßregeln, erweckten ihm sogar Ungunst in der Familie des Fürsten. Mit seinem Freunde Mancini, Bischof von Fiesole, zerfiel er auf eigne Weise. Unweit seiner Villa in dessen Sprengel stand eine Kapelle, deren Schutzrecht er ausübte. Sie war der heiligen Jungfrau geweiht, mit einem schlechten aber hochverehrten Bilde an der Mauer. Es war gesudelt von einem gemeinen Tüncher, und Ricci stellte, bei Gelegenheit neuer Ausbesserung, auf den Hauptaltar ein schönes Madonnenbild, und auf den Nebenaltar ein Bild der heiligen Katharina von Ricci an denselben Platz, wo sonst das Mauergemälde gewesen, welches er überstreichen lassen. Bald darauf wallfahrtet ein Pfarrer der Nachbarschaft mit seinen Pfarrkindern zur Capelle, welches hieß: die Madonna besuchen. Ohne sich vor dem Hauptaltar aufzuhalten, sucht er die alte Madonna am Nebenaltar und thut sehr entrüstet, als er die weiße Wand findet. Mancini erfährt dies und ist gleichfalls aufgebracht, obgleich Alles mit seiner Einwilligung geschehen, untersucht die erneuerte Kapelle und sperrt den Pfarrer derselben in ein Kloster. Ricci konnte sich leicht gegen die Vorwürfe des Bischofs von Fiesole rechtfertigen, aber dessen Freundschaft gewann er nicht wieder.

Ueber die Aufhebung der Priestercongregationen und heiligen Brüderschaften kommt es durch Betrieb eines gewissen

Digitized by Google

Marchetti beinahe zum Volksauflauf in Pistoja. Der Großherzog kannte wol den Grund, aber wollte vorbeugen, durch Milde und Zeitgewinn seinen Zweck erreichen, und vertagte die Ausführung seiner Befehle. Hierdurch kühn gemacht, schrieb Marchetti einen stark abgefaßten Brief, der von allen weitern Reformen abschrecken sollte. Seratti zeigte diesen dem Großherzoge und bat, ihn selber nicht mehr zum Briefwechsel mit Ricci zu gebrauchen. Leopold gewährte die Bitte, aber ließ Marchetti verhaften und die Versammlungsorte der Priestercongregation schließen. Ricci wünschte blos Festigkeit, nicht Härte, und erwirkte Zurücknahme des Befehls. Jedoch ward die Bekanntmachung der vollständigen Organisation verzögert, wovon schon Einiges gesetzlich geworden, und man verlangte stets neue Erläuterungen über allerlei Zweifel und Besorgnisse. „Die Lage eines Fürsten", bemerkt Ricci, „ist traurig, der die schlechte Gesinnung und Unzuverlässigkeit seiner Untergebenen kennt und aus misverstandener Güte sich davon nicht zu befreien weiß; aber ebenso traurig ist die Lage treuer Unterthanen, welche ohne Unterlaß für den Willen ihres Fürsten kämpfen müssen und Gefahr laufen, das Opfer von Verräthern zu werden". Andachtsbücher, welche der Bischof eingeführt, wurden täglich zerrissen auf die Straßen geworfen, seine Litaneien nicht gesungen, Schmähschriften angeschlagen, wozu die Autoritäten schwiegen; der Großherzog mußte einen Specialbevollmächtigten nach Pistoja zum Schutz des Bischofs und seiner Anhänger senden. Und doch, behauptet dieser, waren die Wohlthaten der neuen Einrichtung unverkennbar, alle Geistliche erhielten Pensionen zur Entschädigung, die Laien desgleichen, mehr als 50,000 Thaler wurden dazu verwendet, die jungen Mädchen bekamen Ausstattungen wie sonst, nur mit mehr Gewinn und Anstand; über anderthalb Millionen Thaler wurden in Umlauf gesetzt zum Besten des Handels und des Gewerbfleißes. Aristokratische Vorurtheile, welche sich in Pistoja nebst Vorrechten seit der Herrschaft der Medici fortgepflanzt, verkannten dies Alles.

Endlich erschien die neue allgemeine Verordnung nach Wunsch des Bischofs. Pistoja, bewohnt von 8000 Seelen, ward in 8 Kirchspiele getheilt, deren Pfarrer und Kapläne wurden besoldet, alle Taufen, Heirathen, Begräbnisse sammt der Seelsorge umsonst verrichtet, Bücher zur weitern Ausbildung angeschafft. Auch den äußern Gottesdienst wollte man reinigen, und ließ einen Hirtenbrief des Erzbischofs von Salzburg (vom 29. Jun. 1782) abdrucken, mit Auffode-

rung an die Pfarrer, frei zu sagen, woran es noch zur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit fehle. Die Pfarrer erinnerten Manches, und vorläufig wurden Schriftauslegungen während der Messe, Litaneigesänge in der Muttersprache, und 14 Wachskerzen als höchste Zahl des Altarverbrauchs, angeordnet. Ricci brachte es zu einer seiner Lieblingsreformen, nicht mehr als einen einzigen Altar in jeder Kirche zu gestatten, „was", sagte er, „guter Ordnung vollkommen gemäß ist und die gleichzeitige Feier so vieler Messen verhindert, welche wider den Anstand und Geist der Kirche durch Unwissenheit, Leichtsinn und Eigennutz der Kirchendiener eingeführt worden". Leopold nahm selber diese Aenderung in Augenschein, ergriff freudig den Bischof am Arm und sprach: „Wozu so viele Altäre in derselben Kirche? Viel Altäre, also viel Messen, viel Messen, also viel Priester, viel Priester, also viel Altäre. In diesem fehlerhaften Cirkel läßt man das Anstößige bestehen". — Das Volk seufzte und klagte.

Manche Klöster wurden aufgehoben, welche damals in Toscana hauptsächlich den Familien zur Unterbringung überflüssiger Glieder dienten, und ihre Einkünfte wurden zu sonstigen Zwecken verwendet, unter anderm zur Stiftung eines Seminars für Geistliche, dessen Einrichtung Ricci ausführlich beschreibt. Im Jahre 1784 erstreckten sich die Veränderungen auch über Prato. Die Bewohner des Gebirgs von Pistoja setzten dem Bischof ein Denkmal.

Weiter kamen Heirathsdispensationen zur Sprache. Sie waren in Rom für Geld zu haben, und damals gerade ward dem Bischofe eine von ihm dringend nachgesuchte wegen Armuth des Bittstellers abgeschlagen. Leopold hörte davon, und Ricci bemerkte: „keine Bulle oder Urkunde gebe hierfür dem Papste das ausschließende Recht, das Concilium von Trient habe darüber nichts entschieden, außer daß aus bewegenden Gründen die Dispensation umsonst ertheilt werden solle. Leopold beauftragte nun den Bischof, sie zu ertheilen, nach vorgängigem Bericht an die Regierung. Es geschah in vielen Fällen, und man hielt das Verfahren für kanonisch gültig, weil nichts bezahlt wurde. Selbst der römische Hof schwieg und lobte sogar den Eifer des Bischofs für Begründung seines geistlichen Instituts und Herstellung guter Kirchenzucht. Ricci hielt die Ehe für einen bürgerlichen Vertrag, die Einsegnung für etwas Hinzukommendes, rieth aber doch, die Vorurtheile des Volks zu schonen, welche Alles von der geistlichen Gewalt abhängig machten. Nun ereignete sich

folgender Vorfall. Eine Witwe aus der Familie Piccioli wünschte den Bruder ihres verstorbenen Mannes zu heirathen, und die Verwandten desselben unterstützten ihr Gesuch, um nicht das Heirathsgut zurückgeben zu müssen. Ricci hielt den Grund für unzureichend und versagte die Erlaubniß; die Familie wandte sich nach Rom, erreichte dort durch Geld und Gönner ihren Zweck. Nur war es schwierig, die zu Rom vollzogene Ehe in Toscana geltendzumachen, es ward Genehmigung der Regierung erfodert, und Leopold verbannte die Ehegatten wegen Ungehorsams aus seinem Reich. Sie bereuten darauf ihren Schritt, suchten Ricci zu besänftigen, der ihnen Begnadigung des Großherzogs auswirkte, eine öffentliche Buße auflegte und sie endlich neu wieder vermählte. — Ein solches Verfahren mußte freilich zwischen dem Bischofe und Rom Feindschaft stiften.

Wir übergehen verschiedene einander ähnlich sehende Vorfälle, wodurch der reformirende Ricci dem Volk, den Mönchen, dem römischen Hofe Anstoß und seinen Neidern Gelegenheit zur Verleumdung gab. Leopold unterstützte ihn, die Minister wirkten entgegen, Rom benutzte diesen Umstand, der Bischof hoffte im Zeitverlauf und durch Volksunterricht seine Aenderungen genehm zu machen. Die Abschaffung der kirchlichen Gerichtsbarkeit geschah, nach Ricci's Urtheil, unvollkommen, seine eigne Einschränkung des bischöflichen Tafelaufwandes fand keine Nachahmer, gegen Ablaßhandel und Almosensammeln ward schwach eingeschritten.

Seitdem Seratti — bisheriger Secretair des Großherzogs — in den Staatsrath gelangte (1785), hatte Ricci noch mehr zu klagen. Man faßte die Uebel nie bei der Wurzel, legte stets Hindernisse in den Weg, verstärkte das Geschrei gegen Neuerungen. Nur ein kleiner Theil der Bischöfe blieb ruhiger Zuschauer, die meisten wirkten entgegen, und ohne ihre Hülfe konnte nichts gehörig durchgeführt werden.

Leopold wünschte (1785) eine Synode der Kirchensprengel alle 2 Jahre, mit Zuziehung der Pfarrer, um Misbräuche zu untersuchen und ihnen abzuhelfen. Die Ausschreiben wurden von den Bischöfen schlecht abgefaßt, man konnte sie nicht erscheinen lassen. Sollte für den Volksunterricht besser gesorgt werden, so sprachen die Minister: „Unwissenheit des Volks sei gut, ein einziger Bischof oder Priester, der von der Höhe eines Thurms ganze Nationen segne, sei hinreichend für ihre Bedürfnisse". Was half es, daß Ricci an der großherzoglichen Tafel mit König und Königin von

Digitized by Google

Neapel speiste und ihnen das Heilsame der Veränderungen auseinandersetzte; was half es, daß Dinge gelangen, die man vorher für unmöglich erklärte? Auch Entfernung mancher Widerspenstigen wirkte wenig für das Ganze.

Der Großherzog selber entwarf ein Umlaufsschreiben (1786) zur Haltung eines Nationalconcils, denn er war nicht ohne theologische Bildung. Aber Ricci bedauert, daß er mit den besten Absichten nie das Ziel erreichte, weil er gegen seine Minister keinen ihnen unangenehmen Beschluß durchsetzte. Im Sprengel von Pistoja ward die Synode zusammenberufen (Sept. 1786), es kamen Geistliche von Pavia, Siena, Florenz. Man hatte schon die Gemüther vorbereitet, die Gegenstände bestimmt, die Versammlung brauchte nur zu ordnen und zu bestätigen. Der Papst ward hierüber nicht in Kenntniß gesetzt, weil es, wie Ricci behauptet, nicht gebräuchlich war, weil der Moment ungünstig schien, weil der Papst, selber zur Synode aufgefodert, den Plan dazu nicht getadelt hatte. Bei den ersten Sitzungen über die Gnade, die Vorherbestimmung und die Grundsätze christlicher Moral, verweigerten Manche ihre Unterschrift. Ein Canonicus Cellesi wollte nichts unterzeichnen, tadelte die Raschheit; man müsse zuvor die Billigung des römischen Stuhls einholen, die Versammlung sei unbefugt. Andere stimmten ebenso aus Schwäche oder Unwissenheit; Pfarrer Vivarelli konnte kaum lesen und seinen Namen schreiben. Dennoch kamen einige Beschlüsse zu Stande, der Großherzog hatte große Freude daran, entfernte manche Uebelwollende, beförderte nach Kräften den Fortgang.

Hieraus faßte er Hoffnung für ein großes Nationalconcil aller toscanischen Bischöfe zur Einförmigkeit der Meinungen und Grundsätze im ganzen Lande. Eine vorbereitende Versammlung sollte nach Florenz berufen werden, ungeachtet der Bedenklichkeiten, welche Ricci dagegen erhob, weil er den Einfluß des Erzbischofs und der Minister voraussah. Diese hatten schon erwirkt, daß die Beschlüsse der Synode von Pistoja vor Haltung des Concils in Florenz nicht bekanntgemacht wurden; in Rom wartete man nur darauf, um sie strenge zu prüfen. Inzwischen berief wirklich ein Regierungsschreiben alle toscanische Bischöfe zum 23. April 1787 nach Florenz, um, wie es hieß, Fragen zu entscheiden, deren Entscheidung künftig jeder Kirchspielsynode als Regel dienen könne; zugleich ward bemerkt, es solle geschehen zum Besten der Religion, zur Abstellung von Misbräuchen der Kirchenordnung, zur Aufstellung reiner Grundsätze des Volks-

unterrichts, zur Beförderung eines zweckmäßigen Studiums der Geistlichen, zur Lehreinheit, zum Frieden der Gläubigen, zur Entfernung des Parteigeistes. Aus Rom begehrte der Großherzog den Prälaten Vecchi zur Theilnahme, die Mönche wurden ausgeschlossen.

Allerlei Einflüsterungen jedoch, und besonders der Aufschub des Bekanntmachens der Synodalbeschlüsse von Pistoja, hatten bei der Geistlichkeit die Meinung erregt, es gelte blos, über Ricci, seine Synode und Anhänger ein Urtheil zu fällen, ja sogar, laut einer angeblich gefaßten neuern Entschließung des Großherzogs, alle geistliche Reformen zu widerrufen, den Bischöfen ausschließlich geistliche Angelegenheiten zu übertragen. Die Gerufenen mieden Ricci's Umgang, als dessen Richter sie sich ansahen, Erzbischof Martini förderte diese Stimmung. Gleich in den ersten Sitzungen geboten die Bischöfe den Theologen der Regierung Stillschweigen, mit den Worten: „Wir sind Meister, ihr seid Schüler". Ein Advocat, Lampradi, aus Empfindlichkeit darüber, daß die Regierung ihn nicht gesucht, schlug sich auf die Seite der Gegner. Sobald man in Pistoja von dieser Stimmung der Bischöfe hörte, entstand allgemeine Bewegung, manche Pfarrer, fürchtend, hinter dem Strom zurückzubleiben, verlangten durch Bittschriften die Aufhebung aller geistlichen Neuerungen und Wiederherstellung des Alten, beriefen sich zugleich auf den Erzbischof von Florenz, als ihren Metropolitan. Gerade damals verhandelte man zu Florenz über Bilderdienst, Reliquien und Indulgenzen. Ricci's Ansichten, hieß es, seien verworfen, und wirklich meinten viele Glieder der Versammlung, man müsse Alles zurückführen auf den Zustand, wie es vor Leopold gewesen, obgleich dieser festhielt an den Aenderungen und neue noch im Sinne hatte.

Am Abend des 20. Mai strömte das Volk von Prato, mit Stecken und Beilen bewaffnet, zur Hauptkirche, um das Abbrechen des Altars vom heiligen Gürtel zu verhindern. Man läutete die Sturmglocke, riß die Wappen des Bischofs vom Chor und von der Kanzel, verbrannte sie auf dem Marktplatz sammt einigen in der Sacristei gefundenen Büchern, erleuchtete die Kirche während der Nacht und stellte den heiligen Gürtel zur Verehrung aus. Von dort ging der Zug nach den Orten, wo die Statuen und Bilder aufgehobener Brüderschaften verwahrt lagen, man trug sie feierlich nach der Hauptkirche, in der einen Hand Fackeln, in der andern Weinflaschen. Dasselbe geschah allen Heiligen, deren Feste Ricci aufgehoben; von ihm eingeführte Messen wurden

Digitized by Google

aus dem Meßbuch gerissen, mit andern neuern Büchern verbrannt, sowie Taufbecken umgestürzt, die Seminaristen aus ihrem Hause gejagt, die Wohnungen der Freunde des Bischofs mit ihren Kirchen verwüstet, alle Pfarrer aus dem Bette getrieben, um sogleich, im Hemde, den Kirchenbildern ihre Vorhänge wiederzugeben, welche Ricci wegnehmen lassen, und bald waren alle Kirchen erleuchtet, und Jeder lief hinein, zu beten oder zu singen, wie ihm gutdünkte. Mit anbrechendem Tage kamen Landleute der Umgegend in die Stadt, eilten von Kirche zu Kirche, hielten Andacht vor den alten Heiligen und vor neubemäntelten Bildern; ja der ganze Sprengel und auch Pistoja schienen dem Beispiel folgen zu wollen. Leopold sandte Soldaten nach Prato, die Thore wurden geschlossen, die Straßen verrammelt, die Häuser und Läden gesperrt, viele Einwohner verhaftet, auch angesehene Personen, z. B. der eigne Bruder des Erzbischofs Martini. Alles wurde hergestellt, wie es vor dem Auflauf gewesen. Gemeinde und Geistlichkeit von Prato schickten nun Abgeordnete zum Großherzoge, Verzeihung bittend, er empfing sie gütig und erklärte, daß er wohl wisse, wie jene Unordnung von fanatischen, schlechten Geistlichen herrühre und mit einem größern Plan zum Aufstande von ganz Toscana zusammenhänge.

Ricci hörte in Florenz diese Nachrichten mit größter Betrübniß. Als er am folgenden Tage in die Versammlung ging, lief das Volk zusammen, seine Collegen — wenige Freunde ausgenommen — empfingen ihn mit dumpfem Gemurmel, redeten sich ins Ohr, sprachen mit ihm keine Sylbe. Er wünschte sein Amt niederzulegen, schrieb ausführlich an den Großherzog, rechtfertigte seine Schritte, seine Gesinnung, verlangte die Bekanntmachung der Akten seiner Kirchensynode, bat um allgemeine Verzeihung für die Unruhstifter, schilderte seinen Rücktritt vom Amte als ein der öffentlichen Ruhe nothwendiges, ja vielleicht für den Sieg der guten Sache nothwendiges Opfer. Leopold genehmigte die Verzeihung, versagte die Entlassung als unzeitig und gefährlich, ermunterte zu Festigkeit und Muth; und weil ihm der Eigensinn seiner geistlichen Versammlung unüberwindlich schien, beschloß er sie aufzulösen. Am 5. Juni 1787 erklärte er ihr trocken seine Unzufriedenheit, entließ sie mit der Warnung, ein Beispiel des Gehorsams, nicht des Widerstandes und Aufruhrs zu geben; er werde hinfüro, da man ihn so wenig unterstütze, selbst seine Reformen und Abstellung der Misbräuche vornehmen, wozu er das Recht besitze.

Siebenundfunfzig vom Großherzog vorgelegte Artikel waren auf dem Concil verhandelt, die letzten in Eile, wegen der Auflösung; Ricci mußte auf Befehl des Fürsten seine Antworten und Widerlegungen hinzufügen wie bei den frühern, und es erschien nun im Druck die Geschichte der Verhandlungen mit allen Belegen. Der Großherzog verlangte vom Bischof einen vollständigen Entwurf zur geistlichen Ordnung für ganz Toscana. Er lieferte ihn, selbst das Einzelste, z. B. Verbesserung des Breviers, umfassend. Leopold war ungemein zufrieden, aber die Winkelzüge der Minister und die größern Revolutionen Europas hinderten die Ausführung und selbst die Bekanntmachung desselben.

Unzweideutige Beweise enthüllten in dieser Zeit die geheimen Umtriebe, wodurch ein förmlicher Aufstand gegen den Bischof von Pistoja, als einen heftigen, neuerungssüchtigen und verderblichen Mann, eingeleitet werden sollte. Die Gläubigen von Pistoja beschwerten sich unausgesetzt über das Litaneisingen in der Muttersprache, über die Gebete u. s. w., man schonte die Beschwerdesteller aus Furcht vor Unruhen, und Vieles von den alten Misbräuchen ward durch das Volk eigenmächtig wiederhergestellt.

Ricci schrieb eine beredte Vertheidigung seines Benehmens, in Rom erschienen Schriften dagegen, deren Verbreitung der Großherzog verbot. Doch schwankte er selber zuweilen, ob nicht der Bischof an den Unruhen seines Sprengels Schuld habe, und überzeugte sich erst allmälig vom Gegentheil mit Bezeigung seines unveränderten Wohlwollens.

Als die Verhandlungen des Concils von Florenz und der Synode von Pistoja erschienen, fanden sie großen Beifall. Selbst in Rom wunderten sich Viele, sie anders zu finden, als das Gerücht gewesen; in Deutschland, Portugal, Spanien billigte man laut das Geschehene. Inzwischen ward in Rom ein Ausschuß zur Prüfung niedergesetzt, der Großherzog verlangte vorläufige Mittheilung der Bedenken und drohte außerdem mit Aufhebung aller Verhältnisse zum römischen Stuhl. Die erste Versammlung fand nun nichts Verdammliches, eine zweite strengere beschränkte sich auf einige Zweifel über den Sinn gewisser Worte. Eine dritte fuhr fort, in der Stille zu untersuchen, nachtheilige Gerüchte über ihre Entscheidung wurden verbreitet, manche Gläubige hielten die Sacramente des Bischofs von Pistoja für unwirksam und sandten ihre Kinder zur Taufe nach Florenz. Nur der Schutz Leopolds beschwichtigte noch den Sturm,

Digitized by Google

aber selbst die frommen Belehrungen des Bischofs, seine erbauliche Würde bei dem Gottesdienst galten als Heuchelei, um desto besser seine falsche Lehre fortzupflanzen.

Jetzt erkrankte Kaiser Joseph II., und Leopold war sein Nachfolger. Hierdurch stiegen die Hoffnungen der Gegner Ricci's, und dieser verlor den Rest seines Ansehens. Das Volk zwang die Pfarrer zu ältern Gebräuchen und Feierlichkeiten; auf ihre Klagen ward geantwortet: „jede Nation sei frei in der Wahl ihres äußern Gottesdienstes". Als im Februar 1790 die Nachricht vom Tode Josephs II. erscholl, gerieth Alles in große Bewegung. Leopold erneute zwar die frühern Befehle, seine Regentschaft sollte Ricci schützen, allein Umstände veränderten die Politik, man glaubte, die Sache ihrem natürlichen Lauf überlassen zu müssen und erklärte die Einmischung der Regierung in geistliche Dinge für unklug und ungesetzlich. Kaum hatte Leopold Toscana verlassen, so entstanden allenthalben Unruhen; man vermehrte sie geflissentlich durch übertriebene Strenge, verbot z. B. alle Kerzen und Kreuze bei Leichenbegängnissen, das Volk schrie, und die Priester gaben nach. Ricci klagte über Ränke und List, man hörte ihn nicht, denn gerade dies hatte man gewollt. So zerstörte der Magistrat von Pistoja bei Nacht einen durch das Volk wiederhergestellten Altar, der Bischof trug die Schuld; man verbreitete, dieser wolle nach Prato kommen und den Altar des heiligen Gürtels umstürzen, der Magistrat ersuchte ihn, wegzubleiben, damit keine Unruhen entständen. Kaiser Leopold ließ damals zu, daß seine Regentschaft einen großen Theil der eingeführten Reformen aufhob.

Vergebens suchte der Bischof seine Gläubigen zu belehren, er habe den Altar nicht umgestürzt, er habe für Beibehaltung der Kerzen und Kreuze bei Begräbnissen gesprochen. Es hieß aufs Neue, er wolle das berühmte Bild der Jungfrau von der Demuth anstreichen lassen, und siehe — das Bild verdrehte die Augen, weinte, schwitzte; — das Volk gerieth in Wuth, der Magistrat sandte wiederholte Botschaft, wenn der Bischof nicht dem aufgebrachten Pöbel sich entziehe, könne Niemand für sein Leben einstehen. Ricci reiste ab nach Florenz (April 1790), und kaum war er fort, als das Volk und seine Führer in wenigen Tagen alle bessere Einrichtungen vieler Jahre zertrümmerten. Die Beschlüsse der Synode von Pistoja wurden förmlich aufgehoben, sinnlicher Gottesdienst, Aberglaube, Bilder, abgeschaffte Feste und Feierlichkeiten, die Verehrung des heiligen Herzens, ka-

Digitized by Google

men wieder, und zwar aus Vollmacht des Volkswillens; Anhänger des Bischofs hießen ketzerische Scipionisten und mußten sich aus dem Sprengel entfernen.

Mit diesem Ereigniß endigt die öffentliche Laufbahn des Bischofs von Pistoja, und sie verstattet mancherlei Betrachtungen über geistliche Wirksamkeit, äußern Gottesdienst, Einmischung weltlicher Regierungen in kirchliche Dinge, wodurch die außerdem kleinlichen Vorfälle bedeutsam und lehrreich werden. Offenbar täuschten sich Ricci und der Großherzog über die wahre Beschaffenheit und Lage der Kirche von Toscana, wie über die Gemüthsstimmung des Volks, ergriffen unzureichende Mittel, oder auch sehr bedenkliche, z. B. die Berufung von Synoden und Concilien. Allerdings wird dergleichen vom Eifer des Besserns und Neugestaltens selten erwogen, ja, es käme vielleicht nie zu Aenderungen bei vollem Bewußtsein aller Bedenklichkeiten; allein deswegen sind auch guter Wille, überlegende Einsicht, ja selbst weltliche Macht kaum zureichend gegen widerstrebende Kräfte, wenn sie nicht von einem besondern Glück der Umstände begünstigt werden. Solche Umstände fehlten in Toscana, kein dringendes Bedürfniß führte die Gläubigen zur entschiednen Theilnahme an Reformen, die Belehrungen darüber verhallten, das allmälige Fortschreiten reizte stets und erbitterte, und wir sehen ein mühsam aufgeführtes Gebäude vor den ersten Schlägen zusammensinken, sobald keine bewaffnete Gewalt mehr die Angreifenden zurückhält. Ist gleich die Berufung auf Volkswillen häufig etwas sehr Zweideutiges, selten ohne Gebrauch und Einfluß von Parteien, so muß doch irgend ein Wille der Mehrheit, welche Volk genannt wird, gleichviel durch welche Mittel erzeugt und befestigt, bleibenden Umgestaltungen zum Grunde liegen, zumal wenn sie den Gegenstand der innersten Ueberzeugung des Menschen, seine Religion, betreffen. Hierzu genügen keineswegs die Gesinnungen eines weisen Fürsten und eines frommen Bischofs, sie verschwinden in der Geschichte als einzelne Denkmale ihrer Zeit und Umgebung, nicht ohne Spur ihres Daseins, aber ohne lebendige Frucht für die bürgerliche Gesellschaft.

Ricci trug sein Schicksal mit Ergebung und Geduld, schwieg über Kirchenveränderungen und ermahnte zur Festhaltung am katholischen Glauben. Manche Pfarrer widerriefen und verdammten aus Schwäche ihre früher vorgetragenen Lehrsätze, bereuten dann diesen Schritt und nahmen ihn zurück, welches Letztere dem Bischof Freude machte. Was in Pistoja geschehen und dort in unruhigen Bewegungen sich

Digitized by Google

fortsetzte, geschah bald in ganz Toscana; eine katholische Engländerin bot dem Bischof Geld und Empfehlungen zur Flucht; er wünschte lieber auf seinem Landhause in der Provinz Chianti zu bleiben. Der Kaiser Leopold schien geneigt, mit Strenge einzuschreiten, verhehlte aber nicht das Unzureichende, weil er seinem Sohne Ferdinand die Regierung von Toscana abgetreten.

Schon ward der neue Landesherr erwartet, und zwar in Begleitung Leopolds. Die Feinde Ricci's foderten seine Absetzung, allein die Regentschaft scheute sich und verlangte, er solle nach Pistoja zurückkehren. Er antwortete: „man müsse ihm dies möglich machen; zumal von Religionsfreiheit des Volks gesprochen worden, er selber seinen Meinungen treu geblieben, und die bloße Nachricht seines Wiederkommens in Pistoja große Bewegungen verursache". Der Kaiser erschien im April 1791, und Bittschriften genug gegen den Bischof wurden ihm eingereicht; allein er empfing diesen gütig, versprach Schutz, werde Alles für ihn thun, hoffe günstigen Ausgang, redete dann von den Unruhen in den Erbstaaten Oestreichs, von denen in Frankreich, von seinen Besorgnissen für die königliche Familie, besonders für seine Schwester, die Königin, zeigte überhaupt während der ganzen Unterredung so viel Unruhe und Aengstlichkeit, daß Ricci an ihm nicht mehr das kräftige Wohlbefinden, den gewohnten Muth und die trefflichen Eigenschaften von vormals fand. Gleichfalls der neue Fürst Ferdinand III. gab dem Prälaten Versicherungen seiner Achtung, hörte dessen Klagen und versprach Schutz. Dennoch hatte man beschlossen, die allgemeine Ruhe durch Entlassung des Bischofs zu erkaufen, und Leopold äußerte sich darüber deutlich genug in der letzten Zusammenkunft, wobei er ebenso unruhig wie das erstemal erschien und den Vorwurf zu fürchten gestand, Ricci aufgegeben zu haben.

Nach Abreise des Kaisers war die Regierung mehr als je entschlossen, dem Volk Alles zu bewilligen, damit keine Unruhen entständen. Sie hörten auf in Pistoja, sobald der neue Großherzog dem dortigen Magistrat einige Verweise gab. Ricci ward gefragt, was er zu thun denke, er wußte, man rechne auf seine Entlassung, und antwortete: „Alles sei dem Fürsten anheimgestellt, er fürchte blos den Vorwurf des Eigennutzes, wolle kein Hinderniß der öffentlichen Ruhe sein, bringe freudig ein nothwendiges Opfer". Der Großherzog sandte ihm hierauf eine Formel zur Amtsentsagung, die er mit wenigen Abänderungen unterschrieb und auch dem Papst

Digitized by Google

einreichte. Hierauf erhielt er von der Regierung einen lebenslänglichen Gehalt, und der Papst schrieb freundlich, ohne Aeußerungen von Unwillen. Viele Glieder seines Kirchsprengels erinnerten sich jetzt seiner Eigenschaften und bezeigten ihr Beileid. Doch ward ein Abschiedsschreiben an den Sprengel unterdrückt, damit der Bischof nicht als Märtyrer erscheine. Leopold wünschte ihm Glück in einem höchst schmeichelhaften Schreiben.

Auf seinem Landhause lebte nun der Entlassene, zurückgezogen von der Welt; was man ihm an Ehrenbezeigungen für seinen Gehorsam zugesagt, ward vergessen. Auch wachte der Verfolgungsgeist nicht mehr gegen das Amt und dessen Führung, sondern gegen die Person, und mit dem Tode Leopolds (1792) wuchs seine Kühnheit.

Mehr lächerlich als gefährlich konnte scheinen, wenn der neue Bischof von Pistoja (Falchi) alle Anhänger seines Vorgängers aus den Klöstern trieb, wenn er einen geheimen Briefwechsel mit demselben voraussetzte, dessen Zweck sei, ihn selber zu verderben und zu vergiften; allein in Rom wurden die Beschlüsse der Synode von Pistoja aufs Neue in Untersuchung gezogen, weil man darin dieselben Grundsätze zu erkennen glaubte, welche in der bürgerlichen Constitution des Klerus durch die französische Nationalversammlung vorkamen, wogegen Papst Pius VI. heftige Schreiben ergehen lassen. Ja, es hatten Freunde aus Frankreich bei Ricci angefragt über jene bürgerliche Verfassung des Klerus, über den verlangten Priestereid, über das Ansehen der vereidigten Priester, und er hatte vertraulich geantwortet: „die höchste Gewalt dürfe einen Schwur der Treue von allen Unterthanen fodern, die Einrichtung in Frankreich betreffe nur die äußere, von der weltlichen Macht abhängige Kirchenverfassung und zeitliche Güter; jeder besondere Bischof sei zugleich Vorstand der ganzen Kirche, und man habe ihm der bessern Ordnung wegen erst späterhin einen bestimmten Sprengel angewiesen, die christliche Liebe sei das Grundgesetz der Kirche, man müsse Spaltung vermeiden und der eingesetzten Macht Gehorsam leisten, die äußere Kircheneinrichtung sei ihrer Natur nach wandelbar und auch von jeher so beurtheilt". Er schrieb dies ohne Scheu, obwol er wußte, daß der heilige Stuhl alle Gemeinschaft mit den vereidigten Priestern aufgehoben und die französische Regierung ihnen jede Verbindung mit dem Papst untersagt hatte. Der Brief ward durch Abschriften bekannt, ward gelobt und abgedruckt in französischen Zeitschriften; in Italien aber sah man darin Verbrechen der beleidigten gött-

Digitized by Google

lichen und menschlichen Majestät, vielfache Spuren umwälzender Grundsätze und Gottlosigkeit. Ricci erfuhr es, rechtfertigte sich blos mündlich gegen seine Freunde, galt aber seitdem entschieden als ein gefährlicher Mensch, als Franzosenfreund und Jakobiner.

Sehr bald erschien eine Vorladung nach Rom (April 1794); der Papst wolle gnädig seine Vertheidigung hören, bevor er verdamme. Ricci sandte dies mit Auseinandersetzung der Verhältnisse an den Großherzog Ferdinand. Dieser wünschte Ruhe und Vermeidung des Aufsehens, verbot dem Bischofe alle weitere Antwort, außer: „sein Gesundheitszustand erlaube ihm nicht, nach Rom zu gehen, er sei dem heiligen Stuhl vollkommen ergeben, habe immer aus den reinsten Absichten gehandelt, die Verdammung der Synode von Pistoja sei überflüssig, da nichts von ihr in Kraft geblieben und der neue Bischof sie dort gänzlich in Vergessenheit gebracht". Auch hätte wol der römische Hof einer vor 8 Jahren gehaltenen Synode sich kaum erinnert, wenn man nicht in Spanien ihre Beschlüsse für gewisse Reformen brauchen wollen. Daher erschien ohne Weiteres (August 1794) die Verdammungsbulle Auctorem fidei. Nichts darüber ward dem Verdammten mitgetheilt, nichts der Geistlichkeit von Pistoja, nichts dem Großherzoge. Ricci erklärte dem Letztern, daß er schweigen wolle ohne weitern Befehl der Regierung. Ferdinand billigte dies und verbot die Bulle in Toscana. Sie machte für den Augenblick wenig Eindruck, denn die Gemüther waren mit größern Ereignissen beschäftigt; sie ward unterdrückt in Neapel, Turin, Venedig, Mailand, in Spanien, Deutschland, Frankreich, selbst in Rom ward wenig davon gehört. Nur im Verborgenen verbreitete man sie unter den toscanischen Bischöfen, insonderheit verlangte Ricci's Nachfolger ihre Annahme, ließ sie in den Schulen als Glaubensregel vortragen und Beichtiger vor der Absolution darauf Rücksicht nehmen. Ricci fand, man habe die Sätze nur mit Einschränkungen, in einem gewissen Sinne verdammt, der Sinn sei falsch, und er selber verwerfe was die Bulle verdamme. Sogar erschienen in Brüssel, in Lugano Schutzschriften seiner Lehre, und als Toscana einen Vertrag mit der französischen Republik und der großen Nation schloß, wagte selbst in Florenz Niemand, darüber abzusprechen.

Alle Aufregung Italiens wandte sich in dieser Zeit gegen die Franzosen und ihre siegreichen Heere. Wunder geschahen, besonders Augenverdrehungen der Madonnenbilder, ver-

trocknete Blumen erblühten frisch vor einem Bildniß der heiligen Jungfrau in Florenz, der Erzbischof ließ es in feierlichem Zuge nach der Hauptkirche bringen. Rom unterlag indeß französischen Waffen, ward eine Republik, der Papst lebte in Gefangenschaft, Toscana ward besetzt (März 1799). Ricci entzog sich allen Parteien und arbeitete auf seinem Landhause an einer Lebensbeschreibung der heiligen Katharina von Ricci, seiner Verwandten. Nur war er gerade in Florenz anwesend, als die Franzosen einrückten, und mußte wider Willen Zeuge der Vorgänge werden.

Die damalige Schwäche französischer Heere in Italien hatte zu manchen unbedeutenden Aufständen Veranlassung gegeben. Bedeutsamer empörte sich Arezzo, der heilige Eifer des bewaffneten Volks erklärte eine wunderthätige Madonna zur Anführerin gegen die Franzosen. Letztere zogen sich zurück, Madonna erschien (7. Juli 1799), begleitet von Geistlichen, Schleichhändlern und vielem Gesindel; Alle trugen ihr Bildniß, selbst der britische Minister Windham und seine Freundin, die sogenannte Generalin Mari, waren damit geschmückt. Man rieth dem Ricci zur Flucht, allein er fürchtete für seine Familie und Güter, wollte einer Partei nicht angehören, die viele zweideutige Menschen zählte, hoffte, wegen Entfernung von allen Geschäften, den Feinden der Republicaner zu entgehen. Anfangs verhaftete man blos Anhänger der Franzosen und Demokraten, bald aber auch die Leopoldisten, und Ricci gerieth in Gefahr. Man suchte ihn 2 Mal auf seinem Landhause, der Haufe schwor, ihn ohne Beichte zu tödten, endlich ward er in seiner Wohnung zu Florenz gefunden (11. Juli 1799), von Sbirren ins öffentliche Gefängniß unter die gemeinsten Verbrecher geführt, dann auf wiederholtes Andringen seiner Dienerschaft in die Festung da Basso gebracht. Ricci entwirft ein lebhaftes Bild des Betragens der Sieger, besonders ihrer Verachtung der Religion, für welche sie Waffen ergriffen: Lästerungen und schändliche Reden trafen des Bischofs Ohr, die ihm schrecklicher dünkten als das Gefängniß, hohes Spiel veranlaßte häufigen Zank, Festtage wurden nicht gefeiert, Diebstähle ohne Bedenken verübt, der Name Maria diente dazu als Losungszeichen, leichtsinnige und bübische Mordthaten geschahen, zu welchem Allen Geistliche und Mönche an der Spitze standen.

Persönlich hatten die Aretiner keinen Haß gegen den vormaligen Bischof, von welchem sie kaum reden gehört, auch bekümmerten sie sich bald gar nicht weiter um ihn. Die Einsamkeit des Gefängnisses und ein gewisses Zutrauen, wel-

Digitized by Google

ches der rechtschaffene Mann selten ganz verliert, bewogen Ricci, dem Erzbischof von Florenz und dem Bischof von Fiesole seine Lage zu berichten und zur Theilnahme — wenn auch nur rücksichtlich seines bischöflichen Ranges — aufzufodern. Dem Erzbischof war von Seiten der Senatorialregierung das Schicksal aller verdächtigen und eingezogenen Priester überlassen, und er besuchte den Gefangenen, erklärte ihm: seine Verhaftung sei nicht wegen politischer Meinungen geschehen, sondern wegen seiner Mitwirkung für Leopolds Reformen, worüber das toscanische Volk höchst aufgebracht sei; rieth dann, vor Allem die Bulle des Papstes (Auctorem fidei) anzunehmen, welche in der gesammten katholischen Welt gelte, und hierdurch den Anstoß zu heben, welchen das Concilium von Pistoja verursacht. Bei einem zweiten Besuch änderte sich die Sprache, Martini redete mit scheinbarer Milde und Theilnahme, äußerte sogar, daß man in der Verdammung der Synode von Pistoja heftig zu Werke gegangen. Dies vollendete den Eindruck auf das Gemüth des Gefangenen, der schon von Schilderung allgemeiner Feindschaft gegen sich erschüttert worden und kein Ende seiner Leiden sah; er schrieb dem Erzbischof einen Brief, wie derselbe gewünscht. Allein dessen Freunde und Rathgeber fanden die Ausdrücke zu mild, zu Leopoldisch, und Martini erschien wieder, entwickelnd, warum der Brief nicht genüge. Ricci — um der Plage los zu werden — bat den Erzbischof, selber zu ändern und angemessene Worte zu wählen. Dieser that es, es genügte noch immer nicht, und der Erzbischof entwarf ein drittes Schreiben, welches die reine und einfache Annahme der Bulle enthalten sollte, mit dem Versprechen, nach dem Beispiel Fénélon's die Verdammniß seiner eignen Person und Lehre öffentlich von der Kanzel bekanntzumachen. „Ich sah wol die Schwierigkeit", sagt Ricci, „bei Annahme der Bulle, denn sie beschuldigt die Geistlichkeit eines ganzen Sprengels der Ketzerei, des Abfalls und nie behaupteter Irrthümer. Ich mußte meiner Pflichten gegen Gott, gegen meinen Fürsten und gegen mich selbst gedenken. Wie konnte ich nun eine solche Bulle annehmen? Fénélon's Lage war ganz anders, man hatte seine Vertheidigung gehört, er genoß noch sichtbaren Schutz, seine Gegner waren angesehene Leute und von der öffentlichen Meinung geachtet. Dennoch waren Bossuet und andere damalige gelehrte Männer nicht sonderlich über die scheinbare Unterwerfung erbaut, mußten sich aber zufrieden geben, weil die mächtigen Jesuiten Fénélon unterstützten. Eine ähnliche

Rolle wollte man mich spielen lassen". — Demungeachtet, nach langem Schwanken, entschloß sich Ricci für den Vorschlag des Erzbischofs, mit dem Trost, daß doch die Bulle nicht eigentlich die Synode von Pistoja verdamme, sondern nur Sätze, welche in den Beschlüssen derselben aktengemäß nicht vorkommen. Er unterzeichnete einen Brief des Inhalts: „er wolle ganz Toscana ein Beispiel seines Gehorsams gegen den heiligen Stuhl geben, hätte die Bulle schon längst angenommen, wenn sie ihm amtlich bekannt geworden wäre, habe seinen französischen Freunden nur im Vertrauen geschrieben über gewisse Anfragen, welche keineswegs die gesammte bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit, sondern die Verhältnisse einzelner Personen betroffen, und habe die Absicht gehabt, sie zu beruhigen". In einem Briefe an den Papst stand: „Ricci nehme Alles an was die römische Kirche annehme, und verwerfe was sie verwerfe, also verdamme er auch Alles, was die Synode von Pistoja und seine eignen Schriften gegen die reine katholische Lehre enthalten möchten."

Sowol der Biograph des Prälaten als der Herausgeber seiner Denkwürdigkeiten suchen die sichtbare Charakterschwäche dieser Entschließung zu entschuldigen. Ricci sei Gefangener gewesen, Toscana in Unruhe und Verwirrung, alle nicht abschwörende Geistliche seien ohne Weiteres durch die schwarze Kammer, einen Ausschuß der Aretiner, verhaftet oder verjagt worden, sein Muth sei gebrochen gewesen, ihm hätten rathgebende Freunde und Bücher gemangelt, das schlaue Benehmen des Erzbischofs habe ihn verleitet. Wir wollen noch hinzufügen, daß ein Bischof vermöge seiner ganzen Geistesbildung schwer die Kühnheit gewinnt, sich vom Zusammenhange mit der bestehenden Kirchenherrschaft loszusagen, daß er, bei allem Verbesserungseifer, stets vor solchem Ziel erschrickt, und sobald es zum Aeußersten kommt, lieber sich selbst in christlicher Demuth anklagt und verdammt, als die bisherige Stütze seines ganzen religiösen Glaubens und seiner frommen Hoffnungen wegschleudert, wodurch wir auch in neuern Zeiten, bei weit geringerer Dringlichkeit, manchen Widerruf erleuchteter katholischer Geistlichen und einen Gegensatz ihres spätern Benehmens und Lehrens mit frühern Ueberzeugungen haben eintreten sehen. Groß und rühmlich darf eine solche Handlungsweise nicht genannt werden, aber volle Schande scheint ihr nicht allemal zu gebühren, und die im leidenden Gehorsam sich offenbarende Selbstverleugnung erwirbt ihr, unterstützt von anderweitigen lobenswürdigen Ei-

Digitized by Google

genschaften und Abwesenheit schimpflicher Heuchelei, den Werth einer matten Tugend.

Vergebens jedoch hofft den Gegner zu entwaffnen, wer seine Waffen weggibt und keines fremden ihm Schonung erwerbenden Schutzes genießt. Kaum zeigte der Erzbischof die Unterwerfungsbriefe Andern, mit Aeußerungen über ihre Bedeutsamkeit, als man ihn tadelte: er sei zu weit gegangen, habe dem eingesperrten Bischof versprochen, was gar nicht von ihm abhänge, der Papst werde verächtlich eine solche unzureichende und wenig aufrichtige Erklärung abweisen, es dürfe überhaupt Niemand mit dieser Unterhandlung ohne besondern Auftrag oder mindestens ohne Erlaubniß des heiligen Stuhls sich befassen, der Papst werde unstreitig die Zuziehung seines Nuntius und eine feierliche öffentliche Abschwörung gewollt haben, ja Martini, indem er einen so mannichfach verdächtigen Bischof begünstige, mache sich selbst verdächtig und werde als geheimer Anhänger gehaßter und verdammter Lehrsätze bei dem Volke gelten. Der wankelmüthige Erzbischof wich diesen Betrachtungen, unterließ fortan jede Theilnahme an der Sache, sandte nicht dem Papst jenen an ihn gerichteten Brief und besuchte den Gefangenen nicht mehr. So blieb dieser etwa einen Monat in der Festung, leidend, gedemüthigt von allen Seiten, der Almosenier des Gefängnisses wollte seine Beichte nicht hören, kaum ward ihm nach vielen Schwierigkeiten verstattet, Messe zu lesen.

Inzwischen misfielen der deutschen Partei und ihrem Heer die Unordnungen der Aretiner. General Klenau befahl ihren Abzug von Florenz zur Belagerung von Perusa. Fast entstand darüber Aufruhr, denn die Banden wollten, zum Ersatz für die Schonung von Florenz, das Judenviertel, den Ghetto, plündern, beriefen sich auf deshalb gemachte Versprechungen, wollten in den Städten bleiben, weil sie im freien Felde unbrauchbar seien, wurden kaum beruhigt durch eine große von den Juden gezahlte Summe und zogen endlich ab mit Murren über die Oestreicher sammt Drohungen, sie aus Toscana zu vertreiben. Der bisherige Befehlshaber der Feste, wo Ricci saß, gab diesem vorher die Freiheit. Ricci war krank und ging gleich nach seiner Wiederherstellung zum Erzbischof, der sich einer vom Senat erhaltenen unumschränkten Vollmacht über verhaftete Geistliche und Laien rühmte und bald hernach erklärte: „das Volk sei mit Ricci's Freilassung unzufrieden, er müsse in ein Kloster gehen, dessen Wahl ihm freistünde"; vergebens wünschte Ricci den Befehl des Senats vorgelegt, er mußte gehorchen. Die

Väter der Mission wollten ihn nicht aufnehmen, er entschied darauf für das Dominicanerkloster von St.=Marcus.

Bei diesen unerbittlichen Feinden erwarteten ihn neue Plagen. Der damalige Superior, Pater Bardani, behandelte ihn als einen Gefangenen der Inquisition, gab ihm eine elende Zelle zur Wohnung, ließ ihn an allen Bequemlichkeiten Mangel leiden. Die Mönche flohen den neuen Gast als einen von der Kirche Ausgestoßenen, erschienen nie bei seiner Messe, deren Haltung man ihm nur in einer Privatkapelle, nicht in der Kirche, gestattete. Bardani drang mit den wunderlichsten Gründen auf Abschwörung, und der Bischof befreite sich nur von dieser Zudringlichkeit durch die Versicherung, er sei mit dem Erzbischofe einig. Dieser besuchte ihn bald darauf und versprach, seinen Brief an den Papst abzusenden, welches durch einen Erjesuiten nach Frankreich geschah, wo Pius VI. damals lebte. Der Erjesuit, dessen Name verschwiegen wird, hatte mancherlei Einfluß auch bei den Franzosen und schien dadurch ein günstiger Vermittler. Bardani fürchtete die Folgen und stellte dem Erzbischofe vor, wie ungenügend die Erklärungen Ricci's seien, wie Niemand außer dem Nuntius oder einem besonders Bevollmächtigten in der Sache handeln dürfe. Martini gerieth in Schrecken, versprach, seinen Collegen nicht wiederzusehen, hielt Wort und redete seitdem ganz wie Bardani. Sogar wußte dieser Mönch jenen Erjesuiten bei den Oestreichern anzuschwärzen, er ward in Bologna als Spion verhaftet und seiner Papiere beraubt.

Um diese Zeit starb Pius VI. Erzbischof Martini rieth, an den künftigen Papst zu schreiben, auf Bardani's Betrieb mischte sich der Nuntius in die Sache, war aber beleidigt über die Schritte des Erzbischofs, und dieser über die Theilnahme des Nuntius. Durch Ungewißheit über sein Schicksal und schlechte Behandlung im Kloster ward Ricci krank, und dessen Freunde baten den Erzbischof um Freilassung. Dieser verwies an den Senat, der Senat an ihn. Ricci litt ergeben, las Messe in derselben Kapelle, wo Savonarola sie gelesen, und ward von dem Schicksal dieses Märtyrers erbaut, „um so mehr", sagt er, „weil meine Familie stets diesen treuen Diener Gottes hochschätzte, besonders auch die heilige Katharina de Ricci, welche durch seine Fürbitte, laut dem Zeugniß Benedicts XIV., von einer sehr schweren Krankheit geheilt wurde". Suchte Ricci Trost bei den Kirchenvätern in der Klosterbibliothek, so machten ihm die Mönche solches zum Verbrechen; selbst sein eigner Bruder, Senator Friedrich, der damals großen Einfluß hatte, entzog ihm bis

Ausgang der Sache den vom Großherzoge einst angewiesenen Jahrgehalt.

So viele Kränkungen brachten unsern Bischof in einen Gesundheitszustand, der für sein Leben fürchten ließ. Die Aerzte verlangten vom Senat Luftveränderung auf einem Landhause. Der Senat erwiderte, von ihm sei kein Haftbefehl gegeben; der Erzbischof wies die Aerzte wieder an den Senat, weil der Gefangene revolutionnairer Grundsätze beschuldigt sei, obgleich er selbst einst erklärte, Politisches habe an dessen Schicksal keinen Theil. Ricci klagt sehr über diese Widersprüche der Ungerechtigkeit. Sein Bruder wollte vor Erlaubniß des Landaufenthalts erst alle schwebende Prozesse verdächtiger Personen durchgesehen wissen, deren über 30,000 waren. Andere dachten milder, und die schwarze Kammer erlaubte dem Bischof Aufenthalt in seinem Landhause, unter Bedingung, Niemandem zu schreiben und sich auf das erste Ansuchen des Senats sogleich als Gefangener zu stellen.

Ricci genas schnell auf dem Lande, verhandelte wieder mit dem Erzbischofe, der an den künftigen Papst verwies (1799). Kein Mensch besuchte ihn, zu Florenz ward ein politischer Prozeß eingeleitet; aus Mangel an wahren Zeugen erschienen falsche. Dennoch erhellte seine Unschuld, und man ließ die Sache ruhen.

Sobald Pius VII. zum Papst gewählt worden, faßte Ricci gute Hoffnung, denn Jener hatte als Bischof von Imola und als Cardinal viel Mäßigung und vorurtheillose Frömmigkeit bewiesen; er schrieb also einen Brief voll Versicherungen seiner Ergebenheit gegen den heiligen Stuhl und seiner Rechtgläubigkeit ungeachtet aller Verleumdungen (29. März 1800). Consalvi, damaliger Staatssecretair, meldete den richtigen Empfang; allein binnen 6 Monaten kam keine Antwort. Während dieser Zeit waren die Gegner geschäftig, und endlich brachte der Secretair des päpstlichen Nuntius in Florenz ein Antwortschreiben (vom 26. Sept.): „der Papst verlange aufrichtiges Bekenntniß der in Büchern und durch die Synode von Pistoja verbreiteten Irrthümer; ganz schlichte und einfache Anerkennung der Bulle Auctorem fidei, mit Unterwerfung des Herzens und Geistes; Widerruf aller Befehle und Verfügungen, welche der herkömmlichen Kirchenordnung zuwiderliefen, sowie Zurücknahme aller zu Pistoja und Prato vorgenommenen Neuerungen; endlich förmliche Sühne des seit so vielen Jahren durch Verbreitung schädlicher und verbotener Schriften gegebenen Aergernisses, worüber noch gar kein öffentliches Zeugniß der Reue vor-

liege". Im Fall des Ungehorsams ward mit Auslieferung nach Rom und lebenslänglicher Einsperrung in der Engelsburg gedroht, wozu die Regentschaft in Florenz sich bereit zeigte.

Zum Verdammen und Widerrufen aller seiner bischöflichen Wirksamkeit hielt Ricci sich unbefugt, weil er niemals ohne ausdrückliche Erlaubniß des Fürsten und meistens auf dessen Befehl gehandelt hatte. Er äußerte diese Bedenklichkeit der Regentschaft und bat sie um Ermächtigung zur feierlichen Verdammniß aller in Toscana noch geltenden Gesetze und Verordnungen des vorigen Fürsten. Die Regentschaft verbot ihm jeden weitern Schritt, bevor der Großherzog entschieden, es kam aber nicht zur Entscheidung. Vielmehr hatte Ricci sich gegen neue politische Anklagen zu rechtfertigen: er habe während der Errichtung des Freiheitsbaumes in Florenz mit einem weißen Schnupftuch aus dem Fenster gewinkt, habe einem florentinischen Clubb das Bildniß Macchiavellis geschenkt, mit dem französischen Commissair Salicetti die Volksherrschaft in Toscana vorbereitet, mit dem französischen Gesandten Reinhard Freundschaft geschlossen, mit den französischen Revolutionsmännern Briefe gewechselt, sei überhaupt ein Jansenist. Ricci leugnete alle diese Beschuldigungen, verlangte seine Freiheit nach 15monatlicher unrechtmäßiger Haft, sammt Entschädigung für seine Einbuße an gutem Ruf und Vermögensbesitz. Inzwischen gab er auf Andringen des Nuntius eine schlichte Versicherung seines Gehorsams und seiner Ergebenheit gegen den Papst, womit man zufrieden schien. Die Wiederkehr der Franzosen nach Florenz verscheuchte darauf den Nuntius, dessen Anhänger und die Regentschaft. Der General Miollis ordnete eine neue Regierung, verbrannte, zur Vermeidung rachsüchtiger Gegenwirkungen, die Papiere von etwa 30,000 anhängigen Prozessen und ließ dem Bischofe die Ungültigkeit der gegen ihn erhobenen Anklagen förmlich bezeigen. Nun erst hielt dieser die Pforten des Gefängnisses für geöffnet und wäre aufs Land gezogen, wenn er nicht dem neuen von der französischen Republik ernannten König von Hetrurien seine Aufwartung hätte machen wollen.

„König Ludwig I.", sagt Ricci, „erzogen von einem erleuchteten Capuziner, dem nachherigen Bischof Turchi von Parma, mußte in Spanien, wo es an ausgezeichneten Männern nicht fehlt, gute Einsichten gewonnen haben; allein er ward geleitet von den Grafen Ventura und Salvatico. Letzterer, ohne eben böse zu sein, war sehr unwissend, ließ sich

Digitized by Google

von Mönchen und dem Nuntius lenken, ihn unterstützte der Capuzinerbischof Turchi, ein ehrgeiziger und unzuverlässiger Mann". Der neue Hof meinte, in Toscana ein Land der Ungläubigen zu betreten, und als Ricci um Vorlassung bei dem König ersuchte, fragte dieser: „ob es der Ketzer Ricci sei". Die Vorlassung ward abgeschlagen. Alle frühern Ansichten kehrten wieder, der Nuntius verlangte gebieterisch Ricci's Widerruf, die Regierung entwarf einen Plan zur Glaubensinquisition nach Art der spanischen. Nur der französische Gesandte in Florenz hemmte in etwas den Fortgang solcher Maßregeln. Inzwischen konnte er die Bekanntmachung eines Gesetzes nicht verhindern (15. April 1802), welches alle und jede neuere geistliche Verordnungen aufhob, dem Fürsten allen Einfluß auf die Geistlichen und ihre Güter nahm, alle Reformen für ungesetzlich und ketzerisch und das vormalige Großherzogthum im Zustand der Excommunication erklärte, für deren Aufhebung der König sorgen wolle, ja den Gerichtshof der Inquisition wiederherstellte.

Groß war der Schrecken über ein solches Gesetz, die Gesandten Frankreichs und Spaniens erhoben sich dagegen, allein der Schlag war geschehen, es gerieth blos in Vergessenheit. Bald darauf starben die Hauptstützen des Fanatismus, der Herzog von Parma, der Bischof Turchi, König Ludwig von Hetrurien (27. März 1803), und Marie Louise ward Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes. Sie war „ohne Erfahrung, leicht und frömmelnd", sagt Ricci's Biograph, und abhängig vom alten Ministerium und dem Nuntius; diese wollten in Florenz eine katholische Akademie zur Erhaltung der Reinheit des Glaubens stiften und wählten die Mitglieder unter den Feinden von Leopolds Reformen. Ricci entging nur durch ein Wunder drohenden Gefahren und meinte dies dem Schutz der heiligen Katharina zu verdanken, deren Verehrung er sonach möglichst zu befördern strebte.

Besser als alles Andere wirkte Letzteres auf Marie Louise. Sie faßte eine vortheilhaftere Meinung vom Bischof, hielt ihn nicht für ganz verloren, seine Ausgleichung mit dem Papst für nicht unmöglich und ließ in mehren Nonnenklöstern Gebete halten für die Bekehrung des ketzerischen Mannes, bewog auch den Papst, bei seiner Reise nach Frankreich zur Krönung Napoleons, über Florenz zu gehen. Als der Papst davon einer östreichischen damals in Rom lebenden Erzherzogin erzählte, soll diese (19. Okt. 1804) an Ricci, wie sein Biograph angibt, geschrieben haben: „ihr Vater Leo-

pold habe viel Dinge gegen die Religion unternommen, wofür er jetzt gerichtet sein werde; er, der Bischof, müsse förmlich, öffentlich und aufrichtig widerrufen, um den Zorn Gottes zu versöhnen, und wenn er dies unterlasse, käme er in die Hölle, ja nicht blos in eine einzige Hölle, sondern in ebenso viel Höllen, als er Personen auf der Erde zum Irrthum verleitet habe". Er solle daher bei nächster Gelegenheit sich dem Papst zu Füßen werfen und seinen Brief in der Hand halten.

Wirklich hoffte Ricci durch persönliche Zusammenkunft leichtere Aussöhnung mit dem Papst als durch alle bisherige Vermittler. Pius VII. hatte den Ruf eines friedliebenden, christlichgesinnten Mannes, der das wahre Beste der Kirche wolle, und dieses in den Unterhandlungen mit Frankreich bewiesen. Nur hielt es schwer, vorgelassen zu werden, und Pius wohnte im Palast der Königin, bei welcher gleichfalls der Bischof nie gewesen. Endlich versprach ihm Cardinal Fesch eine Vorlassung, als der Papst wegen Ausbruch des gelben Fiebers in Livorno schnell nach Frankreich reiste. Ricci schrieb nun nach Paris, auf den Rath des Cardinals, betheuerte wiederholt seine Ergebenheit gegen den heiligen Stuhl, reine Absichten bei den Reformen, und daß er in Eintracht mit der Kirche, worin er gelebt, sterben wolle. Der Papst antwortete nicht, sondern hatte sich vorgenommen, die Sache auf der Rückreise zu endigen, gab dem Bischof davon Nachricht, welchem die Königin von Hetrurien ihre Theilnahme bezeigen ließ, und der ihr bei einer persönlichen Aufwartung dafür dankte. Seine guten Hoffnungen stiegen, weil der Papst damals in Paris unter milden Formen die constitutionnellen Priester wieder aufnahm, deren Angelegenheit viel Aehnliches mit der Synode von Pistoja hatte.

Der Papst kam zurück am 6. Mai 1805. Drei Tage nach seiner Ankunft, am Vorabend der Abreise, ließ er durch Fenaja, den Vicarius des Bischofs, diesem wissen, wie sehr er ihn zu umarmen wünsche, unter Bedingung des Unterzeichnens beikommender Erklärung:

„daß der Unterzeichnete offen und einfach mit Herz und Geist alle apostolische Verordnungen gegen Bajus, Jansenius und Quesnel seit Pius V. bis jetzt annehme, namentlich die Bulle Auctorem fidei, worin 85 Sätze der von ihm gehaltenen Synode von Pistoja verdammt seien; daß er diese Sätze in demselben Sinn und derselben Beschaffenheit verdamme, womit sie in der Bulle bezeichnet

wären, und endlich, um das gegebene Aergerniß gut zu machen, Oeffentlichkeit gegenwärtiger Erklärung wünsche".

Ricci war im höchsten Grade bestürzt. Die Zeit drängte, kein Freund war zu fragen, keine Erörterung mehr möglich, der Vicar ließ ihm die Wahl, zu gehorchen, oder vom Papste ganz aufgegeben zu werden. Nach einigen Stunden des Schwankens und großer Angst entschloß sich der Bischof, auf Zureden der einzig gegenwärtigen Freunde, des Canonicus Palmiri und des Abts Fontani — er selbst war außer Fassung — zu unterzeichnen. „Seine Meinungen blieben wol dieselben, trotz der öffentlichen Aenderung, welche ihm weder Stellen noch Ehrenzeichen verschaffte, sondern die Achtung achtbarer Männer verringerte, das eigne Gewissen verletzte und nur den Trost verstattete, er müsse um jeden Preis kein Anlaß der Zwietracht für die Kirche, wie des Aergernisses für die Schwachen bleiben, und die christliche Demuth sei eine Tugend. Auch hatte ja der fromme und gelehrte Bajus ein gleiches Beispiel der Unterwerfung gegeben. Außerdem wäre er auch, wie Fenaja fallen ließ, nach Rom gebracht und als ein verstockter aussätziger Mensch behandelt worden". So schreibt der Herausgeber unserer vorliegenden Denkwürdigkeiten.

Gleich nach der Unterzeichnung führte man den Bischof zum Papst, der ihn voll Güte und Zärtlichkeit empfing. Ricci betheuerte die Reinheit seiner Absichten in seinem ganzen Betragen und auch bei der Synode von Pistoja; der Papst antwortete: „dies sei überflüssig, er sei davon vollkommen überzeugt, Niemand dürfe über das Innere absprechen, und wenn der Bischof stets katholisch gesinnt gewesen zu sein behaupte, könne Niemand daran zweifeln, er selbst, der Papst, werde fortan die Rechtgläubigkeit und Ehre Ricci's stets in Schutz nehmen". Hiernächst traten die Königin von Hetrurien und der Beichtvater Sr. Heiligkeit Menocchio ins Zimmer, wünschten Glück zur Aussöhnung, und Letzterer äußerte, die Synode von Pistoja sei Ursache aller Revolutionen in Europa, weswegen der Bischof sehr gut gethan, sie zu verdammen. Dieser Beichtvater galt als ein Heiliger und Wunderthäter.

Der Biograph und Freund Ricci's erwähnt noch besonderer Gründe, welche den Entschluß zur Unterwerfung herbeiführten. „Einmal wollte sich der fromme Mann vom Vorwurf der Ketzerei befreien, der unauslöschlich blieb, sobald er die Auffoderung des Papstes, welchem ganz Florenz hul-

digte, zurückwies; dann drängte ihn die regierende Königin, welche Werth auf ihre Vermittelung legte, der Papst selber hatte das Mittel vorgeschlagen, und es war ja nur ein Zeugniß des Gehorsams ohne Antastung des Glaubens; ferner ward blos den ganz veränderten Umständen nachgegeben; es schien zweckwidrig, langwierige Untersuchungen zu veranlassen; selbst Bajus und Jansenius hatten ein Aehnliches gethan". — Dem sei wie ihm wolle, Ricci empfing die Glückwünsche der Prälaten von Toscana, ward von zahlreichen Stimmen der Gläubigen gepriesen. Er entzog sich ihnen in der Einsamkeit seines Landhauses.

Zwar suchten seitdem manche Gegner, besonders auch Cardinal Consalvi, welche empfindlich sein mochten, daß die Aussöhnung ohne ihren Einfluß geschehen, dem Bischofe Verdruß zu machen; allein der unmittelbare Briefwechsel zwischen ihm und dem Papste vereitelte alle Anschläge, und die öffentliche Meinung hielt ihn jeglichen Bisthums würdig. Manche Briefe aus Toscana und dem Auslande sprachen freilich vom Aufgeben der guten Sache und feiger Zurücknahme seiner Grundsätze. Ricci schwieg, verfaßte Erbauungsschriften, förderte die Andacht der Gläubigen für Katharina von Ricci, „welche so eifrig über das Geheimniß des Leidens Christi nachgesonnen", erhielt vom Papst zum Fest dieser Heiligen vollkommenen Ablaß, ließ kleine Münzen mit deren Bildniß und frommen Inschriften austheilen. Außerdem gab er reichlich Almosen, ungeachtet seine Einkünfte durch Einverleibung Toscana's ins französische Reich (1806) bedeutend litten.

Das Lebensende nahte. Auf seinem Landhause traf den Greis das Uebel der fallenden Sucht, welches anfangs nachließ, dann aber Schwellen der Beine unter großen Schmerzen zur Folge hatte. Mit zunehmender Schwäche stieg seine Frömmigkeit, man sah ihn oft zu den Füßen seines Beichtigers weinen. So lange er konnte, las er mit großer Salbung Messe, pflegte nach der Einsegnung, die Hostie in der Hand, wie verzückt Thränen zu vergießen; überhaupt wurden alle Personen, die während der langen schmerzhaften Krankheit ihn sahen, von seiner Geduld, Ergebung und Sanftmuth erbaut. Man reichte ihm am 18. Jan. 1810 die heiligen Sterbesacramente, und er starb am 27. desselben Monats in der Nacht. Der Leichnam ward mit allen kirchlichen Feierlichkeiten auf seiner Villa Rignana, wie er gewünscht, beerdigt.

Unsern Rückblick auf die Bestrebungen und Schicksale

Digitized by Google

des Mannes begleitet ein Gemisch von Wehmuth; Theilnahme und Bedauerniß, welches zwar immer dem Ausgange menschlicher Lebenstage folgt, hier aber in eigner Art und Weise sich aufdringt. Keine Größe der Gesinnung und der Kraft fesselt unsere Bewunderung, kein Untergang kühnen Muthes und bedeutsamer Schöpfungen erschüttert unser Gemüth, kein schreiender Misbrauch von Gewalt, oder Siegeshohn des Lasters empören unser Rechtsgefühl. Wir sehen einen wohlmeinenden, frommen Hirten katholischer Christenheit zur Abstellung alter Schäden des Klosterunfugs geschäftig, streng das Kirchengebot der Fasten einschärfend; gegen Bilderdienst augenverdrehender Madonnen eifernd und zugleich Verehrung der heiligen Katharina von Ricci empfehlend; den Ueberfluß der Meßaltäre und ihrer Kerzen einschränkend und zugleich mit Inbrunst Messe lesend; Andachtsbücher und Unterricht verbessernd, für Einförmigkeit des Glaubens Synoden versammelnd, und dies Alles im Genuß bischöflicher Würde, unter dem Schutz eines gleichgesinnten Fürsten, wider ohnmächtige Ränke beschränkterer Denkweise. Gesetzt, das Werk wäre vollkommen gelungen, in den Klöstern wäre mehr gelesen, in den Kirchensprengeln mehr gefastet worden, bessere Heiligenbilder und weniger Meßaltäre hätten die Orte der Gottesverehrung geschmückt, erneuerte Andachtsbücher, zweckmäßiger Unterricht und Synodalbeschlüsse hätten Einförmigkeit unter den Gläubigen zu Stande gebracht — was wäre es gewesen für das Heil der Menschheit, für das Wohl europäischer Staaten, für Gesetzgebung, Verfassung und Regierung des gesammten Zustandes der bürgerlichen Gesellschaft? Höchstens ein beschränktes Gut der katholischen Gemeinden von Toscana, ein schönes Beispiel ruhiger, aus dem Kirchenkörper selbst sich entwickelnder Fortschritte zur Gesundheit! Das Werk mislingt, weil es eigenmächtig, ohne Beistimmung der obersten Kirchengewalt unternommen worden, es gilt dadurch als Zeugniß sträflichen Ungehorsams, raubt dem Unternehmer sein geistliches Amt und seine Freiheit. Er ist gewiß zu beklagen, nicht das toscanische Volk, welches kein Gut verloren zu haben wähnt; und das verletzte Ansehen des römischen Stuhls scheint mit Recht Genugthuung fodern zu müssen von seinem Untergebenen, die er selber nicht verweigert, sondern nur die Formen hart findet. Inzwischen ist die Form der Unterwerfung allemal Unterwerfung, und Verzeihung allemal an Reue und Widerruf gebunden, sodaß der Begnadigte, wenn er auch nicht aus bösem Willen fehlte, über unrechtmäßige Zumuthungen

Digitized by Google

kaum Beschwerde führen darf. Sein Loos wird dann keineswegs glänzend oder beneidenswerth sein, ja des Mitleids und einer Thräne würdig, aber nicht des vollen Zorns menschlicher Empfindungen gegen himmelschreiende Mishandlung werth, wovon ganz andere Beispiele in der Geschichte vorkommen.

Wenn Ricci selbst und der Herausgeber seiner Denkwürdigkeiten mit größerer Bitterkeit und Entrüstung über den Gang der Ereignisse urtheilen, so bezieht sich dies auf manches unwürdige Benehmen einiger betheiligten Personen, auf das Verdeckte und Hinterhaltige der Beschuldigungen, auf schlaue Erwartung und vollständige Benutzung günstiger Umstände, endlich auf gänzliche Gleichgültigkeit für jenes Gute, welches durch Abschaffung der Misbräuche zu Stande kommen sollte. Hierin scheint aber weniger ein Urtheil über das besondere Schicksal eines italienischen Bischofs als über das allgemeine Schicksal der Menschheit ausgedrückt, indem einzelne wohlwollende Beförderer des Guten stets Anfeindung, mit schlauer Benutzung der Umstände, zu gewärtigen, und, sobald sie als Gegner irgend einer bestimmten Macht auftreten, von dieser nicht Anerkennung des Werths ihrer Zwecke, sondern Krieg dawider zu erfahren haben. Beleidigte Macht kennt nur Eine Sühne — die Unterwerfung; nur Einen Zweck — die Erhaltung ihrer selbst; nur Ein Gutes — den ungestörten Genuß ihrer Herrschaft.

Digitized by Google

Freiherr Karl von Zyllnhardt,

großherzoglich badischer Staatsrath und Präsident des Justizministeriums und der Gesetzgebungscommission, in seinem Leben und Wirken dargestellt von

Freiherrn von Weiler,

großherzoglich badischem Oberhofgerichtsrathe und Mitgliede der Gesetzgebungscommission. *)

„Clarorum virorum facta moresque posteris tradere antiquitus usitatum".
Taciti Agricola.

Karl Freiherr von Zyllnhardt war nicht nur durch seine Stellung im Staatsdienste als Chef des Justizministeriums ausgezeichnet, sondern er vereinigte auch in sich die Eigenschaften, welche ihn zum allgemein geachteten Manne machten. Er gehört zu der Reihe bedeutender Männer, weil sein Wirken in den verschiedenen Lagen seines öffentlichen Geschäftslebens einen nicht gewöhnlichen Grad von Bedeutsamkeit erlangt hat.

Bei Erzählung seiner Lebensgeschichte sei die gewöhnliche Klippe der Biographen, weniger bestimmte Thatsachen aufzuzählen, als in allgemeine Declamationen zu gerathen, vermieden; aus Dem, was er that und was er wirkte, möge das Bild, wie er war, hervorgehen.

Von Zyllnhardt ward geboren in Ludwigsburg den 30. August 1779. Sein Vater war Karl Freiherr von Zylln=

*) Dieser Aufsatz ist auch in Manheim besonders gedruckt ausgegeben worden. Die Red.

Digitized by Google

hardt, von einer adeligen pfälzischen Familie, der als Major im kurpfälzischen Militairdienste stand. Seine Mutter war eine geborene von Roman, von einer würtembergischen adeligen Familie. Früh schon, in seinem vierten Lebensjahre, hatte er seine Mutter verloren; an Leib und Seele glücklich ausgestattet, mit einem warmen weichen Herzen begabt, blieb er in seiner ersten Erziehung seinen mütterlichen Verwandten anvertraut. Sein redlicher, für Recht und Ordnung glühender Vater verließ bald die Militairdienste, um seinen Sohn nach seinem Sinne einfach und unter Abhärtung zu erziehen. Unter den Augen seines Vaters, auf dessen Landgute in Mauer bei Heidelberg, erhielt er durch Privatlehrer den Unterricht in den Vorkenntnissen zu jener Universitätsbildung, die er von dem Jahre 1796 an in Heidelberg und Göttingen sich verschaffte. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien machte er sich in Wezlar mit der Praxis des Reichskammergerichts bekannt.

So ausgerüstet, trat er im Jahre 1801 in den Staatsdienst, zuerst als Accessist bei dem rheinpfälzischen Hofgerichte in Manheim, zu einer Zeit, wo, nach alter Unsitte, noch bei den meisten deutschen Collegien die Theilung in eine adelige und gelehrte Bank bestand.

Von Zyllnhardt's Bildung reichte bereits in die jüngere Zeit, wo der Adel einen seiner Vorzüge darin suchte, in der gelehrten Bildung den andern Ständen nicht nachzustehen. Seine vorzügliche Fähigkeit erhielt in den ersten Jahren seiner Dienstzeit dadurch ihre Anerkennung, daß er im Jahre 1803, als die Rheinpfalz dem Hause Baden zufiel und ein neues Hofgericht gebildet wurde, unter den Wenigen, die von dem vorigen Hofgerichte in das neue übergingen, als Assessor und bald darauf als Justizrath Sitz und Simme darin erhielt. Im Jahre 1807 wurde er nach Karlsruhe als geheimer Legationsrath im auswärtigen Departement berufen. Von nun an war seine Wirksamkeit den Augen der Regierung näher gerückt. Es schien eine Zeitlang ungewiß, welchem Fache der Staatsgeschäfte er sich zuwenden würde. Denn er wechselte in kurzer Zeit in 3 Ministerialdepartements, da er im Jahre 1807 aus dem auswärtigen als geheimer Hofrath zu dem Justizdepartement, und im Jahre 1808 zu dem Ministerium des Innern verpflanzt wurde. Sein richtiger Verstand und die Geradheit seines Charakters blieben sich in jeder Lage gleich, und eben im Jahre 1808 bot sich eine Gelegenheit dar, Beides in hohem Grade zu bewähren.

Es hatte sich um diese Zeit eine Verbindung ganz eig-

Digitized by Google

ner Art gebildet. Ein gewisser St., der im subalternen Staatsdienste stand, übrigens zum Glücksritter Anlage hatte, fühlte sich berufen, im Geheimen eine Opposition gegen das damals hauptsächlich unter der Leitung des nachherigen Herzogs von Dalberg bestandene Ministerium zu bilden. Die Sache war so weit gediehen, daß der Plan zu einer neuen Real- und Personalorganisation bis ins kleinste Detail entworfen, und damit die bedeutendsten Mitglieder des bestehenden Ministeriums entfernt, der französische Beamtenorganismus überall zu Grunde gelegt und eine große Zahl alter und neuer Diener mit ansehnlichen Besoldungen (um deren Quelle man sich wenig kümmerte) angestellt werden sollten. Schon war der Plan seiner Ausführung ganz nahe, als der damalige Erbgroßherzog Karl, schon von seinem Großvater zur Mitregierung berufen, dem Treiben auf die Spur kam und mit aller Energie es unternahm, ein nicht auf geradem Wege zu Stande gebrachtes Werk zu zernichten. Von Zyllnhardt wurde von ihm dazu ausersehen, die Untersuchung zu leiten. Verhältnisse zarter Natur waren hier zu berühren; — ohne sie zu verletzen, sollte Recht und Ordnung wiederhergestellt werden, und es gelang der unermüdeten Thätigkeit des ernannten Commissairs, in wenigen Tagen die Sache so klar ans Licht zu stellen, daß die Schuldigen entfernt und jede Spur ihres Vorhabens vertilgt wurde. Am Ende des nämlichen Jahres 1808 kam er als Vicepräsident zu dem Hofgerichte in Manheim, und von jetzt an hatte seine Wirksamkeit sich wieder dem Justizfache zugewendet, in welchem er noch 20 Jahre, bis zum Ende seines Lebens, so wohlthätig wirkte. Im Jahre 1814 ward er zum Präsidenten desselben Hofgerichts ernannt. Eben als er, geehrt und geliebt von seinen Collegen und Untergebenen, kaum 2 Jahre dieser Stelle vorgestanden war, ereignete sich eine Katastrophe, welche seine Dienstthätigkeit eine Zeitlang unterbrach und ihn dem badischen Staatsdienste für immer zu entfremden drohte.

Durch die wiener Congreßacte war den deutschen Völkern die Versicherung gegeben, constitutionnelle Rechte zu erlangen, und insbesondere auch dem Adel, einen Theil seiner Vorrechte wieder zu erhalten, die in der letzten Zeit untergegangen waren. Ueber die Art und Weise dieser Gewährung konnten die einzelnen Regierungen eine geraume Zeit nicht mit sich einig werden. Was der eine Theil in Vertragsform gewährt haben, und wobei er eigne Beiwirkung geltend machen wollte, das wollte der andere nur als einseitige Bewil-

ligung geben und zur Ausführung bringen. Diesen streitigen Punkt im Auge, hatte der landsässige Adel in dem untern Landestheile von Baden sich geweigert, die wiedergegebenen Rechte des Patronats und des privilegirten Gerichtsstandes anzunehmen und stellte in einer nachdrücklich, aber bescheiden abgefaßten Vorstellung den Satz auf:

„daß der Adel die Verbindung des Regenten und der Unterthanen nur alsdann als gesichert betrachten könne, wenn ein mit dem Regenten abgeschlossener freiwilliger Staatsvertrag die gegenseitigen Rechte und Pflichten festsetzt".

Die Bitte war:

„die Stellvertreter des Volks so schleunig als möglich um die Person des Regenten zu versammeln, damit durch sie die Verhältnisse aller Staatsangehörigen berathen, mit ihnen geordnet, und der Thron durch Grundpfeiler geschützt werde, welche das Glück der jetzigen und kommenden Generation sichern".

Im ähnlichen Sinne waren kurz vorher Adressen in einem Theile von Baden abgefaßt, und von Städten und von dem Landvolke die Unterschriften gesammelt worden. Diese Adressen fanden eine so üble Aufnahme, daß sie, noch ehe es zur Ueberreichung kam, unterdrückt wurden, und ein berühmter Lehrer in Heidelberg, der dabei besonders thätig war, hatte, aus Verdruß über die gegen ihn verhängte Untersuchung, die Universität verlassen, obgleich die Gerichte ihn nicht schuldig erklärt hatten.*)

Nicht abgeschreckt durch diesen ungünstigen Erfolg, übergab der Adel um nämliche Zeit die erwähnte Vorstellung d. d. 31. März 1816, unterzeichnet von 5 Bevollmächtigten des Adels, dem Großherzoge. Die Ueberreichung hatte aber schon wenige Tage darauf die Entlassung dreier jener Bevollmächtigten, welche im badischen Staatsdienste waren, zur Folge. Nun machten es die Vollmachtgeber zur gemeinschaftlichen Sache, sich ihrer Bevollmächtigen anzunehmen. In einer von 26 Adeligen (unter diesen befand sich von Zyllnhardt) unterzeichneten Eingabe d. d. 14. April 1816 wurde der Großherzog gebeten, diejenigen, welche obige Entlassung getroffen hatte, richterlicher Untersuchung und Aburtheilung zu unterwerfen.

Wenn die erste Vorstellung den Unwillen der Regierung

---

*) Vergl. den Art. Martin im 7. Bd. des „Conversations-Lexikons" 7. Aufl. Die Red.

Digitized by Google

erregt hatte, so war es mit dieser zweiten der nämliche Fall. Zwei der Unterzeichneten, welche im badischen Dienste waren, unter diesen von Zyllnhardt, erhielten am 4. Mai 1816 dieser Unterzeichnung wegen ihre Entlassung aus dem badischen Staatsdienste.

Wenn auch darin ein Misverstand gelegen sein mag, daß man auf dem Vertragswege Das erlangen wollte, was die Regierungen durch eigenwillige Gewährung geben wollten und in der Folge wirklich gegeben haben, so war doch jener Misverstand sehr zu entschuldigen, da die Congreßacte die Art des Vollzugs ihrer Zusicherungen unbestimmt gelassen, die Theorie des Contrat social durch die Art und Weise, wie die neuern Constitutionen des Auslandes von der Volksvertretung ausgegangen waren, ihre Bestätigung erhalten zu haben schien, und da 2 benachbarte Staaten, das Königreich Würtemberg und das Großherzogthum Hessen, bald darauf dadurch, daß sie mit ihren Volksvertretern über den Entwurf der Constitution sich ins Benehmen setzten jene Theorie auf deutschem Grund und Boden in Ausführung brachten.

Von Zyllnhardt, der bei dieser Gelegenheit das Opfer der Anhänglichkeit an seine Standesclasse wurde, zeigte sich bei alldedem jetzt und in der ganzen Folge als den wahren Repräsentanten des edelsten Theils des Adels, und bildete sowol durch seine würdevolle Haltung, als durch seinen versöhnenden Charakter ein glücklich vermittelndes Princip. — Auch war er ein Muster für die ganze Classe des Adels, indem er ihm zeigte, auf welchem Wege sich heutzutage der Adel auszeichnen müsse, um die Vorrechte der Geburt zu Rechten zu machen.

Jetzt trat eine kurze Zwischenzeit ein, in welcher er keinen Staatsdienst bekleidete, — in diese Zwischenzeit fällt die gegen Ende des Jahres 1816 unternommene Reise nach Wien und Prag, wo er als Vormund der Grafen von Oberndorf mit Einsicht und Glück die Erbtheilung mit der gräflich von Kollowrath'schen Familie beendigte und durch Beseitigung der vielen Schwierigkeiten, die sich in den Weg gestellt hatten, sich um die Begründung des Wohlstandes seiner Mündel ausgezeichnete Verdienste erwarb. Eine kurze Zeit lang folgte er dem Rufe in den Dienst des Herrn Landgrafen von Hessen-Homburg, wo er an die Spitze der dortigen Staatsverwaltung trat. — Seinem Drange, Gutes zu wirken, entsprachen die kleinen Mittel nicht, so sehr ihn auch das Vertrauen des Herrn Landgrafen überall unterstützte. Begleitet

von diesem Vertrauen (in der ganz letzten Zeit noch, während seiner Krankheit, beehrte ihn der damals regierende Landgraf mit einem Besuche auf seinem Gute in Mauer), zog er sich nach Verlauf eines Jahres, im Jahre 1818, in das Privatleben zurück, wo er 2 Jahre auf seinem Gute in Mauer sich und seiner Familie lebte.

Der Tag der Genugthuung ging für ihn mit dem Regierungsantritte des jetzigen Großherzogs Ludwig auf; denn schon in den ersten Monaten des Jahres 1819 wurde er zum badischen Staatsrathe und Mitgliede der Gesetzgebungscommission ernannt. Doch diente diese Ernennung vor der Hand mehr zum Zeichen des neu ihm verliehenen Vertrauens, als daß wirkliche Dienstthätigkeit damit verbunden war, — denn die Gesetzgebungscommission war unter ihren damaligen Beziehungen nicht in Wirksamkeit getreten. Bald aber öffnete sich seiner Dienstthätigkeit ein neuer Wirkungskreis. Im April des Jahres 1819 kam die schon von dem vorigen Großherzoge Karl verliehene Constitution in Vollzug. Der erste Landtag wurde eröffnet; von Zyllnhardt wurde von dem Adel des untern Landestheils zum Repräsentanten bei der ersten Kammer erwählt. Diese Stelle bekleidete er bei den Landtagssitzungen vom Jahre 1819 bis zum Jahre 1825. Seine Amtsthätigkeit wurde dabei vorzüglich in Anspruch genommen, da er in den Sitzungen vom Jahre 1819—22 zugleich die Geschäfte als Secretair mit versah. Erst in der zweiten Hälfte der Sitzungen vom Jahre 1822 trat er, wegen inzwischen eingetretener Vermehrung seiner Amtsgeschäfte, vom Secretariate aus.

Hr. von Zyllnhardt war dem constitutionnellen Leben mit ganzer Seele zugethan. Er sah das Repräsentativsystem nicht als eine lästige Form an, in die man sich, da sie einmal besteht, fügen müsse, — sondern es war seine innige Ueberzeugung, daß dem Regenten und seinem Volke durch die Zwischenkunft würdiger Repräsentanten die größte Beruhigung gewährt und das sicherste Bindungsmittel zwischen der Gewalt und dem Gehorsame hergestellt wird. Freimüthig äußerte er sich mehr als einmal, nachdem er schon an die Spitze eines Ministeriums gestellt war, nur in einem constitutionnellen Staate könne man mit Beruhigung und Freude Minister sein. Aber durchdrungen war er zugleich davon, daß die innere Ueberzeugung von Dem, was dem Ganzen wahrhaft gut und gedeihlich ist, die einzige Norm für das Gewissen eines Deputirten sei. Mit großem Leidwesen mußte er wahrnehmen, wie ganz entgegengesetzte Maximen bald im

Digitized by Google

Anfange des constitutionnellen Lebens hervortraten und in immer steigendem Maße in den Kammern Wurzel faßten; wie der unselige Factionengeist, der sich mit der Regierung überall in Opposition setzt, blos um seine einmal angenommene Stellung zu behaupten, auch auf deutschen Boden verpflanzt wurde. Auch war es ihm, dem es so geläufig war, seine Ideen richtig aufzufassen und kurz und bestimmt auszudrücken, ein Greuel, Stunden und Tage lang Zeuge der parlamentarischen Unbehülflichkeit zu sein, womit die Sache, statt klarer zu werden, in neue Verwickelungen gerieth, und wie dem Verlangen eines Jeden, auch seine schönen Worte zur Schau zu stellen, nachgegeben werden mußte.

Man wird sich wundern, ihn selten unter den aufgetretenen Rednern der Kammer zu finden, — aber man wird sehen, daß er überall, wo er auftrat, gediegene Worte sprach und meistens die Sache, von der die Rede war, auf ihren eigentlichen Standpunkt zurückführte. Bemerkenswerth war diese Einwirkung besonders in einer jener Sitzungen vom Jahre 1822, wo die Frage über die Ausgleichung der Kriegslasten in die äußerste Verwickelung gerathen war, und wo er mit der einfachen Bemerkung:

„es müsse entweder Alles oder Nichts ausgeglichen werden",

das Resultat der Discussion herbeiführte. Goldene Worte sind es, die er in der Sitzung vom 9. Juli 1819 sprach, und die die Grundlage seines ganzen landständischen Benehmens bildeten:

„Die Versammlung hat weder Berechtigte, noch Pflichtige einseitig zu vertreten; ihre Pflicht ist es, bestehende Rechte zu schützen, drückende Lasten zu erleichtern, zugleich aber dafür zu sorgen, daß nicht eine noch drückendere an ihre Stelle trete".

Ausgedehnter war seine Wirksamkeit bei dem wichtigen Gesetze über die Verantwortlichkeit der Minister und Mitglieder der obersten Staatsbehörden, worüber er sowol im Jahre 1820 als 1822 Berichtserstatter war. Hier fand er ein weites Feld, seine Ideen über constitutionnelle Pflichten und Rechte zu entwickeln. Er stellt den Satz an die Spitze:

„Es ist anerkannt, daß die Unverletzlichkeit und Unverantwortlichkeit des Regenten im Innersten des monarchischen Princips, die constitutionnelle Verantwortlichkeit der Staatsdiener im Wesen der landständischen Verfassung und noch mehr des eigentlichen Repräsen-

tativsystems gegründet und eine ihrer kräftigsten Garantien ist".

Der Bericht ist eine bündige und folgerechte Durchführung dieser Sätze. Auch war von ihm die Motion ausgegangen, die §§. 60 und 73 der Verfassungsurkunde zu modificiren, wonach der ersten Kammer untersagt ist, die Finanzgesetze mit Verbesserungsvorschlägen an die zweite Kammer zurückzugeben, und wonach die erste Kammer darauf beschränkt ist, über Annahme oder Nichtannahme solcher Gesetze ohne alle Abänderung zu stimmen.

Jene Motion war in der reinen Ueberzeugung begründet, daß die constitutionnelle Einwirkung gerade in Dem, was das populairste Interesse angeht, am wenigsten beschränkt, und das Urtheil hierüber durch die freie Zusammenwirkung beider Kammern möglichst reif gemacht werden sollte. Einstimmig wurde in der Sitzung vom 14. August 1820 beschlossen, die Regierung um Modificirung und Erläuterung jener §§. zu bitten.

In die Zeit seiner landständischen Wirksamkeit fällt zugleich die Berufung von Zyllnhardt's zu einem andern Geschäfte von nicht minderer Bedeutsamkeit, seine Ernennung zum Curator der Universität Heidelberg, welche im April 1821 erfolgte. Bekanntlich war Kotzebue's unglückliches Lebensende die Veranlassung, die deutschen Universitäten unter strengere Aufsicht zu setzen, und die Curatel hatte die Bestimmung, eben diese Aufsicht zu führen, zugleich aber auch das Organ zu sein, um alle Anliegen der Universität bei der Regierung vorzubringen und zu vermitteln. Der Zeitpunkt, in welchem der Freih. von Zyllnhardt dieses Geschäft erhielt, war schwierig. Leicht konnte, wenn von weniger bedeutenden Vorfällen des Aufsehens zu viel gemacht wurde, der Credit der Universität geschwächt, leicht, wenn die Nachsicht zu weit getrieben wurde, neuer Grund gelegt werden, das Universitätswesen in Verdacht zu bringen. Beides wurde glücklich vermieden, indem bei von Zyllnhardt der günstige Umstand vorhanden war, daß er als Curator zugleich am Universitätsorte anwesend war und auf diese Weise die Gelegenheit hatte, täglich mit Professoren und Studirenden sich in Verbindung zu setzen. Treulich benutzte er diese Stellung, indem er auf den guten Ton der Studirenden durch die Einführung mehrer in seinen gesellschaftlichen Umgang einwirkte, seinen versöhnenden und vermittelnden Geist überall geltendmachte und die Anliegen der Universität mit

Digitized by Google

Nachdruck und meistens mit Erfolg unterstützte. Einige der bedeutendsten Lehrer, unter andern Mittermaier und Rau, erhielten auf seinen Vorschlag den Ruf nach Heidelberg. Im ersten Jahre seiner Curatel erschienen die neuen akademischen Gesetze, bei deren Entwurfe er thätig mitwirkte. Ueberhaupt ereignete sich unter seiner Amtsführung nichts von Bedeutung, was auf die öffentliche Ordnung störend einwirkte; vielmehr befestigte sich durch die herrschende Ruhe das Vertrauen wieder, welches kurze Zeit vorher gewichen zu sein schien. Die Universität Heidelberg kam während seiner Curatel sichtbar in größere Aufnahme, ihre Frequenz hatte sich in der kurzen Zeit von 1½ Jahren um ein Viertheil vermehrt. Nicht volle 2 Jahre blieb er bei diesem Geschäfte, da er bald in eine höhere Dienstsphäre berufen wurde.

Auch sein wahrhaft religiöser Sinn, seine Theilnahme an dem Fortgange christlicher Bildung fand in dieser Zeit, im Jahr 1821, ein Feld reicher Wirksamkeit, als sich auch im badischen Lande unter seinen lutherischen und reformirten Bewohnern der Wunsch einer Vereinigung der beiden evangelischen Confessionen vielfältig aussprach. Der Großherzog hatte zu diesem Zwecke eine Generalsynode berufen, die aus 20 geistlichen, die Landesgeistlichkeit, und aus 20 weltlichen, die evangelische Landeskirche im Großherzogthum repräsentirenden Mitgliedern bestand und sich unter dem Vorsitze des von dem Großherzoge ernannten landesherrlichen und bischöflichen Commissarius, des Ministers Freiherrn von Berckheim, im Juli 1821 in Karlsruhe versammelte. Zu dieser war der Staatsrath von Zyllnhardt von dem ersten Wahlbezirke im Unterlande, in Heidelberg, zum Deputirten erwählt worden; und wie er mit Freuden diesem Rufe, an einem Werke Theil zu nehmen, dem er schon längst seine stille Theilnahme geschenkt hatte, folgte, so freute sich die Generalsynode, einen mit dem Vertrauen des ganzen Landes beehrten Mann zum Mitgliede zu erhalten, auf dessen eifrige und fromme Mitwirkung sie ganz besonders rechnen konnte. Auch wurde er gleich in der ersten Sitzung zum Mitgliede der Commission ernannt, die, aus 8, theils geistlichen, theils weltlichen Gliedern bestehend, die schwere Aufgabe hatte, den Entwurf einer Verfassung für die zu unirende Kirche der Synode vorzulegen. Seine Thätigkeit in dieser Commission, sein besonderer, die Verhältnisse des Staates und der Kirche durchschauender Blick, und sein auf genaue Landeskenntniß gegründeter Rath haben besonders viel dazu beigetragen, daß das in vieler Hinsicht schwere Werk der Union im badischen Lande glück-

Digitized by Google

lich und zum Segen seiner evangelischen Bewohner vollendet ward.

Sowie die Kirche, so hatte auch die Schule seine Thätigkeit in Anspruch genommen. Das Ephorat des karlsruher Lyceums wurde im Jahre 1823 von dem Großherzoge ihm übertragen. Mit Liebe und Eifer vermittelte er die Angelegenheiten auch dieser Anstalt, es freute ihn, mit dem hochgeachteten Veteran derselben, dem Prälaten Hebel, im Einverständnisse zu wirken und sich bei den öffentlichen Prüfungen von den Fortschritten der Schüler zu überzeugen.

Der ehrenvollste Ruf ward ihm zuletzt, im Jahre 1822, als Präsident des Justizministeriums und der Gesetzgebungscommission. Diese beiden, für das Landeswohl so wichtigen Geschäftszweige waren nun ganz seiner obersten Leitung anvertraut. Zugleich wurde er zum Mitgliede des Staatsministeriums ernannt, wodurch ihm die Gelegenheit ward, sein Ministerium in dieser höchsten Instanz unter den Augen des Regenten selbst zu vertreten.

In ihm war der parteilose, für Wahrheit und Recht gestählte Mann gefunden, der diesem Theile der Staatsverwaltung nothwendig ist — Seit seiner Ernennung schwiegen alle Stimmen, welche in der letzten Zeit, besonders auf dem Landtage von 1822, laut geworden waren. Sowie er die allgemeine Achtung mit sich brachte, so wußte er sie auch der ihm anvertrauten Justizleitung zu verschaffen. Zu jener Zeit, wo die Kriegsnoth und die Zudringlichkeit des mächtigen Nachbarstaates es nothwendig machte, alle Quellen und Hülfsmittel des Landes aufzubieten und sie in immerwährender Giebigkeit zu erhalten, zu jener Zeit war es das größte Verdienst, der Geldverlegenheit abzuhelfen und auf dem kürzesten Wege durchzugreifen, wo die gewöhnlichen Verwaltungsmaßregeln nicht mehr ausreichten. Daher kam es, daß eine Zeitlang die Justizverwaltung in den Hintergrund gestellt, die besten Köpfe den administrativen Stellen zugetheilt, und Mancher, der für den raschen Gang des öffentlichen Geschäftslebens nicht mehr tauglich schien, den Gerichtshöfen zugewiesen wurde. Dadurch hatten die Gerichte an ihrer würdevollen Haltung verloren. Eine solche Maxime konnte nicht mit der hohen Achtung bestehen, die Hr. von Zyllnhardt für die seiner Leitung nunmehr anvertraute Justiz in Anspruch nahm, und die er ihr in kurzer Zeit wieder zu verschaffen wußte. Sein Bekenntniß hierüber sprach er offen aus. Dies sind seine Worte:

„Durch gute Besetzung der Gerichtshöfe, worauf mehr

ankommt als auf alle Organisationen, muß man zu bessern suchen".

Standhaft widersetzte er sich jeder Zumuthung, welche dahin zielte, die einem andern Verwaltungskreise lästigen Subjecte in den seinigen aufzunehmen, und der Maßstab, dessen er bei dem Vorschlage zu Justizstellen rücksichtslos sich bediente, war lediglich das wahre Verdienst und die innere Tauglichkeit. Was in diesem Punkte, um das Ansehen der Gerichte zu heben, in wenigen Jahren geschehen ist, war eine der erfreulichen Erscheinungen der neuern Zeit.

Ganz erfüllt von der wahren Ansicht seines ministeriellen Standpunktes, wußte er nicht nur die Unabhängigkeit der Gerichte von jedem fremden Eingriffe frei zu erhalten, sondern er hielt auch die Einwirkung seines eignen Ministeriums streng in den Grenzen, deren Ueberschreitung die Unabhängigkeit der Gerichte gefährden konnte. Und — was das schönste Lob seiner Festigkeit in diesem Punkte ist — nicht eine Beschwerde über Cabinetsjustiz oder ministerielle Uebergriffe ist während der ganzen Zeit seiner obersten Leitung vorgekommen.

Sowie von der einen Seite er in seinem Eifer für strenges Recht es nicht dulden konnte, die Milde über den Geist des Gesetzes ausgedehnt zu sehen, und daher nicht selten von der Befugniß des Ministeriums, zu gelind erscheinende Urtheile der Hofgerichte dem obersten Gerichtshofe zur neuen Prüfung zu übergeben, Gebrauch gemacht wurde, so war es von der andern Seite eine Labung seinem menschenfreundlichen Herzen, das Organ für Begnadigungsanträge bei seinem Regenten zu sein, und man konnte sich freuen, daß von diesem schönen Rechte nur ein weiser und mäßiger Gebrauch gemacht wurde.

Einen neuen Beweis des Vertrauens seines Regenten erhielt er schon im ersten Jahre dieser seiner Amtsführung, indem er mit dem Commandeurkreuze des zähringer Löwenordens beehrt wurde.

Das Wichtigste, was unter seinem Ministerium zu leisten war, lag in den Anfoderungen, welche die neueste Zeit für die Reformen in der Gesetzgebung und besonders in der Justizverwaltung machte. Baden befand sich in der glücklichen Lage, in Vergleichung mit manchen andern Nachbarstaaten, schon gleich bei dem Anfalle der neuen Länder sie unter gleichförmige Organisationen zusammengefaßt zu haben und keine Landestheile zu besitzen, die eine heterogene Gesetzgebung, oder heterogene Institutionen hatten, wie es mit den

überrheinischen Ländern, oder mit solchen, die noch Patrimonialgerichte hatten, der Fall war. Selbst den Vortheil hatte dieses Land, daß seine sämmtlichen Bewohner seit 1810 ein bürgerliches Gesetzbuch, und seine Obergerichte seit 1804 eine Gerichtsordnung hatten. Aber es waren der Lücken noch manche auszufüllen. Mit bloßen Lückenbüßern auszuhelfen, widerstrebte von Zyllnhardt's verständige Ansicht, und die Erfahrung hatte ihm vorgeschwebt, daß das fragmentarische Ausfüllen und Erläutern bei jedem augenblicklichen Bedürfnisse nur Verwirrung und Unklarheit hervorbringen mußte. Darum füllten die vom Justizministerium ausgegangenen Erläuterungen in der neuesten Zeit nur wenigen Raum der Gesetzblätter. (Ein schönes Beleg humaner Gesinnung bildet jene von ihm motivirte Verordnung vom 27. Nov. 1823, wodurch es den Vertheidigern gestattet wird, mit dem Inquisiten, ohne Beisein einer Gerichtsperson oder anderer Zeugen, sich zu unterreden.) Desto eifriger lag es ihm am Herzen, der Gesetzgebung im allgemeinen Zusammenhange zu Hülfe zu kommen und Das, was dem wahren Bedürfnisse und Geiste der Zeit Noth that, aus einem Gusse herzustellen. Er bewirkte es, daß im April 1827 die Gesetzgebungscommission neu constituirt wurde, und schon einige Monate später waren dieser Commission die leitenden Grundsätze vorgezeichnet, nach welchen sie ihre Arbeiten einzurichten hatte. Die Hauptmaxime hierbei war, daß das Bestehende so viel möglich erhalten, das bewährt Gute aber hinzugefügt werde. Auch wurde die Absicht ausgesprochen, daß vor Allem die Gerichtsordnung, als das wesentlichste Bedürfniß, ausgearbeitet werde. Die Arbeiten der Commission waren bis zu dem Schlusse des Jahres 1827 so weit vorgerückt, daß der Entwurf einer bürgerlichen Gerichtsordnung durch alle Instanzen und einer Executionsordnung gefertigt war, und die Grundzüge einer Strafproceßordnung entworfen vorlagen. Es wäre zu hoffen gewesen, daß die Gerichts- und Executionsordnung schon dem im März 1828 zusammenberufenen Landtage vorgelegt würde; wenn nicht das Unglück gewollt hätte, daß der Chef der Commission, von Zyllnhardt, eben da, wo ihre Arbeiten im regen Gange erhalten werden mußten, von einer Krankheit befallen wurde, von welcher er nicht mehr genesen ist. Noch wohnte er in den letzten Tagen des Oktobers 1827 den Sitzungen bei, in welchen bis zum späten Abende die Grundzüge der bürgerlichen Gerichtsordnung discutirt wurden. Es war erfreulich, wie sein heller Blick hier überall durchschimmerte und den Arbeiten der Commission wahrhaft

Digitized by Google

zum Leitsterne diente, unter welchem sie sicherlich zu einem gedeihlichen Ende gelangt wäre.

Schon in den ersten Tagen des Novembers warf ihn die Krankheit zu Bette, und er gestand es später, schon bei jenen Abendsitzungen im Oktober das Vorgefühl der Krankheit empfunden zu haben. Schon hatten die Aerzte nach den ersten Monaten der Krankheit wenige Hoffnung, daß er erhalten würde, gegeben; aber die ihn schätzten und verehrten, konnten sich mit dem traurigen Gedanken, ihn zu verlieren, nicht vertraut machen, weil seine rüstige Natur früher schon ähnliche Brustleiden überwunden hatte, und weil sein heiterer Geist das allmälige Schwinden seiner Körperkräfte weniger merkbar machte. Noch war das Beste zu hoffen, als er im Frühjahre mit großer Sehnsucht den Landaufenthalt auf seinem Gute Mauer bezog, und die ersten Einwirkungen der Landluft auf ihn die günstigsten waren. Ein harter Rückfall aber im Anfange des Sommers machte bald alle Hoffnung schwinden, und er endete ruhig und sanft am 27. Juni 1828, in dem Alter voller Manneskraft, im 49. Jahre seines Lebens.

Von Zyllnhardt war ein seltener Mensch, dessen Andenken von seinen Zeitgenossen gefeiert zu werden verdient. In jeder Stellung, in die er während seines Dienstlebens kam, war er der Mann des öffentlichen Vertrauens; der Mann ohne Tadel, in dessen Achtung alle Stimmen sich vereinigten. Sein richtiger Blick, seine klare Fassungsgabe theilte auch Andern unwiderstehliche Ueberzeugung mit; sein reines Gemüth nöthigte auch Andere, die mit ihm umgingen oder mit ihm zu thun hatten, nur die Saiten zu berühren, die mit seinem Gemüthe im Einklange standen; sein parteiloser Sinn vertrug sich nur mit parteiloser Würdigung der Menschen und der menschlichen Einrichtungen. Daher alle die Erscheinungen, die im Geschäfte und im Umgange mit ihm so klar hervortraten. Nirgends eine feindselige Stellung gegen ihn, nirgends ein offener Tadel, nirgends eine Beschuldigung von Ungerechtigkeit, wenngleich Mancher mit Dem, was nach Verdienst ihn traf, unzufrieden sein mochte.

Die ungleichartigen Elemente von Verweichlichung und Strenge, die auf seine erste Erziehung kurz aufeinander einwirkten, mochten vielleicht Ursache einer gewissen Schüchtern-

Digitized by Google

heit gewesen sein, die ihm in seinem Leben blieb. Aber bei seiner eignen guten Naturanlage gestalteten jene Elemente sich zum Guten. Er war weich für das Unglück Anderer; die Armen seiner Grundherrschaft genossen regelmäßige Unterstützung von ihm; seine Pächter erhielten bis zum Mißbrauche Nachlässe von ihm; Diener und Gesinde waren zum größten Theile die lebenslänglichen Hausgenossen. Er war äußerst gewissenhaft, den Formen der gewöhnlichen Höflichkeit im Umgangsleben nicht zunahezutreten, aber seine Höflichkeit trug das Gepräge der Herzlichkeit und des Wohlwollens. Eben darum war es ihm ein Anliegen, keinen an ihn gerichteten Brief unbeantwortet zu lassen; es freute ihn, mit der Antwort die Nachricht eines gewünschten Erfolgs verbinden zu können; wo dieses aber nicht möglich war, wußte er die Härte der abschläglichen Antwort durch freundliche Formen zu mildern.

Die Parteimenschen mochten ihn der Indolenz, der politischen Orthodoxie beschuldigen. Aber es war die Festigkeit seines Charakters, welche ihn bestimmte, jede Parteiung zu hassen, aber dennoch ohne Vorurtheil jeder neuen Idee zu huldigen, in der er einen Gewinn für die Menschheit erkannte.

Er war religiös im schönsten Sinne des Worts. Er verehrte Gott auf die Art seiner Väter, aber der Unterschied der Religion hatte durchaus keinen Einfluß auf die Würdigung anderer Religionsverwandten. Er achtete jedes Glaubensbekenntniß und war ein Feind der polemischen Anfälle, welche sonst achtungswerthe Männer in neuerer Zeit in das Publicum brachten.

Seine Bildung war vielseitig; er war mit der Wissenschaft seines Faches vertraut, und die neuesten Erscheinungen in den Rechts- und Staatswissenschaften waren ihm bekannt; aber er hatte zugleich Sinn für das Gute und Schöne, was außer dem Kreise der strengen Wissenschaft lag. Die dichterischen Werke aller Nationen hatten für ihn den Reiz, den sie für ein der Natur- und Kunstschönheit offenes Gemüth haben müssen. Seine liebste Unterhaltung im Kreise seiner Familie und seiner Freunde war es, die classischen Dichter zu lesen und zu hören, unter denen Shakespeare, Göthe und Schiller vorzüglich seine Liebe gewonnen hatten. In Gottes freier Natur sich zu bewegen, war sein größtes Vergnügen; auf seinen Spaziergängen, auf seinen Fußreisen, deren letzte in die Hochgebirge der Schweiz sich erstreckte, ergoß sich seine Gemüthsheiterkeit in vollem Maße.

Was Hr. von Zyllnhardt mit diesen Eigenschaften sei-

Digitized by Google

ner Familie, was er seinen Freunden war, läßt sich leicht ermessen. Er war glücklich in seinen Familienverhältnissen; er verheirathete sich nach der Wahl seines Herzens; Fräulein von Lichtenberg, erzogen in Weimar, besaß alle Bildung und Herzensgüte, um das Glück seines Lebens auszumachen. Ihre und ihres Gatten Sorgfalt vereinigte sich, das Gepräge eigner Tugenden auf die einzige Tochter zu übertragen. Eine kummervolle Unterbrechung dieses häuslichen Glückes war es, als ihm im Jahre 1823 seine erste Gattin durch den Tod entrissen wurde. Zwei Jahre später verehelichte er sich mit Fräulein von Porbeck, und auch hier fand er die treue Liebe, die ihm bis zum Grabe folgte, und die auf diesem harten Wege, während 8 Monaten schweren Leidens, der Prüfungen schwerste duldete. Seinen Freunden war er selbst Freund in der schönsten Bedeutung des Wortes. Wer in diesen Kreis einmal aufgenommen war, dem blieb er bis zu seinem Lebensende ergeben, ohne Rücksicht auf politisches oder religiöses Bekenntniß; aber auch rücksichtslos, wenn er hätte in Versuchung kommen können, gemäß seines Amtes einen Vortheil zu gewähren, wo es nicht der Ort und die Zeit dazu war. Wahr ist die Aeußerung eines seiner ältesten Freunde, der von seiner Jugend bis zur Todesstunde ihm ergeben war:

„Zyllnhardt's schönster Denkstein ist die vom Bodensee bis zum Main einstimmig erschallende Klage über seinen Verlust".

Abbé Joseph Dobrowsky.

Biographische Skizze.*)

Von J. Ritter von Rittersberg,

k. k. Hauptmann in der Armee und Mitglied mehrer wissenschaftlicher und Kunstvereine.

Non omnis morior.

Vorwort.

Indem ich hier eine kurze biographische Skizze — eigentlich nur vorläufige Materialien zu einer Biographie des berühmten Dobrowsky — den Freunden und Verehrern des Verewigten übergebe, glaube ich zur Verwahrung gegen den möglichen Vorwurf, unberufen eine Arbeit unternommen zu haben, die einer kundigern Feder überlassen bleiben sollte, und zur Verbürgung der Echtheit der Angaben anführen zu müssen, daß mir von dem Verklärten, den ich mit dem größten Stolze

*) Diese Skizze ließ der Hr. Verf. in Prag drucken, mit dem Bildnisse Dobrowsky's in Steindruck. Er theilt sie hier auszugsweise mit. Wir gedenken bei dieser Veranlassung eines größern, von demselben Vf. unternommenen Werkes: „Biographien der ausgezeichnetsten Feldherren der k. k. östreichischen Armee, aus der Epoche der Feldzüge von 1788 bis 1821", und der von ihm geleiteten Herausgabe der „Abbildungen der östreichischen Generalität von den ältesten bis auf die gegenwärtigen Zeiten" (Prag, 1829). Nach den vorliegenden beiden ersten Abtheilungen zu urtheilen, wird diese Sammlung von Biographien verstorbener Feldherren ein nicht unbedeutender Beitrag zu der Zeit- und Kriegsgeschichte werden. Der sachkundige Verf. schöpft aus guten Quellen und enthält sich aller Lobrednerei.

Die Red.

Digitized by Google

zu meinen theuersten Freunde gezählt habe, die Materialien zu dieser Arbeit in einem eigenhändigen Aufsatze vor längerer Zeit bereits zu dem hier davon gemachten Gebrauche übergeben wurden, und daß ich die übrigen hier noch aufgenommenen Nachrichten der Mittheilung mehrer seiner vertrautesten Freunde verdanke. Eine umständlichere, besonders sein wissenschaftliches Streben und Wirken gründlicher würdigende Lebensbeschreibung wird seiner Zeit durch die königl. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften, zu Folge ihrer Statuten, herausgegeben und in ihre gehaltvollen Abhandlungen aufgenommen werden. Die Auffoderungen zu Beiträgen hierzu sind an alle Verehrer und Freunde dieses seltenen Gelehrten im In- und Auslande bereits ergangen. Es ist sicher zu hoffen, daß solche zahlreich eingeschickt und nebst den im Nachlasse des Verewigten vorgefundenen interessanten Briefen vieler Gelehrten und anderer bedeutenden Männer reichen Stoff zu einer anziehendern und gediegenern Leistung, als die gegenwärtige sein kann, liefern werden.

Prag, im Januar 1829.

Der Verfasser.

Am 6. Januar 1829 starb zu Brünn in Mähren der Nestor und Senior der böhmischen Literatoren, Abbé Joseph Dobrowsky, Doctor der Philosophie, Ausschußmitglied des böhmischen Museums, der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, der königl. berliner und der kaiserl. russischen Akademie, der königl. warschauer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften und anderer gelehrten Gesellschaften Mitglied, und ehemaliger Rector des mährischen Generalseminariums zu Hradisch bei Olmütz. Böhmen, das diesen hochverdienten Mann mit Stolz in der Reihe seiner ausgezeichnetsten Bürger sah, weihet dankbar sein würdevolles Andenken der Nachwelt, bei der sich Dobrowsky durch weitgreifende Thätigkeit und die gediegensten literarischen Leistungen, so weit die slawische Zunge reicht, einen unvergänglichen Namen gesichert hat. Dem engern Kreise der Freunde bleibt er durch das Hochherzige seines Weltbürgersinnes, durch Geistesgröße, seltene Gelehrsamkeit, die vielseitigste Bildung, herzensgute Dienstfertigkeit, echte Humanität und die anziehendste Liebenswürdigkeit des Umganges unvergeßlich.

Joseph Dobrowsky (eigentlich Daubrawsky) ward geboren zu Jermet (Györmet?) bei Raab in Ungarn am 17. August 1753. Sein Vater, Jakob Daubrawsky, Sohn des solnitzer Bürgers Wenzel Daubrawsky, war, als Joseph geboren wurde, Corporal im Dragonerregimente Erzherzog Joseph (gegenwärtig Kaiser-Chevauxlegers), welches in jener

Zeit bei dem genannten Orte im Lager stand. In die Taufmatrikel des Regiments wurde der Name des Sohnes unrichtig eingetragen und in Dobrowsky verwandelt. Seit dem erhobenen Taufscheine behielt der Sohn, um möglichen Irrungen auszuweichen, den so veränderten Namen bei. Gleich nach seiner Geburt wurde das Regiment nach Böhmen in den klattauer Kreis verlegt, und so kam er als Kind von wenigen Wochen in das Vaterland seines Vaters. Als dieser nach langen Dienstjahren einen ehrenvollen Abschied aus den Kriegsdiensten erhielt und sich dann in Bischofteinitz niederließ, ließ er dort den Knaben die deutsche Schule besuchen, später schickte er ihn zu Verwandten nach Deutschbrod, um dort bei den Augustinermönchen die 4 lateinischen Classen zu absolviren. Hier fand Dobrowsky die erste und zugleich schönste Gelegenheit, die böhmische Sprache zu lernen, da sich nebst ihm nur noch ein einziger deutscher Schüler auf diesem von lauter böhmischen Knaben besuchten Gymnasium befand, wodurch eigentlich zu seinen spätern gelehrten Forschungen über slawische Sprache der Grund gelegt wurde. Die Poesie und Rhetorik hörte er bei den Jesuiten in Klattau, die Philosophie an der Karl-Ferdinandeischen Universität zu Prag, und zwar mit solchem Erfolge, daß er unter den im Jahre 1771 daselbst promovirten Magistern den ersten Platz erwarb. Hierauf hörte er die Kirchengeschichte. Der damalige Director der Philosophie, der berühmte Jesuit Stepling, war ihm sehr geneigt; da er nun von seinen höhern Geistesgaben die schönsten Hoffnungen hegte, so wünschte er den talentvollen Jüngling für seinen Orden zu gewinnen. Er empfahl ihn daher dem Jesuitenprovinzial Provin so dringend, daß die Aufnahme des Empfohlenen unverzüglich erfolgte, nachdem derselbe glücklich eine neue strenge Prüfung aus allen Theilen der Philosophie bestanden hatte. Dobrowsky trat am 9. Oktober 1772 zu Brünn in das Noviciat. Da aber schon im folgenden Jahre die Societät aufgehoben wurde, so begab er sich nach Prag, wo er das angefangene theologische Studium fortsetzte und sich zugleich vorzüglich auf das Studium der orientalischen Sprachen legte. Auf seines Gönners Stepling Empfehlung kam er 1776 als Lehrer der Mathematik und Philosophie in das gräflich Nostiz'sche Haus, wo er 4 junge Grafen dieses Hauses (unter ihnen den noch lebenden hochverdienten Feldmarschallieutenant Johann Grafen Nostiz) zu unterrichten hatte. Hier lebte er mit 2 um Geschichtsforschung in Böhmen sehr verdienten Männern, dem Piaristen Schaller und Pelzel, wel-

Digitized by Google

cher Letztere die Erziehung im Ganzen als Hofmeister der jungen Grafen leitete. Durch täglichen vertrauten Umgang mit diesem, der eben mit der Ausgabe des dritten und vierten Theils der bömischen Gelehrten, und mit seinem „Karl" und „Wenzel" beschäftigt war, wurde Dobrowsky auch für die böhmische Geschichte und Literatur gewonnen. Doch blieben orientalische Sprachen und Hermeneutik noch immer sein Lieblingsfach. In dieser Zeit schrieb er die Abhandlung: „De antiquis Hebraeorum characteribus", meistens in der Absicht, um eine Lehrkanzel der orientalischen Sprachen und der Hermeneutik zu erhalten, zu welcher er auch dem Prälaten und Hofrath Rautenstrauch, damaligem Director der theologischen Studien in Wien, vom Professor Seibt empfohlen wurde. Eine damals in diesem Fache zu Lemberg erledigte Professur ward Dobrowsky zugedacht; allein er unterließ, den vorgeschriebenen Concurs zu machen, weil er sich nicht entschließen konnte, sein Vaterland zu verlassen. In diesem stand leider keine ihm angemessene Stelle offen. Er blieb daher im Nostiz'schen Hause, wo man den genialen und fleißigen Lehrer nach beendigten philosophisch-mathematischen Studien der jungen Grafen dankbar als Freund vom Hause ansah und behandelte. Schon im Jahre 1784 erwarb ihm sein literarischer Ruf die Aufnahme als ordentliches Mitglied der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, welche aus der im Jahre 1769 gestifteten böhmischen gelehrten Privatgesellschaft entstanden war und in der Folge (1790) den Titel einer königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften erhielt. Im Jahre 1785 veranlaßte eine von Wenzel Rokos (damals Kaplan an der Pfarrkirche zu St.-Adalbert, einem der beliebtesten Kanzelredner und später Pfarrer am Tein) wider die Protestanten herausgegebene Schrift die Wahl eines im theologischen Fache ausgezeichneten Censors. Auf den Vorschlag des gelehrten Gubernialraths Ritter von Riegger wurde Dobrowsky, damals noch nicht Priester, sondern Magister Diaconus, weil er als Lehrer nicht Eile hatte sich ordiniren zu lassen, durch Hofentschließung vom 27. März 1786 dazu ernannt. Zugleich schlug ihn der verdienstvolle Joseph Hurdalek, damals Rector des prager Generalseminariums, später Bischof in Leitmeritz, zum Vicerector dieses Seminariums vor, und Dobrowsky erhielt diese Stelle nur allein aus dem Grunde nicht, weil er noch nicht ordinirter Priester war. Um dieses Hinderniß für die Zukunft zu beseitigen, nahm er im Jahre 1787 die Priesterweihen, und gleich darauf schlug ihn Hofrath Zippe, welcher sich als Rector in

Prag befand, ohne Auffoderung und Ansuchen, aus eignem Antriebe, zum ersten Vicerector des hradischen Generalseminariums in Mähren vor; die Bestätigung des Vorschlags erfolgte durch Hofdecret vom 11. Juli. Ein anderes vom 20. August 1789 ernannte ihn zum wirklichen Rector, da um jene Zeit der bisherige Rector, Peter Basulko, eine Pfarrei in Steiermark erhielt. Als dieses Generalseminarium 2 Jahre später aufgehoben und die Seminaristen unter unmittelbare Leitung ihrer Bischöfe gestellt wurden, ging Dobrowsky nach Uebergabe dieser Bildungsanstalt mit einer Pension von 500 Fl. wieder nach Prag, wo er, ohne bestimmten Wirkungskreis, im Nostiz'schen Hause nun zum zweiten Male eine Zufluchtsstätte fand.

Kaiser Leopold II., der weise Beschützer jeder Kunst und Wissenschaft, machte, nach vollzogener Königskrönung zu Prag, der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften ein Geschenk von 6000 Fl.*) Diese beschloß im Jahre 1792, einen Theil der Summe zur Sendung eines ihrer Mitglieder von der historischen Classe nach Schweden zu verwenden, um dort die aus Böhmen während des dreißigjährigen Kriegs geraubten Denkmäler, Handschriften und Urkunden aufzusuchen. Die Wahl traf Dobrowsky. Er legte kurz vor seiner Abreise in einer Sitzung der Gesellschaft den Plan vor, nach welchem die Reise unternommen werden sollte. Es wurden ihm 1000 Fl. zur Reise angewiesen, welche er am 15. Mai 1792, in Gesellschaft des Grafen Joachim Sternberg, antrat. Der Zweck der Reise des Grafen nach Schweden und Rußland war von dem seinigen verschieden. Um mit Gewißheit zu erfahren, was aus Schweden für böhmische Geschichte und Literatur zu erwarten wäre, sollte Debrowsky, nach dem Auftrage der Gesellschaft, in der königl. Bibliothek zu Stockholm und andern kön. Bibliotheken Schwedens, besonders diejenigen Handschriften, die bei Gelegenheit der Einnahme Prags durch den schwedischen Feldherrn Königsmark dahin geschickt worden waren, nach ihrem historischen Werthe prüfen und Mittel

*) Als der Kaiser am 25. September 1791 als neugekrönter König von Böhmen die böhmische Gesellschaft mit seiner Gegenwart beehrte, hielten mehre Mitglieder derselben Vorträge und Reden. Dobrowsky sprach über die Ergebenheit und Anhänglichkeit der slawischen Völker an das Erzhaus Oestreich. Graf Joachim Sternberg ließ die Rede drucken und vertheilen. Da dieser kleine Aufsatz bereits gedruckt und vertheilt worden war, so erschien er nicht in den Akten der Gesellschaft. Im slawischen Theile Ungarns wurde er von dem Pfarrer Fandly ins Lateinische übersetzt und seinem „Swetopluk" einverleibt.

Digitized by Google

aufsuchen, eine Auslösung und Zurückgabe Desjenigen zu erwirken, was für Böhmen das Unentbehrlichste wäre. Zu diesem Zwecke waren schon früher vom Grafen Anton Joh. Nostiz, kaiserl. Gesandten in Schweden, vom Jahre 1685—90 *), von Karl Egon Fürsten von Fürstenberg, vom Grafen Christian Sternberg und von dem kaiserl. Rath und Bibliothekar Ungar Versuche gemacht worden. Ueber den Erfolg der Bemühungen Dobrowsky's geben die literarischen Nachrichten von seiner Reise nach Rußland und Schweden genügende Aufschlüsse. **) Die Reise ging über Pilsen, Eger, Asch u. s. w. nach Jena, Erfurt, Gotha, Göttingen, Lübeck ***), Hamburg, Kopenhagen, Malmoe und Lund nach Stockholm, wo Dobrowsky am 5. Juli ankam. An allen diesen Orten wurde in den vorhandenen Bibliotheken auf das fleißigste nach Bohemicis geforscht. In der königl. Bibliothek zu Stockholm fand Dobrowsky die meisten böhmischen Bücher, aus der Rosenberg'schen Bibliothek herstammend, welche Peter Wok von Rosenberg zu Wittingau errichtet hatte, und deren größter Theil im Jahre 1647 auf das prager Schloß gebracht worden war; die meisten übrigen kamen aus den geplünderten Bi-

---

*) Graf Nostiz löste mehre Privilegien und Urkunden in Schweden aus, und übergab 133 Stück derselben an das ständische Archiv.

**) Durch Verwendung des k. k. Staats- und Conferenzministers, Grafen Franz Kolowrat-Liebsteinsky, damaligen Oberstburggrafen im Königreiche Böhmen, und des Fürsten Metternich, wurden im Jahre 1810 2 der wichtigsten jener von Dobrowsky in der königlichen Bibliothek zu Stockholm aufgefundenen Handschriften von Schweden aus dem böhmischen Museum mitgetheilt, wovon die durch Herrn Bibliothekar Hanka genommenen Copien sich in der Bibliothek des Museums befinden. Diese sind: a) Eine böhmische Chronik vom Jahre 1393—1452, die sogenannte Fortsetzung des Benesch von Horowitz, welche auch in Böhmen in mehren Handschriften zu finden ist. Das stockholmer Exemplar ist mit spätern Zusätzen, die am Rande und auf eingeschalteten Blättern beigeschrieben sind, versehen. b) Eine böhmische Handschrift in 8. auf Papier, welche 2 Ritterromane in Versen enthält: 1) den Helden Tristram (Tristran Rek weliky), im Jahre 1483 durch Mag. Joh. Gebsa abgeschrieben, 197 Blätter, und 2) den Tandarias und die schöne Floribella (Tandarias a Panna Floribella welmi krásná), 40 Blätter. Beide wurden im Jahre 1820 von dem sachkundigen und fleißigen Bibliothekar des böhmischen Museums, Herrn Wenzeslaw Hanka, herausgegeben (bei Gottlieb Haase). Eine dritte Handschrift, die Chronik des Cosmas nebst andern minder wichtigen Tractaten enthaltend, konnte der Courier, ihrer enormen Größe wegen, nicht mitnehmen.

***) Beide Reisende gingen in Gesellschaft bis Lübeck, wo sie sich trennten und nur in den Hauptstädten Kopenhagen, Stockholm und Petersburg wiederzusammentrafen.

bliotheken der Jesuiten und Kapuziner zu Olmütz. In Stockholm arbeitete Dobrowsky vom 10. Juli bis 3. August mit gewohnter Aemsigkeit und besuchte hierauf Upsala, wo er jedoch für das böhmisch-historisch-literarische Fach wenige Ausbeute fand. Auf der Reise durch Finnland nach Petersburg war an keine literarische Entdeckung zu denken. Daher fing Dobrowsky an, die Physiognomie und Sprache der Finnen genau zu beobachten und ihre Sitten mit der Beschreibung des Tacitus zu vergleichen, welche sich nicht zum Nachtheile der gegenwärtigen Generation darstellten. Am 17. August kam er in Petersburg an. Außer einer in Böhmens Hauptstadt, Prag, im Jahre 1519 gedruckten russischen Bibel, fand er hier für seine Forschungen nichts. Um so mehr erwartete er in Moskau. Daher verließ er in Petersburg den Grafen Sternberg gänzlich und reiste nach Moskau ab, wo er am 25. Oktober eintraf und bis zum 7. Januar 1793 verweilte. Hier sammelte er auf das fleißigste alles zur slawischen Literatur Gehörige, besonders für seinen Freund Fortunatus Durich*), der in seiner „Bibliotheca slavica", (Wien 1795) das Geständniß ablegte, Dobrowsky habe ihn so reichlich mit Notizen aller Art versehen, daß man füglich das Werk selbst als eine gemeinschaftlich unternommene Arbeit Beider ansehen könne. Bei dieser Gelegenheit sammelte er auch aus ältern slawischen Handschriften Varianten, die er für die kritische Ausgabe des Neuen Testaments, welche Dr. Griesbach in Jena besorgte, bestimmte, und machte scharfsinnige Bemerkungen über Sitten und Gebräuche der Russen, inwiefern sie zur Erläuterung der slawischenSprache und Völkerkunde gehören. Eine irrige Nachricht, welche sich in Deutschland seit vielen Jahren über das Dasein einer böhmischen Colonie am Kaukasus verbreitete, hätte ihn beinahe verleitet, von Moskau die Reise dahin zu unternehmen. Glücklicherweise fand er dort Gelegenheit, sich von dem Ungrund dieses Gerüchtes zu überzeugen, wozu die ähnliche Benennung eines der wildesten Stämme der auf dem Kaukasus hausenden Horden (Tschek, Tschuk) Veranlassung gegeben haben mochte. Den

*) Fortunatus (Blahoslaw) Durich, Priester des Paulaner Ordens, war Dobrowsky's innigster Freund. Als dieser von Durich's lebensgefährlicher Krankheit Nachricht erhielt, eilte er unverzüglich zu Fuß von Prag nach Turnau, um dem geliebten Freunde, der in seinen Armen verschied, in der letzten Stunde mit Trost und Liebe beizustehen, und nahm als theures Andenken des Entschlummerten Nachlaß mit sich. Durich starb im Jahre 1802.

Digitized by Google

7. Januar verließ er Moskau, langte am 21. zu Warschau an, ging über Krakau und Teschen nach Olmütz, wo er einige Zeit ausruhte, und traf im März wieder in Prag ein.

Von hier aus begleitete er 1794 den Grafen Friedrich Nostiz, den ältesten Sohn der Familie, auf Reisen, welche dieser seiner Gesundheit wegen unternahm. Sie durchreisten das deutsche Reich bis an den Rhein, verweilten einige Zeit in Karlsruhe, besuchten den Rheinfall, setzten über den Bodensee und gingen von Lindau durch Tirol nach Venedig und Padua, in dessen Nähe sie sich eben in den Bädern von Abano befanden, von wo sie die Reise nach Florenz und Rom fortsetzen wollten, als ihnen vom Hause mit der Nachricht von der lebensgefährlichen Krankheit des Vaters, Grafen Franz Anton Nostiz, ehemaligen Oberstburggrafen, die Weisung zur schnellen Rückkehr nach Prag kam. Auch nach erfolgtem Tode des alten Grafen blieb Dobrowsky im gräflichen Hause. Der junge Graf, Erbe der väterlichen Güter, wies ihm später einen eignen Garten mit einem Wohnhause zur Benutzung an, um durch Bewegung in freier Luft hypochondrische Uebel, an welchen er seit dem Jahre 1795 zu leiden anfing, zu bekämpfen. Hierdurch wurde er veranlaßt, sich mit dem Studium der Botanik zu beschäftigen. Er schrieb über Botanik eine sehr geniale Abhandlung. Seit dem Jahre 1803 lebte er von seiner Pension als Rector und einer andern kleinen Pension, die er vom Nostiz'schen Hause bezog, für sich selbst, nahm eine eigne Wohnung und brachte die freundlichern Zeiten der wechselnden Jahre bei Freunden und Gönnern auf dem Lande zu, am gewöhnlichsten auf den Gütern des F.=M.=L. Grafen Johann Nostiz und Grafen Franz Sternberg; sonst war er auch ein häufiger Gast auf den Besitzungen des Fürsten Kinsky der Grafen Canal, Clam-Gallas und Clam=Martinitz, Czernin, Schlick, des Bischofs Hurdalek, des Abtes im Stifte Strahow u. A. zu. Während dieser Zeit machte er auch 2 Reisen ins deutsche Reich mit dem Grafen Franz Sternberg=Manderscheid nach dessen dort gelegenen Herrschaften, und einige andere Ausflüge nach Wien, Dresden, Bautzen, Ungarn u. s. w. Die vorletzte größere Reise, welche er unternahm, war nach der Lausitz, wo er in Bautzen längere Zeit bei seinem alten Freunde, dem Bischof Lock, verweilte.

Diesen verschiedenen Reisen und der glücklichen Muße und Zurückgezogenheit, welche Dobrowsky durch lange Jahre genoß, verdankt die Geschichte Böhmens und die Literatur, besonders die slawische, so viele schätzbare Arbeiten seines un-

Digitized by Google

ermüdeten, thätigen Geistes. Sie haben ihn mit vielen der ersten gelehrten Gesellschaften fremder Staaten in Verbindung gebracht, welche ihn zu ihrem Mitgliede ernannten. So die warschauer königl. Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften im Jahre 1803 und später 1811; die königliche berliner Akademie für Forschungen in der Lausitz und in Schlesien, 1812; die literarische Gesellschaft der krakauer Universität 1813; die kaiserl. russische Universität zu Wilna 1818; die kaiserl. russische Akademie 1820, und die freie petersburger Gesellschaft der Liebhaber der russischen Literatur 1821. — Dobrowsky stand mit den gelehrtesten Geschichts-, Sprach- und Alterthumsforschern im Briefwechsel.*) Besonders wichtig war der, welchen er nach gemachter persönlichen Bekanntschaft mit Adelung führte. Dieser theilte ihm einen Abschnitt seines „Mithridates“ vor dem Drucke, mit dem Ersuchen um Berichtigung des Aufsatzes, mit. Dobrowsky unterzog sich dieser Arbeit, und der ganz umgeänderte Abschnitt erschien nach Adelung's Tode im zweiten Theile seines „Mithridates“ (Berlin, 1809). Seit mehren Jahren hielt er im wendischen Seminarium in Prag Vorlesungen über die wendische Sprache, welche außer den wendischen auch andere Theologen besuchten. Er nahm an diesem Institute den wärmsten Antheil und unterstützte es möglichst aus eignen Mitteln.

Ungeachtet eines lebensgefährlichen Schusses, den Dobrowsky im Jahre 1782 auf einer Jagd im Thiergarten zu Heinrichsgrün, wo er als bloßer Zuseher war, in die Brust erhielt, von dem die Kugel bis an sein Lebensende im Leibe stecken blieb, erreichte er ein glückliches, heiteres Alter von 75 Jahren, 3 Monaten und 29 Tagen. Den letzten Herbst verlebte er auf der Czernin'schen Herrschaft Chudenitz; von da ging er nach Wien. Hier beschäftigte er sich, neben andern gelehrten Forschungen, hauptsächlich im Auftrage der Gesellschaft für Erforschung der deutschen Quellengeschichte in Frankfurt, mit der Vergleichung aller bekannten Handschriften und Editionen des Jornandes, zum Zwecke einer Her-

*) Wir wollen hier nur Einige nennen: Docen (in München Hofbibliothekscustos und Adjunct der ersten Classe der Akademie der Wissenschaften); Grimm; Savigni und Wilken; Adelung; Michaelis; Linda, Rector des Lyceums zu Warschau; Admiral Alexander Semenowitsch-Schischkow, Senator und Präsident der kaiserl. russischen Akademie und ehemaliger Minister der Aufklärung; Rumjänzoff, Reichskanzler von Rußland; Freiherr von Hormayr u. A. m.

Digitized by Google

ausgabe desselben. Er hatte an diesem Werke bereits in Prag seit mehren Jahren fleißig gearbeitet, sodaß an diese wichtige, fast bis zum Abschreiben fertige Arbeit nur noch die letzte Hand zu legen war. Da Dobrowsky bei seinem Hinscheiden von sachkundigen Männern umgeben war, so ist hoffentlich dieses Werk in eine Verwahrung genommen worden, wie sie ein solcher historischer Schatz verdient. Von Wien reiste Dobrowsky am 12. Dezember 1828 nach Brünn, kam dort am 17. an und wollte von da nach Prag zurückkehren, wo so viele Freunde seiner Rückkehr entgegensahen. Allein statt des ersehnten Freundes kam die Nachricht von seinem Tode. Im Genusse einer fortwährend frischen Gesundheit zu sehr auf seine Lebenskraft vertrauend, hatte Dobrowsky eine Erkältung vernachlässigt, woraus eine Lungenlähmung entstand, die sein Lebensende herbeiführte. Er verschied am 6. Januar 1829 um die 11. Mittagsstunde im Convent der barmherzigen Brüder in der Vorstadt Altbrünn, wo er als Gast seine Wohnung genommen hatte. Die große Entfernung von der Stadt und den umliegenden Abteien, wo er die Bibliotheken und Archive durchforschte, das rauhe Winterwetter und der von anhaltenden Nebelschauern und Regen verdorbene Weg mögen die Erkältung, welche ihm tödtlich wurde, verursacht haben. Herr Gregor Wolny, Benedictinerordenspriester zu Raigern und Professor der Philologie und Geschichte an der philosophischen Facultät zu Brünn, reichte ihm die heiligen Sacramente. Wolny und der gelehrte Dom. Kinsky, jubilirter Professor, jetzt böhm. Translator bei dem mährisch-schlesischen Gubernium, waren Dobrowsky's unzertrennliche Gefährten in diesen letzten Tagen seines Lebens; sie begleiteten ihn zu allen Archiven und Bibliotheken und wohin immer der hochgefeierte Gast geladen war. Bei seiner Erkrankung trugen sie die größte Sorge um ihn und wichen bis zum letzten Lebenshauche nicht von seiner Seite. Seine irdischen Ueberreste wurden am 8. Januar unter zahlreicher Begleitung des Klerus, der studirenden Jugend und der ausgezeichnetsten Bewohner Brünns von dem Augustinerprälaten Cyrill Napp im altbrünner St.-Wenzelsfriedhofe an der wiener Straße beigesetzt, nachdem der Trauergottesdienst in der Abteikirche St.-Thomas von demselben Prälaten abgehalten worden war. Dort ruhet Dobrowsky an der Seite zweier um slawische Literatur nicht unverdienten Männer: des k. k. Gubernialraths und Staatsgüteradministrators in Mähren und Schlesien, Johann Sedlaczek von Harkenfeld, eines geborenen Böhmen, und des k.

k. Gubernialraths und Kammerprocurators, Peter Bager. Laut spricht sich der Wunsch in Böhmen aus, daß dem verdienstvollen Landsmanne in der Hauptstadt des Königreichs, wo er durch so lange Jahre häuslich gelebt und ehrenvoll nützlich gewirkt hat, ein seiner würdiges Denkmal gesetzt werden möchte. Vorläufig hat die königl. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften beschlossen, ihm auf seinem Grabhügel ein Denkmal von Gußeisen setzen zu lassen, welches von der Gußeisenfabrik des Altgrafen von Salm-Reifferscheid in Blansko geliefert werden soll. In Prag wurden an verschiedenen Tagen von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften, vom Vereine der Kunstfreunde für Kirchenmusik, von der philosophischen Facultät und vom Vereine zur Beförderung der Tonkunst feierliche Seelenämter für ihn gehalten. Sein letzter Wille, welchen er den sein Sterbebett umgebenden Freunden dictirte und zu dessen Vollstrecker er den kaiserl. königl. Geheimenrath Franz Grafen Sternberg-Manderscheid, einen seiner ältesten und würdigsten Freunde und Gönner, ernannte, bestimmte seine Handschriften dem vaterländischen Museum. Seine Büchersammlung erbten die Kinder seines bereits verstorbenen Bruders, 1 Sohn und 2 Töchter. Die Nekrologe, welche gleich nach seinem Tode in mehren in- und ausländischen Blättern erschienen sind, abgerechnet*), wurden bis jetzt nur 3 biographische Notizen über ihn bekannt. Alle 3 erschienen bei dessen Lebzeiten. Die erste 1786 in Prag in F. M. Pelzel's Werke, welches den Titel führt: „Böhmische, mährische und schlesische Gelehrte und Schriftsteller aus dem Orden der Jesuiten von Anfang der Gesellschaft bis auf gegenwärtige Zeit". Die zweite zu Wien in des Freiherrn von Hormayr „Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst", Jahrgang 1824, Nr. 98, 99 und 100, von J. Ritter von Rittersberg; die dritte in der von Dawidowich redigirten serbischen Zeitschrift, welche in Wien erschien, Jahrgang 1815.

Prag besitzt 3 Bildnisse dieses berühmten Gelehrten. Das eine sehr ähnliche, von dem braven vaterländischen Maler und Schüler der prager Akademie der patriotischen Kunstfreunde, Franz Tkadlik, im Jahre 1821—22 in Oel gemalt, ist im Manuscriptensaale des vaterländischen Museums aufgestellt. Dieses wurde von Benedetti in Wien trefflich in

*) An Gedichten in deutscher und böhmischer Sprache, welche die aufrichtigste Huldigung dem Verdienste Dobrowsky's aussprechen, fehlte es den wenigsten inländischen Zeitschriften.

Digitized by Google

Kupfer gestochen, und nach diesem ein anderes von Aigner, als Titelkupfer des 10. Jahrgangs (1829) des „Taschenbuchs für die vaterländische Geschichte" des Freiherrn von Hormayr und Mednyansky. *) Ein zweites sehr ähnliches in Crayonmanier ist das Werk des talentvollen Künstlers und Inspectors der Colloredo-Mannsfeld'schen Galerie, ebenfalls Schülers der hiesigen Akademie, Herrn Horcicka, und sein Eigenthum. Das dritte, ein Oelgemälde, befindet sich in der Colloredo-Mannsfeld'schen Bildergalerie.

Wie allen ausgezeichneten Männern, fehlte es Dobrowsky nicht an Feinden, welche sein Verdienst zu entstellen versuchten. Vielleicht mag ein, im Gefühl eignen Werthes, in rücksichtsloser Unbefangenheit ausgesprochenes Urtheil Manchen gekränkt, Manchen herausgefodert haben. Wirkliche Herzensgüte und Seelenadel sprachen ihn von jeder absichtlichen Beleidigung frei. Er selbst war nicht unempfindlich für solche Verunglimpfungen. Als ihm aus dem zu London erscheinenden „Foreign quarterly review" (Jahrg. 1828) folgende Stelle zu Gesichte kam: „his critical and philosophical merits are perhaps not at a level with his knowledge" schrieb er, überzeugt, daß die über Prag und Böhmen in diesem Blatte eingerückten literarischen Notizen einen prager Berichterstatter zum Einsender hatten, an Herrn Bibliothekar Hanka beiläufig Folgendes: „Als ich ein kleiner Knabe zu Deutschbrod in die Schule ging, mishandelten mich die böhmischen Gassenjungen u. s. w." **)

---

*) Dieses Taschenbuch enthält bei den Kupfererklärungen über den Verewigten folgende Stelle: „Was Kaczinsky für Ungarn — das ist der von seiner gesammten Nation hochgefeierte Greis Dobrowsky für Böhmen — als Kritiker und Philolog, wie Wenige — als Reisender nach entführten Tropäen bis ins tiefste Schweden, und nach Denkmälern slawischer Sprache und Literatur bis nach Moskau".

**) Der Verf. der gegenwärtigen biographischen Skizze kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit auf eine ihn betreffende, in eben diesem englischen Blatte enthaltene Stelle hier zu antworten. Es ist daselbst von Čelakowsky's slawischen Volksliedern die Rede. Nachdem diese Lieder auf verdiente Weise rühmlich erwähnt werden, steht die Anmerkung beigefügt: „There is another collection of Bohemian songs made by Ritter von Rittersberg, entitled: České márodnj pjsně. W. Praze, 1825. 8. p. 144. It is in every respect, except in the print and paper, inferior to the work of Čelakowsky". Der Verf. gab in Verbindung mit Hrn. F. D. Weber, Director des Conservatoriums der Musik in Prag, 1825 böhmische Volksgesänge, welche früher auf Veranlassung des damaligen Oberstburggrafen, gegenwärtigen Staats- und Conferenzministers Franz Grafen Kolowrat-Liebsteinsky, gesammelt worden waren, im Drucke heraus. Sie erschienen ohne beigesetzten Namen

Dagegen hatte Dobrowsky die Freude, daß die bedeutendsten vaterländischen, und der mit Böhmen durch das Band slawischer Zunge verschwisterten Länder in dieser Sprache schreibenden Schriftsteller ihm ihre Geisteswerke zueigneten. Auch die höhern Stände der Gesellschaft suchten den lehrreichen Umgang des würdigen Greises, des angenehmen und interessanten Gesellschafters, welcher bei erstaunenswerther Gedächtnißkraft in vielfacher Beziehung ein wahrhaftes lebendiges Lexikon war.

So stand Dobrowsky „seit einem halben Jahrhunderte an der Spitze aller kritischen Geschichtsforscher Böhmens, selbstthätig sowol als rathgebend und leitend; in der slawischen Sprachforschung bildete er Epoche für Jahrhunderte. Mit ungeschwächter Kraft noch immer thätig, ward er vom Tode überrascht, als er eben im Begriffe stand, mehre gehaltvolle Werke für den Druck zu bearbeiten, die nur er allein schreiben konnte".*)

Am treffendsten schildert Hormayr Dobrowsky's literarisches Verdienst**) mit folgenden Worten: „Was Dobrowsky für die slawische Sprache und Literatur gethan, in welcher er vom fernsten Rußland bis zu den Winden Krains als Gesetzgeber erkannt wird; was er gethan, um die herrliche Geschichte des alten Böhmens von zahllosen Fabeln zu reinigen und auch unter den Slawen ein Muster Schlözerisch-scharfsinniger Kritik aufzustellen; was er für die prager Gesellschaft der Wissenschaften und für das dortige Museum geleistet, sowie für die Belebung eines echten Sinnes für die alte Größe und Würde Böhmens und für die allzu lange vergessenen Ueberreste seiner meist weit und breit geachteten Literatur und Kunst; welche Quellen sein Adlerauge entdeckt und herausgegeben (wie erst neuerlich die unschätzbare Chronik des Ansbertus über die Kreuzfahrt des Barbarossa); wie uneigennützig und rastlos er die herankeimenden Talente gehegt und jedes ehrenwerthe wissenschaftliche Unternehmen mit Jugendkraft gepflegt habe — das lebt in der dankbaren Anerkennung der Zeitgenossen und wird fortleben im Anden-

der Herausgeber bei Karl Barth und C. W. Enders. Die Herausgeber hatten sich in der Vorrede deutlich ausgesprochen, daß ihre Sammlung alter und neuerer Volksmelodien die einzig und allein Erhaltung derselben zum Zwecke habe. Die Auswahl der Vorzüglichsten lag also nicht in dem Plane dieser Sammlung.

*) Fr. Palacky im Januarhefte 1829 der „Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen".

**) In s. „Archiv", 1828, Nr. 120.

Digitized by Google

ken später Enkel. 70 Jahre hat Kaczinsky, 75 Dobrowsky hinter sich. Beide haben schon in den Tagen der großen Theresia geschrieben, gesammelt und gesichtet und sind wahre Jubelgreise der Literatur. Das erste Zeugniß für die neu erwachte Kraft und für die edle, großartige Richtung der Nationalbildung in Ungarn und Böhmen ist die Achtung, welche solchen Männern ebenso allgemein als warm und aufrichtig gezollt wird".

Für ihn selbst zeugt endlich sein Wahlspruch, welchen er mehren Freunden in die Blätter ihrer Gedächtnißbücher der Freundschaft schrieb, es war Dalimil's Spruch: Wřeí każdámu srdce po iazyku swému — Jedem glüht das Herz für das eigne Volk.

Von Dobrowsky's Schriften wurden folgende durch den Druck bekannt:

Varianten aus hebräischen Fragmenten für die „Orientalische Bibliothek" von J. Dav. Michaelis, herausgegeben im Vereine mit dem Paulaner-Priester Fort. Durich. Sie stehen unter dem Titel: „Pragische Fragmente hebräischer Handschriften", im 12. Theile der gedachten Bibliothek.

Variantes lectiones für die von de Rossi in Parma herausgegebene Variantensammlung.

Fragmentum Pragense Evangelii St. Marci vulgo autographi. Prag, 1778. 4. Mit einer Kupfertafel, welche die alten Schriftzüge der Handschrift vorstellt. Von diesem Evangelium waren die letzten 2 Quaternionen einer uralten Handschrift durch Karl IV. von Aquileja nach Prag an die Metropolitankirche gekommen. Man hielt diese, sowie die ersten 5 Quaternionen davon zu Venedig für die Urschrift des heiligen Marcus. Dobrowsky zeigte den Ungrund dieser Behauptung und gab den zu Prag vorhandenen Theil mit einer historisch-kritischen Dissertation heraus. Es wurde ihm hierauf aus Italien eine Gegenschrift gesendet; auch diese übergab er dem Drucke unter dem Titel: „De codice evangeliario Scti Marci, partim Pragae, partim Venetiis adservato, epistolaris dissertatio auctore Antonio Comoretto, Congregat. Oratorii Utinensis presbytero". Prag, 1780. 4.

Böhmische Literatur auf das Jahr 1779. Prag, 8. 4 Stücke.

Die gegen diese Schrift erschienene „Revision der böhmischen Literatur" machte eine Antwort auf die Revision nothwendig.

Böhmische und mährische Literatur auf das Jahr 1780. Prag, 8. 2 Stücke. Das 3. Stück, womit der 2. Band geschlossen ward, erschien, weil ein Verbot des Druckes dazwischen kam, erst 1784.

Corrigenda in Bohemia docta. Prag, 1779. 8.

Literarisches Magazin von Böhmen und Mähren, 1. St. für das Jahr 1781, kam erst im Jahre 1785 heraus; 2. Stück für das Jahr 1782 im Jahre 1786; 3. Stück für das Jahr 1783, im Jahre 1787.

Digitized by Google

Prüfung der Gedanken über die Feldwissenschaft der Geistlichen. Prag, 1781. 8.

Für die Abhandlungen der Privatgesellschaft schrieb Dobrowsky:

a) Ueber die Einführung und Verbreitung der Buchdruckerkunst in Böhmen.
b) Ueber das Alter der böhmischen Bibelübersetzung. Beide im 5. Bande vom Jahre 1782.
c) Historisch-kritische Untersuchung, woher die Slaven ihren Namen erhalten haben. Im 6. Bande vom Jahre 1784. Ueber den Ursprung des Namens Czech, in Pelzel's 3. Ausgabe der „Geschichte von Böhmen" vom Jahre 1782 und in der 4. vom Jahre 1817.

De antiquis Hebraeorum characteribus. Prag, 1783. 8.

Scriptores rerum Bohemicarum e Bibliotheca ecclesiae Metropol. Pragensis. Prag. Tom. I. 1783, II. 1784, mit Pelzel gemeinschaftlich herausgegeben.

Für die Abhandlungen der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, deren Mitglied Dobrowsky seit ihrer Stiftung 1784 war, und alle erste Mitglieder überlebte, schrieb er Folgendes:

a) Wie man die Urkunden in Rücksicht auf verschiedene Zweige der vaterländischen Geschichte benutzen soll. Ein Versuch über den Stiftungsbrief Boleslaw II. vom Jahre 993. Im 1. Band, 1785.
b) Ueber die Begräbnißart der alten Slawen und der Böhmen insbesondere. Im 2. Band, 1786.
c) Ueber eine Stelle im 19. Briefe des heiligen Bonifacius, die Slawen und ihre Sitten betreffend. Im 3. Band, 1787.
d) Geschichte der böhmischen Pikarden und Adamiten. Im 4. Bd., 1789.
e) Geschichte der böhmischen Sprache. Im 1. Bande der neuern Abhandlungen, 1790. Einzeln und überarbeitet gab er sie 1792 bei Calve in 8. heraus.
f) Ueber das erste Datum der slawischen Geschichte und Geographie. Im 1. Bande der neuen Abhandlungen.
g) Literarische Nachrichten von einer auf Veranlassuug der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften im Jahre 1792 unternommenen Reise nach Schweden und Rußland. Im 2. Band der neuen Abhandlungen, 1795. Einzeln mit dem Anhange: Vergleichung der russischen und böhmischen Sprache nach dem petersburger Vergleichungswörterbuche. Prag, 1796.
h) Ueber den ersten Text der böhmischen Bibelübersetzung nach den ältesten Handschriften derselben, besonders der dresdner. Im 3. Bd. der neuen Abhandlungen, 1798.
i) Kritische Versuche die ältere böhmische Geschichte von spätern Erdichtungen zu reinigen. I. Boriwog's Taufe. Im 1. Band der Abhandlungen, 1803.
k) Kritische Versuche u. s w. II. Ludmilla und Drahomira. Im 2. Band der neuen Abhandlungen, 1807.

Digitized by Google

l) Entwurf zu einem allgemeinen Etymologikon der slawischen Sprachen. Im 4. Band, 1813.
m) Beiträge zur Geschichte des Kelches in Böhmen. Im 5. Bd., 1817.
n) Kritische Versuche u. s. w. III. Wenzel und Boleslaw. Im 6. Bd., 1819.
o) Cyrill und Methodius, der Slawen Apostel. Ein historisch-kritischer Versuch. Im 8. Band, 1823.

Als Vicerector des olmützer Generalseminariums hatte Dobrowsky Gelegenheit, den Hanke'schen alten slawischen Codex zu vergleichen. Dies veranlaßte ihn, seine Bemerkungen über die slawische Bibelübersetzung dem sel. Johann Dav. Michaelis 1788 mitzutheilen, der sie in dem 7. Theile der „Neuen orientalischen Bibliothek" vom Jahre 1790 abdrucken ließ und zu weitern Mittheilungen auffoderte. In Rußland sammelte Dobrowsky Varianten aus slawischen Handschriften für Griesbach's neue Ausgabe des griechischen Neuen Testaments, 1796—1806. In beiden Bänden stehen seine Beschreibungen der verglichenen slawischen Handschriften und der gebrauchten Ausgaben.

De sacerdotum in Bohemia coelibatu narratio historica, cui constitutiones Concilii Moguntini Fritzlariae, 1244 celebrati adnexae sunt. Prag, 1787. 8.

Ueber die ältesten Sitze der Slawen in Europa und ihre Verbreitung seit dem sechsten Jahrhundert, insbesondere über das Stammvolk der Mährer und ihre Geschichte bis zur Einsetzung des Herzogs Rastislaw. Diese Abhandlung setzte Joseph Wratislaw von Monse dem 2. Bande seiner „kurzgefaßten politischen Landesgeschichte" (Olmütz, 1788. 8.) vor.

Fr. Tomsa's böhmisch-deutsch-lateinisches Wörterbuch, 1791, begleitete Dobrowsky mit einer Vorrede und fügte noch eine Abhandlung über den Ursprung und die Bildung der slawischen und insbesondere der böhmischen Sprache bei.

Vita Joannis de Jenczenstein, Archiepiscopi Pragensis tertii, apostolicae sedis legati secundi, postea Patriarchae Alexandrini, olim Episcopi Misnensis. Ex Manuscripto Rokyczanensi cooevo nunc primum edita, notisque illustrata. Prag, 1793. 8.

Böhmische Prosodie, in Pelzel's böhmischer Grammatik, 1795. Dieselbe umgearbeitet und kürzer gefaßt in der zweiten Ausgabe, 1798.

Neues Hülfsmittel die russische Sprache leichter zu verstehen. Prag, 1799. 8. Bei dem zweiten Durchmarsche der Russen 1813 ist das Wörterverzeichniß durchaus vermehrt erschienen.

Die Bildsamkeit der slawischen Sprache an der Bildung der Substantive und Adjective in der böhmischen Sprache dargestellt. Prag, 1799. 4. Sollte als Einleitung zu dem deutsch-böhmischen Wörterbuche dienen, davon der erste Theil in der Herrl'schen Buchhandlung 1802. 4. erschienen ist. Der Druck des zweiten Theils ward bis zum Jahre 1821 verzögert. Da Dobrowsky von diesem Theile nur die Buchstaben L und M revidiren konnte, so sollte auf dem Titel des zweiten Theils nicht sein Name, sondern der des Redacteurs Anton Puchmayer stehen.

Entwurf eines Pflanzensystems nach Zahlen und Verhältnissen. Prag, 1802. 8.

Besorgte Dobrowsky mit Anton Pischely eine vermehrte Ausgabe von böhmischen Sprüchwörtern, unter dem Titel: „Českých přjslowj zbjrka". Prag, 1804. 8.

Digitized by Google

Slawin. Beiträge zur Kenntniß der slawischen Literatur, Sprachkunde und Alterthümer nach allen Mundarten. Mit Kupfern und Tabellen. Prag, 1808. 8. Eigentlich schon 1806, weil der Verleger den frühern Titel ändern ließ. Dazu gehört noch ein Anhang, betitelt: „Glagolitica". Ueber die glagolitische Literatur, das Alter der Bukwitza, den Ursprung der römisch-slawischen Liturgie u. s. w. Ein Anhang zum „Slawin". Prag, 1807. 8.

In Joh. Müller's „Altrussischer Geschichte" nach Nestor (Berl., 1812. 8.) erläuterte Dobrowsky die Geschichte Cyrill's und Method's durch mehre Anmerkungen, und dem Buche ward ein Aufsatz von ihm vorgesetzt: „Wie soll Nestor's alte Chronik aus so mancherlei Recensionen des Textes rein hergestellt werden?"

Slowanka. Zur Kenntniß der alten und neuen Literatur, der Sprachkunde nach allen Mundarten, der Geschichte und Alterthümer. Prag, 1814. Slowanka u. s. w., zweite Lieferung, 1815.

Ausführliches Lehrgebäude der böhmischen Sprache. Prag, 1809. 8.

Das Slovo Slovenicum, 1799, und der Entwurf der böhmischen Declinationen, 1808, gingen voran.

Geschichte der böhmischen Sprache und ältern Literatur. Ganz umgearbeitete Ausgabe. Prag, 1818. Sie reicht bis 1526, wovon die Fortsetzung folgen sollte, aber nicht erschien.

Lehrgebäude der böhmischen Sprache, zum Theil verkürzt, zum Theil umgearbeitet und vermehrt. Prag, 1819. 8.

Das „Lehrgebäude der russischen Sprache", v. Ant. Jar. Puchmayer, das auf Kosten des böhmischen Nationalmuseums 1820 herausgegeben ward, mit einer Vorrede, die eine Literatur der russischen Sprachlehren enthält, begleitet.

Institutiones linguae slauicae dialecti veteris, quae quum apud Russos, Serbos aliosque ritus Graeci, tum apud Dalmatas glagolitas ritus Latini Slavos, in libris sacris obtinet. Wien, 1822. 8.

Dobrowsky schrieb auch mehre Recensionen für die „Wiener Literaturzeitung", für die „Annalen der Literatur", für Baron Hormayr's „Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst", u. für a. Zeitschriften.

In den „Verhandlungen des böhmischen Museums" (Jahr 1824) ist die Geschichte der böhmischen Krönung Kaiser Ferdinand's I. von ihm erläutert worden.

Seit vielen Jahren sammelte D. zu einem slawisch-böhmischen Glossarium, worin alle Stammwörter nach der in der slawischen Grammatik befolgten Methode aufgestellt werden sollten. Dieses ist jedoch nie herausgekommen. Manches andere sehr Schätzbare blieb noch größtentheils unbeendet im Manuscripte zurück.*)

---

*) Wir fügen noch hinzu:
Ansberti Historia de Expeditione Friderici Imperatoris, nunc primum e Gerlaci Chronico, cujus ea partem constituit, typis expressa, cur. J. Dobrowsky. Cum indice personarum, populorum, regionum, locorum atque fluminum. Prag, 1827, de Mayregg. 8.
Die Red.

Biographische Andeutungen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Alexander Volta.

Alexander Volta wurde am 18. Februar 1745 zu Como geboren und stammt von einer alten Familie dieser Stadt. Zu den Unfällen seiner Kindheit rechnen seine Freunde, daß er eine verrückte Amme hatte, und schreiben diesem Umstande die langsame Entwickelung seiner Geisteskräfte zu. Erst nach vollkommen abgelaufenem Knabenalter zeigte er unverwerfliche Zeugnisse seines Talents durch einige lateinische und italienische Gedichte, sowie durch prosaische Aufsätze; diese erregten aber auch die Vermuthung, daß die Erforschung der Natur es besonders sei, welcher er sich widmen werde. Die auffallenden und räthselhaften Erscheinungen der Elektricität waren es vor Allem, die ihn anzogen, und diese waren denn auch der Gegenstand eines seiner Aufsätze.

Nachdem er auf den niedern und höhern Bildungsanstalten seiner Vaterstadt seine Studien vollendet und sich eine Fülle wohlgeordneter Kenntnisse erworben hatte, sehen wir ihn sehr bald auf dem Lehrstuhle der Physik auf der Universität von Como. Er vertauscht denselben bald mit dem auf der berühmten Hochschule zu Pavia, wo er 30 Jahre lang lehrte und wirkte und den Namen seines Vaterlandes durch Beweise geistigen Ruhmes verschönerte, sodaß ganz Europa seine Blicke auf ihn wandte und eine Epoche in der Geschichte der Wissenschaft durch ihn bezeichnet wird.

Eine der ersten Erfindungen Volta's war die des Elektrophors, mit welcher er im Juni 1775 zuerst auftrat und die er im Septemberhefte 1776 von Rozier's „Journal de physique" beschrieb. Dies sinnreiche Instrument besteht aus einer Metallplatte und aus einem Harzkuchen, durch deren gegenseitige Berührung beständig Elektricität entwickelt

wird. Bereits 18 Jahre früher hatte Joh. Karl Wilke zu Rostock eine ähnliche Erfindung gemacht, die er zuerst in seiner „Disputatio physica experimentalis de Electricitatibus contrariis" (Rostock, 1757), beschrieben hat, und deshalb ist die Ehre der ersten Erfindung öfter für diesen in Anspruch genommen worden; allein es erleidet gar keinen Zweifel, daß das Elektrophor, als ein Instrument, eine gänzlich neue Erfindung sei, und daß unser berühmter Volta von den frühern Experimenten des deutschen Physikers durchaus keine Kenntniß hatte.

Die Sommerferien benutzte Volta gewöhnlich zu bedeutend großen Reisen. Im Jahre 1777 durchreiste er in Begleitung seines Freundes, des Grafen Giovio, die Schweiz und besuchte den berühmten Haller in Bern, fand jedoch diesen großen Mann schon von der Last der Jahre und von Krankheiten niedergedrückt. Auch stattete er dem Philosophen Voltaire zu Ferney einen Besuch ab.

Im Jahre 1776 und 1777 gab Volta einige merkwürdige Briefe über die Brennbarkeit der Sumpfluft heraus. Sie waren an den Pater C. J. Campi gerichtet und wurden später ins Deutsche und Französische übersetzt. In demselben Jahre erfand er auch seine elektrische Lampe und sein elektrisches Pistol, Instrumente, die Jeder, der einen Cursus der Experimentalphysik gehört hat, kennt. Die elektrische Lampe bildet jetzt ein zierliches Möbel, welches jedes Zimmer schmückt und durch welches man zu jeder Zeit Licht haben kann. Durch Oeffnung eines Hahns wird ein Strom von Wasserstoffgas mittels des Druckes einer Wassersäule durch eine enge Oeffnung gedrängt, und zu gleicher Zeit durch einen, mittels eines darunter liegenden Elektrophors hervorgebrachten Funken entzündet. Fast zu derselben Zeit erfand Volta das eudiometrische Verfahren, um die gegenseitigen Verhältnisse des Sauer- und des Stickstoffgases, welche die atmosphärische Luft bilden, zu bestimmen. Es wird ein gewisses Quantum Wasserstoffgas mit einer Menge von Atmosphärgas in eine Glasröhre zusammengethan und durch elektrische Reibung entzündet, worauf die Sauerstoffmenge durch eine Volumverminderung dargethan wird.

Während seiner Reise durch das Toscanische, im Jahre 1780, untersuchte er mit besonderer Aufmerksamkeit die Feuer, die man in den Apenninen längs der Straße von Bologna nach Florenz gewahrt, und die wir unter dem Namen Vulcanetto di pietra mala kennen. Er gab eine Beschreibung von denselben heraus und bewies darin, daß sie von ent-

Digitized by Google

zündlichen, wasserstoffhaltigen, brennbaren Gasen herrühren und mit jenen übereinkommen, welche man bei der alten zerstörten Stadt Velleja findet.

Im Jahre 1782 erfand Volta einen elektrischen Condensator, um geringe Mengen der elektrischen Flüssigkeit bemerkbar zu machen; und in demselben Jahre machte er, in Begleitung seines berühmten Collegen, des Anatomen Scarpa, eine Reise durch Deutschland. Nachdem sich dieser Letztere von ihm getrennt hatte, setzte er seine Reise allein nach Holland, England und Frankreich fort. Bei seiner Rückkehr führte er den Kartoffelbau in der Lombardei ein, den er in Savoyen kennen gelernt hatte, und ward so der Wohlthäter von vielen Tausenden, zumal der ärmern Classe seiner Landsleute; den Bauern, die sich mit diesem für jene Gegenden damals neuen Zweige der Bodencultur abgaben, wandte er dadurch den Preis zu, welchen die Patriotische Gesellschaft zu Mailand um jene Zeit dafür ausgesetzt hatte.

Der von Galvani im Jahre 1790 gemachte Versuch über die Elektricität der Froschmuskeln gab durch ganz Europa einen starken Impuls zu physikalischen Untersuchungen. Volta nahm an der neuen Wissenschaft, welcher Galvani's Experiment den Namen gegeben hatte, lebhaft Antheil; ja er war so glücklich, ihr eine wissenschaftliche Basis zu geben und ihre Grenzen durch die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen auszudehnen. Valli, Fowler und Robison hatten früher noch als Volta galvanische Untersuchungen angestellt, und der Letztere hatte etwas Aehnliches wie die Säule erfunden, indem er fand, daß ein besonderer Geschmack erregt würde, wenn man die Zunge an eine abwechselnde Anzahl von Zink- und Silberplatten lege.

Die ersten Untersuchungen Volta's wurden der königl. Societät zu London im Jahre 1793 durch 2 an den in England lebenden italienischen Physiker Tiberius Cavallo gerichtete Briefe, die im 83. Bande der „Phil. transactions", S. 10, abgedruckt worden sind, mitgetheilt. Diese Briefe enthalten einen deutlichen Bericht von den Entdeckungen Galvani's, nebst Bemerkungen über manche eigne Versuche. Er verwarf die Meinung Galvani's, daß der thierische Körper eine Analogie mit der leidner Flasche habe; er fand, daß zur Hervorbringung der Wirkung 2 verschiedene Metalle nöthig seien, und er folgerte, daß die Zuckungen der Muskeln von kleinen Elektricitätsmengen abhingen, welche durch gegenseitige Einwirkung der Metalle frei gemacht worden seien. Er fand, daß der Nerve dasjenige Organ sei, auf welches der

galvanische Einfluß unmittelbar einwirke, daß aber, wenn ein Theil von einem Muskel zwischen 2 verschiedene Metalle gelegt und eine Verbindung hervorgebracht werde, Zuckungen entstehen. Er erklärt daher alle Erscheinungen in Beziehung auf das Princip, daß, wenn 2 Metalle miteinander in Berührung kommen, ihr elektrisches Gleichgewicht aufgehoben werde und das eine derselben dem andern einen Theil seiner natürlichen Elektricität mittheile, worauf das eine positiv und das andere negativ werde. Er sieht dies als ein neues Gesetz der Elektricität an und eignet sich das Verdienst der ersten Entdeckung zu.

Die große Entdeckung Volta's, welche seinen Ruhm auf immer gegründet hat, ist die der Säule, welche man unter dem Namen der Volta'schen Säule kennt. Diese große Entdeckung wurde vor dem Jahre 1800 gemacht; und da er seit 1791 Mitglied der königl. Societät zu London war, so theilte er sie in 2 Briefen, von denen der erste vom 20. März 1800 datirt ist, dem Sir Joseph Banks, damaligem Präsidenten derselben, mit. In London wurde sogleich ein Apparat erbaut, und man stellte viele Versuche damit an. Derselbe besteht bekanntlich aus 2 vollkommenen und einem unvollkommenen Leiter der Elektricität: nämlich Silber und Zink, oder Kupfer und Zink, welche die vollkommenen Leiter, und aus einem in Salzwasser getauchten und etwas kleinerm Stück Leder oder Filz, welches den unvollkommenen Leiter bildet Legt man die eine Hand auf den obersten und die andere an den untersten Leiter, so empfindet man einen Schlag, ähnlich dem durch die leidner Flasche hervorgebrachten. Die chemischen Wirkungen der Säule sind außerordentlich wichtig; allein man kennt sie zu allgemein, und es würde ihre weitere Erwähnung hier zu weit führen. Die königl. londner Societät überreichte dem berühmten Physiker eine große goldene Medaille als Anerkennung seiner wichtigen Entdeckung.

In Paris waren die galvanischen Versuche nicht gelungen; man berief daher 1801 Volta zur Ausführung derselben nach der Hauptstadt des französischen Reiches. In Gegenwart des ersten Consuls, Bonaparte, der recht gute physikalische Kenntnisse besaß, und der Mitglieder des Instituts von Frankreich, stellte er die Versuche an, und sie gelangen ihm vollkommen. Das Institut überreichte ihm sofort, als Zeichen seiner Bewunderung und um den denkwürdigen Zeitpunkt jener Entdeckung und seiner Verdienste um dieselbe der Nachwelt im Gedächtniß zu bewahren, eine goldene Me-

Digitized by Google

daille, mit der Inschrift: „A Volta, la classe des sciences mathématiques et physiques", und ein Jahr darauf eine zweite mit den Worten: „A Volta, associé étranger". Außerdem suchten die meisten Akademien Europas eine Ehre darin, ihn zu ihrem Mitgliede aufzunehmen.

Von Paris ging Volta nach Lyon, um als Deputirter der Universität Pavia den Versammlungen beizuwohnen, die zur Wahl eines Präsidenten der italienischen Republik in dieser Stadt zusammenberufen worden waren. Nachdem die Wahl vollzogen worden war, ergriff ihn eine sehr ernstliche Krankheit, die ihn einige Monate in Lyon und darauf in Genf zu bleiben nöthigte. In letzterm Orte wurde er von den bekanntlich sehr liebenswürdigen Gelehrten mit der größten Gastfreundschaft aufgenommen und blieb mit denselben sein ganzes Leben hindurch in der innigsten Freundschaft.

Den Ehrenbezeigungen, die ihm auswärtig zu Theil geworden waren, folgten in der Heimath neue. Als Senator des Königreichs Italien war er genöthigt einen Theil des Jahres in Mailand zuzubringen; Abends sah man ihn dann in den geselligen Kreisen des Präsidenten der Akademie, Paradisi, in welchen die ausgezeichnetsten Männer sich zusammenfanden. Er sprach hier, wie überhaupt bei ähnlichen Gelegenheiten, wenig von seinen Studien und noch weniger von Politik, sondern gefiel sich in oft sehr treffenden Wortspielen.

Im Jahre 1804 erhielt er die erbetene Entlassung von seinem Lehrstuhle in Pavia und die Erlaubniß in seine Vaterstadt zurückkehren zu dürfen, unter der Bedingung, daß er wenigstens jährlich einige Vorlesungen halte. „Große Männer sterben auf dem Schlachtfelde", sagte Napoleon bei dieser Gelegenheit zu ihm. Volta vergaß dieses nie und sagte bei des Kaisers Sturz, auf jene Worte anspielend: „Er hat mir nicht Wort gehalten".

Als Bewohner einer Grenzstadt, war Volta einer der ersten Italiener, die sich dem Eroberer Bonaparte vorstellten; seine Mitbürger sandten ihn nämlich im Jahre 1796 mit dem Grafen P. B. Giovio dem Obergeneral entgegen, um sich unter den Schutz des Siegers zu begeben. Seit der Zeit versäumte Napoleon keine Gelegenheit, Volta zu ehren. Er verlieh ihm die Orden der Ehrenlegion und der eisernen Krone, den Titel eines Grafen und Senators des Königreichs Italien. Und als man bei der Errichtung des italienischen Instituts in Napoleon's Gegenwart berathschlagte, ob man das Verzeichniß der Mitglieder nach alpha-

betischer Ordnung abfassen solle, schrieb der Kaiser auf das Blatt oben an: Volta, und gab es dem Secretair mit den Worten zurück: „Jetzt wie Sie wollen, wenn nur dieser der Erste ist".

Im Jahre 1794 verheirathete sich Volta; seine Gattin gebar ihm 3 Kinder, denen er die sorgfältigste Erziehung gab. Um so schmerzlicher fühlte er den Verlust eines Sohnes, der viel Talent für die Mathematik zeigte. Als Familienvater und Mensch war Volta ebenso liebenswürdig, gut und ehrenwerth als er als Gelehrter berühmt war. Dem Vaterlande war er ein thätiger und treuer Bürger, von seinen Mitbürgern war er geliebt und geachtet, und seine Vaterstadt, der er von ganzem Herzen ergeben war, übertrug ihm Aemter und Würden, die er stets mit Redlichkeit und Einsicht verwaltete. Zu allen diesen Tugenden kam noch eine wahre Frömmigkeit, die Volta bis zu seinem Tode begleitete. Dieser erfolgte, nach einer zweitägigen Krankheit, am 5. März 1827, an demselben Tage, an welchem auch der berühmte französische Mathematiker und Astronom, der Graf Laplace, jene Augen schloß, die längst den Himmel gesucht hatten. Volta erreichte ein Alter von 82 Jahren. Sein Hingang zum höhern Licht wurde allgemein betrauert, und in einer eigens dazu zusammenberufenen Versammlung, am 23. März 1827, beschloß der Gemeinderath seiner Vaterstadt, zu seinem Gedächtniß eine Medaille prägen und ein Denkmal in Stein errichten zu lassen. Er hat sich selbst eine Säule erbaut, die stehen wird, so lange Wissenschaft und Sprache bestehen, und die kein Zahn der Zeit zerstören kann! An der neuen Façade der öffentlichen Schule zu Como befindet sich neben den Büsten des Plinius, Giovio und anderer großen Männer, die in Como das Licht der Welt erblickt hatten, eine leere Nische. Die Bestimmung derselben kannte Jeder, und diese zarte Huldigung war ganz im Sinne von Volta's bescheidenem Charakter.

Eine bis auf Einiges vollständige Sammlung der Werke Volta's wurde 1816 von Vincent Antinori in Florenz unter dem Titel: „Collezione delle opere del cav. conte Alessandro Volta" in 5 Bänden herausgegeben. Sie enthält ein treffliches Bildniß des berühmten Physikers, nach Morghen. Die meisten von seinen Abhandlungen findet man in Gilbert's „Annalen der Physik"; sie sind auf S. 121 des trefflichen „Repertoriums" vom Prof. Müllerin Breslau näher nachgewiesen worden.

H—n.

Joseph und Karl Wenzel.

Die wahren Kastor und Pollux unter den Aerzten und medizinischen Gelehrten! Beide Brüder waren geboren in Mainz, wo ihr Vater ausübender Arzt und Professor war; Joseph im März 1768, Karl im April 1769. Im Kinder-, Jünglings- und Mannesalter waren sie unzertrennlich im Leben, in ihren Studien und selbst in ihren gelehrten Werken; und als endlich ein Raum von wenigen Meilen sie in den letzten Jahren trennte, befestigte die Entfernung noch den Geistes- und Herzensbund, und fast in jeder Woche einige Mal wurde der kleine Raum entweder persönlich oder durch Briefe übersprungen. Sie machten 1786—91 ihre gemeinschaftlichen Studien auf der damals neu und kräftig aufblühenden Universität ihrer Vaterstadt, unter Fiebig, Metternich, Molitor, Sömmerring, Strack, Wedekind und Weidemann. Den Letzten verehrten sie stets als ihren zweiten Vater (den natürlichen hatte ihnen früh der Tod geraubt); mit ihm und Sömmerring verband sie späterhin die engste Freundschaft. Sie promovirten Beide an einem Tage, nach vielen Beweisen ausgezeichneter Kenntnisse, am 2. August 1791, unter Sömmerring und traten darauf eine wissenschaftliche Reise an. Sie blieben fast ein ganzes Jahr in Würzburg, gingen von da nach Bamberg, Salzburg (wo sie sich viel mit Untersuchungen über den Cretinismus beschäftigten) und Wien. Dort beschäftigten sie sich ein halbes Jahr besonders mit Untersuchungen über das Gehirn und über die Natur der Wasserscheu. Sie zergliederten dort 3 an dieser furchtbaren Krankheit gestorbene Menschen und geriethen dadurch in Gefahr, die Opfer ihres muthigen Eifers zu werden, indem sie sich dabei verwundeten und der Ansteckung aussetzten.

Von Wien reisten sie nach Italien, welches ihnen reichliche Gelegenheit bot, ihre Kenntnisse zu bereichern, in Venedig bei Pajola, in Padua bei Caldani, besonders aber in Pavia bei Frank, Spallanzani, Scanza, Volta. Freundschaft und gemeinschaftliches Streben verband sie mit Jünglingen und Männern, die, wie sie, später die Zierden deutscher Natur- und Arzneiwissenschaft wurden, z. B. mit Autenrieth, Joseph und Franz Frank, Hartmann, Döllinger, Michaelis, Siebold. In Mailand besuchten sie das berühmte große Hospital und benutzten die Belehrungen eines Palleta, Manteggia und Moscati. So waren beinahe schon 2 Jahre auf ihrer Reise verflossen, die sie noch nach England und Frankreich führen sollte, als die politischen Verhältnisse, besonders aber die traurige Lage ihrer Vaterstadt, welche während ihrer Abwesenheit von Custine war erobert worden und jetzt wieder von den Deutschen belagert und bombardirt wurde, sie nöthigte, den weitern Plan ihrer wissenschaftlichen Reise aufzugeben; sie reisten durch die Schweiz nach Deutschland zurück und lernten unterwegs noch viele wackere und ausgezeichnete Gelehrte ihres Faches kennen. Bei ihrer Zurückkunft im Juli 1793 fanden sie Mainz wieder in den Händen der Deutschen; aber als Folgen der langen und heftigen Belagerung herrschten gefährliche Epidemien, wodurch die jungen Aerzte gleich in Thätigkeit gesetzt wurden.

Die nun so schnell begonnene praktische Laufbahn wurde nicht mehr verlassen, im Gegentheil mit jedem Jahre wichtiger und bedeutender und mit Lehrämtern und gemeinschaftlichen schriftstellerischen Arbeiten verknüpft. Sie schrieben gemeinschaftlich und gaben heraus: „Vorschläge zu Verbesserungen der chirurgischen Anstalten auf dem Lande"; „Ueber den Hospitalbrand"; „Beobachtungen von Brüchen"; „Ueber die krebsigen Geschwüre"; Weidmann: „Ueber den Misbrauch des glühenden Eisens, um brandige Knochenstücke abzusondern" (Uebersetzung aus dem Lateinischen, mit Zusätzen und Kupfern); „Ueber Cretinismus"; 2 lateinische Abhandlungen über die in Cadix herrschenden Krankheiten, welche sie 1802 der Akademie der Wissenschaften in Madrid zuschickten; „Ueber eine merkwürdige Misstaltung der Geschlechtstheile, welche man mit dem Namen Zwitter belegt"; 2 besonders wichtige Werke: „Prodromus eines Werkes über das Hirn der Menschen und der Thiere" (das Hauptwerk: **„De penitiori structura cerebri hominis ac brutorum"**, woran Joseph W. auch den größten Antheil hatte, kam erst nach dessen Tode heraus, sowie die „Abhand-

Digitized by Google

lung über die schwammigen Auswüchse auf der äußern Hirnhaut") und „Bemerkungen über die Hirnwassersucht". Der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Petersburg überschickten sie eine Abhandlung „Ueber eine besondere Gattung von Knochenauswüchsen". Ihre letzte gemeinschaftliche Schrift war: „Bemerkungen über die Structur der ausgewachsenen Schwung- und Schweiffedern". Als gemeinschaftliches Werk kann man auch noch betrachten: J. Wenzel's „Beobachtungen über den Hirnanhang fallsüchtiger Personen", welche K. Wenzel nach dem Tode seines Bruders herausgab.

Schon im Anfange dieser gemeinsamen schriftstellerischen Thätigkeit hatte der Wunsch, einer einzigen geliebten Schwester bei ihrer ersten Niederkunft beizustehen, den jüngern Bruder im Jahre 1795 auf wenige Tage nach Frankfurt geführt, wo ihn so Manches anzog und festhielt, daß er sich daselbst niederließ, verheirathete und 32 Jahre lang, bis an sein Lebensende, blieb. Doch war die kleine Entfernung von 4 Meilen keine Trennung für die Unzertrennlichen; ihre Verbindung war nur um so inniger und wurde durch sehr häufigen Briefwechsel, durch Besuche und Zusammenkünfte am dritten Orte unterhalten. Beide waren eifrige Freunde der Künste, besonders der Tonkunst. Oft lockte „Don Juan" oder ein anderes Meisterstück des unsterblichen Mozart den ältern Bruder nach Frankfurt. Leider trennte der Tod den schönsten und seltensten Bund der Wissenschaft und Bruderliebe, als das kräftigste Mannesalter noch die reifsten und besten Früchte versprach. Joseph war erst 40 Jahre alt, als er am 14. April 1808 in Mainz starb. Kummer von mancherlei Art, eine starke und mühselige Praxis in und außer der Stadt (die er zwar mehr vermied als suchte), besonders aber die eifrige Verwaltung seines Amtes als Professor an der medizinischen Specialschule, mochten wol das Ihrige beitragen, daß die Krankheit tödtlich wurde, welche er sich durch eine Erkältung und durch den häufigen Aufenthalt bei den Leichen an Faulfiebern Verstorbener im anatomischen Theater zugezogen hatte.

Fünf Jahre vor seinem Tode hatte er sich mit mehren Aerzten zu der „Medizinischen Privatgesellschaft in Mainz" vereinigt, deren Hauptzweck war, über das Wesen und die Heilung der Fallsucht Untersuchungen anzustellen. Diesem Vereine dankt man die „Galvanische und elektrische Versuche an Menschen- und Thierkörpern, angestellt von der Medizinischen Privatgesellschaft in Mainz" (1804) und die oben schon genannten, von Karl W. nach seines Bruders Tode

vollendeten und herausgegebenen „Beobachtungen über den Hirnanhang fallsüchtiger Personen".

„Mit der Bekanntmachung dieser Beobachtungen", sagt der nun einsamstehende Bruder, der auch schon Gattin, Schwester und Schwager verloren hatte und bald nachher auch die hochgeliebte und verehrte Mutter begrub, „vollende ich das schmerzlichste Geschäft meines Lebens. Er, den die seltenste Harmonie, die je 2 Wesen vereinigte, an mich band; Er, in dem mein Leben wurzelte, der mein Alles war 2c. Den fast jede Thätigkeit lähmenden Schmerz, den der Verlust des Einzigsten gab, hat die Zeit nicht gemindert 2c." So schildert der Ueberlebende am besten sein Verhältniß zum Bruder, seinen Schmerz und seinen Verlust.

Sein Verlust wurde so allgemein bedauert als sein Werth und Verdienst war anerkannt worden. Joseph Wenzel war Mitglied mehrer medizinischen und naturforschenden Akademien und Gesellschaften (in Wien, Berlin, Moskau, Madrid, Paris, Zürich, Mainz); die Liebe und Achtung, welche er in seiner Vaterstadt genoß, und die Auszeichnung, welche ihm früher der letzte Kurfürst (der glänzende Wiederhersteller der mainzer Universität, die ihm einen Sömmerring, Johann von Müller, Forster 2c. verdankte) und später der würdige Präfect Jean Bon St.-André bewiesen, fesselten ihn an Mainz, daß er jeden auswärtigen Ruf ablehnte.

Joseph Wenzel hatte vorzüglich durch einen eisernen höchst wohlgeordneten Fleiß sich zu der Stufe emporgearbeitet, auf welcher er in der Wissenschaft und als praktischer Arzt stand; sein Wille war stets der beste, und sein Charakter würdig. Dies wurde anerkannt, darum blieb er auch fast ganz frei von collegialischen und literarischen Händeln; — ein großes Glück! Er war unverheirathet, wohnte in einem eignen höchst geschmackvoll eingerichteten Hause, lebte aber, bei allem Wohlstande, sehr einfach und geordnet.

Karl Wenzel überwand nur schwer den unsäglichen Schmerz über den Verlust des so früh von ihm Getrennten; nur die Beschäftigung mit den Wissenschaften, eine glänzende Praxis, die ihm Ehre und Geld brachten, am meisten aber die Zeit, die Liebe wackerer Freunde und die Sorge für eine einzige treffliche Tochter konnten allmälig seinen Schmerz in eine stille Trauer verwandeln, die ihn nie verließ. Es erschienen noch von ihm gehaltvolle Werke „Ueber Indurationen und das Geschwür in indurirten Theilen"; „Ueber die Krank-

Digitized by Google

heiten des Uterus"; „Ueber künstliche Frühgeburt"; „Die Krankheiten am Rückgrathe".

Im Jahre 1812 ernannte ihn der Großherzog zum Director der medizinisch-chirurgischen Specialschule, welche er in Frankfurt errichtete; er widmete sich derselben mit ganzer Seele, konnte sie aber doch nicht von dem Untergange retten, welchen die Stürme der Zeit ihr schon im Jahre 1813 bereiteten. Mehre Jahre lang nahm die Direction der französischen, östreichischen, russischen und preußischen Hospitäler in Frankfurt seine ganze Thätigkeit in Anspruch und gab ihm ein weites Feld des wohlthätigsten Wirkens, welches die Monarchen durch Orden (außer dem früher erhaltenen Concordienorden des Fürsten Primas, der russische Kaiser durch den St.-Annen- und der preußische Monarch durch den rothen Adlerorden), viel tausend Gerettete durch ihren Dank anerkannten. Den Ruf auf mehre Universitäten (nach Königsberg, Berlin, Bonn) lehnte er ab; aber gern nahm er, 2 Jahre vor seinem Tode, die Ernennung zum frankfurtischen Stadtaccoucheur an, wodurch sich ihm noch ein neuer ebenso verdienstlicher als mühseliger Wirkungskreis eröffnete; denn er nahm sich des Unterrichts der Hebammen mit einsichtsvollem Eifer an, stiftete, meist auf eigne Kosten (die größer waren als die Einkünfte des Amtes), eine Privatentbindungsanstalt. Denn wo es das Beste der Wissenschaft oder des Gemeinwesens galt, schonte er weder Zeit noch Geld, sowie er überhaupt einen großen Theil Dessen, was die goldene Praxis ihm reichlich eintrug, höchst großmüthig zur Unterstützung des Talents, der Armuth, und zu andern wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken verwendete.

Eine schöne, milde, rein menschliche Freude verschönerte Wenzel's letzte Lebensjahre. Seine einzige Tochter vermählte sich mit dem einzigen Sohne seines Lehrers und Freundes Sömmerring, der auch Arzt ist und bei ihm wohnte. Ihm wurde ein Enkel aus dieser Verbindung der Kinder zweier so ausgezeichneten Männer ihres Faches. Doch er sagte, wie einst sein Bruder, sein nahendes Ende voraus, ja er sehnte sich darnach. Viel zu früh für die leidende Menschheit, für die Wissenschaft, für seine zweite Vaterstadt, deren trefflichster Bürger er war, sowie für seine Kinder und Freunde, starb er am 18. Oktober 1827, noch nicht volle 59 Jahre alt. In ihm waren Eigenschaften vereinigt, die man selten zusammen findet, und vielleicht am wenigsten bei Deutschen. Er verband den Fleiß und die Gründlichkeit des Gelehrten mit allen Gaben und aller Bildung des Weltmannes;

er war als Arzt ausgezeichneter Theoretiker und unermüdet im wissenschaftlichen Forschen, aber dabei auch der ausgezeichnetste praktische Arzt. Unermüdbar und stets zur Hülfe bereit, mit schnellem und sicherm Blick das Rechte erkennend, nie Fassung und Besonnenheit verlierend, stets mit Ruhe, Milde und herzlicher Theilnahme handelnd, erkannte Jeder im besten Arzt auch gleich den besten Menschen; in beiden Beziehungen war seines Lebens Ziel wohlzuthun, Elend zu mildern, Glück zu verbreiten.

Digitized by Google

Biographische Literatur.

Digitized by Google

Anzeiger der biographischen Literatur vom J. 1828.

Dieser Anzeiger soll die biographische Literatur vom Jahre 1828 enthalten. Diejenigen Personen, von denen einzelne Biographien erschienen sind, haben wir in alphabetischer Folge vorangesetzt, damit der Geschichtsfreund sogleich übersehen kann, ob und wie viele biographische Schriften über eine merkwürdige Person erschienen sind. In der Anordnung der biographischen Sammlungen, Briefe und Miszellen, welche sämmtlich unter B stehen, haben wir die deutschen, französischen, englischen, italienischen, spanischen und holländischen, von einander gesondert, zusammengestellt. Bei den Memoiren haben wir folgende Regel angenommen. Betreffen sie hauptsächlich nur das Leben einer Person, oder sind sie von einem Verfasser, als seine Denkwürdigkeiten, niedergeschrieben, so stehen sie unter dessen Namen, also die Mémoires du Duc de Rovigo unter R. Sind sie aber von einem Dritten gesammelt und enthalten sie biographische Nachrichten von mehren Personen, so stehen sie unter dem allgemeinen Titel: Mémoires, oder Denkwürdigkeiten. Noch bemerken wir, daß jedes Buch, bei welchem kein Format angegeben ist, die Octavform hat.

A.

Alexander I. Notice sur Alexandre Empereur de Russie par H. L. E. (Empeytaz) ministre du St.-Evangile. Genf.

Der Verf. erzählt, als Augenzeuge, die Besuche des Kaisers bei Frau v. Krüdener und die Entstehung der heil. Allianz. Die religiöse Gesinnung dieses Monarchen war aufrichtig. Sie war die Grundlage seiner Staatskunst in den „situations scabreuses" seines Lebens, wie er selbst sich ausdrückte.

Uebers. u. d. Tit.: Notiz über Alexander, Kaiser von Rußland Aus der Minerva abgedruckt. 2½ B. Jena.

Lobrede auf Alexander I., Kaiser von Rußland. Von einem Preußen. 4 B. Leipzig.

Digitized by Google

Alfred der Große. Geschichte Alfreds des Großen, übertragen aus Turner's Geschichte der Angelsachsen, nebst der Lodbrokar-Quida in dem Urtext und einer metrischen Uebersetzung von Dr. Fr. Lorenz. 18½ B. Hamburg.

Seitdem sind zu London im J. 1829 erschienen: King Alfred's Anglo-Saxon Version of Boëthius „De Consolatione Philosophiae" mit einer englischen Uebersetzung und mit Anmerkungen, von J. S. Cardale; — und The Will of King Alfred, Saxon and English, m. e. Vorrede und mit Anmerkungen.

Aikin. Memoir of John Aikin, M. D. with a selection of his miscellaneous pieces, biographical, moral and critical, with a portrait by Engleheart. Von Lucy Aikin. 2 Bde. London.

Dieser gelehrte Arzt machte sich durch seine Schrift On the state of medecine in Great-Britain, from the regeneration of letters to the time of Harvey (London 1780), sowie durch mehre Biographien (The Life of John Howard, 1791; The lifes of Selden and Archbishop Usher) u. a. Schriften mehr bekannt. 1806 gab er das Athenaeum heraus. Er schrieb mit Geist und Laune; sein Styl ist einfach, rein und gefällig. Auch die weiblichen Mitglieder der Familie Aikin, z. B. seine Schwester, Mrs. Barbauld, haben sich durch literarische Arbeiten bekanntgemacht.

Ariosto. Ariosto's Leben nebst kritischen Bemerkungen über seine Schriften. Mit dem Bildn. Ariost's nach Rafael Morghen. 12. 1½ B. München.

Auf 33 Seiten konnte das schon Bekannte kaum angedeutet werden.

B.

1. Einzelne Biographien.

Babeuf, François-Noël, auch Gracchus Babeuf genannt. Conspiration pour l'égalité dite de Babeuf suivie du procès auquel elle donna lieu et des pièces justificatives, von Ph. Buonarotti. 2 Bde. Brüssel.

Der Verf. lebt zu Brüssel in der Verbannung. Er gehörte im J. 1796 zu den 65 Angeklagten, die man beschuldigte, daß sie das Directorium hätten stürzen und das Schreckenssystem wiederherstellen wollen. Er wurde nebst 6 Andern zur Deportation verurtheilt; 2 Andere, Babeuf, ein schwärmerischer Demokrat, und D'Arthé wurden den 25. Mai 1797 guillotinirt. Diesen hatte Buonarotti auf der Bank der Angeklagten versprochen, die Geschichte ihrer Absichten und Entwürfe zu schreiben. Seine Schrift hat vorzüglich ein biographisch-psychologisches Interesse. Sie zeigt, wie eine politische Theorie zur Schwärmerei werden kann. Der Verf. bekennt sich noch jetzt zu jener demokratischen Sekte, welche das Utopien der Gleichheit durch ihre sogenannte

Digitized by Google

Doctrine du bonheur commun verwirklichen wollte und selbst einen Robespierre zu vertheidigen wagte. Auch wurde ihr Prozeß öffentlich wie ein Streit zwischen 2 Systemen geführt.

Basilius der Große (gest. 379). D. Jo. El. Feisseri Dissertatio historico-theologica inauguralis de vita Basilii magni, Caesar. in Cappadocia episcopi. 8 B. Gröningen, van Boekeren. (Leipzig, Barth.)

Beck, Christian Daniel, Dr. der Theologie.

Die Grundzüge einer Autobiographie dieses verehrten Historikers, Theologen und Literators findet man in seinem lateinischen Programm, das er Ostern 1828 zu der Promotionsfeier der neu creirten Magister und Doctoren der Philosophie geschrieben hat. Wir nennen zugleich ein zweites wichtiges Blatt aus dem geistigen Leben dieses verdienstvollen Gelehrten, seinen Vortrag über die Fortschritte der Wissenschaften, der philologischen und historischen insbesondere, in den letzten 50 Jahren; — von ihm gehalten bei seinem Amtsjubelfeste am 8. Mai 1829, welcher nebst einem Anhange rc. Leipzig bei Cnobloch 1829 (3 B.) erschienen ist.

Beethoven. Ludwig van Beethoven; eine Biographie desselben, mit Urtheilen über seine Werke und einem lithograph. Briefe Beethoven's; — von Joh. Aloys Schlosser. Prag. 4½ B.

Der Herausgeber hat den Ertrag zu Errichtung eines Monuments für B.'s Lehrer J. Haydn bestimmt.

Bernhard der Große, Herzog von S.-Weimar. Biographisch dargestellt von Dr. Bernh. Röse. 1. Th. mit dem Bildnisse des Fürsten u. einer Münztafel. Weimar. 30 B. (bis mit der Schlacht bei Nördlingen).

Philipp's History of the two illustrious brothers, Princes of Saxony, viz Ernestus the pious, and Bernhard the great etc., London 1749, des Hn. v. Hellfeld u. a. Biogr. von Bernhard, sind mangelhaft. Bei dieser sind archivalische Nachrichten benutzt. Sie enthält manches Neue, z. B. üb. die Unterhandlungen Wallenstein's mit den Schweden, und 46 Aktenstücke.

Bertrand. Vie du maréchal Bertrand. Von J. L. 5. Aufl. 2 Bdchn. in 18. mit 2 Portr. Paris.

Bourdonnais, de la. Mémoires historiques de C. F. Mahé de la Bourdonnais, Gouverneur des iles de France et de Bourbon. 2. Ausg. Paris.

Mahé de la Bourdonnais starb 1754. Sein Leben steht im 3. Hefte von Niemeyer's Biographen. Der jetzige Minister d. N. stammt nicht aus Mahé's Familie.

Brienne. Mémoires inédits de Louis Henry de Loménie Comte de Brienne, Secrétaire d'état sous Louis XIV, publiés sur les manuscrits autographes par F. Barrière. 2 Bde. Paris.

Außer dem Leben dieses Hofmannes, welcher sein hohes Staatsamt verlor, weil er durch Spielsucht sich hatte zu Ausschweifungen hinreißen lassen, enthalten seine Denkwürdigkeiten noch Beiträge zu der Charakteristik der Anna von Oestreich, Richelieu's, Mazarin's, Ludwigs XIV. und zu der Culturgeschichte jener Zeit.

Brocchi. Elogio storico di Gio. Battista Brocchi bassanese, von

Digitized by Google

s. Landsmann Giov. Larber. Padua, Valent. Crescini. 80 S. u. 30 S. Anm. M. B.'s Bildn.

Der Naturforscher Brocchi, geb. zu Bassano 1772, gest. auf seiner Rückreise von Sennaar nach Kahira, zu Chartum den 23. Sept. 1826, hat auf seinen Reisen in Italien, Aegypten und Sennaar wichtige, vorzüglich geognostische Beobachtungen und Sammlungen gemacht. Er bestimmte seine Bibliothek, alle seine Handschriften und naturhistorischen Tagebücher der Stadt Bassano, nebst einem Capitale von 10,000 Lire, zur Besoldung eines Aufsehers, verbot aber, seine Handschriften in Druck zu geben, weil solche Reisetagebücher nur flüchtig und ungeordnet abgefaßt sein konnten. Um so schätzenswerther ist Larber's mit Sachkenntniß und gut geschriebenes Denkmal des verdienstvollen Reisenden.

Bullinger. Merkwürdige Züge aus dem Leben des züricherschen Antistes Heinr. Bullinger (eines um die schweizerische Reformation verdienten Mannes, geb. 1504, gest. 1575), nebst dessen Reiseinstruction und Briefe an seinen ältesten Sohn Heinr. auf den Lehranstalten zu Strasburg und Wittenberg. Der studirenden Jugend auf das 3. Reformationsjubil. der Stadt und Rep. Bern gewidmet von F. F. Franz, evangel. Pfarrer zu Mogelsdorf, Cant. St.-Gallen. Bern.

Ueber B.'s Leben war bisher wenig bekannt.

Burckhardt. Beiträge zum Leben und der Charakteristik J. L. Burckhardt's aus Basel, genannt Sheik Ibrahim. Größtentheils aus bisher noch unbenutzten Nachrichten. Nebst Bildniß. Gr. 4. 3 B. Basel. — Auch als Neujahrsblatt Nr. VIII für Basels Jugend, herausgegeben von der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen.

Burckhardt starb zu Kairo d. 15. April 1817. Aus s. hinterlassenen Berichten und Tagebüchern wurden 1819 seine Travels in Nubia und 1829 seine Travels in Arabia, comprehending the Hedjas, or Holy Land of the Musulman's London, 4. von der Afrikanischen Gesellschaft herausgegeben.

Burke. Memoir of the R. H. Edmund Burke; with specimens of his poetry and letters, and an estimate of his genius and talents, compared with those of his great contemporaries. With autographs and a portrait. Von James Prior. 2. A. in 2 Bdn. London.

Burns, Robert. The Life of Robert Burns. By J. G. Lockhart. Mit dem Portrait des Dichters. London.

Rob. Burns, ein schottischer Volksdichter, starb 1799. Mehr über ihn sagt das Conv.-Lexikon.

Byron. Lord Byron and some of his contemporaries etc. (u. A. Coleridge und der verstorbene Shelley); von Leigh Hunt. London. 4. Mit Kupfern. (3 Pfd. 3 Sh.) — Reich an interessanten Anekdoten. Der Verf. hat Erinnerungen aus seinem eignen Leben und aus seiner Reise nach Italien beigefügt. Leigh Hunt, geb. 1784, ist als Dichter und radical-politischer Schriftsteller bekannt. Er hat mehre Zeitschriften, u. a. The examiner,

Digitized by Google

1808 herausgegeben. Damals legte er, um unabhängig zu schreiben, eine Stelle nieder, welche ihm die Regierung gegeben hatte.

---

2. Biographische Sammlungen.

Biographien aus der allgemeinen Geschichte zu Begründung des historischen Unterrichts in Schulen. Von F. C. Franz. 25 B. Stuttgart.

Das letzte Werk des verdienstvollen Prälaten Franz.

Chronologisch geordnete Nachrichten von dem Leben und den Werken der berühmtesten Architekten, von Felibien. Aus dem Franz. von J. Jak. Helfft. 17 B. Berlin.

Thaddäus Bulgarin's sämmtliche Werke. Aus dem Russischen übersetzt von Aug. Oldekop. 4 Thle. Mit des Verf. Bildniß. 57½ B. Leipzig.

Herr von Bulgarin, als geistreicher Schriftsteller bekannt, hat hier mehre biographische Beiträge zu der russischen Geschichte geliefert, u. a. Maria Mniszech, Gemahlin des falschen Demetrius (starb 1613); Burchard von Wichmann (gest. 1822); über Suworoff's Charakter; über Peter den Großen.

Denkmäler verdienstvoller Deutschen des 18. und 19. Jahrhunderts. 1. und 2. Bdch.; das 3. und 4. Bdch. erschienen im J. 1829. Jedes mit 6 lithograph. Portr. 12. Leipzig.

Auswahl und Darstellung entsprechen ganz der edeln Idee dieses vaterländischen Unternehmens.

Französischer Heldensaal, oder Leben, Thaten und jetzige Schicksale der denkwürdigsten Heroen der Republik und des Kaiserreichs, insonderheit der Waffengefährten und Marschälle Napoleons. Von D. K. Fl. Leidenfrost. Mit 1 Titelkupfer. 27½ B. Ilmenau.

Allgem. Handwörterbuch der Geschichte und Mythologie, in einer alphabet. Reihenfolge der denkwürdigsten mythischen, historischen und literarischen Personen vom Anbeginn der Geschichte bis zum Jahre 1825. Von D. G. Hassel. 2. Bds. 2. Abth. (Bel-Böl.) 22½ B. 8. und 6 genealog. Taf. 4. Weimar.

Biographischer Ehrentempel, errichtet verstorbenen, um das Schulwesen vorzüglich verdienten katholischen Schulvorständen, Geistlichen und Lehrern. Nebst einem Anhange von Schulfesten. 2 Bdch. 18¼ B. Augsburg.

Das 1. Bdch. erschien 1821.

Leben und Charaktere einiger gelehrten und frommen Männer des vorigen Jahrhunderts. Nebst 2 kleinen theolog. Aufsätzen. Von D. G. Chr. Knapp. 19 B. Halle.

Medizinische Biographie, oder vollständige Nachrichten von dem Leben und den Schriften der Aerzte, Wundärzte, Apotheker und der vorzüglichsten Naturforscher, welche als Schriftsteller bekannt geworden sind. A. d. Franz. mit Zus. von D. Aug. Ferd. Brüggemann. 1. Bd. 1. u. 2. H. Halberstadt.

Digitized by Google

Das Ganze von 6 Bänden soll 1831 vollendet sein.

Allgemeiner Militairalmanach. 1. Jahrgang. Mit Kupf. Darmstadt.

Enthält biographische Aufsätze über Schwarzenberg, Kleist, Eugen, Kleber.

Neuer Nekrolog der Deutschen. 4. Jahrgang vom Jahre 1826. 2 Thle. Ilmenau.

Diese Forts. einer trefflichen Sammlung enthält 671 biograph. Aufsätze über die im J. 1826 Verstorbenen; darunter 174 aus handschriftlichen Nachrichten.

Niederländischer Plutarch. 1. Bd., enth. die Biographien Wilh. I., Ruyter's, Rubens's, Johann Brauwer's, de Witt's, Vondel's, Boerhave's, Grétry's, Swammerdam's, Huygens's, Erasmus's, Grotius's und Karls V.

Nachrichten von den vornehmsten Künstlern und Werkleuten, so innerhalb 100 Jahren in Nürnberg gelebt haben, von Joh. Neudörfer, 1546, nebst der Fortsetzung von Andr. Gulden, 1660. Abgedruckt nach einer alten Handschr. in der Campe'schen Sammlung. (Herausgegeben von D. Fr. Campe.) 6½ B. 3 Bildn. 16. Nürnberg.

Die nürnbergischen Künstler, geschildert nach ihrem Leben und ihren Werken. Herausgegeb. von dem Vereine nürnberg. Künstler und Kunstfreunde. 3. Heft: Wenzel Jamitzer, Goldschmied. Mit 3 Kupf. Gr. 4. 6 B. Nürnberg.

Der 1. H., 1822: Adam Kraft, Bildhauer; der 2., 1823: Karl und Heinrich Guttenberg, Kupferstecher.

Skizzirte Biographien der berühmtesten Feldherren Oestreichs von Maximilian I. bis auf Franz II. In Verbindung mit der Geschichte ihrer Zeit, und mit ihren echten Abbildungen auf 60 Kupfertafeln. Von Frz. J. F. v. Reilly. 54 B. Gr. 4. Wien.

Schon 1813 wurde diese Samml. begonnen.

Peurbach (geb. 1423, gestorb. 1461) und Regiomontan (geb. 1436, gest. in Rom 1476), die Wiederbegründer einer selbständigen und unmittelbaren Erforschung der Natur in Europa. Eine Anrede an studirende Jünglinge, von Dr. G. H. Schubert, Prof. der Naturgesch. in München. 8 B. Erlangen.

Ein Beitrag zu Dürer's Denkfeste, d. 7. April 1828.

Biographische Schriften zur dritten Säcularfeier der Reformation in Bern 1828.

1) Die Reformatoren Berns im 16. Jahrh. Nach dem Bernschen Mausoleum umgearbeitet von G. J. Kuhn, Pfarrer zu Burgdorf. 461 S. Bern.

Jenes Bern. Mausoleum von Scheuermann war 1740 erschienen und enthält 10 Biographien: Thom. Wyttenbach; Sebast. Meyer; Bercht. Haller; Ge. Bronner; Nikl. Manuel; Franz Kolb; Joh. Haller, Vater und Sohn; Wilh. Farel und G. Kunz. Diese Schrift hat Kuhn verbessert und erweitert herausgegeben.

Digitized by Google

2) Biographien berühmter schweizerischer Reformatoren. Lebensgeschichte M. Heinr. Bullinger's, Antistes der Kirche zu Zürich, von Salomon Heß, Pfarrer am St.-Peter in Zürich. 1. Bd. 492 S. Enthält die Zeit von 1504—48 und ist die Fortsetzung eines Werkes, das der Verf. mit dem
3) Leben Joh. Oekolampad's 1793 begonnen hatte.
4) Berchtold Haller, od. die Reformation zu Bern, von M. Kirchhofer, Pfr. zu Stein am Rhein. 240 S. Zürich.
5) Thomas Wyttenbach, oder die Reformation zu Biel, von J. C. Appenzeller. 64 S. 12. Bern.
6) Merkwürd. Züge a. d. Leben des zürcherschen Antistes Heinr. Bullinger rc., von F. C. Franz. 158 S. Bern. — S. Bullinger unter den einzelnen Biographien.

Dr. Martin Luther und seine Zeitgenossen, als Kirchenliederdichter. Nebst Luther's Gedanken über die Musik und einigen poetischen Reliquien. Herausgegeben von Aug. Gebauer. 212 S. Leipzig.

Diese Monographie enthält u. A. von Luther 36 und von seinen Zeitgenossen (als: H. Sachs; J. Jonas; Joh. Friedrich, Kurfürst von Sachsen; Maria, Königin von Ungarn; Albrecht, Markgraf von Brandenburg) 20 Lieder, im alten Text, den schon Rambach in seiner Schrift: „Ueber Luther's Verdienst um den Kirchengesang", Hamburg 1813, gegeben hatte. Das Echte ist vom Unechten sorgfältig geschieden. Man vergl. die Recens. in der Halle'schen „Allg. Lit.-Zeit", 1829, Nr. 79.

Deutscher Regentenalmanach auf das Jahr 1829. Historisch-biographische Galerie der jetzt regierenden hohen Häupter. Herausgegeben von B. F. Voigt. 4. Jahrg. Mit 8 Portraits. 310 S. Ilmenau.

Dieser trefflich ausgeführte Almanach enthält außer den Biographien der Regenten noch den statistischen Ueberblick ihrer Staaten und die Genealogie ihrer Häuser.

Süddeutsche Originalien, Bengel, Oetinger, Flattich. In Fragmenten gezeichnet von ihnen selbst. Herausgegeben von M. C. G. Barth, Pfarrer in Möttlingen in Würtemberg. 5 B. Stuttgart.

Drei ausgezeichnete Anhänger des Pietismus in Würtemberg sprechen hier ihren frommen Sinn kräftig und nicht selten mit heiterm Humor aus: Joh. Albr. Bengel, der Apokalyptiker, in Aeußerungen, die seine Freunde aufgezeichnet haben; Friedr. Christ. Oetinger in Briefen; Flattich in Auszügen aus seinem schriftlichen Nachlaß.

Annales biographiques, ou complément annuel et continuation de toutes les biographies ou dictionnaires historiques, contenant la vie des personnes remarquables en tous genres, mortes dans le cours de chaque année. Année 1826. 2 parties. 1827, 1ère partie. 36 B. Paris, Ponthieu.

Diese Annalen haben den Umschlagstitel: Annuaire nécrologique, weil sie eine Fortsetz. von 5. Bd. sind.

Digitized by Google

Biogaphie des contemporains, in einem Bd.
Eine Compilation.
Biographie des hommes vivans, 5 Bde.
Unparteilich, gedrängt und literar-historisch ziemlich genau.
Biographie des ministres (das franzöſ. Miniſterium unter Villèle), von L. Gallois.
Die Schilderung iſt ſehr anziehend; der Verf. hat die Erſetzung Villèle's durch Roy ausdrücklich vorausgeſagt.
Biographie de tous les ministres depuis la constitution de 1791 jusqu'à nos jours. 2de édit. 600 S.
Dictionnaire historique de tous les ministres depuis la révolut. jusqu'en 1827. Von L. Gallois. Paris.
Biographie univers. ancienne et moderne. 49 Bde. (ſeit 1811—28 in 16 Liefer.).
Unter den Verf. ſind Cuvier, Biot, Boiſſonade, Delambre (†), Raoul-Rochette, Sismondi, Walckenaer, Villemain, Guizot, Lacretelle, Malte-Brun (†), Michaud (Bruder des Herausgebers), Quatremère de Quincy, Millin (†), Langlès (†). Man kann ſich aus den wichtigſten Artikeln einen Begriff von den in Frankreich vorherrſchenden literar. Anſichten bilden.
Biographie universelle et portative des contemporains, ou dict. histor. des hommes qui se sont rendus célèbres chez tous les peuples depuis la fin du 18ième siècle jusqu'à nos jours. 2 Bde. Mit 200 Portr., geſt. von Montaut. Paris. (42 Lieferungen.)
Unter Viejlh de Boisjolin's Leitung. Sie zeichnet ſich vor ähnlichen Sammlungen durch größere Genauigkeit, Vollſtändigkeit und durch ein unabhängiges, geſundes Urtheil aus. Im Aug. 1829 erſchien von der 2. Abtheil. die 30. Lieferung. Tal-Tre.
Statistique morale de la France, ou biographie par départemens, des hommes remarquables dans tous les genres.
Unter der Leitung des Hrn. Andraud (Dep. l'Allier); ſoll aus 90 Liefer. in 15 Bdn. mit 180 Portr. beſtehen. 3 Lieferungen ſind ſeit 1828 erſchienen (Departem. der Rhonemündungen, des Var und der Niederalpen).
Histoire biographique de la chambre des pairs depuis la restauration jusqu'à l'époque actuelle (von A. Lardier); précédée d'un essai sur l'institution et l'influence de la pairie en France. Von C. O. Barbaroux. (2 Abtheil., zuſammen 640 S.) Paris.
Der Verf. hat ſich bemüht, die ſicherſten Nachrichten über die von dem Könige 1814--28 ernannten Pairs, ſowie über die von Napoleon im Jahre 1815 ernannten Pairs zu ſammeln.
Biographie des lieutenants-généraux, ministres, directeurs-généraux, chargés d'arrondissemens, préfets de la police en France et de ses principaux agens. Von M. B. St.-Edme. 35 B. Paris.
Eine Geſchichte der franzöſ. Polizei in dem Leben der oberſten Beamten derſelben ſeit 1666 bis jetzt; belegt mit ihren Berichten und Proben aus ihren Unterſuchungen und ihrem Spionenweſen. Man blickt mit Abſcheu in die geheime Sittengeſchichte

Digitized by Google

zur Zeit Ludwigs XIV., der Regentschaft, Ludwigs XV. und der Dubarri, sowie in die der neuesten Zeit.

Dictionnaire historique, ou biographie universelle classique. Ouvrage entièrement neuf. Vom General Beauvais und einer Gesellschaft Gelehrter; in bibliographischer Hinsicht durchgesehen von den H. G. Barbier. (Vgl. Zeitgenossen, Heft I, S. 94.)

Das Ganze soll einen Band ausmachen. Die 12. und letzte Lieferung ist 1829 erschienen.

Von der 7. Aufl. von des Abbé de Feller Dictionnaire historique (vgl. Heft I, S. 94) erschien 1828 der 15. u. 16. Th. (Rod-Tz) zusammen 62 B.

Mit dem 17. Bde. wurde diese Ausg. 1829 beendigt. Noch sollen 3 Bde. folgen, unt. dem Titel: Bibliographie du dictionnaire historique de Feller.

Vies de grands capitaines français du moyen âge, pour servir de complément à l'histoire générale de la France aux 12ième, 13ième, 14ième et 15ième siècles. Von Alexander Mazas, ehemal. Stabsoffizier. Paris.

Der 1., 2., 5., 6. und 4. Th. dieses Werkes erschienen im J. 1828, der 3. u. letzte in 2 Abtheilungen erschien 1829.

Les reines et régentes de France, continuées par un professeur de l'acad. de Paris. 6 Bde. Mit Kupf., Facsimile von Ninon, Maintenon u. A. m. Paris.

Der Artikel Marie Antoinette ist vorzüglich gut geschrieben.

Biographies et anecdotes des personnages les plus remarquables de l'Allemagne, durant le 18ième siècle, par l'auteur de l'Abrégé de l'hist. d'Allemagne, des Lettres sur Dresde etc. 2 Thle. 22 B. Nürnberg.

Les agraviados d'Espagne, suivi des notices sur les hommes qui ont joué un rôle dans les affaires d'Espagne, depuis l'abolition de la constitution des cortes 1823. Von F. C. 6 Bde. Paris.

The annual biography and obituary for the year 1829. 13. Jahrgang. 484 S. London.

Enthält den Nekrolog merkwürdiger Personen, die in den J. 1827 u. 1828 gestorben sind. Interessant sind die Nachrichten von der verwitw. Königin von Würtemberg; von Lord Liverpool; von der Markgräfin von Ansbach; von Cap. Clapperton; von Sir Neil Campbell; von Dugald Stewart; dem Haupte der schottischen Schule der Philosophie; von dem Archidiac. Hook, einem der heftigsten Gegner der französ. Revolution, und eine Rechtfertigung der Karoline Lamb, welche am 25. Jan. 1828 starb. S. Zeitgen., Heft VIII.

General biographical dictionary. 2 Bde. Von J. Gorton. London.

Ders. Verf. gibt auch seit 1828 ein

Quarterly biographical magazine heraus.

Portraits of illustrious personages in Great Britain, von Eduard

Digitized by Google

Lodge. Fortſ. ſeit 1821 — 28, 3 Bde. Mit 200 Kupf. London.
Die Kupfer, nach Originalgemälden, ſind mit biographiſchen und hiſtoriſchen Nachrichten begleitet.

Portraits and memoirs of the most illustrious personages of british history. Von Edm. Lodge. Die 3. Ausg. erſchien zu London 1829. Die Kupfer ſind nach Originalgemälden von Holbein, Rubens, Vandyk, Lely, Kneller, Reynolds u. A. neu geſtochen.
Der 1. Heft enthält: Sir Phil. Sidney, die Königin Anne Bullen und den Erzbiſchof Cranmer.

Public characters. Biographical and characteristic sketches, with portraits, of the most distinguished personages of the present age. 2. Bd. London.
Dieſe Sammlung empfiehlt ſich durch den Inhalt ſowol als durch ihre Außenſeite; indeß ſollen die Portraits nicht immer ähnlich, einige Biographien aber parteiiſch ſein.

Eine Sammlung kleiner Biographien — keine Bereicherung dieſes Zweiges der Literatur — erſcheint zu London bei Cradock. Jede iſt einzeln zu haben; ſo the life of Mahomed, Card. Wolsey, C. Wren, Newton, Bacon, Raleigh, Galilei, Niebuhr u. A.

Almanacco biografico per l'anno 1829, cioè breve compendio della vita de' piu illustri letterati italiani nati in ciascun giorno dell' anno. Peſaro.
Enthält auf 193 S. 365 biograph. Notizen, welche ohne Prüfung planlos zuſammengeſtellt ſind und viel Unrichtiges enthalten; z. B. vom Marcheſe Franc. Albergati ſind Geburt und Tod im Jahre und Tage falſch angegeben und die Lebensumſtände ganz entſtellt, indem der Verfaſſer dem unzuverläſſigen Feller folgte.

Biografia universale antica e moderna. Aus d. Franzöſ. ins Ital. überſ., mit Zuſätzen. Venedig. Bis jetzt 43 Bde.

Biografia degli uomini distinti dell'Istria. Trieſt.
Es ſollen 3 Bde. mit 16 Portr. erſcheinen; iſt noch nicht geendigt.

Biografia degli scrittori perugini, e notizie delle opere loro, ordinate da G. B. Vermiglioli. 4. Perugia.
2 Bde. in 4 Abtheil. zu 25 B. Früher hatten Aleſſi, Jacobilli, Oldoino, Vincioli, Belforti, Mariotti die Literargeſchichte Perugia's bearbeitet. Von Vermiglioli's Biographie iſt die 1. Abth. (Ace—Bal, 172 S.) erſchienen; ſie enthält viele unbedeutende Namen und Erzeugniſſe.

Elogi di Liguri illustri, scritti dal P. G. B. Spotorno. In 3 Abtheil. 2. A. Genua.
Iſt mit neuen Lobreden vermehrt.

Elogi composti dall'abate D. Luigi Casolini. 7. ediz. aumentata di 2 nuovi elogi da C. A. Zuccoli. Mailand.

Elogi storici di Federico Commandino, G. Ubaldo del Monti, Giulio Fagnani, letti all' accademia Pesarese dal Conte Gius. Mamiani. 144 S. 12. Peſaro.

Digitized by Google

Elogi di letterati, scritti dal Conte Ippolito Pindemonte. 2 Bde. Verona.

Famiglie celebri Italiane del Cav. Litta. Der 17. u. 18. Heft. Mailand. Fol. Mit Kupf. Jede Familie wird auch einzeln verkauft.

Die 18 Hefte enthalten die Familien Sforza; Eccelini; Sanvitale; Simonetta; Gallio; Trivulzio; Cesarini; Visconti; Pico; Arcimbaldi; Pio di Carpi; Bonacolsi; Scaligeri; Correggio; Medici u. A. m.

Galleria d'illustri Cremonesi, di Giov. Valle. Fol. Mit Bildnissen. Jedes Heft 6 S. Mailand.

300 Exemplare, die nicht in den Buchhandel kommen.

La infelicità dei letterati di Pierio Valeriano et appendice di Cornelio Tollio. A. d. Latein., mit einigen Zugab. u. histor. Anm. Mailand

Pierio Valeriano, geb. zu Belluno 1477, und gestorb. 1560, schrieb eine schöne und durchaus der Wahrheit treue Elegie De vitae suae calamitate, dann den berühmten Dialog De litteratorum infelicitate, zu welchem Tollio 1647 einen Nachtrag lieferte. Beide Schriften sind eine Sammlung von Lebensbeschreibungen unglücklicher Gelehrten aus dem Zeitalter Leos X., der Gelehrsamkeit und Gelehrte schützte!! Sie waren die Zeitgenossen der Verf. und theilten denselben die genauern Umstände ihrer Schicksale mit.

Memorie storiche d'illustri scrittori e d'uomini insigni di Lunigiana, in otto libri disposte etc. per l'abate Emanuele Gerini di Fivizzano. 2 Bde. Massa di Carrara.

Origine e stato corografico di Casalmaggiore (Stadt am Po in der lombard. venet. Delegation Cremona) oder Memorie storico-critiche vom Abate Giov. Romani. 1. Th. Casalmaggiore.

Enthält Auszüge aus der handschriftlichen Autobiographie des Abate Romani, und biograph.-historische Nachrichten über die Literargeschichte und die ausgezeichneten Männer jener Stadt.

Vite e ritratti di illustri Bresciani. 4. Brescia.

Der 1. Heft erschien 1828.

---

3. Briefe biographischen Inhalts.

K. W. von Bonstetten's Briefe an Friederike Brun, geb. Münter. Herausgegeben von der Letztern. 2 Bde. Frankfurt a. M.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den J. 1794 — 1805. 1. Bd. vom J. 1794 und 95; 2. Bd. vom J. 1796. Stuttgart. Im J. 1829 erschienen der 3.—6. Bd.

Hier spricht sich das Innerste der beiden Männer aus, vorzüglich über ihr literarisches Schaffen; namentlich Schiller über Wilh. Meister's Lehrjahre; Beide über die Xenien, über ihre

Zeitgenossen u. s. w. Zur Einsicht in das Verhältniß zwischen Schiller und Göthe ist dieser Briefwechsel der rechte Führer.

Lettere inedite di principi e d'uomini illustri, raccolte e publicate da Luigi Cibrario, torinese, col simile delle scritture d'Alfieri e della contessa d'Albany. 190 S. Turin.

The Ellis correspondence, or letters addressed to John Ellis, secretary to the commissioners of His Majesty's revenue in Ireland, during the years 1686, 1687 and 1688, comprising many particulars of the revolution, and anecdotes illustrative of the history and manners of those times. Aus der Originalhandschrift, mit Anmerk. und einer Vorrede herausgegeben von Ge. Agar Ellis. 2 Bde. London.

(Die Fortsetzung im nächsten Hefte.)

Berichtigung zu S. 136 der Biographie des Staatsraths von Jakob, in Nr. V u. VI der Zeitgenossen.

Herr von Rommel, gegenwärtig Director des Museums, der Bibliothek und des kurhessischen Haus- und Staatsarchivs, befand sich nicht im J. 1810 zu Charkow. Als er im Jan. 1811 nach Charkow kam, war Hr. v. Jakob bereits nach St.-Petersburg versetzt, wo ihn Hr. von Rommel im J. 1815 zum ersten Male in seinem Leben sah und die bis zu dessen Tode fortdauernden freundschaftlichen Verhältnisse mit ihm anknüpfte.

Nach Jakob's Abreise von Charkow war der von ihm geschilderte Curator Potozky verschollen, und die Universität, in unmittelbarer Berührung mit dem Minister der Volksaufklärung, Grafen Alexei Rasumovsky, wurde in einem bessern Geiste verwaltet.

S. 136, Z. 18. v. u., muß, statt Dagour Du Gour, (jetzt Degouroff, kaiserl. russ. wirkl. Staatsrath und Rector der Universität zu St.-Petersburg), und S. 137, Z. 23 v. o., statt Urpensky, Uspensky gelesen werden.

In Nr. IX S. 40 fg., muß überall statt Kreß, Keeß gelesen werden.

Digitized by Google

Biographien und Charakteristiken.

Heinrich August Ottokar Reichard,

herzoglich sachsen-gothaischer Director des Kriegscolleg., Geheimer Kriegsrath, Ritter des königl. sächs. Verdienstordens und mehrer gelehrten Gesellschaften Mitglied.

Von Friedrich Cramer.

Unter Deutschlands ausgezeichneten Männern möchten Wenige nachzuweisen sein, welche in einem weiten Zeitraume mit so ununterbrochener Thätigkeit vielseitig wirkten, mit so manchen ausgezeichneten Männern des In- und Auslandes in vertrauter Verbindung lebten, deren schriftstellerische Leistungen einen so ausgebreiteten Kreis umfassen und so mannichfaches Verdienst haben, als der Vorgenannte, von welchem wenige biographische Notizen aufzufinden sind, da er preiswürdige Thätigkeit der Sucht zu glänzen und der persönlichen Eitelkeit, seinen Namen bekanntzumachen, immer vorzog. Um so erfreulicher ist es uns, den vieljährigen Freund hier in der Reihe der „Zeitgenossen" einzuführen. Dieser Abriß seiner Lebensgeschichte möge in der Literargeschichte eine Lücke füllen, bis die reichhaltigen, von ihm selbst seit mehren Jahren ausgearbeiteten Denkwürdigkeiten seines Lebens ausführlichere Nachricht seines vielverzweigten Wirkens zur öffentlichen Kunde bringen.

Reichard wurde den 3. März 1751 zu Gotha geboren, der einzige Sohn von Aeltern, die zu den angesehensten Familien der Stadt gehörten, deren Vorfahren sich in Militair- und Civilstellen bis zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs hinauf ausgezeichnet hatten. Der Vorfahren Einer war Fritz von Reichard, gewöhnlich der lange Fritz genannt, welcher

in der Schlacht von Breitenfeld nahe daran war, den berüchtigten Tilly gefangen zu nehmen. Der Großvater Reichard's von Mutterseite war ein gleichfalls in der Kriegsgeschichte berühmter Mann, der Oberste Gors, der gegen Türken und Franzosen sein Schwert geltendmachte und mit seinem Regimente 1730 Dresden besetzte, als König August zur Zeit des mühlberger Lustlagers von seinem Stammvetter Truppen zur einstweiligen Besetzung der Residenz verlangte. Die Reichard'sche Familie war vor Zeiten im Besitze mehrer adeligen Gerichtsdörfer im Altenburgischen, wie sie auch ein adeliges Wappen führte; doch sind die Nachkommen derselben in neuerer Zeit mehr darauf bedacht gewesen, persönliche Verdienste zu erwerben, als des Adelthums Anspruch geltendzumachen.

Reichard verlor, noch nicht 4 Jahre alt, seinen Vater Johann Friedrich August Reichard, herzogl. Oberconsistorial- und Oberpolizeisecretair, erhielt aber einen zweiten, als sich seine treffliche, sehr gebildete, geistreiche Mutter Maria Charlotte, Tochter des Arztes und Landphysikus Bube, zu einer zweiten kinderlos gebliebenen Ehe mit dem Geheimen Regierungsrath Rudloff entschloß. Dieser leitete die Kindheit und Jugendjahre des regsamen Stiefsohnes, für dessen Bildung und Sittlichkeit es von entschiedenem Einflusse war, daß er nach den Verhältnissen seiner Familie von früh auf Zutritt zu den gebildetern Cirkeln Gothas hatte.

Das Gymnasium zu Gotha war damals nicht die ausgezeichnete Schulanstalt, wie sie es gegenwärtig unter vielen berühmten Lehrern geworden ist; Reichard ward daher durch Privatunterricht in Sprachen und Wissenschaften unterwiesen und entwickelte früh eine glückliche Fassungskraft. Unter den alten Classikern zogen ihn Cicero, Plutarch, Herodot, unter den Dichtern Horaz, dessen Oden er fürs ganze Leben wörtlich im Gedächtnisse behielt Ovid, und Martial vorzüglich an. Eine feurige Einbildungskraft übersprang die gewöhnlichen Grenzen der Knabenspiele und versetzte den aus dem Cornelius Nepos Vocabeln Lernenden früh auf die Felder von Marathon und in die Thermopylen. Diese Richtung des Geistes wurde so in sein Dasein verflochten, daß sie selbst in spätern Jahren ihr Recht behauptete. Wenn es Reichard nie möglich ward, dorthin zu gelangen, so blieben Reisebeschreibungen von Griechenland ihm die liebste Unterhaltung und gaben der Sehnsucht nach dem classischen Boden der Vorzeit europäischer Bildung immer neue Anregung. Auch die von ihm in spätern Jahren herausgegebene Uebersetzung der Reisen Choiseul's beweist dieses.

Digitized by Google

Sowie er in der französischen Sprachkunde vorschritt, wurden Voltaire, J. J. Rousseau, Helvetius und Beaumelle seine Helden. Sein Sprachlehrer, ein Franzose, der Offizier gewesen sein wollte und bei der Unterrichtsanstalt für die herzogl. Pagen angestellt war, erschrak über des Lehrlings Fortschritte im Unglauben und zog in der Besorgniß vor der Rüge der Aeltern einst ein Crucifix hervor, um den Verwegenen zu beschwören, fest am Christenthume zu halten. Aber dieses fruchtete wenig. Ein elendes Machwerk: „Voyage dans le pays de la superstition", und eine deutsche gereimte Uebersetzung der bekannten freigeisterischen Epistel Voltaire's entstanden so, die ersten unreifen Früchte der später gar ertragreich gewordenen Autorfeder. Erstern Versuch war der zwischen den Knaben- und Jünglingsjahren schwebende Verfasser so dreist an Voltaire zu senden, erhielt sie aber mit dem Postzeichen Ferney zurück.

Gotha war damals in literarischer Hinsicht, was später Weimar wurde, und der Hof, angeregt von der geistreichen Herzogin Louise Dorothea, glich in Liebe für Kunst und Wissenschaften dem von Ferrara. Aber nicht das Heimathliche oder Altclassische, die französische Literatur galt vor. Voltaire schrieb bei seinem Aufenthalte zu Gotha einen Theil seiner „Histoire d'Allemagne". Die Herzogin, im siebenjährigen Kriege Gothas schützender Genius, im Briefwechsel mit Voltaire, Rousseau, Helvetius, Diderot, d'Alembert, mit Friedrich dem Großen*), mit seinem Bruder Heinrich, der Landgräfin von Hessen-Darmstadt u. s. f., theilte diese Vorliebe für Frankreichs Literatur und vererbte sie auch auf ihre Kinder Louise und August und auf ihre ganze geistreiche Umgebung (eine solche Fürstin konnte nur eine solche haben), nicht auf den Herzog Ernst. Der Baron Grimm, der seltene Mann, der feinste Beobachter seiner Zeit, Katharinas von Rußland Vertrauter, war ihr Geschäftsträger zu Paris und gründete und förderte dieses Alles durch seine „Feuilles", ein in seiner Art einziges Journal, damals ein handschriftliches Heiligthum, in welches zu blicken nur den Vertrautesten verstattet wurde, das in der Revolutionszeit durch den Druck bekannt geworden ist. (Darüber und über Grimm selbst hat sich R. ausgesprochen in dem Journale „Paris und Wien", 1812, Nr. VII.) Die nächste Freundin der Herzogin war

*) Schon vom Schlachtfelde bei Rosbach schrieb Friedrich II. der Herzogin und meldete ihr in wenigen flüchtigen, mit Bleistift hingeworfenen Zeilen den Sieg und sein freundschaftliches Andenken.

Frau von Buchwald (Gotter und Dalberg, der Vielverkannte, haben ihrem Andenken Biographien gewidmet); bei ihr waren Nachmittags literarische Zusammenkünfte, bei welchen sich die herzogl. Familie, die bedeutendsten Personen der Stadt und des Hofes, wie viele geistvolle Fremde vor der Cour einfanden. Hier Zutritt zu haben, galt als Auszeichnung. Das Canapé vert des Versammlungszimmers galt für einen Richterstuhl des Geschmackes und kommt oft in den Briefen berühmter französischen Gelehrten vor. Hier fanden sich später auch ausgezeichnete deutsche Schriftsteller ein: Wieland, der hier nach der Handschrift zuerst seinen „Oberon“ vorlas, Herder, Göthe u. s. f.*) Diese vom Hofe ausgehende geistige Bildung verbreitete sich auf die Empfänglichen der Stadt und wirkte, alle Talente belebend, auf den muntern Jüngling, dessen väterliches Haus ohnehin zu diesen ferrarischen Tagen in näherer Beziehung stand. Wie sehr war Reichard, der Mann und der Greis, berechtigt, mit dankbarem Sinne die Herrlichkeit jener Lebensbilder zu preisen und deren Trümmer aufzusuchen und treu zu bewahren unter den zerstörend darüber hinrollenden Wogen der Zeit! Er verdiente es, in jener Glanzepoche Gothas seine Jugendjahre verlebt zu haben, denn er ließ deren Rückwirkung auf seine Bildung nicht verloren gehen.

Der als Geschäftsmann tüchtige Stiefvater — wie schon erwähnt, war er letzteres nur dem Namen nach, an Vatertreue war er ein wirklicher — bekam das Mitcommissariat zur Schlichtung eines Streites zwischen Kurmainz und Hessen-Darmstadt vermittelst der Austrägalinstanz. Solche Verhandlungen wurden mit großem Aufwande von Zeit, Förmlichkeit, Gründlichkeit und Gelehrsamkeit geführt und veranlaßten den G.-R.-R. Rudloff bei der Aussicht auf längere Abwesenheit von Gotha seine Gattin mit nach Frankfurt a. M. zu nehmen, wodurch der junge Reichard freieres Spiel erhielt; zwar

*) Frau von Buchwald hatte das Glück, die Revolutionen neuerer Zeit, wo so manches ihr Theure unterging, nicht zu erleben. Sie ließ sich in einem Gewölbe an der siebeleber Landstraße begraben; ein Sarkophag, mit ihrer höchst ähnlichen Büste von carrarischem Marmor, darunter Gotter's herrliche Inschrift, sollte ihren Aschenrest bewahren. Die Herzogin Charlotte, jetzt in Genua, eignete sich diesen Sarkophag zu, und so wurde er nach dem herzogl. Witwensitze Eisenberg geführt, wo er vielleicht noch irgendwo steht. Jenes Grabgewölbe fällt ein, und der darin beigesetzte Leichnam wurde beim Rückzuge des Napoleonischen Heeres von derselben Nation spoliirt, welche Fr. v. Buchwald im Leben als die in geistiger Bildung am höchsten stehende verehrte.

Digitized by Google

waren die Aeltern darauf bedacht, ihn unter gute Aufsicht zu stellen: sie gaben ihm einen Stubengenossen und Repetenten in der Person eines fleißigen Gymnasiasten, der aber zur Stetigmachung des flüchtigen R. wenig geeignet war, vielmehr mit in den Strudel wunderlicher Jugendverirrungen und Träumereien fortgerissen wurde. Kindische Spielereien verflochten sich hier mit störendem Ernste. Um eine der vielen, oft wechselnden Thorheiten zu erzählen: Beide beschäftigten sich mit dem Einfalle, alle in den Büchern der Fastorum des Ovid beschriebenen Feste, so gut es gehen wollte, zu feiern.

Bei diesem freien Ideenspiele war die Vorliebe für Dichtkunst und Dichterwerke natürlich. Die ausgezeichneten deutschen Poeten damaliger Zeit wurden R.'s Lieblingsschriftsteller: Gleim, Kleist, Haller und Uz (welche Beide, wenn sie verloren gegangen wären, der leidenschaftliche Verehrer hätte aus dem Gedächtnisse wiederherstellen können), Lessing, mit dem R. später im Briefwechsel stand, und Gerstenberg, dessen „Ugolino" ihn gerade in den gräßlichsten Scenen am meisten anzog. Doch diese Dichter wurden durch die Bekanntschaft mit dem caledonischen Barden in den Hintergrund geschoben: Ossian war und blieb Reichard'en vor Allen lieb und theuer. Er hatte sich so innig mit ihm befreundet, daß er das Colorit des Barden, wie es nach der ersten deutschen Uebersetzung (der Wittenberg'schen) zu erkennen war, in seine eignen Gedichte zu übertragen suchte. So entstand eine dichterische Rhapsodie: „Ossian's Klage", welche er 1773 mit einer verunglückten Uebersetzung des Dorat'schen süßen Gedichtes „Ma philosophie" drucken ließ. Ein deutscher Kritikus striegelte letztere nach Gebühr, sagte dagegen von der eigens frabricirten Ossiansklage: „sie sei ein neu aufgefundenes und schätzbares Ossian'sches Gedicht, aus dem Englischen mitgetheilt".

Bei der Leichtigkeit, womit R. sich Das aneignete, was er ohne Vorliebe, um dem Lehrer zu genügen lernen mußte, wurde er schon nach zurückgelegtem 16. Jahre (demselben Lebensalter, in welchem nachher sein Sohn schon den Säbel im eisernen Felde des Krieges mit Ehren schwang) für reif zur Hochschule erachtet, vom Stiefvater nach Göttingen gebracht, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen, und eingeführt in die Häuser Pütter's, Böhmer's, Heyne's u. s. f. Dann ward von dem Wechsellustigen nach einem Jahre Göttingen mit Leipzig vertauscht, und wieder nach 12 Monaten Jena bezogen, um dort 2 Jahre zu studiren, der Verordnung der sächsischen Gesammthäuser zufolge. Gab es im Vater-

Digitized by Google

hause viel Jugendstreiche, so hatte das Studentenleben, besonders der Ausflug nach Leipzig, des Muthwillens und der Thorheiten viel aufzuweisen; aber von entehrenden Ausschweifungen blieb R. rein. Bei der guten Erziehung im Familienkreise war Gesittung zu innig mit seinem Dasein verflochten, als daß er in zügelloser Rohheit hätte Vergnügen finden können. Unter den dort begangenen Jugendsünden sind die der Schriftstellerfeder nicht die geringsten. Manche derselben blieben unter Verwahrung des Pultschlosses; andere erlebten die sehnsuchtsvoll gewünschte Ehre des Druckes, z. B. „Die pyrmonter Reise", in welcher Yorik's unübertreffbare Naivetät nachgeahmt sein sollte, in der That aber Jacobi's Verwässerung derselben übertroffen wurde. Freund Ettinger, damals Handlungsdiener in der Dieterich'schen Buchhandlung zu Göttingen, ließ sie auf schwarzgrauem Papier drucken. Ob er seine Rechnung dabei gefunden, steht dahin; wenigstens gelang es ihm, auf der leipziger Messe für 50 Exemplare der „Pyrmonter Reise" eine warme Pelzmütze einzutauschen. Ein Sammler pyrmonter Schriften suchte vor einiger Zeit mühsam nach dieser Reise; sie war nicht mehr aufzufinden, weder beim Verfasser, noch beim Verleger, oder in andern Buchhandlungen: der Abgrund der Maculatur hatte sie verschlungen.

In diese Zeit fallen auch psychologisch sehr interessante Beobachtungen, welche R. an sich selbst machte. Phantasmen ergriffen ihn und steigerten die Spannung der Nerven bis zur Gefahr für einen Visionnair zu gelten; aber er war sich seines unbefangenen Zustandes in jenen Augenblicken zu gut bewußt, um nicht an ihre Wahrheit glauben zu müssen.

Das leichte Blut der Jugend setzte den aufgeregten Geist bald wieder ins Gleichgewicht. Der jenaer Student war schon gereifter als der göttinger und leipziger. Der Vater gedachte den Kraftsprüngen des Stiefsohnes vernünftige Schranken zu setzen, wenn er diesem einen Aufseher zugesellte. Die Wahl fiel auf einen sonst tüchtigen Mann, der es aber vom Anfange an versah, indem er dem neuen Stubengenossen durch seine Fechtergeschicklichkeit zu imponiren versuchte. Er bot Reichard'en, der in Stoß, Hieb und Schuß schon auf 2 Hochschulen Geschicklichkeit erworben hatte, in der ersten Stunde des Beisammenwohnens einen Rappiergang an, dessen Erfolg die bezweckte Autorität nicht förderte. Der Misgriff hatte ihn lächerlich gemacht; sein Ansehen sank so, daß es ihm selbst empfindlich wurde; schon nach einem halben Jahre trennten sich Beide.

Diese aufgelöste Verbindung ward ausgeglichen durch

Digitized by Google

die nähere Bekanntschaft mit jungen Leuten von guter Erziehung und Talent, mit welchen Reichard Umgang hatte. Zu ihnen gehörte der braunschweiger Henneberg, zur Zeit des Königreichs Westfalen Präfect des Ockerdepartements, dann Staatsrath, der als Mann die Erwartungen erfüllte, welche der Jüngling weckte. Aus diesem Kreise wäre auch noch ein in hohem Posten als geachteter Staatsmann lebender Greis zu nennen. Der Verein dieser jungen, aufgeweckten Leute fand manchen Spielraum für Muthwillen in Mystificationen der gelehrten Pedanterie. Ein Professor war auf den sonderbaren Einfall gerathen, die gewöhnlichen Schriftzeichen (Komma, Kolons, Punkte u. s. f.) durch einen oder mehre — (gewöhnlich Gedankenstriche genannt) ersetzen zu wollen; man ließ, um ihn zu necken, eine Broschüre drucken, mit dem Titel: „Esprit de Mr. . . . .", deren Seiten nichts als — — — enthielten. Ein Professor that sich viel zu gut auf Entdeckung der Elektricität des Nordlichtes. Einer der Mystificateure, der bei ihm wohnte, hatte nämlich zufällig im Vorbeigehen an der im Freien stehenden Elektrisirmaschine gedreht, und zufällig hatte der beobachtende Professor sie gleich darauf untersucht und hierauf seine in Druck gegebene Schrift gegründet. Da diese Eine Beobachtung nach unrichtigen Voraussetzungen keine weitere Bestätigung erhielt, so verwickelte ihn die vermeinte Entdeckung in literarische Fehden, in welchen er überall den Kürzern zog. Die muthwillige Gesellschaft mußte auch erfahren, daß das in seiner Grundabsicht nicht unlöbliche Streben, den Gelehrtenhochmuth, wo er geringen wissenschaftlichen Rückhalt hat, lächerlich zu machen, durch Unbedachtsamkeit leicht zu Schritten führt, deren bedeutende Folgen sträfliches Aergerniß verursachen. So wurde einmal im Namen eines Professors, der ein Werkchen über die Kometen herausgegeben, an Kästner nach Göttingen hochherabblickend geschrieben, hauptsächlich um diesem, der sich nichts bieten ließ, ein scharfgespitztes Epigramm gegen den jenenser Collegen abzulocken. Dieses blieb aus; aber Kästner ließ auf eine sarkastische Antwort nicht lange warten. Der Kometenautor, wie vom Donner gerührt, wandte sich de- und wehmüthig nach Göttingen und bat um Zusendung des untergeschobenen Briefes, dessen Handschrift wegen zufälliger Aehnlichkeit der Schriftzüge noch einen andern jenenser Professor in diese Studentenfopperei verwickelte. Die Urheber hatten das nicht erwartet und bereueten dadurch am aufrichtigsten, daß sie forthin sich hüteten, so ernstlichen Verdruß zu verursachen. Hierüber Betrachtungen anzustellen hatte von

Digitized by Google

der ganzen Mystificationsgesellschaft Niemand mehr Muße als Reichard, den ein Duell, veranlaßt durch eine Liebschaft mit einer gefeierten Schönen der Stadt, auf den Carcer brachte. Nach abgesessener Strafzeit zog er nach Halle, wo viele Ordensfreunde ihn jubelnd empfingen. Die Ordensverbindung, gewiß kein Vorbild der neuerlich als staatsgefährlich und hochverrätherisch anerkannten Studentenorden, war in manchem Zuge der Freimaurerei nachgebildet, stammte aus dem Obotritenlande und zählte in Saalathen unter den Offizieren des dort garnisonirenden Regiments, wie unter den Studenten, viele Theilnehmer. Vom Civilstande gehörte Diez, später geistreicher Schriftsteller, dann preußischer Diplomat zu Konstantinopel, zuletzt streitlustiger Orientalist, zu Denen, welche mit R. am nächsten befreundet waren.

Dem Stiefvater dünkte der Zeitpunkt schicklich, daß er den Sohn nach Hause kommen ließ. Ueber den lebenslustigen Jüngling, welcher sich nun einen Beruf wählen sollte, war der Geist seiner kriegerischen Vorfahren gekommen. Er erneuerte die Bekanntschaft mit einem Rittmeister des französischen Dragonerregiments von Schomberg und suchte durch dessen Verwendung in jenem Regimente eine Lieutenantsstelle, oder auf anderm Wege, durch einen Universitätsbekannten zu Manheim, eine Fähndrichsstelle im kurpfälzischen Militair, damals käuflich. Der Stiefvater widersetzte sich der Wahl einer kriegerischen Laufbahn nicht, nur wünschte er, daß R. in dem herzoglichen sachsen-gothaischen Infanterieregimente, welches im niederländischen Solde war, Anstellung finden möchte. Ehe dieses noch zur Ausführung kam, that die Macht der Liebe, was Gegenvorstellung vergeblich versucht hätte: der ganze Militairplan ward aufgegeben. Auch in anderer Rücksicht ward R. an Gotha gefesselt. Er kam dort in Bekanntschaft mit mehren jungen Männern gleichen Alters, an deren Spitze Gotter, ebenso liebenswürdig als Mensch wie als Dichter, stand; diese gaben seinem regen Geiste eine Richtung, in welcher Gesittung, Wissenschaft und Kunst vorherrschte. Der Rückblick auf sein bisheriges Umtreiben ekelte ihn an, sowol das Wüste des von ihm geführten Studentenlebens, als die Gehaltlosigkeit seiner Geistesproducte. Die Rückkehr in die Vaterstadt fiel mit der güldenen Epoche derselben zusammen, wo feiner gesellschaftlicher Ton an der Tagesordnung, und Geschliffenheit, wie wissenschaftliche Bildung, ein Hauptrequisit jedes jungen Mannes war, der sein Glück machen wollte. Er kann sich rühmen, bei keinem Unternehmen zurückgeblieben oder nicht als mitwirkender Theilnehmer auf-

getreten zu sein, der jenen Zweck geselliger, edler Freude beabsichtigte. So stiftete er bald mit 14 Freunden den Club, der noch existirt unter so vielen Nachahmungen. Auch die Theegesellschaften trugen vieles bei zu Gothas damals so ausgezeichnetem gesellschaftlichen Rufe. 32 angesehene Familienhäuser gaben solche reiheherum wöchentlich in den Abendstunden. Gotter's Schwiegervater, der Hofrath Stieler, stiftete diesen gesellschaftlichen Verein 1778; er erhielt sich bis 1816, wo er durch Aussterben der Theilnehmer erlosch; der Nachwuchs hatte zu viele Vorliebe für andere Vergnügungsarten, als daß auf ihn wahre Theilnahme für diese vieljährige Verbindung vererbt wäre. Reichard ließ beim Untergange der Gesellschaft 2 Porzellantassen verfertigen mit den Namen der Familienhäupter, welche Theilnehmer derselben gewesen waren.

Den mit glücklichen Talenten ausgerüsteten Jüngling beschäftigte nun die neuere Literatur, deutsche Dichtkunst und Schriftstellerei; seine Thätigkeit wurde geregelter durch Gotter's Umgang und durch Klüpfel's geistige Vormundschaft. Ehrgeiz und Eitelkeit, nahe Blutsverwandte, ließen ihn Antheil an vielen Zeit- und Flugschriften suchen, wodurch er mit Göckingk, Bertram, Unger u. s. f. in Verbindung kam. Seitdem sind wenige Monatsschriften und Zeitungen in Deutschland erschienen, an welchen er nicht Theilnehmer gewesen wäre durch Beiträge, Recensionen u. s. w. Mit jugendlicher Rüstigkeit, welche wenig nach des Venusiner's abmahnender Weisung fragte, reihten sich nun Schriftstellerunternehmungen an Schriftstellerunternehmungen, wodurch mancher Lobspruch, nie pecuniairer Vortheil gewonnen, aber auch mancher Aerger veranlaßt wurde. So geschah es mit den in der Literargeschichte noch nicht vergessenen „Devisen auf deutsche Gelehrte, Dichter und Künstler" (Lemgo, 1772). Unger war deren wahrer Verfasser, veranlaßte aber, daß der Verdacht der Autorschaft auf Reichard fiel, weil er sich mit R, dem Schlußbuchstaben seines Namens, unterzeichnete. Reichard, bei seiner Verbindung mit Unger, hatte wenigstens einigen Antheil daran und schenkte demselben so vorwaltenden Beifall, daß er eine „Nachlese zu den Devisen" schrieb, welche ihm einen Injurienprozeß von der Akademie zu Jena zuzog. Die aufgeklärte Sinnesart des Ministers von Lichtenstein schlug den ärgerlichen Rechtshandel nieder; doch wurde der bedächtliche Stiefvater veranlaßt, dem unvorsichtigen Autor den Handschlag abzunehmen, daß er keine weitern Nachlesen schriebe. Weniger im Andenken als die Devisen ist R.'s „Schreiben

Digitized by Google

über ein Dessert", nicht Erfindung, sondern Bericht von einem Mahle, welches von R., Gotter, Ettinger, Ewald und andern Schöngeistern der damaligen gothaer Welt gegeben war, wobei die Spiele des Witzes den Lieferungen des Zuckerbäckers beigemischt waren. Der Wirth selbst hatte sich nicht übergangen, sondern mit folgender Devise bedacht:

„Fließt nur, ohne Kunst und Müh',
Seiner Laute Töne;
Hört sie gleich die Nachwelt nie,
Hört sie doch Klimene!"

Ettinger, sein Freund, späterhin sein Schwager, der von Göttingen nach Gotha zur Uebernahme eines eignen Buchhandels gezogen war, unübertreffbar als Lebe- und Geschäftsmann, von großen Verdiensten um die deutsche Literatur, für Gotha in vielfachen Beziehungen unersetzlich, ließ frischweg die Erzeugnisse jenes jugendlichen Dichtervereins drucken, bald auf eigne, bald auf Reichard's Kosten. Aber auch bedeutendern Unternehmungen bot er hülfreich die Hand; dahin gehört die „Gothaer gelehrte Zeitung", deren Herausgabe R. und Lichtenberg (der Bruder des berühmten göttinger Professors) unternahmen, von deren erstern Jahrgängen ein Drittheil von R. herrührt. Eigentlich war Klüpfel, später Consistorialpräsident, ihr Stifter. Er hatte sich in Paris als Erzieher des Erbprinzen Friedrich unter den ersten Gelehrten Frankreichs gebildet und brachte reiche Kenntniß der französischen Literatur, aber entschiedene Vorliebe für die deutsche mit zurück an den Hof der Herzogin Louise Dorothea, wo er ehrenvolle Aufnahme fand und sich bald der entschiedenen Vorliebe der Prinzen Ernst und August erfreute. Ihm verdankt auch der „Gothaer Hofkalender", der unter allerlei Namen späterhin eine so zahlreiche Sippschaft von Nachahmern fand, sein Entstehen. Reichard wurde nach ihm der Verfasser und Herausgeber desselben, wie auch des „Göttinger Kalenders" nach Lichtenberg's Tode. Klüpfel faßte zu dem ihm bald schätzbar gewordenen Jünglinge eine herzliche Freundschaft, er führte ihn in die höhern Cirkel ein, leitete seine Studien, machte um ihn zu empfehlen seine Verdienste geltend und wurde sein wissenschaftlicher Vater und Führer. Als später R. selbst französische Tageblätter herausgab, den „Nouveau Mercure de France", unterwarf er, der in die Feinheiten der Sprache eingeweiht war, diese seiner Correctur.

Reichard, in aller Jugendlust, sang an seinem 26. Geburtstage, wie im „Göttinger Musenalmanache" vom Jahre 1776 zu lesen:

Digitized by Google

„Götter! gebt mir leichten Sinn
Und die Liebe zum Begleiter!“

Die Götter haben diesen Wunsch erfüllt: Liebe ist nicht von ihm gewichen, und der leichte Sinn mangelte seinem Leben so wenig, daß er zuweilen wol in Leichtsinn hinüberstreifte. Oft konnte er sich mit Belcour in Westindien zurufen: „O mein Blut! mein Blut! warum hat dich die Sonne so heiß gemacht?“

Mitten inne zwischen dem Genusse des Lebens und den Beschäftigungen der Studirstube stellte sich bald eine neue Anregung. Von Gotha aus ward das Theater zu Weimar oft besucht, zumal wenn Stücke dort gegeben wurden, wie Gotter's „Merope“. Die Einrichtung eines Liebhabertheaters kam in erstgenannter Stadt bald in Anregung. Gotter selbst war Hebel und Führer. Seine Familie, wie die Reichard'sche, gegenseitig in nahen Beziehungen, besonders durch einen Altschweizer, den trefflichen Leibarzt des Fürstenhauses, einen rüstigen Beförderer der Blatternimpfung, nahmen an der Errichtung jenes Liebhabertheaters lebhaften Antheil. Der Medicus hatte 2 liebenswürdige Töchter und 2 Söhne, noch am Leben, mit welchen Letztern R. schon als Knabe Entweichung nach einer wüsten Insel à la Robinson (ihrem Heiligen) verabredete. Reichard, nie lässig, hatte die Robinsonsfata schon im Voraus beschrieben; des Bruderpaares Einer zeichnete die Abbildungen dazu. Als die Aeltern hinter die Kinderei kamen, machten sie ohne Lärm den wunderlichen Phantasiespielen ein Ende. Der andere Bruder hat seitdem ein Leben geführt, voll wahrer und wunderbarerer Abenteuer als alle erdichtete Robinsone. Ein Ball der Glückslaunen, hat er ihnen muthvoll immer die Stirn geboten und ist jetzt, im 75. Lebensjahre, ein beliebter Geschäftsmann in Mexico, dessen noch neuerlich im Deppe'schen Reiseberichte, Nr. 26 der Spener'schen berliner Zeitung des Jahres 1826, gedacht ward.

Der gefällige Vater dieses Sohnes verstattete, daß in seinem Hause das Liebhabertheater seinen Tempel erhielt. Das erste Stück der Aufführung war Goldoni's „Gutherziger Murrkopf“. Gotter theilte Reichard'en die erste Liebhaberrolle zu. Als dieser bei der ersten Leseprobe seine Madame Delancourt, des Bruderpaares verheiratete Schwester, ins Auge faßte, wurde er ein so hölzerner Liebhaber, daß Gotter erschreckt seinen argen Fehlgriff verwünschte. Den halberstarrten Vorleser hatte der Zauber der Liebe ergriffen; in seiner ganzen Allmacht und Herrlichkeit zum ersten Male, platonisch-

rein, aber auch schwärmerisch wie irgend eine Liebe. Da die Welt nur nach dem Scheine urtheilt, und dieser wider die beiden Liebenden war, so wurde dieses Zusammentreffen in seinen Wehen einflußreich auf R. und störend für den Familienfrieden; aber für R.'s sittliche Bildung war es entscheidend. Das Liebhabertheater wurde auf diese Veranlassung bei der vierten Vorstellung gesprengt. Der Gatte der Geliebten ging um sich zu zerstreuen auf Reisen, welchen ein schätzbares statistisches Werk in 3 Bänden das Dasein verdankt. Ueber Reichard sprachen Stadt und Hof das „Kreuzige!" aus. Herzog Ernst äußerte sich so nachtheilig über ihn, daß Reichard J. J. Engel, der bald nachher Gotha besuchte, bat, er möchte ihn zum Privatsecretair bei einem kurfürstlich sächsischen Minister empfehlen. Engel, der für eine solche Stelle um Vorschläge gebeten war, weigerte sich, die Bitte zu erfüllen; „denn", sagte er zu dem misvergnügten Jüngling, „wenn Sie der Herzog kennen lernt, werden Sie sein bester Freund werden". Ein prophetisches Wort. Wie der Herzog, wurden späterhin auch andere bei der ernsthaften Liebschaft näher betheiligte Widersacher Reichard's mit ihm und der unschuldig leidenden geliebten Gabriele versöhnt. Zwei der gelungensten Gedichte R.'s (wovon das eine in Matthisson's „Anthologie", das andere im „Göttinger Musenalmanache" zu finden ist, jenes mit den Anfangsworten: „Wall' ich an der Liebe Grab", — dieses: „Endlich Abgott! meiner Seele!") gehören diesem Zeitabschnitte an.

Der Theaterbrand zu Weimar führte 1774 die dortige Schauspielergesellschaft, bei weitem die vorzüglichste, welche Deutschland aufzuweisen hatte, nach Gotha, mit ihr viele talentvolle Künstler und Künstlerinnen: Eckhof, Brandes, Böck, nebst Gattin, die Mecour, Koch, Seyler u. s. f. Näher bekannt mit dem ganzen Personale ward R. bald durch Gotter, dann durch die Seyler'sche Familie, deren Hausgenosse er war. Immer neue Aufregungen fand hier der Geist in den Kunstgebilden der Bühne und im Tausche des gesellschaftlichen Lebens. Auch der Baron von Grimm kam in dieser Zeit von Paris nach Gotha; er erbat sich vom Herzoge, den noch nicht ersetzten, viel weniger übertroffenen Eckhof in 2 selbstbestimmten Rollen zu sehen: es war die Richard's III., nach der Weiße'schen Uebersetzung, und die des Advokaten Patelin, nach einer alten holperichten. Reichard, an Grimm's Seite, war Zeuge von dessen Bewunderung und Erstaunen. Zu den neuen Gestirnen, welche hier dem deutschen Kunsthorizonte aufgingen, gehörte Großmann, der 1774 auf einer Durch-

Digitized by Google

reise zuerst hier die Bühne betrat in der schwierigen Rolle des Riccaut de la Marlinière, mit dem glänzendsten Erfolge. Unerfreulich dagegen war ein anderer Besuch eines bekannten Gelehrten, welcher sich sträflicher Veruntreuungen hatte zu Schulden kommen lassen und nun, landesflüchtig, hier die Miene der Sicherheit annahm, in der Rolle des Grafen St.-Germain die Redoute besuchte, Xenien vertheilte und am nächsten Morgen, wo die ihm nachgeschickten Steckbriefe eingingen, verschwunden war.

Unter den neuen Theaterstücken machten damals die Melodramen besonderes Glück. Bertuch zu Weimar schrieb die „Polyxena", welche Schweiger componirte; Brandes schrieb auf Antrieb seiner Gattin die „Ariadne", welche mit Benda's Musik in prachtvollem Costume, ein Geschenk der Herzogin, gegeben wurde. Je größer der Beifall, um so größer die Eifersucht der Madame Seiler, welche sich ohnehin nie gut mit der Dame Brandes stand. Sie wollte nun auch ein Melodrama zu ihrem Triumph haben und fand ihn in Gotter's „Medea". Wie hätte Reichard in solchen Umgebungen in der Theaterschriftstellerei zurückbleiben können, er, der nirgends der Letzte sein wollte? Er begann sie mit einer Bearbeitung der Grétry'schen Operetten, deren erste: „Das redende Gemälde", er auf Verlangen der geistreichen Prinzessin Louise verfertigte. Bald folgten mehre ähnliche Arbeiten, die zum Theil gesammelt sind in den 3 Bänden des „Theaters der Ausländer". Reichard ließ sich bei diesen Versuchen, welche größtentheils darauf berechnet waren, in Musik gesetzt zu werden, nicht zurückschrecken durch seine völlige Unbekanntschaft mit der Tonkunst; auch nicht durch die strengen Foderungen, bei welchen Schweiger, in allen auf Musik bezughabenden Gegenständen sein Orakel, zu beharren pflegte. Mehre von Reichard's dramatischen Arbeiten haben sich, eine Seltenheit, mehr als ein Jahrzehend auf der Bühne gehalten, z. B. das Stück nach Goldoni: „Verliebte sind Kinder". Wichtiger für die Literatur war die Herausgabe des „Theaterkalenders", des ersten in Deutschland, der sich unter vielen Nebenbuhlern ununterbrochen erhalten hat bis 1800, wo Reichard ihn freiwillig aufgab. Kürzere Zeit erhielt sich das „Theaterjournal". Beide sind für das Bühnenwesen Deutschlands und seine Geschichte wichtig und um so lobenswerthere Unternehmungen, da sie R., wie die meisten seiner Schriften, aus reiner Liebe zur Literatur, ohne Geldgewinn oder Honorar, arbeitete.

Die Achtung, mit welcher sich die Schauspieler in Gotha

behandelt sahen, in jener Zeit ungewöhnlich, machte es ihnen peinlich, den reizenden Aufenthaltsort zu verlassen, um nach Dresden und Leipzig zu ziehen, weil Seyler's Einnahme seinen Erwartungen nicht völlig entsprach. Ebenso ungern sahen die Bewohner dem Verluste eines reichen Kunstgenusses entgegen; Niemand bänger als Reichard, dem die Böck'sche Familie, die Koch'sche, Eckhof, die Mecour und andere Künstler offen den Wunsch, in Gotha bleiben zu können, ans Herz legten. Reichard arbeitete schnell einen Plan zur Gründung eines Hoftheaters aus und übergab solchen an Klüpfel, der ihn trefflich fand und dem Herzoge vorlegte. Mit einigen Abänderungen billigte ihn der kunstliebende Fürst, der eigenhändig festsetzte, daß Seyler von der beabsichtigten Unternehmung benachrichtigt, Niemand von seiner Truppe überredet würde, sondern es jedes Willkür, ob er bleiben oder von dannen ziehen wollte, überlassen bliebe. Hiernach fällt der dem Herzoge in mehren Flugschriften gemachte Vorwurf, daß er der Seyler'schen Gesellschaft die Mitglieder habe debouchiren lassen, als unwahr über den Haufen; solches Verfahren war ganz gegen den rechtlich offenen Charakter des edeln Fürsten. Die Errichtung des neuen Hoftheaters hatte den besten Fortgang. Gotter, unbezweifelt der rechte Mann, war von R. zum Director desselben, unter Oberaufsicht des Hofmarschalls, vorgeschlagen. Der Herzog weigerte sich, dieses zu bestätigen, er war gegen G. eingenommen; er ernannte Reichard zum ersten Director, Eckhof zum zweiten für das Rollenfach und die eigentliche Vorstellung. Mit der ersten Directorstelle wurde die Verwaltung der Theatercasse verbunden, unter großem Widerspruche von R.'s klugem Stiefvater, der voraussah, in welche Verluste der leichtsinnige Sohn hierdurch gerathen würde. Diese Besorgniß ging nur zu sehr in Erfüllung. Reichard war durchaus nicht geeignet für die regelmäßige Genauigkeit einer solchen Cassenverwaltung. Zu den selbstveranlaßten, höchst nachtheiligen Folgen kamen bald noch unverschuldete Unglücksfälle, als ein Cassendiebstahl. Der Theaterdirector fiel in Wucherhände, und so wurden Schulden zur Klippe, woran der größte Theil seines bedeutenden mütterlichen Vermögens scheiterte, zur Lavine, deren Wehen noch der Greis nicht völlig verschmerzt hat. Aber das neue Amtsverhältniß hatte sehr lockende Seiten: die Minister stellten ihm die Wahl eines Titels anheim; Reichard bat um den eines wirklichen Bibliothekars bei der herzogl. Bibliothek; er erhielt ihn, doch ohne Gehalt. Der junge Mann, bei der leidenschaftlichen Liebhaberei für Alles, was Literatur hieß,

dachte es sich gar herrlich, sich in arbeitsfreien Stunden in den reichen Schätzen jener Sammlung verschließen und dort schwelgen zu können. Schon vom Anfange her zeigte es sich, daß, wie gewöhnlich, die Erwartung schöner war als die Erfüllung. Als er, nach erfolgter Verpflichtung, mit dem ihm überantworteten Schlüssel zur Bibliothek wallfahrtete und die Pforten aufschließen wollte, öffnete sich das Schloß nicht. Der Bibliothekdirector, ein großer Numismatiker und Gelehrter, aber ein stolzer, eigensinniger Pedant, empfand es übel, daß ohne sein Zuthun ein junger Mann officiellen Zutritt zu den literarischen Heiligthümern erhalten sollte, protestirte dagegen und bewirkte, daß ein Sohn Hamberger's die Reichard zustehende Besoldung bekam; dabei ließ er es nicht bewenden: er hatte auch die Schlösser der zur Bibliothek führenden Thüren abändern lassen. Klüpfel, selbst die Minister waren über das eigenmächtige Verfahren des Mannes aufgebracht. Doch Herzog Ernst machte nach seiner friedlichen Sinnesart dem Streite ohne Weiterungen ein Ende, indem er Reichard einen richtigschließenden Schlüssel einhändigte; auch vertraute er ihm bald nachher die Aufsicht über seine Handbibliothek, wofür, wie für die Verwaltung der Baucasse der Sternwarte, R. die erste Besoldung von 200, später von 300 Thalern aus der Privatcasse des Herzogs erhielt.

Das bessere Verhältniß zwischen R. und seinem Landesfürsten begann im Jahre 1774, wo der Herzog ihn auf einem Spazirgange anredete und forthin Engel's Prophezeiung in Erfüllung brachte. Unter den vielstimmigen Anerkennungen der Verdienste des Herzogs Ernst von Sachsen-Gotha verdient die treffliche Gedächtnißrede Friedrich Jcaobs', des Schwagers Reichard's, welche dessen „Vermischte Schriften" (Gotha, 1823) eröffnet, eine der ersten Stellen. Reichard, der seinem Fürsten wahrscheinlich näher stand als Alle, die bisher öffentlich sein Gedächtniß in Schriften begingen, sagt von ihm in einer Mittheilung, die vielleicht später durch den Druck bekanntgemacht wird: „Nicht den Fürsten ehrte und liebte ich in Ihm, das wußte Er; sondern den edeln, seltenen Biedermann, der täglich mich mit innigerer Verehrung an sich kettete. Er, der der Tugenden viele in sich vereinigte, die man so oft Fürsten andichtet, glaubte in ungeheuchelter Anspruchslosigkeit deren keine erreicht zu haben, und bei einem Reichthume an literarischen Kenntnissen in vielen Fächern, worin er ein Lehramt hätte übernehmen können, glaubte er sich arm daran. — Wollt ihr den Regenten kennen? Fragt Groß und Klein in seinem Lande; kein sichererer Probirstein

Digitized by Google

für einen Fürsten, als wenn er lange nach seinem Tode noch gesegnet und vermißt wird. Wollt ihr den Gelehrten kennen? Geht auf die Sternwarte zu Seeberg, geht ins Münzcabinet, geht in seine Privatbibliothek, tretet vor die Sammlung seiner Handzeichnungen, seht die Inkunabeln, womit er die öffentliche Bibliothek bereicherte. Alles dieses nach eignem Geistesbedürfniß, bestritten aus seinen Ersparnissen. Wollt ihr den Menschenfreund erkennen in seinen milden, reichen, aber geheimen Spenden? Schlagt meine Rechnungen über seine Privatcasse nach. Wollt ihr das stille häusliche Glück des dazu ganz geschaffenen Familienvaters kennen? Fragt mich nicht!! — Nicht zu Rang oder Reichthum habe ich den vertrauten Zutritt zu ihm benutzt; dies Zeugniß meiner Zeitgenossen und meinen Lebenslauf kann ich aufrufen. Nie vergaß ich im Publicum den Fürsten; unter 4 Augen war er mir der freundlichgesinnte Privatmann. Nie mischte ich mich in etwas, das nicht zu meinem Geschäftskreis gehörte; noch nach seinem Tode erkannten seine Söhne, was ich dem Vater gewesen, und blieben mir hold, gegen alle Erwartung der Neider und Verleumder; denn schon im Erdenleben bleiben die Früchte einer rechtlichen Handlungsweise selten aus, erwüchsen sie auch nur in dem Lohne der innern Stimme".

So Reichard, dessen näherer Zutritt zum Herzoge mit der nach kaum 4 Jahren erfolgten Auflösung des Theaters, zunächst veranlaßt durch Uneinigkeit, Ränke und übertriebene Ansprüche der Mitglieder, zusammenfiel. Immer wird die Geschichte des gothaer Hoftheaters in der Geschichte der deutschen Schauspielkunst ein wichtiges Kapitel ausmachen, besonders wegen der ausgezeichneten Künstler, welche hier unter Eckhof's und Gotter's Pflege gebildet wurden. Statt vieler Hierhergehörigen sei nur Einer genannt: Iffland, dessen seltenes Talent, das täuschende Contrefei eines Dritten darzustellen, sich damals in jugendlicher Frische entfaltete und so muthwillig von ihm geübt wurde, daß er im Leben üble Folgen der Bühnenvirtuosität zu erleiden hatte. — Eckhof starb (1774) bald nach der Errichtung des neuen Hoftheaters, fast in Geistesabwesenheit schon zuvor verfallen, so dürftig, daß die Freimaurerloge die Begräbnißkosten übertragen mußte. Sein Grabhügel ist unkenntlich, auch der Baum, welcher ihn überschattete, ist abgestorben; aber sein Name ist ihm ein bleibender Denkstein. Sein nie ersetzter Verlust trug auch bei zur baldigen Auflösung des Hoftheaters, von welchem der Obermarschall von Studnitz, ein geborener Obermarschall und

zugleich einer der genialsten Männer, deren nähere Bekanntschaft R. genoß, seine Hand abzog.

Als die Theaterbeschäftigungen aufhörten, widmete sich R. um so fleißiger der Schriftstellerei. In Hamberger's und Meusel's „Gelehrtes Deutschland" sind die Titel seiner Schriften zu finden und füllen mehre Seiten; ein großer Theil sind Uebersetzungen. Eine Schrift brachte ihn, der nicht arabisch lesen konnte, in den Ruf eines großen Orientalisten. Aber von seiner „Tausend und Eine Nacht" an, einer Lieblingslecture des Herzogs Ernst, wie fortwährend die seinige, blieb er stets für die morgenländische Literatur begeistert und konnte seinen Herbelot und Jones auswendig. Im statistischen und geographischen Fache trat er auf mit einer Uebersetzung von St.-Pierre's Beschreibung der Isle de France und der Isle de Bourbon; sie wurde dem Minister von Frankenberg zugeeignet und brachte den rüstigen Schriftsteller in nähere Bekanntschaft mit diesem seltenen Staatsmanne, der 50 Jahre das Ruder des Landes mit Kraft und Klugheit führte, und dessen Auszeichnung R. bis zu dessen Tode genoß. Für seine verdienstlichste statistisch-geographische Arbeit hält er mit Recht den Auszug aus den zahlreichen Bänden der „Lettres édifiantes', erschienen unter dem Titel: „Zur Völker- und Länderkunde". Auch wurde R. Herausgeber mehrer Zeitschriften, unter denen sich die „Olla Potrida" eines vieljährigen Beifalls erfreute. Noch verdienstvoller ist die „Bibliothek der Romane", welche 1778 begann, wozu die „**Bibliothèque universelle des romans**" die Idee gab und viele Beiträge lieferte. Der erste Band setzte ihn in Verbindung mit Wieland. Welchen Tadel auch einzelne Ausführungen der mühevollen Unternehmung gefunden hat; ihre Wirkung auf die deutsche Romanenliteratur war sehr vortheilhaft; schätzbare Notizen und Fingerzeige sind in derselben niedergelegt und sehr gelungene Darstellungen dort zu finden; oft ist aus dieser Quelle von spätern Schriftstellern geschöpft, ohne sie nachzuweisen. Zu dem „**Journal de lecture**", das zuerst als „**Nouveau Mercure de France**" auftrat, gab Leuchsenring die Idee an; es fand in allen Ländern Europas Theilnahme und Beifall. Für dasselbe schickte durch Grimm der Chevalier de Chastellux seine gehaltvollen Bemerkungen über den von ihm in Nordamerika gemachten Feldzug ein; sie machten, wie andere Beiträge, großes Aufsehen. Das **Musée de Paris** ernannte Reichard zum Mitgliede. Geblendet von den Versprechungen der damals in Dessau errichteten Buchhandlung der Gelehrten, übertrug er ihr den

Digitized by Google

bisher bestrittenen Selbstverlag des „Journal de lecture“; aber statt gehofften Gewinnes hatte er nichts als Verlust an unersetzten baaren Vorschüssen und zuletzt das leere Nachsehen nach Nordamerika, wohin der Vorsteher gegangen war. Die Lust zum Selbstverlage wurde ihm durch diese traurige Erfahrung für immer verleidet. Welchen Gewinn hätte ihm der Selbstverlag der später erschienenen, spärlich honorirten Reisebücher bringen können!

Ein fleißiger Mitarbeiter an jenen periodischen deutschen Schriften war der Hofrath und Geheimearchivar Heß, der fast alle todte und lebende Sprachen kannte, ein Dichter schwermüthiger Stimmung, ein unermüdlicher Literaturfreund, an dem nichts zu tadeln war als übertriebene Bescheidenheit bei größter Anspruchsfähigkeit.

Noch von einer andern Seite wie die der Schriftstellerei zeigte Reichard unermüdliche Thätigkeit zur Förderung edler Zwecke, da er am 24. Oktober 1775 in der Loge zu Gotha, der Rautenkranz genannt, dem Maurerorden beigetreten war, unter der Pathenschaft des schon längst eingeweiheten Stiefvaters. Ohne irre zu werden durch der Schicksale und Meinungen Wechsel, welche nach persönlichen Beziehungen so wichtige Folgen haben, bewahrte R. für das ganze Leben so reine Liebe und Anhänglichkeit für die Ordensverbindung, daß ein Redner derselben von R. bei der funfzigjährigen Jubelfeier seiner Mitgliedschaft, am 24. Oktober 1825, in voller Wahrheit sagen konnte: „Er war immer ein treuer Bruder und Förderer der großen Sache und des Gemeinnutzens der ganzen Menschheit, ihrer Bildung und Aufklärung. Bald als Dichter, bald als Hierophant, d. h. als Leiter unserer Arbeiten, war er immer thätig, und die Zeit mit allen ihren Wechseln und Personalveränderungen änderte nichts in den steten Gesinnungen, oder konnte ihn nicht bestimmen, das einmal erkannte Große und Schöne zu verlassen. Stets war er ein für Recht und Tugend glühender, nach Weisheit und Wahrheit strebender Bruder, und nichts vermochte seine Thätigkeit zu hemmen, nicht ungünstige äußere Umstände, nicht Widerstand der Beschränkten, nicht die Intriguen der Uebelwollenden, die in einer gewissen Periode die Maurerei gern zu einem politischen Focus ihrer ehrgeizigen Ansichten und Absichten umgestalten wollten. Denn ihm war der Mikrokosmus, Mensch genannt, das wichtigere Ziel beglückender Forschungen, der Lichtpunkt geistigen Strebens. So ist es gekommen, daß unsere Loge kaum genannt werden kann, ohne dieses thätigsten Bruders, des wachsamen Hü-

ters der heiligen Flamme, dankbar zu gedenken, und so muß es einst kommen, daß mit ihr sein Andenken fortleben und nimmer untergehen wird". Reichard, der jugendliche Jubelgreis, sagte so sinnig wahr bei jenem ihm zu Ehren von der Loge zu Gotha veranstalteten Feste: „Sie haben dadurch nicht das Zufällige ehren wollen, daß körperliche Gesundheit mir erlaubt hat, 50 Jahre lang mit diesem Maurerschurze mich zu gürten, mit dieser meiner ersten Kelle und Schlüssel mich zu schmücken; nein, ich schätze darin Ihr Anerkennen meines geistigen Alters im Sinne des Ordens; ich ehre darin das Zeugniß Ihrer Zufriedenheit mit meinen Arbeiten auf dieser langen maurerischen Laufbahn, und daß ich dem Vertrauen der Brüder in den Ehrenämtern entsprochen habe, womit die Logen mich zu bekleiden würdigten. Und was war mein Geheimniß auf diesem meinen langen Maurerwege? Ich will es Ihnen bekennen, es ist einfach dieses Geheimniß, aber kraftreich: es heißt Beharrlichkeit. Ausdauern, Festhalten am Bunde in Treue und Wahrheit, das war mein Wahlspruch, das ist er, und das soll er bleiben!"

Zu den in Reichard's Leben innig verflochtenen Freunden gehört Hendrich, der einst Iffland's Muthwillen strafte, weil dieser jenes Vater auf der Bühne unverkennbar nachahmte; ein Mann von hellem Blicke, unübertreffbar in Dienstfertigkeit und Uneigennützigkeit. Reichard, durch gleichartige Seelenstimmung mit ihm genau verbunden bis zum Tode, beförderte ihn durch seine Empfehlung aus sehr untergeordnetem Posten in einen angemessenern Wirkungskreis, wo er sich bald als geborener Geschäftsmann zeigte, das Orakel seiner Freunde und die rechte Hand des richtig wählenden Ministers wurde. Mit ihm machte 1784 R. seine erste Reise nach Berlin, worüber er einige Nachrichten drucken ließ, in angeblichen Briefen eines Frauenzimmers, in dem damals zu Strasburg erschienenen „Journal für Frauenzimmer". Jene Reise wie diese Briefe sind der Anfang mehrer Reisefahrten und Reisebücher, welche seitdem in Reichard's Leben eine so bedeutende Stelle einnehmen und seinem Namen in edeln Kreisen vieler Länder, wie in der Schriftstellerwelt ein ruhmvolles Andenken sichern. So rief ihm der Lord Lyttleton, bekannt durch seine Unterredung mit Napoleon auf dem Bellerophon, einst zu: „Adieu, mon père! car vous êtes le père des voyageurs!" und die hochherzige Kaiserin Mutter ließ bei ihrer Durchreise durch Gotha Reichard zu sich bescheiden, pries seinen „Guide des voyageurs", sagte, indem sie ihre Oberhofmeisterin zur Zeugin aufrief, dieses Buch

Digitized by Google

habe sie stets zur Hand. Die französischen und russischen Generalstabsofficiere besaßen es fast alle, im Originale oder im pariser Nachdrucke.

Der erste Versuch dieses Werkes erschien in großer Unvollkommenheit 1784 unter dem Titel: „Handbuch für Reisende" und war Dutens's „Itinéraire" nachgebildet, wie Reichard auch die „Mémoires" Duten's zum Vorbilde bei seinen „Erinnerungen", einem noch handschriftlichen Werke voll interessanter Mittheilungen und Aufschlüsse, gewählt hat. Wenn der deutsche Gelehrte durch sorgsam ausgebildete Brauchbarkeit seines Werkes den Briten anerkannt übertraf, so hatte dieser vor jenem sich doch ausgezeichneter Belohnung zu erfreuen; denn D. starb 1812, reich dotirt von britischen Großen mit Renten und Jahrgehalten, sorgenfrei und wohlhabend. Vielen Großen war und ist Reichard's Name als der eines verdienstvollen Schriftstellers bekannt, viele haben ihm Lobsprüche zukommen lassen; irdisches Glück ist ihm dadurch nicht geworden; entweder verstand er es nicht, Belohnungen zu suchen, oder er kannte die Mittel und verschmähete sie, indem er im Bewußtsein seines Selbstwerthes sich auf eine gerechte Entscheidung der Glücksgöttin verließ, die ihm nie zu Theil wurde.

Erst nach 8 Jahren, 1792, erlebte das „Handbuch für Reisende" eine neue, schon weit zweckmäßigere Auflage; der Verf. hatte seitdem fremde Länder mit eignen Augen gesehen. Ihr folgte, verananlaßt durch Bertuch's, des vieljährigen Freundes, Aufmunterung, der „Guide des voyageurs" und der „Passagier auf der Reise", 2 Werke, an welche R. forthin Mühe und Sorgfalt verwendete, um sie fehlerfrei und vollständig zu machen, so weit es der Aufgabe nach geschehen kann; denn die Gegenstände sind ihrer Natur gemäß wandelbar und beständiger Abänderung unterworfen. Die Brauchbarkeit beider Reisebücher wurde unbedingt anerkannt: jeder Reisende (Reiselust ward bald Modeneigung des Zeitalters) griff begierig nach dem zweckmäßig unterrichtenden Führer. Der „Guide" hat 1825, ungeachtet der Nachdrücke in Frankreich und der Uebersetzungen in Italien und England, 10 Auflagen erlebt, und im März 1827 arbeitete der fleißige Gelehrte in jugendlicher Heiterkeit an der sechsten Auflage des „Passagiers". Außerdem nahm er thätigen Antheil an Engelmann's „Taschenbuch für Reisende", das in mehren Auflagen bei Wilmans in Frankfurt a. M. erschienen ist. Noch gehören in diese Reiseliteratur von Reichard's Feder der „Kleine Städte-Atlas", entworfen nach einer glücklichen Idee, aber

Digitized by Google

weniger bekannt geworden, als das Unternehmen verdient; dann 8 Bände „Kleine Reisen", voll vielseitiger, gelungener Darstellungen, und die „Malerische Reise durch die Schweiz" (Jena, 1805), zu welcher bedeutende Nachträge ausgearbeitet sind, deren Mittheilung wir in einer neuen Auflage erwarten dürfen.

Doch zurück zur ersten Reise, der berliner, wo die interessantesten Bekanntschaften gemacht wurden. Bald nach der Heimkehr verlor Reichard durch den Tod nach vieljährigen Leiden jene seltene Freundin, welche er immer seine Schwester zu nennen pflegte. Auf einen lichtern Stern versetzt, hatte sie hinieden ihrem Freunde wiederholt den Wunsch ans Herz gelegt, daß er durch Wahl einer Gattin seinem Leben einen höhern Gehalt geben möchte. Auch der Rath der lieben, alten Mutter war dahin gerichtet; der durch den Tod der Herzensvertrauten Verwaiste sah sich bald durch ein glückliches Ungefähr im Stande, demselben Folge zu leisten. Reichard begleitete den alten Freund Ettinger zu seiner Verlobung nach Weimar, wo er in der Schwester der Neuverlobten das reinste Glück seines fernern Lebens kennen lernte. Schönheit und Liebenswürdigkeit, hoher Geist, Bildung und unnennbare Grazie zeichneten die holde Jungfrau aus, welche als Reichard's Gattin im Auslande wie in der Heimath allverehrt ein so reizendes Andenken auf die Nachkommen vererbte. Mit ihrer nähern Bekanntschaft war in dem um Liebe Werbenden ein neues Leben aufgegangen, als er nach hartem Kampfe endlich das langverweigerte Jawort erhielt und, mit diesem zu schönen Planen für die Zukunft ausgerüstet, an Freund Hendrich's Seite seine erste größere Reise, 1785, unternahm. Zum ersten Male besuchte er das Land seiner Sehnsucht, und durch viele folgende Besuche sein zweites Vaterland, die Schweiz, einen Strich der Lombardei, die borromäischen Inseln, die rauhesten Alpenpässe; selbst der damals noch unwegsame Simplon wurde durchstreift, in Lyon, Chambery, Strasburg eingesprochen und der Rückweg durch Süddeutschland genommen. Reich war der Ertrag der eingesammelten Natur- und Lebensbilder, zahlreich die Bekanntschaften interessanter Menschen; welche Ernte bot in der einen wie der andern Beziehung allein die Schweiz dar, wo Füßli, Lavater, Hötze und Johannes Müller zu den Neubefreundeten gehörten! Manches aus den Tagebüchern dieser Wanderungen ist zu lesen in den „Kleinen Reisen", im „Deutschen Mercur" und im „Journal für Völkerkunde", welches Archenholz, auch ein näherer Bekannter, herausgab. Der

Glückliche feierte bei seiner Heimkehr das schönste Lebensfest, indem er die Vielgeliebte zum Altar führte. In der Gesellschaft dieser holden Gattin, welche für Naturherrlichkeit, für Künste, wie für Alles, was Geist und Herz erweitert, so empfänglich war, begann er schon im folgenden Jahre seine zweite größere Reise, deren erstes Ziel die Schweiz war. Hier geschah es, daß sie zu Chamouny dem vorzüglich durch Reichard's Schriften berühmt gewordenen Führer Pierre Balma als Andenken, was sie gerade zur Hand hatte, ein kleines, schöngearbeitetes Feuerzeug von Stahl schenkte. Balma's empfängliches Herz würdigte den Werth der Gabe richtig: „Dort oben, auf dem Montblac", rief er aus, „werde ich es einweihen!" und er hielt Wort schon im nächsten Jahre, wo er den Riesenberg mit Saussure erstieg. Als unter wehmüthigen Rückerinnerungen R. 1811 die Schweiz wieder besuchte, zeigte der treue Balma das ihm heilige Geschenk dem der Gattin Tod Betrauernden.

Der diesmalige Reiseplan ging von der Schweiz aus ins südliche Frankreich: Marseille, Hières und vor Allem das mittelländische Meer sollten gesehen werden. In Genf traf R. mit dem berühmten Hofrath Richter nebst dessen Familie zusammen und sie verbanden sich zur gemeinschaftlichen Fahrt bis Lyon. Richter's Ziel war Paris; er bot Alles auf, das Reichard'sche Ehepaar zu bewegen, die marseiller Reise für dieses Mal aufzugeben, wofür denn auch die Wünsche der jungen Frau entschieden, besonders da eine unter ihren Zimmern sich ereignende Mordscene für persönliche Sicherheit besorgt machte. Richter schilderte Avignon und die Provence als gefahrvoll für Fremde. Nun wurde der Weg nach Paris eingeschlagen; Reichard aber entbehrte, indem er so den Freundesvorstellungen nachgab, für immer die Erfüllung des sehnlichen Wunsches, den Anblick des Meeres. Aber auch Paris bot reichen Genuß und vielseitige Belehrung dar. Vieles ist aus der Zeit vor der Revolution in Schriften niedergelegt über die wunderlich bewegten Verhältnisse des Lebens in jenem neuen Babylon; Reichard's Erinnerungsbücher bewahren zu diesen Darstellungen eine Nachlese, deren Bekanntmachung mit Sehnsucht erwartet wird.

Von den höchst interessanten Bekanntschaften des Aufenthaltes in Paris erwähnen wir nur der mit Salis, damals Lieutenant in der königl. französischen Schweizergarde, dem liebenswürdigen Dichter, welchen wir immer neben Matthisson nennen. Als Mensch zeigte er so viele herzgewinnende Seiten, war ein so feiner, gebildeter Mann, also auf den Wan-

derungen durch die große Seinestadt ein willkommener Gesellschafter. Einst erwähnte er gegen Reichard eines dortigen Banquiers Schweiger aus Zürich, den R. auf der vorjährigen Reise in der Schweiz schon kennen und hochschätzen lernte. Nun führte Salis Beide zusammen; Schweiger schloß sich für die noch übrigen wenigen Tage des Aufenthalts in Paris den deutschen Reisenden an. Wie der Abschied näher rückte, merkte man, daß er etwas Wichtiges auf dem Herzen habe, welches mitzutheilen oder geheim zu halten ihm gleich ängstlich war. Wenige Stunden vor der Trennung sagte er unter 4 Augen zu Reichard: „Ich stehe hier im Umgange mit ausgezeichneten Männern (er nannte Mirabeau, den Herzog von Lauzun, nachher als Duc Biron ermordet, den Abbé Perigord, jetzt Talleyrand u. s. w.), und wenn ich die Gespräche unserer vertrauten Abendgesellschaften im Stillen überdenke, so glaube ich zu träumen. Ich versichere Sie, wenn Sie in Deutschland sind, werden Sie Dinge aus Frankreich hören, die man nie vermuthet hätte". Als wenige Jahre darauf die Revolution ausbrach, konnte es dem Erstaunten nicht mehr zweifelhaft sein, was Schweiger gemeint hatte. Es war die Comité Bréton, der er beiwohnte. Schweiger starb in Nordamerika, wohin er ging, als das Revolutionsgewühl auf Verirrungen leitete, die seinen liberalen, echtem Menschenwohl huldigenden Ideen ganz fremd waren. Als Salis Reichard in Gotha besuchte, an demselben Tage, wo des Letztern geliebte Lebensgefährtin von dem ersten Anfalle der Krankheit, deren Opfer sie wurde, befallen wurde, erzählte er: daß Schweiger gegen ihn, der am Bastillentage bei dem Pont-Tournant mit seiner Compagnie stand, befehligt und Patronen gemacht habe. Von jener Schweizercompagnie war ein Lieutenant mit 25 Mann in die Bastille commandirt, weil die rath- und thatlosen Minister des unglücklichen Königs es bedenklich fanden, jenes träumerische Bollwerk der königlichen Macht zur Bezähmung der aufrührerischen Hauptstadt einer ganzen Compagnie fremder Truppen zu vertrauen; gewiß zu Salis' Rettung, denn der Muthigtreue wäre gewiß mit der Bastille gefallen, oder mit ihr und der Revolution in die Luft geflogen.

War die glücklich beendete Reise gar ertragreich zur Erweiterung der Lebensansichten und Bekanntschaften, so wurde es nach der Heimkehr der Wohnort nicht minder, da Reichard's Haus von allen geistvollen Reisenden aufgesucht und freundschaftliche wie literarische Verbindungen geknüpft wurden. In diese Zeit fallen die ersten Bekanntschaften mit Ko-

zebue, mit Friedrich Schulz, mit dem hamburger Domherrn Meyer und mit dem genialen, nur zu schnell vergessenen Kapellmeister Reichardt, der mit unserm Reichard nach der Namensähnlichkeit wie nach der Vielseitigkeit der literarischen Thätigkeit oft verwechselt wird.

Der von England in sein Land zurückkehrende Herzog Ernst brachte den Herrn von Zach, mit ihm die Gotha so auszeichnende Liebe für das Studium der Astronomie mit. Die große Sternwarte auf dem Seeberge wurde erbaut; die dazu ausgeworfenen Fonds verwaltete Reichard, der an allen Gotha betreffenden Unternehmungen Antheil nahm und sich in allen Beziehungen um so froher fühlte, da bald sein häusliches Glück durch Vaterfreuden verdoppelt wurde. Eine Tochter, späterhin auch ein Sohn, sind die beiden Kinder, welche, mit Recht der Stolz des Vaters, ihm den Verlust der Gattin, welche beide Lieblinge nur in der ersten Blüte sah, ersetzt haben würden, wenn solcher ersetzt werden könnte; die Tochter, der Mutter Ebenbild an Häuslichkeit und Anmuth, jetzt die glückliche Gattin eines durch Geistesbildung und Charakterwerth gleich ausgezeichneten Mannes, des Herrn von Göchhausen, und Mutter zweier Kinder, die als Enkel Reichard's mit den schönen Blüten der Jugend seinen häuslichen Altar bekränzt haben; der Sohn, seit seinem 16. Jahre der kriegerischen Neigung folgend, jetzt Rittmeister im königl. sächsischen Husarenregimente (nach neuester Eintheilung das zweite leichte Reiterregiment genannt), hat von den Vorfahren mehr als den Namen überkommen und ruhmvoll, unter ehrenden Auszeichnungen, seinen Säbel geführt in der Ukraine und in Polen, in Deutschland und Frankreich. Unter die vom Vater ererbten Neigungen gehört Lust und Freude am Reisen, worin er es dem trefflichen Vorgänger gleichthat in der Sammlung nützlicher Tagebücher, ihn aber übertraf in dem Umfang der durchzogenen Länder, theils im Kriegerberuf, theils nach eigner Lust. Wie wohl ward dem auf solchen Sohn stolzen Vater, als ihm 1824 die Post die Liebesworte brachte: „Von dem Gipfel des Aetna grüßt dich dein treuer Sohn".

Die Gesundheit der geliebten Amalia Reichard's hatte durch die Wochenbetten gelitten; der Arzt verordnete ihr den Besuch des Karlsbades, wozu sich R. ungern entschloß, indem ihm das in sich beschränkte und doch oft rauschende Leben in einem viel besuchten Curorte nicht anlockend schien. Und doch sollte nach wiederholten Besuchen des Karlsbades ihm das schöne Tepelthal so werth werden, daß er sich in

demselben oft reichlich entschädigte für das Nichtbesuchen der lieben Schweiz und anderer für den Sommerzug bestimmten Länder und Städte. Neun Mal besuchte Reichard das Karlsbad und knüpfte hier Bekanntschaften und Freundesverbindungen an, unter welchen hier erwähnt sein mögen: Schiller; Arthur von Nordstern, der biedere, treffliche, welcher dem „Guide“ und seinem Verfasser in den 1822 herausgegebenen „Erinnerungsblättern“ ein Liebesdenkmal setzte; von Heß, der Hamburger; Graf Sternberg aus Prag; Graf Corneillan, der Kunstfreund und Sammler; von Gleichen, der Philosoph; Frau von Krüdener; Frau von Lieven; der dresdner Becker; Lord Findlater, Karlsbads Verschönerer und Wohlthäter, und die politisch wichtigen Männer: Graf Lehrbach, Graf Cobenzl, Faßbinder u. s. f. Welche Erinnerungen knüpfen sich an diese Namen und so manche andere, mit welchen R. durch das Karlsbad befreundet wurde.*) Unter fortwährender Schwächlichkeit der Gattin war ihr sieben Mal Karlsbad Lebensquell geworden; beim achten Male erlag sie traurigen Ereignissen und den Einwirkungen ungünstiger Witterung. Reichard stand mit seinen der zärtlichen Mutter beraubten Kindern bewußtlos durch des Schmerzes Uebermaß bei der Leiche und kehrte sich sammelnd ins Leben zurück, um in der treuesten Vaterliebe die Innigkeit seiner Liebe für die Verstorbene täglich mit neuer Sehnsucht zu feiern.

---

*) In einer jene karlsbader Bekannten verzeichnenden Handschrift Reichard's ist der Name des Verfassers dieser Biographie liebevoll mitaufgeführt, aber hier weggelassen, weil ich meine Bekanntschaft mit dem hochverehrten Freunde einige Jahre früher, von einem in Gotha mit dem verstorbenen Prinzen Karl von Karolath ihm gemachten Besuche datire. Dennoch wurde unser Zusammenleben im Tepelthale 1807, wo auch der letztverstorbene Herzog von Sachsen-Gotha, Friedrich, damals schon körperlich leidend, doch noch in ungestörter Geisteskraft Vieles zur Verschönerung des sich schnell bildenden Kreises beitrug, die eigentliche Wiege einer Freundschaft, welche bei vieljähriger Trennung in traulichen brieflichen Mittheilungen fortlebt. In einer öffentlichen Zuschrift an den nachherigen Herzog, damaligen Prinzen Friedrich, gedachte ich 1811 unter peinlichen Verhältnissen dankerfüllt jener glücklichen Stunden des Zusammenlebens im Karlsbade, indem ich sie mit dem schwäbischen Zeitalter verglich, „wo sangkundige Männer an den Hoflagern freien Zutritt hatten und in den Kreisen der edelsten Damen und Herren ihre bescheidene Musengabe darbrachten“. Reichard, dort so ganz einheimisch, von Allen für Geistesgenuß Empfänglichen gekannt, gesucht, verehrt, war mit seiner liebenswürdigen Familie der Vereinigungspunkt, um den sich die Befreundeten sammelten.

C.

Nachdem in der Erzählung hier von Reichard's häuslichem Glücke und Leiden berichtet ist, kehren wir mehre Jahre zurück, um der Thätigkeit des von den politischen Stürmen angeregten Schriftstellers zu gedenken. Schweiger's Prophezeiung ging nur zu bald in Erfüllung; die französische Revolution mit allen ihren Verflechtungen erfüllte alle Welt mit unerfüllten Erwartungen, mit engherziger Besorgniß, mit trügerischen Berechnungen. Herzog Ernst, Reichard's Landesherr und Freund, ein wahrer Verehrer sittlicher und bürgerlicher Freiheit, er, der seinen britischen Verwandten abschlug seine Landeskinder gegen das Freiheit erkämpfende Nordamerika in Sold zu geben, blickte anfänglich mit Wohlgefallen auf die Bewegungen in Frankreich; doch bei ihren Verirrungen auf eine blutige Bahn wurde sein das ewige Recht liebender Geist von Widerwillen gegen die Revolution ergriffen, den der vertraute Reichard theilte. Gewohnt, nichts versteckt zu thun, wo er Partei zu nehmen sich gedrungen fühlte, schrieb dieser frei und offen gegen die Gräuel der Zeit: zuerst den „Zuruf eines Deutschen an patriotische Schweizer" (1790), den er auf seine Kosten drucken und durch einen trefflichen Freund, den Altschweizer Beidel (damals Pfarrer zu Basel, jetzt Decan zu Montreux bei Vevay; Er, der allein den Muth hatte, den am 10. August zu Paris Ermordeten von der Kanzel eine Standrede zu halten), in den Cantonen vertheilen. Vielfältig wurde das recht zeitgemäße Flugblatt in der Schweiz nachgedruckt, und mehre jener Freistaaten erließen an den Verfasser officielle Dankschreiben, womit dort so sparsam verfahren wird. Die Beziehungen, in welchen R. zu der Schweiz stand, waren so innig, daß er im kriegerischen Sinne der Vorfahren ernstlich daran dachte, sich unter die schweizer Freiwilligen zu stellen, als die französische Invasion die alten Asyle der Freiheit entweihte. Amaliens Gegenvorstellungen gelang es, die Ausführung des abenteuerlichen Planes zu verhindern. Schon hatte sich R. gerüstet; das tüchtige, zu solchem Behufe angekaufte Schwert tauschte gegen einen leichtern Degen bald nachher Herzog Ernst ein, der mit diesem Schwerte begraben wurde, weil nach seinem Tode nur dieses in der Garderobe zufällig vorhanden war. Den eingetauschten Degen des Herzogs trug Reichard. Dem Aufrufe an die Schweizer folgte der „Aufruf eines Deutschen an seine Landsleute", welcher, wie jener, unter den nichtberauschten Politikern allgemeine Zustimmung fand. Ihm verdankt R. unter vielen ihm vertraut gewordenen ausgezeichneten Männern die Freundschaft des Grafen von Metternich,

Digitized by Google

damals Statthalters in den östreichischen Niederlanden, die des trefflichen Freiherrn von Somerau, Gouverneurs des Breisgaus, den er nie von Angsicht zu Angesicht sah Bald reichte die erste Auflage, die gleichfalls auf eigne Kosten unternommen und unentgeldlich vertheilt war, nicht mehr zu für alle Nachfragen, und es erfolgten mehre Nachdrücke; so ließ der Feldmarschall Freitag einen solchen machen zur Austheilung in der hanöverischen Armee. An diese neuen Bekanntschaften knüpfte sich die Erneuerung der schon in Schafhausen gemachten mit Johannes Müller, der in öffentlichen Blättern bat, der Verf. des Aufrufes möchte sich ihm nennen. Es geschah, und nun lud Müller unsern Reichard gen Frankfurt a. M. zur letzten Kaiserkrönung, wo die Gothaner im mainzer Quartier ihre Wohnung fanden. Nur abgerissene Andeutungen aus jenen vielbewegten Tagen sind die Bekanntschaften mit dem wackern, wohlunterrichteten Banquier Fellner; mit dem kürzlich verstorbenen Grafen Rumjänzoff, damals kaiserl. russischen Gesandten, zuletzt Reichskanzler; mit der Freundin Wieland's, der edeln Frau von La Roche; mit von Retzer und mit Mallet du Pan, mit welchem nach London hin der Briefwechsel bis zu dessen Tode fortgesetzt wurde; mit Georg Forster und seiner Gattin Therese, der deutschen Lesewelt bekannter unter dem Namen ihres zweiten Gatten, Huber's, der durch Talent, Beobachtungs- und Darstellungsgabe ausgezeichneten Schriftstellerin. Das Reichard'sche Ehepaar folgte der Einladung des Forster'schen nach Mainz, wo gastfreie Aufnahme wartete; von dort aus wurde eine Rheinreise unternommen, unter sorglichen Betrachtungen über die Erscheinungen des politischen Horizonts, welche Forster damals so richtig zu deuten wußte. Schärfer als Alle sah Müller in die Zukunft, indem es ihm immer gegenwärtig blieb, einst in Wien ein Aktenstück des geheimen Archivs in der Hand gehabt zu haben, die Verhandlungen über die erste Theilung Polens betreffend; hierin hatte Maria Theresia, die große Frau und ausgezeichnete Regentin, eigenhändig auf den Entwurf des Theilungsprojects geschrieben: „Placet! (ihr Beistimmungszeichen), weil so viele große und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird".

Die Herausgabe des „Revolutionsalmanachs" (von 1792 — 1803) macht Epoche in Reichard's Leben, theils weil sie ihm von gewissen politischen Parteien die Anschuldigung eines servilen Verfinsterers mit größtem Unrechte zuzog, theils

Digitized by Google

weil sie ihm, dem uneigennützigen Schriftsteller, mehr einbrachte als seine übrigen Schriften. Er hatte keine Honorarfoderung an den Verleger (Dieterich in Göttingen), nur die Bedingung der typographischen Eleganz gemacht, und erhielt von jenem ein freiwilliges Honorar, welches zu fodern er nicht gewagt haben würde. Die Leidenschaftlichkeit, mit der der Herausgeber des „Revolutionsalmanachs" von den Revolutionsfreudigen bald überall angegriffen wurde, lag wahrscheinlich mit in dem Titel dieses Jahrbuches, der vermuthen ließ, daß hier Revolutionssamen gesäet oder Revolutionsfrucht preiswürdig zur Schau gestellt werden sollte. Irrthümer der Art kamen vor: so unterzeichnete die regierende Herzogin von Sachsen-Gotha, Herzog Ernsts Gemahlin, die mit ihrer Umgebung ein Ihm ganz entgegengesetztes politisches System mit weiblicher Leidenschaft verfocht, auf 12 Exemplare des „Revolutionsalmanachs"; als sie aber durch den antirevolutionnairen Inhalt desselben sich überzeugte, daß ihre Revolutionsfreude hier keine Nahrung fände, wollte sie alle 12 Exemplare mit Protest zurückgeben, was sich freilich der Buchhändler nicht gefallen ließ. Eine andere Schrift wider die transrhenanischen Unholde war die „Adresse an den gesunden Menschenverstand", veranlaßt durch eine Auffoderung Somerau's und von ihm im Breisgau vertheilt; auch die „Zeitblätter", dann die „Fliegenden Blätter" u. s. f. fanden in manchen Kreisen großen Beifall, in andern lebhaften Widerspruch. Entschiedene Wirksamkeit auf die Volksstimmung im nördlichen Deutschland, besonders in Sachsen, hatte das „Gespräch zwischen einem Bürger und Bauer", bei Gelegenheit der Bauernunruhen in Sachsen ganz im Volksstyle verfaßt, in der Form der kleinen Volksschriften, der deutschen „Bibliothèque bleue", für welche der Hausier- und Jahrmarktshandel ein sicheres Vertriebsmittel ist. Reichard ließ von dem Gespräche 1000 Exemplare auf seine Kosten drucken und größtentheils durch karlsbader Bekannte in Sachsen verbreiten. In Berlin, wohin es auch gelangt war, wurde es zur Belehrung des Volkes in ein Zeitungsblatt auf officielle Veranlassung eingerückt. Vom dresdner Hofe erhielt R. als Anerkennung seiner patriotischen Schriftstellerbemühungen eine goldene Dose und später die goldene Medaille, der pilnitzer Uebereinkunft zu Ehren geschlagen, letztere mit einem kurfürstlichen Cabinetsschreiben, vom Verfasser des „Leonidas", als Minister unterzeichnet. Mehre goldene Ehrenmedaillen und Dosen folgten diesen Erstlingsgeschenken der Fürstenhuld; Orden waren damals fast noch ein unerhörter Schriftsteller-

Digitized by Google

lohn, welchen erlangt zu haben ein Michaelis und ein Zimmermann neidischen Muthwillen genug ertragen mußten. Doch auch die goldenen Dosen und Medaillen fanden ihre Neider und Verfolger. Von Frankreich her hatte der Conventscommissair F. auf der Liste der Guillotinecandidaten, der man habhaft zu werden sich bemühte, unsern Verfasser des „Revolutionsalmanachs"; sein Vordermann war Grollmann, sein Hintermann Vater von Göchhausen, nachheriger Schwiegervater der Tochter Reichard's. Im Schutze seines freundlichgesinnten Fürsten entging R. der Guillotine des Richtplatzes, nicht aber den papiernen der grauen und nichtgrauen Ungeheuer; vieler andern Schriften und des „Obscurantenalmanachs", wo Reichard und Grollmann als Titelportraits in Caricatur, umzischt von furchtbarem Ungeziefer, zur Schau gestellt wurden, nicht zu gedenken. Der Angriffe, Schmäh- und Drohbriefe mit und ohne Namen war kein Ende, sie wurden dem Friedlichen ins Haus geworfen, mit der Post zugeschickt u. s. f. Es führt immer zu unerfreulichen Betrachtungen, wenn man sieht, wie rachsüchtig die Menschen ihnen nicht zusagende politische Meinungen, selbst wenn sie geschichtlich begründet sind, verfolgen; als ob die persönliche Vorliebe für eine Staatsform schon Hochverrath an einer anderweitigen sei. Kann man nicht mit der Ueberzeugung von dem Vorzuge monarchischer Regierungen trefflicher Bürger eines Freistaates; nicht als Bürger einer Monarchie Verehrer republikanischer Staatsformen sein?

Jeder neue Jahrgang des „Revolutionsalmanachs" brachte neue Beifallsbezeigungen von Männern, wie Zimmermann in Hanover, de Luc, der unvergeßliche Freund, Stamfort, Jung Stilling, Hofmann, der Wiener, Girtanner, Saladin-Eggerton, Cunningham, der tiefe Denker, Haller in Bern, Burkardt von Kiespooten, lange im Vaterlande verfolgt, dann Hotze's Generalquartiermeister, der Vater des berühmten Reisenden, Raynal, Heidegger, der große Philolog, Suworoff, Clairfait, der Prinz von Koburg u. A. Bei den verschiedenartigen Meinungen über die Alles bewegenden politischen Tagesangelegenheiten, welche am Hofe zu Gotha nur zu laut wurden, wich Reichard dem Wunsche des friedliebenden Herzogs Ernst und nannte in den spätern Jahrgängen des „Revolutionsalmanachs" als Herausgeber einen literarischen Bekannten, den er nie persönlich kennen lernte, Namens Schmidt, Freiwilliger unter Wattewyl, dann unter Albini, der den letzten Brief an R. aus Aegypten schrieb; er selbst blieb Ordner, Mitarbeiter und Sammler. Als Napoleon die Ultrare-

volutionnaire zu Paaren trieb und den Kaiserthron errichtete, starb der „Revolutionsalmanach" als Friedensalmanach eines ehrenvollen Todes.

Reichard hatte den Herzog bei Erledigung einer Stelle im gothaischen Kriegscollegio auf seinen Freund Hendrich aufmerksam gemacht; jetzt war dieser es, der bei einer neuen Vacanz diesen Liebesdienst erwiderte, indem nach seinem Vorschlage Reichard Mitglied dieser Behörde, der er bis an seinen Tod als verdienstvoller Director vorstand, wurde. Hendrich war Reichard's Vorbild in dem neuen sich fortwährend erweiternden Geschäftskreise, in welchem der unermüdet thätige Beamte bei der Einführung der Conscription, bei der oft erneuerten Stellung der Contingente für die in Tirol, in Spanien, Rußland u. s. f. verlorene gothaische Mannschaft, später bei der Bildung des Landsturmes und der Abänderung der Militairverfassung sich große Verdienste um sein Vaterland und dessen Fürstenhaus erwarb. So lebte, so wirkte er als ein Familienvater, als Freund, als Ordensbruder und Logenmitglied, als Mitbürger, als Schriftsteller und als Staatsbeamter. Der Segen so ertragreicher Beziehungen konnte ihm nicht den Schmerz ersparen, bald, wie es mit dem Vorschreiten der Lebensjahre unerläßlich ist, mit dem höchsten Geistesgenusse auf Wanderungen unter den Gräbern der Edeln, die nicht wiederkommen, verwiesen zu sein. Der erste und härteste Schlag war der Tod des Herzogs Ernst (1804), der, noch nicht 60 Jahre alt, ohne durch Ausschweifungen irgend einer Art erschöpft zu sein, bei herkulischer Stärke plötzlich der Entkräftung erlag. Räthselhaft wie sein Tod blieb die Biegsamkeit seines Körpers auf dem Sterbelager bis zur Bestattung der Leiche. Was er der Welt, seinem Lande und seinen Freunden war, darüber ist Niemand mehr stimmberechtigt als R. Noch hatte der nicht verharschte Schmerz der Trennung das Wort der Mittheilung nicht gefunden; um so lieber verweilte er bei dem Nachrufe des Gleichgestimmten und sendete dem trostbeflissenen Freunde (Heidegger) Polizian's Trauerworte beim Tode des unsterblichen Lorenz von Medici zu. Als der sterbende Herzog seine irdischen Angelegenheiten ordnete, gedachte er auch noch in vertrauter Liebe Reichard's, wovon derselbe in seiner „Geschichte der Loge Ernst zum Kompaß" (S. 37 und 38) berichtet: „Unser Landesherr und Beschützer, Herzog Ernst, blieb Maurer im Herzen, trotz Allem, was um und neben Ihm geschah. Davon zeugt die ehrenvolle Sorgfalt, mit welcher Er auf seinem so schnellen Sterbelager für die Sicherheit

Digitized by Google

seines maurerischen Nachlasses wachte. Als er in einer mir schmerzlich unvergeßlichen Nachmittagsstunde und nur wenige Tage vor seinem Lebensende mich mit dem hohen Zutrauen der Punkte seines Codicills beehrte, und die Rede auf die Sicherstellung seiner maurerischen Papiere und Urkunden kam, und ich ihm vorschlug sie zu verbrennen, da entgegnete er mir mit der ihm so eignen, zarten Gewissenhaftigkeit: „„Sie sind nicht mein Eigenthum, sondern von verstorbenen Brüdern meiner Rechtlichkeit vertraut; ich kann also nicht mir anmaßen, über ihre Vernichtung zu entscheiden““. Und so wählte er endlich zum Aufbewahrungsorte Stockholm, wo die Freimaurerei mit dem Staate in enger Verbindung steht. Das Vorgefundene, sorgsam eingepackt, wurde mit dem Bode's Nachlaß enthaltenden Kisten an den Herzog von Südermannland, damaligen Landesgroßmeister und nachher als Karl XIII. Stifter eines höhern Freimaurerrittergrades, gegen dessen Empfangschein abgesendet. Alles ruht sicher im stockholmer Maurerarchive".

Die Besorgung der Bestimmungen des Codicills des in die Wohnungen des ewigen Friedens Hinübergegangenen erregte Aufsehen im Publicum und unwürdigen Verdacht, den der unbefangene Reichard erst zu ahnen anfing, als ihm der Minister des neuen Herzogs in dessen Namen sagte: „Sr. Durchlaucht hat Ihren Namen in dem Testamente seines Herrn Vaters vermißt; er wird es aber gut machen". Dabei blieb es; Reichard konnte es nie über sich gewinnen, an das bald vergessene Versprechen zu erinnern. Herzog August ließ dagegen während seiner achtzehnjährigen Regierung nie eine Spur von Unzufriedenheit über das vom Vater unsern Reichard geschenkte Vertrauen blicken, sondern bewies ihm Achtung und Auszeichnung; hatte dieser doch in immer naher Beziehung zum Hofe ihn, wie seinen Bruder und Regierungsfolger, den Herzog Friedrich, geboren werden, aufwachsen, erziehen und zum Manne reifen gesehen: so knüpfte sich ein Band näherer Bekanntschaft, ein Familien- und Gewohnheitsvertrauen, welches ein gegenseitig näheres Interesse begründete, als das Regenten- und Unterthanenverhältniß zu dem neuen Fürstenstamme, welcher die herzogl. Residenz, den Friedenstein, bezog.

Der Herzog August hatte viel Aehnliches von dem obengenannten Lorenz von Medici mit dem Beinamen der Prächtige, in Kunstliebe und Prachtlust, selbst in seiner Neigung zu Neckereien und Witzspielen, von welchen die Novellenschreiber des mediceischen Zeitalters zu erzählen wissen.

Er war hochherzig und wahrhaft genial, dabei manchen Verführungen nur zu leicht zugänglich, ohne Vorsicht gegen Misbrauch, Betrug und Geldprellereien; Eitelkeit und Ehrgeiz, seine geistigen Vorzüge geltendzumachen, war der Brennpunkt, welcher sein Geistesfeuer entzündete, aber auch manchen schönen Charakterzug zerstörte. Er war ein geist- und gemüthvoller Dichter, wie Alle seines Stammes Beschützer der Kunst und Wissenschaft, Musikfreund, Componist und fertiger Zeichner, unerschöpflich in Witzspielen, Calembourgs und Impromtus. Möge er einen Biographen finden, der ihn zu würdigen und aufzufassen versteht! Mag sich aber kein Unberufener an seine Lebensbeschreibung wagen; denn da würde das aus unsicherm Gerede Zusammengeraffte nur den Leumund wecken und die Neugierde kitzeln, kränkend für die edle herzogliche Witwe und für die Wenigen, welche ihn wahrhaft verehrten. Reichard gehörte nicht zu Denen, welche sich zu ihm drängten, und war um so gewisser der Achtung des Herzogs. Ein Verdienst R.'s um denselben darf hier nicht übergangen werden: er machte ihn noch als Erbprinz mit Jean Paul persönlich bekannt. Reichard hatte bei Richter in Hof auf einer Reise nach dem Karlsbade eingesprochen und erhielt in Gotha von ihm bald einen Gegenbesuch. Wie der Erbprinz Richter's Anwesenheit erfuhr, ließ er R. bitten, jenen bei der alten Generalin von Zastrow, wo der Prinz seine Abende zuzubringen pflegte, einzuführen. Jean Paul zeigte wenig Lust der Einladung zu folgen; doch ließ er sich überreden und ging mit. Den dargebotenen Thee verschmähte er, erbat sich dagegen ein tüchtiges Glas Weizenbier, welches prosaische Getränk in diesen spirituellen Kreisen vielleicht nie genannt war. Bald erschien der Erbprinz, einnehmend, bezaubernd, wie er, wenn er es wollte, so unübertreffbar sein konnte, und dieses Mal hatte er sich gut vorbereitet. Er erzählte einen Traum, den er nicht gehabt hatte, so anziehend, genial und herrlich, daß Jean Paul sichtlich ergriffen wurde und beim Zuhausegehen voll Bewunderung war über den geistreichen Prinzen. Dieser Abend war der Anfang der Bekanntschaft, woran sich der Briefwechsel reihte, von welchem später Jean Paul Manches dem Publicum mittheilte, vieles unendlich Interessante aber noch in seinen nachgelassenen Papieren sich finden muß. Auf den Tod des Herzogs Ernst folgten schnell 2 andere Todesfälle, die gleichfalls Reichard's nächste Verhältnisse erschütterten, der Ettinger's, seines Schwagers und jovialen Lebensgefährten, des willfährigen Theilnehmers so mancher Schriftstellerunternehmung; dann bald darauf der Tod der trefflichen Gattin,

Digitized by Google

welche ihre Seelengröße in der schmerzlichen Scheidestunde so herrlich bestätigte. Der untröstliche Gatte wurde noch in demselben Jahre (1805) vom Prinzen Friedrich, der damals zu St.-Gallen eine Molkencur gebrauchte, dorthin gerufen. Unter den Rückblicken auf das Grab seiner Amalia, umgeben von seinen beiden Kindern und einer Nichte, betrat er sein Lieblingsland, die Schweiz, wieder, konnte aber nur zum Besuche der kleinen Cantons Zeit gewinnen, da der neue Heereszug Napoleon's nach Deutschland auf die Rückkehr zum heimischen Herde drang. Doch blieb ihm noch Frist, den Rigi und die Denktafel zu besuchen, welche er dort auf einem herrlichen Standpunkte dem Herzog Ernst hatte errichten lassen.*) Die Idee dazu faßte er vor dem Todtenbette des fürstlichen Freundes; durch Vermittelung des berühmten Landammanns Reding erhielt er die Erlaubniß des Cantons Schwyz zur Aufstellung des sinnigen Denkmals, welches unter der Obhut Fueßli's und der Kapuziner des Rigihospizes so oft dem Reisenden das Bild eines edeln Fürsten, der im Andenken der Nachwelt segenbringend fortlebt, vergegenwärtigt. In das Archiv des Hospizes legte R. später einen Ring mit dem Bildnisse des Herzogs, die Denkschrift auf ihn von Jacobs (S. dessen „Vermischte Schriften", Th. 1, S. 1 — 86) und die Denkmünze nieder, welche Reichard 1825 zur Feier seines funfzigjährigen Dienstjubiläums schlagen ließ.

Bei der Rückreise gerieth Reichard, der vorsichtigen Eile ungeachtet, unter die französischen Truppen, von Bernadotte befehligt, in der Gegend von Frankfurt; doch er erreichte ungefährdet sein liebes Gotha, wo bald neue Trauer seiner wartete durch den Tod des letzten Bruders des Herzogs Ernst, des Prinzen August, einer der gebildetsten Fürstensöhne, vertraut mit allen Künsten, ein gemüthvoller Dichter und Correspondent von Wieland, Herder, Göthe und Knebel, vieljährig befreundet mit Reichard.

Das Eintreffen des preußischen Hauptquartiers, unter Befehl des Herzogs von Braunschweig 1806, gab Veranlassung zur Wiedereröffnung der seit 1801 gedeckten Freimaurerloge in Gotha; zum Tage des Festes der erneuerten Verbindung, der sich viele Glieder der großen Bundeskette anschlossen, wurde sinnig der Geburtstag des Herzogs Ernst, der 30. Januar, gewählt; die neugestiftete Loge nannte sich Ernst zum Compaß nach ihm, der immer die Wiederherstellung der Freimaurerthätigkeit in Gotha gewünscht hatte.

*) S. Appenzeller's „Reminiscenzen".

Digitized by Google

Sein Sohn, der neue Landesherr, versagte ihr seinen Schutz nicht; obgleich selbst nicht Maurer, las er doch gern Maurerschriften, woraus er Gelegenheit entnahm, mit witzigen Spöttereien auch diese Ordensverbindung nicht zu verschonen; doch störte er nie ihre Ausbreitung und ihren Gang.

Am verhängnißvollen Oktoberabend der jena-auerstädter Schlacht erblickte Reichard von den Zinnen des Lustschlosses Terrasse mit bangem Herzen den von Kriegesverheerungen sich röthenden Horizont. Auch Reichard in seinem Hauswesen als Familienvater, mehr noch nach seiner Amtsstellung, sah bald vielfache Anfoderungen zu umsichtiger Thätigkeit im raschen Wechsel der Erscheinungen auf sich eindringen. Alle neuen Verhältnisse, von dem Andrange unerhörter Ereignisse hervorgerufen, ordneten sich für Haus, Stadt und Land vortheilhafter, da das herzogl. Haus daheim nicht in die Soldatenspielerei anderer kleiner Fürstenländer in auswärtiger Beziehung, nicht in Bewerbung um fremder Regenten Soldatentitel verfallen war. Hieraus erwuchs für das gothaer Land eine Selbständigkeit, welche die Klugheit des Herzogs August trefflich zu benutzen wußte. Er durfte in seinem Lande bleiben und früher bewiesene Vorsicht, seine Bekanntschaft mit französischer Sprache, Literatur und Denkweise geltendmachen, um den Seinen zu werden, was seine Großmutter Louise Dorothea im siebenjährigen Kriege für Gotha gewesen war.

Reichard ward aus dem Gewirre des Lebens oft hingeführt zu den Gräbern der Geliebten, die sich unaufhaltsam mehrten: neben seiner Amalia bestattete er den Baron Grimm, den vieljährigen Freund, bald nachher die vor so Vielen ihres Geschlechts in jeglicher weiblichen Tugend und durch geistige Bildung ausgezeichnete Mutter. Ihr Grabstein trägt die Inschrift: „Der Tod des Gerechten ist Hinüberschlummern ins stille Land!" Bei solchen Verlusten war es mehr Erneuerung des Schmerzes als Balsam, wenn R. auf Reisen nach dem geliebten Karlsbade und dann nach der Schweiz seine Lieblingsstätten aufsuchte, durch Freundschaft bewährte Herzen wieder an das seinige schloß und neue Bekanntschaften knüpfte. Keine dieser erhielt sobald die Gediegenheit vieljähriger Reife als die mit dem neuen Fugger von Augsburg, den um seine Vaterstadt so verdienten, allen Menschenfreunden so hochverehrten Freiherrn von Schäzler. In Luzern führte der Zufall Beide zusammen: der Eine froh, den verdienstvollen Verfasser des „Guide des voyageurs" zu finden, der Andere entzückt, den Beförderer der wohlthätigen

Sparcassen, den Gründer der Rumford'schen Speisungsanstalten, der Lehr- und Industrieschule, den freigiebigen Unterstützer so vieles Preiswürdigen in seiner Vaterstadt kennen zu lernen; auch bei Erbauung des Waisenhauses für Kinder protestantischer Aeltern, bei der Erweiterung der Kunstakademie, bei der Wiederbelebung der dort gesunkenen Wollwebereien durch Herbeirufung auswärts gebildeter Arbeiter und durch Vertheilung den Arbeitslohn vermindernder Maschinen war Schäzler thätig und freigiebig vor Allen.*) Bald gediehen die innigsten Verhältnisse zwischen Reichard und Schäzler; dieser vertraute jenem, veranlaßt durch den wohlbegründeten Ruhm des Gymnasiums zu Gotha, einen Sohn; dann noch einen zweiten und für eine dortige Pensionsanstalt 2 Töchter; diese Freundespfänder, vereint mit den heranwachsenden, sich so glücklich entwickelnden Reichard'schen Kindern, gaben dem häuslichen Kreise neues Leben und entschädigten für die Kriegslasten, Durchzüge und Leistungen, bei deren Tragung der Hausvater treulich von der guten Tochter unterstützt wurde, indeß der Sohn dem Kriegerberufe sich widmete. Die leipziger Völkerschlacht und Napoleon's, des Fliehenden, Aufenthalt zu Gotha führte den Liebling, welcher bei York's Heere stand, unvermuthet in des Vaters Arme. Des französischen Kaisers Hauptquartier umschwärmte ein Kosackenhaufe, in diesem Reichard, der Sohn, der den Schornstein des Vaterhauses erkannte, indeß der Vater vom höchsten Bodenfenster im Herbstnebel die schwärmenden Schimmelreiter betrachtete, nicht ahnend, daß Einer davon sein Liebling sei und daß dieser zur Beschwichtigung mancher Besorgnisse Tages darauf im väterlichen Hause einsprechen würde. Thatsachen, Züge und Begebenheiten, zum Theil unbekannt, zum Theil entstellt, aus jener Epoche vor und nach der leipziger Schlacht, hat R. in seiner handschriftlichen Selbstbiographie, „Erinnerungen" betitelt, niedergelegt.

Scharnhorst's, des Unersetzlichen, große Idee des deutschen Landsturms wurde nach Gersdorf's Anleitung für die sachsen-weimarischen Länder auch in den gothaischen Landen schnell ins Werk gerichtet. Reichard war Vicepräsident des damit beauftragten Ausschusses und in der Mitte eifriger Gehülfen nicht der Letzte in voller Thätigkeit. Die hier getrof-

*) Am 19. März 1826
— „ist Er gegangen —
— — in die heilige Nacht, daß Er ruhe von rühmlicher Arbeit,
Und erwachend vom Schlaf sich find' in der Seligen Heimath!"
(Klopstock.)

Digitized by Google

senen Anordnungen und Maßregeln waren so zweckdienlich, daß die Nachbarländer sich solche zum Vorbilde dienen ließen. Der wirkliche Nutzen der neuen Einrichtung entschädigte die vaterlandsliebenden Männer für nicht ausbleibende Reactionen, Misdeutungen und Kränkungen, denen Herzog August selbst insofern Vorschub leistete, daß er den Landsturm zur Zielscheibe seiner spöttischen Einfälle machte, doch ohne das neugeschaffene Institut zu befehden oder zu hemmen. Reichard brachte den Gedanken zur Ausführung, vermittelst welches schon am 18. Oktober in den 8 Districten des Landes 14,000 Mann Landsturm in Einer Stunde feierlich vereidet wurden; ein wahres Volksfest, aufregend und erhebend, nicht gestört durch die geringste Unordnung, ein Beweis des trefflichen Geistes der Thüringer, wie der umsichtigen Anordnung bei so ungewöhnlicher Bewaffnung des Volkes.

Im Jahre 1817 ging R. über Frankfurt und Augsburg mit seinem Sohne, der bei dem Occupationsheere in der Adjutantur des edeln Generals von Gablenz stand, zum fünften Male in die Schweiz; Tochter und Enkel begleiteten ihn bis zur letztgenannten Stadt, wo sie im Schäzler'schen Hause bis zur Rückkehr des Vaters blieben, wo dieser dann, wie mit so manchen berühmten Zeitgenossen, nähere persönliche Bekanntschaft knüpfte mit dem Herzog von Leuchtenberg, dessen unbefleckten Feldherrnnamen die Geschichte auf ihrer ewigen Tafel rühmlich eingetragen hat. Auch er ist nun hinüber in das Friedensland, wohin neue Todtenmale Befreundeter weisen. So starb um diese Zeit Hendrich, dessen oft gedacht wurde; Hardenberg, der Senior einer berühmten Familie, deren eines Mitglied zu Preußens Wiedergeburt und zu Napoleon's Fall durch edle, volksbeglückende Sinnesart so entscheidend wirkte, einer der merkwürdigsten und ausgezeichnetsten Deutschen, der nicht in der Todtengruft ruhen sollte ohne einen Biographen zu finden; der Freiherr von Althing, ein Gothaner, Alles durch sich selbst, unter Napoleon französischer Divisionsgeneral, auf dem Todtenbette königl. niederländischer Generalgouverneur von Java. Ihm hat R. in der „Staatszeitung" ein Denkmal gesetzt, gleichzeitig als er von der letzten Schweizerreise, besonders vom berner Oberlande, in gehaltvollen Aufsätzen, welche in der „Zeitung für die elegante Welt" abgedruckt sind, berichtet.

In dem Ministerium des Herzogs ging gegenwärtig eine Veränderung vor, durch welche R. einen neuen Chef, das Land einen Minister von allgemein anerkannter Trefflichkeit erhielt. Lindenau ist der Name des herrlichen Mannes, des-

Digitized by Google

sen persönliches Wohlwollen R. in ausgezeichnetem, seinem Herzen so wohlthuenden Grade besaß. Durch ihn in gesellschaftlichen wie in Amtsverhältnissen freundlich ausgezeichnet, wurde er Mitglied einer Militairconferenz mit königl. sächsischen Bevollmächtigten, deren glücklicher Erfolg von dem Veterane unter den Königen auch an Reichard belohnt wurde durch Ertheilung des königlich sächsischen Civilverdienstordens, also von dem Fürsten, für den Reichard unaufgefodert, wie vorerwähnt, in den Bauernunruhen so zweckdienlich schrieb, in dessen Kriegerreihen der einzige Sohn eine ehrenvolle Stelle einnimmt.

Von Neuem füllte Trauer die Hallen des herzogl. Residenzschlosses Friedenstein: Herzog August starb nach der Rückkehr von einem seiner einzigen Tochter zu Koburg gemachten Besuche. Er ahnte, wiederholten Aeußerungen zufolge, seinen Tod und ging ihm mit wahrer Geistesstärke entgegen. Als er auf dem Krankenlager, mit den Hoffnungen des Christen erfüllt, die Ertheilung des heiligen Abendmahls verlangte, schlug man ihm einen jüngern Geistlichen, nicht den gewöhnlichen Beichtvater des Hofes, einen achtzigjährigen Greis, vor; aber er verlangte diesen, mit den Worten: „Warum sollte ich den alten Mann kränken?" Er war derselbe Geistliche, von welchem Herzog Ernst einst sagte: „Er ist kein großer Redner; aber ich achte ihn, weil er glaubt, was er lehrt". Herzog August ward zur Ruhe bestattet auf der Parkinsel neben dem Vater, in einer feierlich schönen Sternennacht; sein Lied aus dem „Kyllenion": „Sterne trennen sich von Sternen!" nach Himmel's Composition, wurde sein Grabgesang, wie in herzlicher Rührung Reichard in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", 1822, Nr. 109, berichtet.

Unter den Kindern des Herzogs Ernst war Reichard mit dem nun regierenden Herzoge Friedrich am vertrautesten befreundet; doch welch ein Bild der Hinfälligkeit irdischer Größe bot bei ihm die Zusammenstellung des Sonst und des Jetzt dar! Er war ein durch Geist, Talent, Kenntnisse und Charakterwerth ausgezeichneter Prinz; eine unglückliche Veränderung ging mit ihm vor, als er zum dritten Male Italien besuchte und Ansichten, die jetzt abzuurteln vermessen wäre, seine damals beabsichtigte Vermählung verhinderten. Er trat, verleitet durch den bekannten Marchese Lucchesini, zur römisch-katholischen Kirche über. Mit Pius VII. und Consalvi war er genau befreundet. Seine Wohnung war ein Sammelplatz deutscher Gelehrten und Künstler. Auf Veranlassung seiner Mutter rief ihn sein Bruder Herzog August von Rom zu-

Digitized by Google

rück. Kurz vor seiner Abreise schrieb er an Reichard; der Brief beginnt mit den herzlich innigen Worten: „Freund meines Vaters und mein Freund!" Als er in Gotha ankam, fand man ihn in manchen Beziehungen verändert: so z. B. machte ihm das Sprechen, besonders in der Muttersprache, Schwierigkeit; sein Bewußtsein im Handeln und sein Erinnerungsvermögen war ungeschwächt. Sein erster freiwilliger Ausgang war zum Grabe seines herrlichen Vaters. Als ihn R. zum ersten Male besuchte, faßte er ihn bei der Hand und führte ihn zur Büste des Vaters, dann zu Reichard's und seiner verstorbenen Gattin Bildnissen, die in seinem Zimmer aufgehängt waren. Nach einer Reise nach Lyon, in Begleitung des römischen Prälaten Rinazzi, noch mehr nach einem Besuche des Marienbades nahm diese Sprachscheu oder Unfähigkeit zu sprechen bedeutend zu. Er, dessen anmuthige Stimme in Rede und Gesang noch wenige Jahre zuvor wahre Virtuosität erlangt hatte, schien ganz unfähig, articulirte Töne hervorzubringen! Die nach seinem Tode vom Großherzoge von Weimar angeordnete Section seines Kopfes, wo in des Gehirnes Nähe sich ein großer Polyp gebildet hatte, berichtigt so manches falsche Urtheil, welches man sich über den unglücklichen Fürsten erlaubte. Seine Unfähigkeit, die Regierung seines Landes zu leiten, wenngleich er den Cabinetsversammlungen beiwohnte und unmittelbar manches Gute, als die Errichtung des Museums, beförderte, wurde ausgeglichen durch ein Ministerium, dessen 4 Mitglieder (von Trützschler, von Minkwitz, van der Becke und von Lindenau sind die Namen dieser hochherzigen Biedermänner) im schönen Einverständnisse, mit seltener Kraft und Redlichkeit das Wohl der gothaischen Staaten beförderten, worüber R., nach seiner vaterlandsliebenden Gesinnung es sich fortwährend zum Berufe machte, in manchen öffentlichen Blättern Bericht zu erstatten. Jener schöne Verein der höchsten Staatsdiener des Landes, aus welchem Minkwitz, der Biederherzige, durch den Tod gerufen war, entsprach Aller Erwartungen, als der Herzog Friedrich, der Letzte seines Hauses, plötzlich am Schlagflusse starb und das verwaiste Land in Bestürzung und Trauer versetzte. Die erbberechtigten Stammvettern waren schon zuvor für den nun eingetretenen, vorherzusehenden Fall über eine Gesammtregierung übereingekommen, welche den bisherigen Landesministern anvertraut blieb und alle störende Unterbrechung der Geschäftsleitung verhinderte. Als Herzog Friedrich beerdigt werden sollte auf der heiligen Insel, wo sein Vater und seine Brüder den Schlaf des Todes schlummern, war Reichard der

Digitized by Google

einzige Lebende, welcher Kunde vom Innern des Leichengewölbes, das die Särge der beiden jüngsten Brüder aufbewahrt, geben konnte. Den Schlüssel zu demselben trug Herzog Ernst immer bei sich; hierher wallfahrtete er oft in stillen Todesbetrachtungen, hierher nahm er einst seinen Freund Reichard, um ihm die Stätte zu zeigen, wo auch sein Sarg stehen sollte, ehe er sich für den Wunsch entschied, in freier Erde begraben zu werden. Hier, beim Wiedereintritt in das Todtengewölbe, faßte Reichard die bald nachher bei der Feier seines funfzigjährigen Dienstjubiläums, am 21. Juli 1825, so sinnig ausgeführte Idee, durch eine Denkmünze das Andenken der 3 Herzoge, unter denen er lebte und wirkte, denen er so nahe stand, zu begehen.

Von jener Feier, mit welcher am 24. Oktober desselben Jahres die der funfzigjährigen thätigen Mitgliedschaft des Freimaurerordens verbunden wurde, haben öffentliche Blätter berichtet; die allgemeine Theilnahme, welche hier sichtbar wurde, mußte dem Herzen des Jubilars wohlthun; wie die noch lebenden weiblichen Zweige des alten Fürstenhauses, blieben die sächsischen Herzoge, welche in der Regierung der gothaischen Länder folgten, nicht zurück, — sie erkannten Reichard's Verdienst als Staatsbeamter an, indem sie ihn zum Director des Collegiums ernannten, dessen Mitglied er viele Jahre gewesen war.

Reichard, im rüstigen Greisenalter, genoß das Glück, in einem auf seiner Lebensbahn ruhmvoll fortschreitenden Sohne, in einer Tochter, der Zierde ihres Geschlechts nach der Mutter Vorbilde, und in hoffnungsvollen Enkeln die treugepflegte Saat häuslicher Tugenden zu ernten und des Schicksals Gerechtigkeit bewährt zu sehen, indem es die schnöden Geldgewinn verachtende Uneigennützigkeit, die er immer bewiesen, belohnte. Eine ihm verwandte, würdige Frau, von großer Aehnlichkeit mit seiner Mutter, verheirathet an einen Onkel, vermachte der Reichard'schen Familie das vom Gatten ererbte Vermögen. Was Reichard's literarischen Wirkungskreis betrifft, so genügte es ihm, dem echten Philosophen, und erfreute ihn, daß er seine Verdienste fortwirken sah, selbst da, wo sein Name nicht zur Schau gestellt wurde. Die wichtigste, bedeutsamste Gabe seiner Schriftstellerthätigkeit wird vielleicht seine Selbstbiographie werden, unter dem Titel: „Erinnerungen aus meinem Leben", in welche gegenwärtiger Berichterstatter manchen Blick gethan zu haben gesteht.

Wenn Reichard mit dem ihm vertrauten Salis, beim Hinblicke auf die Wüsten des Lebens, oft ausrief:

Digitized by Google

Ins stille Land,
Wer leitet mich hinüber?
Es wölket sich mein Abendhimmel trüber,
Und immer trümmervoller wird der Strand!
Wer leitet mich mit sanfter Hand,
Hinüber, ach! hinüber!
Ins Land von meinen Todten,
Ins stille Land!

so dürfen wir ihm zuversichtlich verheißen, daß es ihm hienieden in keinem Lebensalter an reger Theilnahme Gleichgesinnter fehlen wird. Denn das ist der Lohn eines tugendhaften Strebens, eines edelsinnigen, segensreichen Wirkens.

So schlossen diese biographischen Mittheilungen und sollten dem Drucke übergeben werden, als Reichard davon Nachricht erhielt und im Mai 1828 den Wunsch aussprach, die Handschrift zur Durchsicht und zur Beifügung einiger Nachträge zugeschickt zu erhalten. Doch verhinderte R.'s eintretende Kränklichkeit und schnell überhandnehmende Altersschwäche die Ausführung dieses Vorsatzes. Der Briefwechsel mit dem Verfasser dieser Darstellung wurde mit jeder neuen Zuschrift herzlicher, da ein Vorgefühl naher Trennung dem lieben Greise immer näher trat, ohne daß er es sich gestehen wollte. Oefter kam er darauf zurück, daß es ihm Freude machen würde, vorstehende Biographie gedruckt zu sehen; aber „bald, denn ein Achtundsiebzigjähriger kann nicht lange warten". Noch wurde R. befragt über manches interessante Verhältniß seines Lebens, über manche Bekanntschaft seiner nächsten Umgebung, über welche seine bisherigen Mittheilungen schwiegen. Mit traulicher Offenheit ging er auf jede dieser Anfragen ein. So sprach er über R. Z. Becker, den berühmten Verfasser des „Noth- und Hülfsbüchleins" und den Begründer des „Deutschen Anzeigers" und der „Nationalzeitung". Logenverhältnisse, die zuvor angedeutet sind, erzeugten eine Spannung, welche noch lange, selbst auf die Familien fortwirkte. Mit Salzmann befreundete sich R. nie näher; den Sohn, gegenwärtigen Vorsteher der trefflichen Erziehungsanstalt, setzte er weit über den Vater. Löffler, meinte R., war, als er nach Gotha kam, nicht, was er dort wurde, und starb zu früh, um die Nachwehen vorgefaßter Abneigung zu beseitigen.

Gewiß ist es lehrreich, einen Greis zu sehen, der durch Geisteskraft die Hinfälligkeit der irdischen Hülle zu bekämpfen weiß; aber dieses Bild führt zu wehmüthigen Betrach-

Digitized by Google

tungen und läßt uns in den Spiegel des bevorstehenden Verhängnisses blicken.

Am Eintrittstage in sein achtundsiebzigstes Lebensjahr wurde R. (1828) von einem Krampfschlagflusse befallen, an dessen Folgen er 8 Wochen das Zimmer hüten mußte. Die Genesung schritt langsam vor; Vieles, ja Alles hoffte er von einer Schlangenbadcur; doch er gelangte nicht zu diesem Ziele seiner Wünsche. Unter manchen Beschwerden an das Krankenzimmer gefesselt, sehnte er sich hinaus in das Freie und vergegenwärtigte sich, erfüllt von heitern Aussichten für die Zukunft, die genußreichen Bilder seiner Pilgerschaft. Als der Herbst das Laub färbte, ahnete er nicht, daß seine irdische Hülle früher zur Gruft sinken würde als die Blätter des Hains. Am 16. Oktober überfiel ihn ein Nervenschlag und verlöschte das immer schwächer glimmende Lebensflämmchen. Sanft schlief er ein am folgenden Tage, am 17. Oktober Morgens 7 Uhr, um jenseits zu erwachen zur Erfüllung treugepflegter Erwartungen. In wie vielfacher Beziehung ist es erfreulich für die Ueberlebenden, auf sein Wirken, Streben und Vollbringen zu blicken und um seine Urne den Kranz dankbarer Anerkennung, welchen er mit wandelloser Liebestreue den Vorangegangenen widmete, zu winden!

Digitized by Google

Louise Brachmann.

Von Heinrich Döring.

Die Sitte und Denkart des älterlichen Hauses, in welchem diese unglückliche Sängerin der unglücklichen Liebe ihre Kindheit verlebte, war begünstigend für die frühzeitige Entwickelung vorhandener Fähigkeiten, aber auch für die Gesundheit der Seele von wohlthätigem Einflusse. Durch Geist, Charakter und Bildung gleich ausgezeichnet war ihr Vater Christian Paul Brachmann, Kreissecretair zu Rochlitz, von wo er nach Döbeln, dann nach Cölleda und im Jahre 1787 als Geleitscommissair des thüringischen Kreises nach Weißenfels versetzt ward. Beschränkte Vermögensumstände hinderten ihn zwar, seiner Tochter Louise, sowie deren jüngerer Schwester Amalia und ihrem ältern Bruder Friedrich eine eigentlich ästhetische Erziehung zu geben. Allein er verband mit einer seltenen Thätigkeit in seinem amtlichen Wirkungskreise eine Neigung für das Studium der alten Classiker, der besten, nicht blos deutschen, sondern auch französischen und englischen Schriftsteller, besonders im Fache der schönen Literatur. Belesenheit und mannichfache Kenntnisse, die er seiner kleinen, doch wohlgewählten Bibliothek verdankte, machten ihn als Gesellschafter beliebt; aber auch in seinem Familienkreise zeigte er sich als liebevoller Gatte und zärtlicher Vater. Unerschütterlich war seine Rechtschaffenheit, und sein Charakter konnte eine angeborene Gutmüthigkeit nicht verleugnen, obgleich er eigentlich von Natur heftig und auffahrend war. In solchen Fällen trat seine Gattin, Friederike Louise Vollhard, die Tochter eines Landgeistlichen zu Schönbach bei Kolditz, mild versöhnend zwischen Vater und Kinder, wenn diese jenen durch

Digitized by Google

irgend eine Unart oder Unbesonnenheit zum Zorn gereizt hatten. Eine treffliche Hausfrau und Mutter, verband sie mit Sanftmuth und Herzensgüte eine seltene Bildung des Geistes, und jede Zeit, welche nicht wirthschaftliche Gegenstände oder weibliche Arbeiten in Anspruch nahmen, wurde angewandt, um ihren Geist durch mannichfache Kenntnisse zu bereichern. Mit ihrem Gatten theilte sie das Talent, interessante Anekdoten anziehend zu erzählen. Reichen Stoff dazu bot der siebenjährige Krieg dar, den der alte Brachmann als Kriegs- und Marschcommissair mitgemacht, und von dessen großen Ereignissen auch seine Gattin im älterlichen Hause so Manches vernommen hatte.

Von solchen Aeltern, die als Muster ehelicher Liebe, wahrer Herzensgüte und nicht geringer Bildung gelten konnten, wurde Karoline Louise Brachmann den 9. Febr. 1777 zu Rochlitz, einer kleinen sächsischen Stadt an der Mulde, geboren. Auf ihre lebhafte Einbildungskraft wirkten früh die Erzählungen ihrer Aeltern, und die Bilder und Beispiele von menschlicher Hoheit und Niedrigkeit, Tapferkeit und Feigheit, Großmuth und Grausamkeit machten einen tiefen und bleibenden Eindruck auf ihr Gemüth. Von einer scharfen Beobachtungsgabe, Leichtigkeit der Auffassung und einem treuen Gedächtniß unterstützt, schien eine vorherrschende Neigung und Anlage zur Dichtkunst sich immer deutlicher in Louisen zu entwickeln. Mit ihren Puppen, als Schäfer und Schäferinnen gekleidet, stellte sie kleine Idyllen dar, und einzelne gereimte Verse wurden von ihr zu einer Zeit gedichtet, wo sie noch nicht schreiben gelernt hatte.

Mehre Umstände, für Louisens Bildung sehr günstig, vereinigten sich, als ihr Vater nach Weißenfels zog. Die romantische Lage dieser kleinen, aber freundlichen Stadt gönnte ihr den vertrauten Umgang mit der Natur, von der sie, ohne die eigne Anschauung auf einsamen Spazirgängen, vielleicht nie so liebliche und treue Schilderungen hätte entwerfen können, als man in ihren Gedichten findet. Für die Erweiterung ihrer Kenntnisse in der Literatur war der Umstand günstig, daß sie, außer der erwähnten Büchersammlung ihres Vaters, auch die bedeutende Leihbibliothek des damals in Weißenfels ansässigen Buchhändlers Severin benutzen konnte. Selbst die Nähe von Leipzig konnte in wissenschaftlicher Hinsicht nicht ohne Einfluß für sie bleiben. Was aber der Entwickelung ihres Talents, ihrem Gefühl, ihrer Phantasie und Denkart eine entschiedene Richtung gab, war die Bekanntschaft mit dem Freiherrn v. Hardenberg (Novalis), dessen

Vater als kurfürstl. sächsischer Salinendirector damals in Weißenfels lebte. Novalis war zu Ostern 1793 von Leipzig, wo er damals studirte, mit Louisens Bruder nach Weißenfels zurückgekommen. Was sie diesem ausgezeichneten Dichter für die Bildung ihres Talents und Gemüths verdankte, hat sie selbst in einem eignen Aufsatze geschildert*), von dem wenigstens ein kleiner Auszug hier nicht fehlen darf, um den entscheidenden Einfluß zu zeigen, den Novalis auf ihre jugendliche Bildung hatte.

„Ich war noch Kind", schreibt sie, „als er mit meinem Bruder, dessen vertrauter Freund er durch Verwandtschaft des Gemüths war, nach vollendeten Studien von der Akademie zurückkehrte. Er kam oft in unser Haus; seine aufmunternde Freundlichkeit, die Aufmerksamkeit und der Beifall, den er schon den frühesten meiner dichterischen Versuche schenkte, trugen sehr viel dazu bei, mein schüchternes Talent zu heben. Ich selbst hätte nie gewagt, ihm je etwas davon sehen zu lassen, hätte nicht, ohne mein Wissen, die zärtlichste der Freundinnen ihm etwas davon mitgetheilt. Er nahm es nun über sich, meine und seiner aufblühenden Schwester**) höhere ästhetische Bildung zu ordnen und zu leiten. Mit zarter Sorgfalt wählte er unsere Lecture, da ihre und meine trefflichen Aeltern, bei aller ihrer regen Liebe für die Kunst, doch nicht so ausschließend wie er allen ihren neuern Erscheinungen folgen konnten Eifrig nahmen wir Alles auf, was er uns gab, und gewissenhaft unterließen wir Das zu lesen, was er uns widerrieth; denn mit eben der Sorgfalt, womit er uns das Höchste und Vortrefflichste aus dem Gebiete des Schönen mitzutheilen suchte, verwahrte er auch die Reinheit unserer kindlichen Einbildungskraft vor dem leisesten befleckenden Hauche. Novalis vergaß auch in der Entfernung, auch in der Zeit, wo er durch die Liebe der schönsten, anmuthsvollsten Braut aufs innigste beseligt war, seiner kleinen ästhetischen Schülerinnen nicht".

Louisens dichterische Bildung fiel in die Zeit der reichsten und vollsten Blüte der deutschen Poesie, und unter der Leitung eines Geistes wie Novalis mußte sie sich zum Idea-

*) „Einige Züge aus meinem Leben in Bezug auf Novalis", in Fr. Kind's „Harfe", Bd. 2, S. 291 fg.

**) Sidonie von Hardenberg. S. den ersten Band der „Auserlesenen Dichtungen" von Louise Brachmann (Leipzig 1824), in welchem sie in den Gedichten: „Sidonie" (S. 109); „An meine Sidonie" (S. 219) und den „Jahreszeiten" (S. 249) diese Jugendfreundschaft verewigt hat.

Digitized by Google

tismus in der Kunst wie im Leben um so lebhafter hingezogen fühlen, als ein Hang zur Schwärmerei tief in ihrer Seele lag. Klopstock, Schiller und Matthisson waren in der Poesie ihre Lieblinge, weniger sagten ihr Wieland und Göthe zu, als 2 dem Realismus, zumal in jener Zeit, ergebene Dichter. Ihrem eignen poetischen Streben gab das Studium der Geschichte, auf das sie ihr Bruder hinwies, eine besondere Richtung. Vorzüglich gewann sie die Romantik des Mittelalters lieb in ihrem Bunde von Heldenthum, Glauben, Liebe und Poesie. Schon in einzelnen Gedichten, in ihrem dreizehnten Jahre geschrieben, aber aus Schüchternheit damals Niemand als ihrem in Dobrilugk lebenden Bruder mitgetheilt, sind unglückliche schwärmerische Liebe und der Sinn für romantische Aufopferung das immer wiederkehrende Thema, das sich auch in ihren spätern Gedichten wiederholte.

Durch Novalis war Louisen im Jahre 1798 die Bekanntschaft Schiller's geworden, der einige ihrer Gedichte, die er für die gelungensten hielt, in die „Horen" und in den „Musenalmanach" aufnahm, doch, wie sie gewünscht, ohne ihren Namen zu nennen. Seine Achtung für die junge Dichterin beweist folgende Stelle aus einem Briefe Schiller's vom 8. Juli 1798.*) „Sie finden in beiliegendem zwölften Stücke der Horen einige ihrer Gedichte abgedruckt, und ich ergreife diese Gelegenheit, Ihnen für diese schönen Beiträge, sowie für Ihre gütige Zuschrift Dank zu sagen. Unter dem Heere von Gedichten, welche dem Herausgeber eines Almanachs von allen Enden unsers versereichen prosaischen Deutschlands zufließen, ist die Erscheinung einer schönen und wahren poetischen Empfindung, wie sie in mehren Ihrer Gedichte lebt, eine desto angenehmere Ueberraschung, und dieses Vergnügen haben mir vorzüglich Ihre „Gaben der Götter"**) gewährt".

Die Freude über diese Anerkennung ihres poetischen Talents störte leider bald ein Ereigniß, das sie schon damals zu dem verzweiflungsvollen Entschluß vermochte, sich selbst das Leben nehmen zu wollen. In Dresden, wohin sie im Jahre 1800 ihrem Bruder, der dort eine Anstellung erhalten, gefolgt war, um gemeinschaftlich mit ihm den Nachlaß einer dort verstorbenen Schwester ihres Vaters zu ordnen,

---

*) S. „Schiller's Leben" von Heinrich Döring, 2. Ausgabe (Weimar 1824), S. 165.

**) S. die „Auserlesenen Dichtungen" von Louise Brachmann. Bd. 1, S. 16 fg.

Digitized by Google

verfiel sie durch eine Kränkung ihres leicht verletzbaren Ehrgefühls, die ihr eine jugendliche Unbesonnenheit zugezogen, in eine tiefe Schwermuth. Niemand wußte die Ursache ihres Grams, selbst ihr Bruder nicht, und als sie in das älterliche Haus nach Weißenfels zurückgekehrt war, ergriff das Leiden ihrer Seele bald auch ihren Körper. Ein 6 Wochen langes Krankenlager war die Folge. Aengstlich besorgt begleitete sie ihr Vater, als sie den 7. September 1800 zum ersten Male das Zimmer zu verlassen gewünscht hatte, auf einen Corridor im Hofe des Hauses, von dem sie sich aber vor seinen Augen plötzlich hinabstürzte und ohne ein über den untern Stock vorspringendes Dach, auf das sie zuerst fiel, sicher den Tod gefunden haben würde. Aber ihr Zustand war dessenungeachtet, besonders durch einige gefährliche Verletzungen am Kopfe, höchst bedenklich. Sie genas nur langsam; doch mit der Heilung ihrer Wunden schien ihr Gram zu weichen und eine ruhigere Stimmung, ja, ihre frühere Heiterkeit zurückgekehrt zu sein. Aber bald äußerten mehre traurige Ereignisse einen höchst nachtheiligen Einfluß auf ihr von Natur höchst reizbares Gemüth. Den 25. März 1801 starb Novalis, kurz nachher Louisens Jugendfreundin Sidonie und noch vor dieser ihre eigne Schwester Amalia. Die Trauer über den Tod ihrer Mutter (im Jahre 1802) und ihres durch Alter und manche Trübsale in den letzten Jahren seines Lebens tiefgebeugten Vaters (im Jahre 1804) wurde noch durch die Sorge für ihre Existenz vermehrt. Sie davon zu befreien, war ihrem Bruder, der unterdeß selbst Gatte und Familienvater geworden, bei sehr beschränkten Einkünften nicht möglich. Zwar überließ er ihr den geringen älterlichen Nachlaß ganz allein und wirkte ihr außerdem eine kleine Pension aus; allein dies war nicht hinreichend, um ihr einen ihrem Stande und ihrer Bildung angemessenen Unterhalt zu sichern. Auch zu einem ehelichen Verhältnisse, so sehr dies auch ihrem liebevollen Herzen und ihrem Sinne für häusliches Glück entsprochen hätte, schien wenig Hoffnung, da der Verlassenen weder Reichthum noch Schönheit als Empfehlung dienten. So blieb ihr nichts übrig, als für Das, was das Glück ihr versagt, sich durch ihre Geistesanlagen zu entschädigen und sich eine Art von Existenz zu gründen durch möglichste Ausbildung ihres Dichtertalents.

Förderlich war ihr dazu die Bekanntschaft mehrer geistreichen Männer und Frauen auf einer Reise nach Jena und Weimar im J. 1803. Die freundliche Aufnahme, die sie in Schiller's Hause fand, der sie schon früher mehrmals schrift-

Digitized by Google

lich zu sich eingeladen hatte, bestärkte sie in ihrem Entschlusse, ganz ihren Studien und der Schriftstellerei zu leben. Auch in Jena mochte diese Idee in dem Kreise der Vermehren'schen und Schütz'schen Familie, wo Louise auch die liebenswürdige Dichterin Sophie Mereau kennen lernte, genährt worden sein. Aber der Gewinn, den sie aus ihren Schriften zog, blieb ungeachtet aller ihrer Anstrengungen und eines rastlosen Fleißes nur gering. Vortheilhafte Buchhändlerverbindungen anzuknüpfen, gelang ihr nicht, trotz den vielfachen Bemühungen ihrer Freunde, selbst Schiller's und Seume's. „Zwei Mal", heißt es in einem Briefe des Letztern, „hab' ich in der Unterredung bei Göschen angeschlagen und geforscht, ob er nicht vielleicht eine Unternehmung, wie die von Ihnen vorgeschlagene, noch mitmachen würde, aber er ließ sich immer über seine weitläufigen, schon sehr kostbaren Entreprisen ein, die ihm nicht erlauben würden; innerhalb mehrer Jahre an etwas Anderes zu denken, sodaß ich Ihrentwegen und seinetwegen ihm das Manuscript gar nicht gegeben habe, weil ich vermuthen konnte, daß es Ihnen unter diesen Verhältnissen nicht angenehm sein würde".

So konnte Louise nur durch die Menge ihrer schriftstellerischen Producte dem Mangel eines bedeutenden Gewinns für ein einzelnes zu begegnen suchen, was freilich auf den innern Werth ihrer Leistungen einen nachtheiligen Einfluß äußern mußte.*) Aber der ausgezeichnete Beifall, den ihre bessern poetischen Arbeiten vor dem Richterstuhle der Kritik und bei dem Publicum fanden, bot der durch ihre Lage getrübten Seele oft Erheiterung und Ersatz für Das, was ihr an Lebensglück versagt war. Ihr poetischer Ruhm war gegründet, und der Eifer, mit dem die Herausgeber von Zeitschriften und Taschenbüchern sich um ihre Beiträge bewarben, sprach deutlich dafür, welchen Antheil ihnen das Publicum zollte.

Louisens Phantasie, schon in der Jugend für das Romantische und Ritterliche sehr empfänglich und leicht aufgeregt, erhielt einen eigenthümlichen Schwung bei dem im October 1806 mehre Tage lang dauernden Durchmarsch der französischen siegreichen Truppen durch Weißenfels. Die romantische Ritterzeit trat bei dem Anblick dieser zum Theil durch männliche Schönheit wirklich ausgezeichneten Krieger

---

*) Noch in den letzten Jahren ihres Lebens war sie genöthigt, einem Buchhändler für nicht mehr als 4 Thlr. Honorar für den Bogen einen Roman zu überlassen. Und die Hälfte dieses Honorars mußte sie sich noch entschließen, in Büchern anzunehmen.

lebhaft vor ihre Seele; und ihr Enthusiasmus für die französische Nation, den sie selbst, als Napoleon nach dem tilsiter Frieden durch Weißenfels kam, durch eine in französischer Sprache gedichtete Ode an ihn zu erkennen gab, erhöhete das Mitleid mit den in ihrem Wohnorte zurückgebliebenen Kranken. Aber während ihre Kenntniß der französischen Sprache ihr zur Bekanntschaft mit den bei den Hospitälern angestellten officiers de santé verhalf, wurde sie von einer höchst unglücklichen Leidenschaft ergriffen. Keine Vorstellung ihrer Freunde, ja selbst ihres Bruders war vermögend, die Liebe zu einem in Frankreich verheiratheten Wundarzt zu unterdrücken. Mit glühender Phantasie stellte sie noch 14 Jahre später in der Erzählung: „Die Unmöglichkeit"*) die freilich sehr poetisch behandelte Geschichte jener unglücklichen Liebe dar.

Eine Reise zu ihrem Bruder nach Dresden im Jahre 1808, die zu Louisens Aufheiterung dienen sollte, verfehlte ihren Zweck, indem sie gerade zum Tode seines jüngsten Sohnes ankam. Nur etwa 6 Wochen verweilte sie dort, und wurde dann von ihrem Bruder zu ihrem Onkel, dem Justizamtmann Vollhardt in Dobrilugk, gebracht, weil jener vielleicht nicht ohne Grund fürchtete, der Anblick der französischen Truppen, welche damals aus Polen in Eilmärschen durch Dresden zu dem Kriege in Spanien zogen, möchte den Leiden ihres Herzens neue Nahrung geben. Als ihr Bruder sie, nachdem sie wieder von Dobrilugk nach Weißenfels zurückgekehrt war, im Jahre 1810 besuchte, fand er sie in einer ruhigen, ja heitern Stimmung, zu der aber wol die damals sich anknüpfende Bekanntschaft mit einem so hämischen, von allem poetischen Zartgefühl entblößten Kritiker wie Müllner weit weniger beigetragen haben mag, als man hier und da anzunehmen geneigt ist.

Jene Stimmung war leider nicht bleibend. Neue Leiden der Seele und des Körpers stürmten auf die Unglückliche ein, als in den Kriegsjahren 1812 und 1813 ein furchtbares Nervenfieber in Weißenfels wüthete, von dem sie selbst aufs heftigste ergriffen ward. Kaum hergestellt, setzte sie, vom Gefühl des innigsten Mitleids bewegt, ihre unterbrochenen Besuche in den Lazarethen fort. Aber die dort angeknüpfte Bekanntschaft mit jungen Männern, wie sie von romantischem Heldensinn begeistert, diente nur dazu, die Zahl ihrer grau-

---

*) S. Fr. Kind's „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" auf das Jahr 1821.

Digitized by Google

sam getäuschten Hoffnungen zu vermehren. Bis zum Wahnsinn steigerte sich ihr Leiden, als sie den Tod eines in der Schlacht gebliebenen Offiziers, eines geborenen Spaniers, erfuhr. Sie wünschte zu sterben, da ihr jede Hoffnung auf Lebensglück für immer verloren schien, und nur durch die Bitten und ernsten Vorwürfe ihres Freundes, des Superintendenten Schmidt, ward sie von dem Entschlusse abgehalten, durch Verschmähen jeder Nahrung den Tod Ottiliens in den „Wahlverwandtschaften" zu sterben. Die Muse ward ihr Trost, und mit dem Genuß der Poesie kehrte die verlorene Ruhe wieder in ihr Gemüth zurück.

Wohlthätig auf ihren Seelenzustand wirkte auch eine Reise nach Dresden im Jahre 1817, wo sie bei ihrem Bruder 2 Monate verweilte. Bei einem Ausfluge nach Berlin im Jahre 1819 erhielt sie von den ausgezeichnetsten Gelehrten die erfreulichsten Beweise der Achtung. Besondern Werth hatte für sie die vieljährige vertraute Freundschaft der geistreichen Verfasserin des „Walther von Montbarry", der „Thekla von Thurn" u. a. Romane. Mit Benedicte Naubert in Naumburg verlebte sie viele der genußreichsten Tage und stand bis an ihren Tod mit ihr in ununterbrochenem Briefwechsel. Louisens heitere Stimmung schien zurückgekehrt zu sein, und mit Eifer widmete sie sich der höhern Ausbildung ihres poetischen Talents, nicht ahnend, daß eben dies Talent bald für sie die Ursache eines höchst traurigen Verhältnisses werden sollte.

Im Jahre 1820 hatte sie in Weißenfels einen jungen preußischen Offizier L. kennen gelernt, der, zu Berlin von bürgerlichen Aeltern geboren, durch eine im letzten Feldzuge erlittene Verletzung seiner Brust zum Kriegsdienst untüchtig geworden war. Durch eine mäßige Lieutenantspension war sein Unterhalt kaum gesichert, und er beschloß daher sich der Bühne zu widmen, für die er von frühester Jugend eine leidenschaftliche Vorliebe besaß. Das lebhafte Interesse, das er an der Poesie überhaupt nahm, führte ihn bald zu der mit ihm an einem Orte lebenden Dichterin hin, der er seinen Entschluß mittheilte, ungeachtet ihm Müllner und Schütz in Halle, die nachtheiligen Folgen seines Brustübels für sein ohnehin nicht starkes Organ befürchtend, ernstlich davon abgerathen hatten. Aus seiner Bekanntschaft mit Louisen entwickelte sich bald eine gegenseitige Zuneigung. Die Jugend, das ritterliche Wesen, die Liebe zur Dichtkunst, welche ihr Geliebter zeigte, begeisterte Louisen, und bald war die Verlobung erklärt, ohne daß weder ihr Bruder noch ihre Freunde

etwas davon erfahren hatten. Diese Nachricht war um so überraschender, da die Dichterin erst vor kurzem den Heirathsantrag eines rechtlichen und bemittelten Mannes, der freilich nicht mehr in seiner Blüte stand, von sich gewiesen hatte. In einem Alter von beinahe 44 Jahren eine Verbindung mit einem jungen Manne von 25 einzugehen, schien, ruhig überlegt, ein höchst bedenklicher Schritt; aber Louisens schwärmerische Phantasie gaukelte ebenso leicht darüber hinweg, als über die Beschränktheit ihrer beiderseitigen Vermögensumstände. An der glücklichen theatralischen Laufbahn ihres Geliebten nicht im geringsten zweifelnd, war es ihr Plan, jetzt vorzugsweise als dramatische Schriftstellerin aufzutreten. Aber L.'s Spiel in der Rolle des Hugo in Müllner's „Schuld", mit der er in Weimar debutirte, hatte wenigstens nicht den gewünschten Erfolg, ihm eine Anstellung bei dem dortigen Hoftheater zu sichern. Er beschloß nun nach Wien zu gehen, und Louise, diesen Plan billigend, übernahm nicht nur die Kosten der Reise, sondern begleitete ihn auch, aller Warnungen ihrer Freunde und ihres Bruders ungeachtet, im Mai 1821 selbst dahin. In Wien machte sie Fr. Schlegel's, Grillparzer's, Castelli's u. a. Schriftsteller und Künstler Bekanntschaft. Besondern Werth hatte für sie die Freundschaft der edeln Karoline Pichler, welche ihre Theilnahme an der Dichterin und ihren unglücklichen Schicksalen in einem eignen Aufsatze geschildert hat. *) Aber der eigentliche Zweck der Reise war verfehlt. L.'s Bemühungen, mit dem wiener Hoftheater in Verbindung zu treten, blieben fruchtlos. Er sah sich endlich, nachdem fast der ganze Sommer 1821 verstrichen war, genöthigt, über München nach seiner Vaterstadt Berlin zurückzureisen, und Louise kehrte allein über Dresden, wo sie ihr Bruder zum letzten Male wiedersah und warnte, nach Weißenfels zurück. Auch in München war der Wunsch ihres Verlobten, sich der theatralischen Laufbahn zu widmen, vereitelt worden, und er hatte sich daher genöthigt gesehen, zu Berlin im Departement des Bauwesens, dem er sich früher gewidmet, eine Anstellung zu suchen. Diese Trennung der Liebenden wurde von Louisens Freunden eifrig benutzt, sie zu warnen, was kaum nöthig war, da mancherlei Misverständnisse in ihren Briefen und Reizbarkeit von beiden Seiten das kaum geknüpfte Band bald wieder auflösten. Durch die Aeußerung ihres Geliebten in seinem letzten Briefe:

*) In dem 2. Bde. des „Gesellschafters für einsame Stunden" (Prag, 1822.)

Digitized by Google

„daß er, weit entfernt, sie zu der Verbindung mit ihm zwingen zu wollen, sie ihres ihm gegebenen Worts entbinde und nur noch um die Erhaltung ihrer ihm stets theuer bleibenden Freundschaft ersuche", fühlte sich Louisens Stolz aufs empfindlichste gekränkt. Aber während sie das Anerbieten einer Freundin, eine Wiederanknüpfung des getrennten Bundes zu vermitteln, standhaft von sich wies und vor deren Augen die Briefe ihres Verlobten der Flamme des Ofens weihte, bewog sie weibliche Eitelkeit zu dem Geständniß, daß, in der Ueberzeugung, ihren Freund durch das Zerreißen jenes Bundes nicht minder unglücklich gemacht zu haben als sich selbst, sie nun in dem unaussprechlich quälenden Bewußtsein leide, ihr sonst allem Bösen so fern gebliebenes Herz, das nur zur Liebe geschaffen, mit der nicht abzubüßenden Schuld der grausamsten Härte beladen zu haben. Einen furchtbaren Kampf mag es ihr gekostet haben, das Gefühl, alle ihre Hoffnungen auf das Glück der Liebe vernichtet zu sehen, nur einigermaßen zu verbergen; aber sie war wenigstens darin glücklich zu nennen, daß sie es, zuverlässigen Nachrichten nach, wirklich konnte. Dies scheint die Ansicht der geistreichen Karoline Pichler zu bestätigen, welche Louisen überhaupt keiner heftigen Leidenschaft fähig hielt. „Alles wies bei ihr", heißt es in dem unlängst erwähnten Aufsatze, „auf eine ruhige Neigung hin, welche ihr Glück und ihren Lohn in sich selbst findet. Sogar der Verlust geliebter Gegenstände, auf welche Art die Trennung auch geschehen sein mochte, hatte sie, nach ihrem eignen Geständnisse, beiweitem nicht so unglücklich gemacht, als man es bei einer Dichterin hätte vermuthen sollen, deren lebhafte Phantasie oft nur zu geneigt ist, da Grund zum Schmerz zu sehen, wo gar keiner vorhanden ist, oder doch den wirklichen zu unnatürlicher Höhe zu steigern. Clotildens Charakter in der Erzählung „Das Bild" in der „Cornelia" auf das Jahr 1823 gibt so ziemlich ein Bild von Louisens Art zu fühlen. Dieselbe stille Genügsamkeit, dieselbe Ergebung, dieselbe geheime Verehrung des geliebten Gegenstandes, welche sich mit diesem innern Gottesdienste begnügt, ohne weitere Ansprüche auf Erwiderung oder Besitz zu machen".

Mit dieser Schilderung übereinstimmend, schien Louise nach ihrer Rückkehr von Wien ruhiger und heiterer als je. Mehr als irgend ein Gedanke an Liebesglück schien sie der Kampf der Griechen zu bewegen, und die 2 Lieder, die sich mit der Ueberschrift: „Griechenland", in ihrem Nachlasse ge-

Digitized by Google

funden haben*), ließen ein größeres werthvolles Ganze über diesen Gegenstand erwarten. Tief in sich selbst verschlossen, verbarg sie ihren Seelenzustand vor allen ihren Freunden und selbst ihr Bruder erfuhr nach seiner entschiedenen Misbilligung jener Heirath nichts mehr von den Angelegenheiten ihres Herzens. Da ihr auch in ihren Briefen an ihn nie eine schwermüthige Aeußerung entschlüpfte, so konnte weder er noch sonst Jemand den bald darauf ausbrechenden Sturm ihres mit der wildesten Verzweiflung kämpfenden Gemüths ahnen.

Als in den letzten Tagen des August 1822 eine bedeutende Heeresmasse preußischer Truppen in Weißenfels und in die Umgegend zu Uebungen einrückte, verließ die Dichterin, wahrscheinlich besorgt, durch diese Bilder des Kriegs trübe Erinnerungen an eine mehrjährige Vergangenheit zu wecken, in den ersten Tagen des September ihren Wohnort und reiste nach Halle. Dort, im Hause des Professor K. J. Schütz wohnend, fühlte sie sich gegen dessen Gattin, der bekannten Henriette Händel-Schütz, zu dem schmerzlichsten Geständniß der Reue bewogen. Sie klagte sich wegen der an ihrem Geliebten begangenen Grausamkeit als eine Tyrannin an, als eine Schuldbeladene, von den schrecklichsten Vorwürfen ihres Gewissens gefoltert. Jedes Mittel, sie aufzuheitern, oder wenigstens zu trösten, blieb fruchtlos. Selbst ärztlichen Rath und die Verordnung von Aderlässen und Fußbädern verschmähte sie, als man, da ihr Reden und Thun offenbare Spuren eines an Wahnsinn grenzenden Seelenleidens verrieth, zu jenen Mitteln seine Zuflucht nehmen zu müssen glaubte.

Am 9. September entfernte sie sich Abends gegen 11 Uhr, nachdem sie zuvor ihren Freunden scheinbar ruhig gute Nacht gesagt hatte, heimlich aus dem Hause. Vergebens suchte man sie noch den Abend bei ihren Bekannten. Erst gegen Mittag des folgenden Tages wurde sie von einer Polizeiwache in das Zimmer des Professors Schütz gebracht. Sie war von den Wächtern angehalten worden, als diese, durch Vorübergehende aufmerksam gemacht, am Ufer eines dicht an der Stadt mehre Mühlen treibenden Arms der Saale die Unglückliche händeringend und in den Strom hinabschauend gefunden hatten. Nicht nur diese Geberden, auch die Nach-

*) Zuerst gedruckt in „Morgenblatt", 1822, dann in den „Auserlesenen Dichtungen" von Louise Brachmann. Bd. 2, S. 9. fg.

lässigkeit ihres Anzugs deutete auf Wahnsinn, und, um einen muthmaßlichen Selbstmord zu verhindern, war sie in polizeilichen Gewahrsam gebracht worden. Auch hier, wie in dem Augenblicke, wo sie verhaftet ward, blieb sie jede Auskunft über ihren Namen, Aufenthalt und die Absicht ihres Hierseins schuldig. Erst am Morgen, nach einer meist schlummerlos zugebrachten Nacht auf der Wachtstube, gab sie sich zu erkennen, foderte Papier und Schreibzeug und schrieb ein Billet an den Professor Schütz, das sie ihrem Wächter, mit dem Auftrage es ihm zu überbringen, offen einhändigte. Durch die darin ausgesprochenen Bitten, aus der unbequemen Lage, worein sie ein wunderlicher Zufall versetzt habe, sie unverzüglich zu befreien, wurde die Polizeibehörde wenigstens einigermaßen über ihre Person aufgeklärt und ließ zugleich mit dem Billet sie selbst in die Wohnung des Prof. Schütz bringen. Gleichgültig und ohne die leiseste Spur einer Gemüthsbewegung zu verrathen, entschuldigte sie ihr Verschwinden mit einer jetzt öfters sie befallenden Angst, welche sie aus dem Zimmer getrieben habe, um sich in der kühlen Nachtluft zu erholen.

Daß diese Entschuldigung nur eine leere war, davon fühlte sich Schütz augenblicklich überzeugt; und da jede Vorstellung fruchtlos blieb, sie zur Rückkehr in ihren Wohnort zu bewegen, so war es Schütz höchst willkommen, daß der Professor Schilling sich bereden ließ, die Unglückliche in seine Wohnung aufzunehmen. Dort befand sich eine ihrer ältesten und vertrautesten Freundinnen, die Frau Predigerin von Wille aus Weißenfels, welche schon öfters bei ähnlicher trauriger Gemüthsstimmung einen wohlthätigen Einfluß auf sie gehabt hatte. Aber auch dieser würdigen Frau, mit der sie noch 8 Tage in Einem Zimmer wohnte, gelang es nicht, Louisens geheimnißvolles, aber um so tieferes Seelenleiden zu mildern. Was sie über ihren Zustand sprach, athmete Unzufriedenheit, nicht mit der äußern Welt, sondern mit sich selbst. Sie schien an ihrem Talent, an ihrem Werth als Schriftstellerin, ja an ihrem Herzen selbst irre geworden zu sein. Ihr ganzes Wesen concentrirte sich in dem traurigen Gefühl eines verfehlten Lebenszwecks.

Am 17. September Abends gegen 10 Uhr begab sie sich aus dem Kreise der Familie, mit der sie noch an jenem Abend den unweit ihrer Wohnung an dem früher erwähnten Arm der Saale gelegenen Jägerberg besucht hatte, scheinbar ruhig und von ihrer zärtlich um sie besorgten Freundin begleitet,

Digitized by Google

auf ihr gemeinschaftliches Schlafzimmer. Während Louise sich umkleidet, geht Frau von Wille völlig unbesorgt noch einmal zu ihrer in demselben Hause wohnenden Tochter, der Gattin des Professor Schilling, und als sie nach Verlauf von kaum einer halben Stunde zurückkehrt, findet sie Louisen verschwunden. Alle Nachforschungen in und außer dem Hause blieben vergebens. Aber der Inhalt mehrer Billets von ihrer Hand, mit vollkommener Besonnenheit und wahrscheinlich schon früher geschrieben, welche man, nebst den Schlüsseln zu ihrer Wohnung in Weißenfels, noch in jener Nacht auf einem Tische ihres Zimmers liegen fand, verbreitete ein furchtbares Licht über ihr Verschwinden. „Mögen Deine guten Kinder", hieß es auf einem dieser traurigen Abschiedsblättchen, an ihren Bruder gerichtet, „die Sachen, die ich treulich bewahrt habe, genießen. Ich ahne, daß wir uns nicht wiedersehen. Küsse Deine guten Kinder und lebe wohl!" Ein anderer Zettel, und zwar der einzige, den man versiegelt fand, enthielt die Worte: „Ein zu schmerzliches Schicksal, mein theurer Bruder, läßt mich erliegen. Mögen Deine guten Kinder sich an Dem erfreuen, was ich ihnen theils redlich von unsern Aeltern bewahrt, theils treulich verdient habe. Entsetzlich scheint meine Schuld, aber doch noch unglückseliger ist deine verlorene Schwester". In einem dritten und vierten Billet hatte sie blos einige kleine Geschenke bestimmt, die ihr Bruder aus ihrem geringen Nachlaß an ihre Freunde und Freundinnen vertheilen sollte. In dem fünften und letzten Billet aber, an den Superintendenten Schmidt in Weißenfels gerichtet, fanden sich folgende Aeußerungen: „Vertheidigen Sie mich, wenn ich, wie mir ahnt, bald nicht mehr bin, gegen einen ungerechten Verdacht, als ob ich aus Ungeduld eine Verbindung zu schließen gestorben. Daß dies der Fall nicht ist, weiß Gott! Sorgen Sie mit dafür, das die an meinen Bruder gethanen Bitten *) ausgeführt werden. Noch tausend Dank allen meinen Freunden! Möchte der schreckliche Schein, der auf mich fallen wird wegen einer unbegreiflichen Handlung des Wahnsinns der Verzweiflung nicht Alle mich verkennen lassen!" Wer vermag zu bestimmen, was in ihrer Seele vorging, als sie diese furchtbaren und doch von so klarer Besonnenheit zeugenden Worte schrieb? Noch ein halbes Jahr vor ihrem Tode hatte sie ihrem Bruder das nachfolgende Gedicht gesendet:

---

*) In Betreff jener Vermächtnisse.

Digitized by Google

Mein Trostspruch.

Wol von mannichfachen Wunden
Ist mein Herz zum Tode matt,
Und wo werd' ich denn gesunden
Als an letzter Ruhestatt? —
Doch auf meines Grabes Mitten
Schreibe man nach Kämpferart:
Daß ich treu den Kampf gestritten,
Treu und muthig ausgeharrt!

Erst am 24. September Abends gegen 8 Uhr, also volle 7 Tage nach der verzweiflungsvollen That, fand man die Leiche der Unglücklichen. Sie schwamm in dem früher erwähnten Arm der Saale, unterhalb der eine Viertelstunde von der Stadt gelegenen Steinmühle, und war von ein Paar vorübergehenden Spazirgängern zuerst bemerkt und hierauf von den aus der Mühle herbeigerufenen Arbeitern ans Ufer gezogen worden. Auf eine der Polizeibehörde gemachte Anzeige ward sie noch denselben Abend nach der Stadt in das Inquisitoriatsgebäude gebracht. Wegen des bereits sehr zerstörten Zustandes, in welchem sie sich befand, mußte die Obduction unterbleiben, und nur an ihrer wohlbekannten Kleidung vermochte die Gattin des Professors Schütz, die am folgenden Morgen um Besichtigung des Körpers zu dessen Recognition ersucht ward, die geliebte Todte wiederzuerkennen. Wahrscheinlich hatte sie sich von einer kleinen Brücke neben der Ziegelhütte herabgestürzt, aus welcher sie einen ganz neuen Mauerstein um den linken Arm mit einer langen, starken Schnur befestigt und dieselbe vielfach um den Stein, den Arm und dann über die Brust hin um den Hals geschlungen hatte. Noch am Abend desselben Tages ward sie auf dem hallischen Kirchhof still beerdigt, und wol könnte ihr keine rührendere Grabschrift werden, als folgende Verse, die sich unter ihren Papieren fanden:

Warm konnt' ich hoffen und unnennbar lieben,
Und treu beharrt' ich, wo ich Liebe gab —
Was ist von Allem tröstend mir geblieben?
Von Lieb' und Hoffnung? — Nur ein einsam Grab.

Was Louisen an Schönheit mangelte, da ihre Gestalt klein und mit der Länge des Kopfs und den fast männlichen Gesichtszügen im Misverhältnisse stand, wurde reichlich vergütet durch ihre Geistesbildung und die Gutmüthigkeit, die sich in ihrem sanften Auge spiegelte. Mit strenger Religiosität und Sittlichkeit, einem zarten Sinn für Freundschaft und unaussprechlicher Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten, verband

sie ein bis zur eignen Aufopferung sie hinreißendes Mitleid bei fremden Leiden. Wie sehr sie im Wohlthun ihre Freude fand, bestätigt folgende Erzählung der talentvollen Dichterin Auguste Jakobi, welche Louisen zu Anfange des Jahres 1822 in Leipzig traf und mit ihr nach Halle reiste. „Wir stiegen im Kronprinzen ab und unterhielten uns in unserm Stübchen recht gemüthlich. Als es dämmerte warf Louise einen Schleier über, nahm ein großes Packet unter den einen, mich unter den andern Arm, und so gingen wir durch mehre krumme, häßliche Straßen, bis wir endlich an ein kleines Haus kamen, dessen Wohnstube wir öffneten. Ein kranker Mann von ungefähr 50 Jahren lag in einem dürftigen Bette; eine Frau saß daneben und spann; 4 arme Kinder sprangen an die Brachmann freudig heran und riefen: „Ach Louise, bringst du wieder etwas? Du bist lange ausgeblieben". Nun kramte sie ihre Schätze aus: für jedes der Kinder ein Hemde, Rock, Tuch und Jacke; für die Mutter Wolle zu Strümpfen; für den Mann 3 neue Hemden; für Alle einige Eßwaaren, und für den Kranken Eingemachtes, auch Thee und Zucker. „Ach, wenn Sie wüßten", begann die Mutter, „was Mamsell Louise Meyer schon für Gutes an uns gethan hat, und ohne uns früher gekannt zu haben! Zufällig trat sie einmal bei Regenwetter in unsere Hütte, und seitdem hat sie uns so geholfen, daß wir oft denken, Gott habe uns seinen heiligen Engel geschickt! „Gute, treffliche Louise", sagt' ich, ihr gerührt die Hand drückend, „sogar Ihren Namen entziehen Sie der Dankbarkeit!" „Den armen Leuten", erwiderte sie leise, „ist es einerlei, ob ich Brachmann oder Meyer heiße, und hier soll es Niemand wissen! Eine gute That schändet zwar nie, aber sie wird entweiht durch vieles Lob. Auch beim Wohlthun, wie bei der Liebe, ist das Geheimniß ein doppelter Reiz!" Dies sprach sie, ließ sich die Rechnung des Apothekers und des vierteljährigen Schulgeldes der Kinder geben, bezahlte Beides und verließ, von mir in stiller Bewunderung begleitet, das Haus, indem sie den Unglücklichen noch versprach, in 14 Tagen wiederzukommen".

Mit dieser edeln Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und Zurückhaltung, die ihrem Charakter eigen, war freilich für sie zum Unglück ein gänzlicher Mangel an praktischer Tüchtigkeit verbunden, an Muth, den Vorfällen des äußern Lebens zu begegnen. Sie schien an einer gewissen Unentschlossenheit und Schüchternheit zu leiden, welche ihr manchmal beinahe ein unbeholfenes Ansehen gab. Aus Aengstlichkeit, Niemanden zu beleidigen, war sie nicht fähig, ungerechten Foderungen,

Digitized by Google

lieblosen Klätschereien oder übler Nachrede einigen Widerstand entgegenzusetzen, oder sie muthig zu verachten. Zu körperlicher Verstimmung, die bei ihrem schwachen und zarten Nervensystem öfters eintreten mochte, durften sich nur noch die Besorgnisse über ihre ökonomischen Verhältnisse gesellen, und die Furcht, den Stürmen der wirklichen Welt, denen sie so wenig gewachsen war, begegnen zu müssen: so ward durch das Zusammentreffen so vieler ungünstigen Umstände bald jener unglückliche Gemüthszustand in ihr erzeugt, ihr Verzagen und Aufgeben jeder Hoffnung, ihr eigensinniges Verschließen des Blicks vor jeder beruhigenden Aussicht, die früher erwähnte Geringschätzung ihres Talents, ja ihres Herzens.

Nachfolgendes Bruchstück einer angefangenen Erzählung, welche sich unter Louisens nachgelassenen Papieren fand, darf als ein denkwürdiger Beitrag zu ihrer Biographie hier nicht fehlen, weil sie ohne Zweifel sich selbst darin zu schildern beschlossen hatte.

„Furchtbar gefährlich ist die kleinste Abweichung der einmal angenommenen ehrwürdigen Gesetzlichkeit für unser Geschlecht, welches bestimmt ist, ohne kühnen Ueberblick in seinen schirmenden Schranken zu wandeln. Vernimm denn, meine Freundin, die Geschichte meiner Schuld und meines namenlosen Unglücks. Du wirst dann die Ursache finden, warum Du in diesen Tagen meine Augen von wundbrennenden Thränen matt siehst, warum ich gleich einem gequälten Schatten umherirre. Ach, dem Leben gehör' ich nicht mehr an, und muß dennoch von Schuld belastet vor dem Tode zurückbeben. Die einzige Entschuldigung für mich mag in dem grausam schnellen Wechsel von Glück und Unglück liegen, dem ich von meiner Kindheit an unterworfen war. Früher das glücklichste Kind, wuchs ich bis in das Alter der Jungfrau auf, ohne die Widerwärtigkeiten des Lebens gekannt zu haben; geliebt von meinen Aeltern, von freundlichen Geschwistern, von mancher holden Jugendgespielin, und unter ihnen vorzüglich Einer, die an Zärtlichkeit und Treue mir glich. So aufgezogen im Sonnenschimmer der wärmsten Liebe, stand ich an der Grenze, wo das Kind in den höhern Frühlingsflor der Jugend tritt. Da griff mit einem Male die eisige Hand des Unglücks in meine Freudenblumen: der Tod entriß mir in kurzem Alles, was mir theuer gewesen war, Aeltern, Geschwister, Freunde, alle kostbaren Güter des Lebens, und ich stand allein in der weiten Welt.*) Mein

*) „Louisens Unglück", sagt Karoline Pichler in ihrem früher erwähn-

Schmerz war so grenzenlos, als mein tiefes Gefühl erwarten ließ, und meine schwärmerische Phantasie, mein Eigenthum von früher Kindheit her, vergrößerte nur noch die Hoffnungslosigkeit meiner Lage. Indeß erhob sie mich auch späterhin und ließ mich in einer überirdischen Welt die Freuden finden, die mir die harte Wirklichkeit versagte".

„Allein auch bald gestaltete das Leben sich milder gegen mich. Ich weiß nicht, ob eben dieser Hang zur Schwärmerei, ob meine kindlich unschuldige Unbekanntschaft mit den Verhältnissen der wirklichen Welt, auch wol der Ausdruck duldender Schwermuth, den wol mein Schicksal mir aufdrang, mir etwas Interessantes in den Augen der Männer gab. Ich, in dem Hause einer entfernten Verwandtin lebend, ward immer von Männern gesucht, die mir Antheil, die mir oft die zärtlichste Neigung bewiesen. Einige von ihnen ehrten mich durch den Antrag ihrer Hand; aber (und hier war der erste Abweg vom rechten Pfade) ich hörte weniger auf die Stimme meines Gefühls, das sich wol zu einem oder dem andern biedern, liebenden Jünglinge hinneigte, als auf meine Phantasie, die in Idealen von Vollkommenheit". — —

Hier bricht das Manuscript ab, dessen Inhalt sich offenbar auf das Schicksal der unglücklichen Dichterin bezieht. Daß sie eine solche in dem edeln Sinne des Worts war, dafür bürgt schon das ehrenvolle Zeugniß Schiller's in seinem früherhin angeführten Briefe. In ihren Werken athmet überall die reinste, edelste Gesinnung. Nur der Religion, der Liebe und Freundschaft, der Kunst und Natur, dem Vaterland und der Freiheit, Dem, was den Menschen als das Wichtigste und Heiligste gilt, war ihre Muse geweiht. Aber ihr Genius, der sich in allen Gattungen der Dichtkunst, selbst in der dramatischen, obwol in dieser nur wenig und unbedeutend, versucht hatte, fühlte sich doch vorzugsweise zu der lyrischen Poesie hingezogen, was schon aus ihrem Leben und Charakter erklärlich ist. Tiefe, Stärke, Innigkeit und Zartheit der Empfindung, edle Begeisterung für sittliche Schönheit, ein

---

ten Aufsatz, „rührte wol größtentheils daher, daß sie, was freilich für jedes weibliche Wesen mislich ist, schon in früher Jugend allein stehen mußte, und daß gerade sie weniger als viele ihres Geschlechts, welche durch Vereinzelung auf sich selbst gewiesen werden, im Stande war, sich allein zu behaupten. Familienverhältnisse, eigne oder fremde, in denen sie sorgenfrei, aber liebevoll theilnehmend hätte leben können, würden ihr wohlgethan haben. Andere hätten für ihr äußeres Leben sorgen und sie dem stillen Walten in ihrer innern Welt überlassen sollen, in welcher allein ihr wohl war".

Digitized by Google

feiner Sinn für rhythmischen Wohlklang, verbunden mit einer, wenn auch nicht reichen, doch blühenden Phantasie, gab ihren Gedichten jenes lebhaft Ergreifende oder sanft Anziehende, was ihr so viel Beifall und Theilnahme bei verwandten Seelen erwarb. Aber ihre Poesie war und blieb stets subjectiv. Ihr fehlte eine feste, sichere Weltanschauung, das Talent, aus sich selbst herauszugehen und sich gleichsam in dem Gegenstande, den sie bilden wollte, zu verlieren. Dieser Gegenstand blieb immer nur sie selbst, mit ihrem ewig bewegten, meist exaltirten Gemüthe.

Jener Mangel an Objectivität und plastischer Darstellungsgabe zeigt sich auch sehr deutlich in ihren Novellen und Erzählungen. Abgesehen davon, daß Liebe in sehnsüchtig-elegischer Stimmung fast ohne Ausnahme darin das wiederkehrende Thema ist, sieht man deutlich, wie sich die Verfasserin freut, wenn sie in dem Gange der Darstellung auf Situationen trifft, die ihr gestatten, wieder in sich selbst zu versinken und gleichsam in den Empfindungen zu schwelgen, die der behandelte Stoff in ihr rege gemacht hat. Ohne es eigentlich zu beabsichtigen, bekommt doch die ganze Welt um sie her die Farbe ihres Innern und eben dadurch jenen phantastischen, zauberähnlichen Anstrich, der für ein schwärmerisches Gemüth so anziehend ist. Aber auch ruhigere Naturen wird die Eigenthümlichkeit einer so schönen Seele, als die verewigte Dichterin war, mehr oder minder ansprechen.

Mit Recht haben unter den „Auserlesenen Dichtungen" von Louise Brachmann*) nur diejenigen eine Stelle gefunden, welche in Gehalt und Form als freie, nicht durch den Bedarf schriftstellerischen Erwerbs hervorgebrachte Erzeugnisse der Phantasie sich bewährten. Aber zur Kenntniß ihrer sämmtlichen Werke darf nachfolgendes Verzeichniß nicht fehlen:

1) Gedichte. Dessau und Leipzig, 1808.
2) Romantische Blüten. 1. Bdchn. Mit Kupf. Wien, 1817.
3) Das Gottesurtheil. Rittergedicht in 5 Gesängen, nebst einem Nachwort von Müllner. Leipzig, 1818.
4) Novellen und kleine Romane. Ebendas., 1819.
5) Schilderungen aus der Wirklichkeit. Ebendas., 1820.
6) Novellen. Nürnberg, 1822.**)

---

*) Leipzig, 1824. 2 Bde. (herausgegeben vom Prof. K. J. Schütz zu Halle). Einen 3. und 4. Bd., der Dichterin auserlesene Erzählungen und Novellen enthaltend, gab K. L. M. Müller zu Leipzig, 1825 heraus.

**) Der Roman: „Verirrungen, oder die Macht der Verhältnisse", herausgegeben von Louise Brachmann (Leipzig, 1822), ist nicht von ihr,

Digitized by Google

6) Romantische Blätter. Wien, 1823.
7) Auserlesene Dichtungen von Louise Brachmann, herausgegeben und mit einer Biographie und Charakteristik der Dichterin begleitet vom Prof. (K. J.) Schütz zu Halle. 1. und 2. Band. Leipzig, 1824. (Die lyrischen, elegischen, idyllischen und epischen Dichtungen enthaltend.) 3. und 4. Band. Leipzig, 1825 (eine von K. L. M. Müller besorgte Auswahl ihrer Novellen und Erzählungen liefernd).

Beiträge in Versen und in Prosa, welche einzeln anzuführen den Raum dieser Darstellung überschreiten würde **), hat Louise Brachmann geliefert zu Schiller's Horen 1797; zu dessen Musenalmanach, 1799; zur Eudora, 1804; zu Streckfuß's u. Treitschke's Musenalmanach, 1805; zu Becker's Erholungen von 1803 — 7; zu v. Halem's Irene 1804; zu St. Schütze's Taschenbuch für Liebe und Freundschaft, 1806 — 23; zur Minerva, 1806; zur Urania, 1810, 1813 u. 1815; zu Kuhn's Hortensia, 1811; zu den Erholungen, einem thüringischen Wochenblatt, 1812; zum Rheinischen Taschenbuch, 1817, 1820 u. 1822; zu Theodor Hell's Penelope, 1818, 1820 u. 1822; zu St. Schütze's Wintergarten, 1817, 1818 u. 1821; zu Fouqué's Frauentaschenbuch, 1819 — 22; zu Uthe-Spazier's Sinngrün, 1819; zum Koburgischen Taschenbuch, 1821; zur Aglaja, 1822; zur Concordia, 1822; zur Charis, 1822; zur Wiener Zeitschrift für Kunst, Mode und Literatur, 1822; zur Cornelia, 1823; zu Castelli's Taschenbuch: Huldigung den Frauen, 1823 u. a. m.

Nachrichten von den Lebensumständen der Dichterin und Urtheile über ihre Werke enthalten

1) ihr eigner Aufsatz: Einige Züge aus meinem Leben, besonders in Bezug auf Novalis, in Fr. Kind's Harfe. Th. 2, S. 291 — 312.
2) Die vor dem 1. Bande ihrer auserlesenen Dichtungen (Leipzig, 1824), S. VII — CII befindliche Biographie und Charakteristik vom Prof. K. J. Schütz in Halle. Nachträge dazu im 2. Bande, S. III — XXXV.
3) C. W. O. A. von Schindel, Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts. Th. 1, S. 49 — 57, Th. 3, S. 22 — 53. Leipzig, 1823.
4) J. G. Meusel's Gelehrtes Deutschland. (5. Ausg.) Bd. 17, S. 229 fg. Lemgo, 1796.
5) Fr. Horn, Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands. 2. Ausg. S. 287 fg. Berlin, 1821.

---

wie Raßmann in seinem „Handwörterbuch der verstorbenen deutschen Dichter" (Leipzig, 1826, S. 371) irrig angibt, sondern das Product einer schon rühmlich bekannten Schriftstellerin, die aber die Herausgeberin nicht nannte. S. v. Schindel, „Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts", Th. 3, S. 50.

**) Ein genaues Verzeichniß dieser Beiträge gibt v. Schindel a. a. O. Th. 1, S. 51 — 57, Th. 3, S. 50 — 53.

Digitized by Google

6) Louise Brachmann; ein Aufsatz von Karoline Pichler im 2. Bde. des Gesellschafters für einsame Stunden. Prag, 1822.
7) Louise Brachmann. Auszug eines Reisejournals von Auguste Jakobi (in den vom Prof. Schütz herausgegeb. Auserlesenen Dichtungen von L. B. Bd. 2, S. XXI fg.).
8) Louise Brachmann und ein Denkmal, wie sie es wünschte. Ein Aufsatz von K. Panse in der Zeitung für die elegante Welt. März, 1824.
9) Sappho, ein Aufsatz von Müllner im Literaturblatt zum Morgenblatt, 1822, Nr. 86.
10) Louise Brachmann und Hr. August Kuhn, ein Aufsatz von Müllner im Literaturblatt zum Morgenblatt, 1823, Nr. 38, als Erwiderung auf Nr. 188 des Freimüthigen vom J. 1822.
11) Philippi's Merkur, 1822, Nr. 131.
12) Fr. Raßmann's Gallerie der jetzt lebenden Dichter, Romanschriftsteller u. s. w. S. 7. Helmstädt, 1818.
13) Dessen Pantheon deutscher jetzt lebender Dichter u. s. w. S. 35 fg., S. 389. Helmstedt, 1823.
14) Dessen literarisches Handwörterbuch der verstorbenen deutschen Dichter u. s. w. S. 371, 454. Leipzig, 1826.
15) Allgemeine Encyklopädie der Künste und Wissenschaften. Herausgegeben von Ersch und Gruber. Th. 14, S. 183 fg.
16) Allgemeine Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände (Convers.-Lexikon), 7. Originalaufl. Bd. 2, S. 149. Lpz., 1827.
17) H. A. Pierer's Encyklopädisches Wörterbuch der Wissensch., Künste u. Gewerbe. Bd. 4, S. 215. Altenburg, 1824.

Digitized by Google

Digitized by Google

Biographische Andeutungen.

Digitized by Google

Graf Karl von Harrach,

zu Rohrau, k. k. Kämmerer, Rathsgebietiger der deutschen Ordensballei Oestreich und Commenthur, der Arzneikunde Doctor. Gestorben den 19. Oktober 1829. *)

Graf Karl von Harrach, der dritte Sohn Ernst Guido's Grafen von Harrach, k. k. Geheimenraths, und Josephens, Gräfin von Harrach, geborener Gräfin von Dietrichstein, Tochter des Fürsten Karl von Dietrichstein zu Nikolsburg, zeichnete sich schon in früher Jugend durch Frohsinn, Lebhaftigkeit des Geistes und große Fähigkeiten aus. Unter den Freunden seines väterlichen Hauses waren die ersten Männer des Staats, hoch mit dem Vertrauen der Kaiserin Maria Theresia und des Kaisers Joseph beehrt, wie die Feldmarschälle Grafen Neipperg und Lascy; als Jüngling wuchs er in den Gesellschaften der Fürstin Liechtenstein und andern geselligen Kreisen auf, welche damals Kaiser Joseph mit seinem Besuche beehrte. Dieser ernannte den 23jährigen jungen Mann, nachdem derselbe sich zuvor unter der Leitung des Staatsraths Freiherrn von Egger für den Staatsdienst gebildet hatte, zum Gubernialrathe in Prag, wo er neben dem jetzigen Geheimenrathe Freiherrn von Mayern und an-

*) Diese aus einer guten Quelle uns mitgetheilte Skizze berichtigt die bisher bekannt gewordenen Nachrichten von dem Leben des edeln Grafen Karl von Harrach. Wir setzen nur noch hinzu, daß er zu Wien am 11. Mai 1761 geboren war und zu der jüngern Linie seines alten, berühmten Hauses gehörte. Sein Bild hat, wenn wir nicht irren, Agricola im J. 1821 gemalt und Rahl in Kupfer gestochen. Doch Männer, wie Graf Leopold von Berchtold und Graf Karl von Harrach, welche nur gelebt haben um die Thränen der Leidenden zu trocknen, bedürfen nicht des Grabstichels um auf die Nachwelt zu kommen.

Die Red.

Digitized by Google

dern seitdem mit den ersten Aemtern der innern Verwaltung betrauten Staatsmännern diente. Schon zu Prag, wo er mit dem Geheimenrathe Freiherrn von Mayern in einem Stockwerke wohnte, ergab er sich mit Feuereifer den Studien aller Art, vorzüglich aber dem der Arzneikunde; er sammelte schon damals Bücher und Waffen, und bei einem Versuche, den er zu Prag mit einer geladenen Sackpistole machte, schoß er sich die Kugel durch die Hand, so glücklich in diesem Unglücke, daß die Hand ohne wesentliche Verletzung wieder geheilt ward. Ebenso glücklich kam er später aus einem Zweikampfe davon, dessen Secundant seinerseits der Freiherr von Steigentesch war. In der Blüte männlichen Alters hoffte er seines Lebens Glück in der Vermählung mit der Tochter des Grafen von Fries zu finden, welche später die Gemahlin des sächsischen Ministers Grafen von Schönfeld wurde. Da er aber zu dieser Verbindung die Einwilligung seiner Aeltern durchaus nicht erhalten konnte, nahm er das Johanniterkreuz, schon damals von dem edelsten Geiste wohlthätiger Menschenfreundlichkeit beseelt, welcher den Rittern des Spitals ihre Stelle nicht nur im Felde, sondern auch am Krankenbette anwies.

Von Kaiser Leopold zum Kämmerer ernannt, entsagte Graf Harrach dem Staatsdienste, um einzig und allein den Wissenschaften leben zu können. Er wollte keinem Zweige derselben fremd bleiben; doch wandte sich sein Fleiß vor Allem zu dem Studium der Sprachen und dem der Arzneikunde. Nachdem er von Prag aus seine Resignation eingeschickt hatte, unternahm er von dort aus, ohne nach Wien zu kommen, eine Reise ins nördliche Deutschland, nach Dresden, Weimar und Jena, nach Göttingen und Berlin; aber er kam weder nach Frankreich noch nach England, und die Reise in diese beiden Länder blieb stets der große unerfüllte Wunsch seines Lebens.*) Auf dieser Reise durch Deutschland huldigte er durch Besuch den Altermännern deutscher Literatur, den Stimmführern im Fache der schönen Wissenschaften, der Naturwissenschaften und der Alterthumskunde, Göthe, Blumenbach, Hufeland, Böttiger und andern Gelehrten und Aerzten des ersten Ranges, die er persönlich kennen lernte und denen er

---

*) Die in dem Nekrologe des „Wiener Beobachters“ enthaltene Angabe, daß er England und Frankreich durchreist habe, ist ebenso unrichtig als die in dem Nekrologe der „Allgemeinen Zeitung“, daß er, vom Majoratsherrn nicht großmüthig genug bedacht, für seine Krankenbesuche von Reichen Geld genommen habe.

Digitized by Google

zeitlebens Verehrung bewahrte. Zu Wien selbst stand er mit den ausgezeichnetsten Literatoren damaliger Zeit, mit Eckhel, Denis, Alxinger, Blumauer, Born, dem Grafen von Walleinstein (dem Botaniker) und d'Elci in vielfacher wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Berührung. Er besuchte in früherer Zeit das Haus des Regierungsraths Herrn von Greiner (Vaters der größten östreichischen Schriftstellerin, der Frau Karoline Pichler), in späterer das des Regierungsrathes des edeln Grafen von Burgstall, der soeben die edle Schottin Johanne Cranestown (die Schwägerin Dugald Stuart's) als Braut nach Hause geführt hatte. Graf Burgstall lebte zugleich den Geschäften und den Wissenschaften, und sein Haus war damals zu Wien wie später zu Grätz ein Vereinigungspunkt der gewähltesten Gesellschaft unterrichteter Männer und gebildeter Frauen.

In derselben Zeit bildete sich Graf Harrach durch den Umgang mit den damaligen großen Aerzten Peter Frank, Adam und Wilhelm Schmidt, Jacquin, Prohaska, sowie durch die Lehre dieser und anderer Männer zum praktischen Arzte aus. Die Aerzte, welche er bei seinen eignen Leiden zu Hülfe zog, waren die Doctoren Wirrer und Staudenheim, die ihn auch in seiner Todeskrankheit behandelten. Als ihn im Jahre 1802 ein Spitalfieber, das er sich am Krankenbette zugezogen, an den Rand des Grabes gebracht hatte, bewies er seine Erkenntlichkeit für die Bemühungen des ihn damals behandelnden Arztes (Staudenheim) durch ein Vermächtniß von 10,000 Gulden, deren Genuß er ihm bei seiner Wiedergenesung sogleich überließ.*) Das Jahr hierauf wurde er zum Doctor **) und zum Magister der Geburtshülfe ***) graduirt. Als Arzt widmete er seine immer unentgeldliche Hülfe vorzüglich den Armen, für die er nicht nur die Arzneien bezahlte, sondern denen er auch andere nöthige Unterstützungen angedeihen ließ. Sein reinmenschlicher Wohlthätigkeitssinn beschränkte sich nicht nur auf die Armen, die er als Kranke behandelte, sondern auch auf die Eingekerkerten, und war besonders solchen Sträflingen zugewendet, welche, nach ausgestandener Strafzeit ohne Vermögen der Gesellschaft wieder zurückgegeben, eines hülfreichen Armes zur Befestigung ihrer Schritte auf gutem Wege bedürfen. Derselbe Geist reiner,

---

*) Im „Hamburger unparteiischen Correspondenten" vom 19. Febr. 1803, Nr. 29, zur öffentlichen Kenntniß gebracht.

**) 25. Juni 1803.

***) 10. August 1803.

Digitized by Google

allgemeiner Menschenliebe, welcher dem englischen Admirale Sir Sidney Smith auf dem Congresse zu Wien sein Memoire wider die Raubstaaten zur Befreiung aller Christensklaven eingegeben, bewog auch den Grafen Karl Harrach, den im Congresse versammelten Monarchen und ihren Ministern eine Denkschrift zu überreichen, wodurch er von denselben die Nöthigung der Pforte zu Quarantaineanstalten zur Verminderung und Abwehrung der Pest zu erwirken hoffte.

Am 3. Oktober 1804 ward Graf Harrach als deutscher Herr aufgenommen und 2 Jahre später, den 7. Juli 1806, mit einer ansehnlichen Commende zum Hauscommenthur befördert; seitdem lebte er als Ritter und Arzt einzig der Hülfe leidender Menschheit. Die erste Frucht seiner literarischen ärztlichen Studien war die Uebersetzung der Schrift John Mason Good's „Ueber die Krankheiten der Gefängnisse und Armenhäuser, mit Anmerkungen begleitet" (Wien, 1798); eine Frucht seiner persischen Studien, die er ein Paar Jahre lang (1797 — 99) mit seinem Freunde Joseph von Hammer betrieb, sind die im zweiten Bande der „Fundgruben des Orients" erschienenen Auszüge *) und die Uebersetzung von ein Paar Oden in dem Diwan Hafis.**) Er begann immer mehr sich von der großen Gesellschaft zurückzuziehen und beschränkte seinen Umgang auf Freunde und Aerzte. Unter den Ebenbürtigen seines erlauchten Geschlechts war er besonders mit den Fürsten Dietrichstein und Sinzendorf, mit den Staatsministern Grafen von Saurau und Zinzendorf, mit den Grafen von Wurmbrand, Herberstein, Hartig und Salm, mit den Freiherren von Swieten und Steigentesch in engerer Freundschaft verbunden, mit der sie ihm bis ins Grab zugethan blieben. Wenn er bei ihnen Einladungen zu Tische annahm, erheiterte er die Gesellschaft durch seinen Witz, seine immer heitere Laune und die Fülle von Anekdoten, die er stets in Bereitschaft hatte. Mit der schönen und politischen Literatur Englands, Frankreichs und Deutschlands nicht weniger als mit der ärztlichen vertraut, blieb er so lange er lebte in steter Kenntniß der neuesten Erscheinungen derselben; besonders sagten englische Caricaturen, französische Witzworte und deutscher Humor seinem Genius zu, der sich auch in manchen unter seinen Papieren befindlichen Bruchstücken in Prosa und Versen versucht hat. Schon während der Jahre seiner medizinischen Studien bildete sich seine absonderliche Lebens-

*) Quaedam ex libro Nigaristan II. p. 107.
**) Stuttgart, 1812.

Digitized by Google

weise aus, durch die er sich von allen Gesellschaften und andern Besuchen als ärztlichen zurückzog, indem er den Vormittag am Krankenbette, in Collegien oder auf der Straße, den Nachmittag mit einem Musikmeister, den Abend mit Professoren des classischen Studiums (mit den Professoren Gung, hernach Kühne, später Groß), die Nacht meistens bis an den Morgen in seinem Lehnstuhle, bald schlafend, bald studirend zubrachte, sodaß er in kein Bette kam und hierdurch seine ohnedies schwächliche Gesundheit noch mehr untergrub. Mit diesem eigenthümlichen Nachtfalterleben verband er eine ganz eigne Abneigung wider das Land, sodaß, wiewol ihn seine ärztlichen Besuche bei den ärmsten Leuten täglich in die entlegensten Vorstädte bis an die Linien Wiens führten, er doch nie zu einem ärztlichen Besuche außer denselben, nie zu dem Besuche seines Freundes, des Fürsten Sinzendorf zu Ernstbrunn, und nur in einem Zwischenraume von mehren Jahren zu einem Besuche des ersten Parks von Oestreich, des herrlichen, seinem Bruder Grafen Johann gehörigen Gartens von Bruck, zu bewegen war. Die Gräfin Rombeck, die Schwester des Vicekanzlers Grafen Ludwig Cobenzl, eine durch Witz und die höchste gesellschaftliche Liebenswürdigkeit ausgezeichnete Dame, welche den Sommer über in Hitzing lebte und vom Grafen Karl nie dort einen Besuch erhalten konnte, ließ ihm sagen: sie sei gestorben, er möge zur Section kommen, weil er sonst auf keine Weise zu ihr zu bringen wäre. Die Klage seiner Freunde darüber, daß er nirgends in Gesellschaft zu sehen sei, war um so aufrichtiger, je größer sein Frohsinn, sein heiterer Geist, sein beziehungsfertiger Witz, sein Reichthum von Anekdoten war. Je mehr er sich von der Gesellschaft unterhaltender Kreise entfernt hielt, desto ausschließlicher lebte er der bürgerlichen und ihrer wohlthätigen Anstalten für Kranke, Arme, Blinde, Stumme, Waisen. So edle Bemühungen fanden gerechte Anerkennung durch seine Aufnahme zum Ehrenmitgliede der k. k. Josephinischen Akademie (20 Juli 1806), der medizinischen Gesellschaft von Paris (6. November 1810), der Societé médicale d'émulation zu Paris (4. Juni 1810) und zum correspondirenden Mitgliede der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft zu Berlin (12. Aug. 1826); auch ward er Mitglied der k. k. östreichischen Landwirthschaftsgesellschaft (7. März 1808), der Gesellschaft der Musikfreunde (1. Juli 1815) und Ehrenmitglied des kaufmännischen Vereins (1. Oktober 1819). Vom Jahre 1814 an bis an das Ende seines Lebens widmete er sich als Primararzt dem Institute der Eli-

Digitized by Google

sabethinerinnen mit der größten Liebe und Sorgfalt, indem er es nicht bei dem täglichen Besuche von ein Paar Stunden bewenden ließ, sondern bei bedenklichen Fällen 3 bis 4 Mal des Tages und in der Nacht kam und durch seine große Kenntniß des menschlichen und besonders des weiblichen Herzens den kranken Dulderinnen ebenso vielen Trost durch seinen Geist und durch sein Gemüth als durch seine Heilkunst gewährte. Als ihm nach Verlauf des ersten Jahres die Elisabethinerinnen das gewöhnliche Honorar von 400 Gulden übergaben, nahm er es, sandte es ihnen aber am folgenden Tage mit 400 Gulden verdoppelt zurück, und that dies alljährlich. In demselben Geiste womit er bei Lebzeiten sein nicht unbeträchtliches Vermögen verwandte, ist auch sein letzter Wille abgefaßt, wozu ihn wenige Wochen vor seinem Tode der Hoch- und Deutschmeister durch ein besonderes Schreiben befugt hatte. Der edle Harrach machte von dieser Erlaubniß im echten ursprünglichen Geiste der Ritter des heiligen Grabes und des Spitals Gebrauch, indem er in wenigen Zeilen sein ganzes Vermögen den Armenanstalten Wiens vermachte.

So verdient Karl Harrach im Leben und im Tode jenen rettenden Genien der leidenden Menschheit zugesellt zu werden, welche die Anargyren genannt werden, weil sie arme Kranke unentgeldlich geheilt hatten.

Digitized by Google

Peter Stephan Ludwig Dumont.

Dieser ausgezeichnete Genfer ward im Juli 1759 geboren und verlor früh seinen Vater. Seine Mutter, ohne Vermögen, hatte nun für 5 unerzogene Kinder zu sorgen. Unter ihnen zeigte Stephan die mehrsten Anlagen. Die Mutter schickte ihn daher bald in die lateinische Schule, wo er sich durch Fleiß, Eifer und gutes Betragen vor seinen Mitschülern auszeichnete. Denn er war noch ziemlich klein, als er schon Stunden gab und als Repetitor so viel verdiente, daß er seine Mutter unterstützen konnte. Später studirte er Theologie, denn er hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet. Im zweiundzwanzigsten Jahre wurde er Prediger und seine Reden erhielten großen Beifall. Im Jahre 1782 brachen in Genf die bürgerlichen und politischen Unruhen aus, die auch Dumont's Leben eine andere Richtung gaben. Der junge, geistreiche Mann hing mit Wärme an der Freiheit und an den liberalen Institutionen, die seine gutdenkenden Mitbürger für ihre Stadt wünschten; darum gehörte er zu den Repräsentanten und sprach sich laut gegen die sogenannte negative Partei, d. h. gegen die genfer Aristokraten aus. Sie behielten damals leider die Oberhand. Dumont wurde zwar nicht verwiesen, ging aber freiwillig aus Genf, weil er unter dieser Regierung nicht leben wollte. Zuerst wandte er sich nach St.-Petersburg, wo sich damals seine Verwandten aufhielten. Kurze Zeit hernach wurde er dort zum Pfarrer der reformirten Gemeinde ernannt, und sein Ruf als trefflicher Prediger stieg auch dort.

Indessen blieb er doch nur 18 Monate in Rußland. Lord Shelburn, der hernach Marquis von Landsdown wurde,

Digitiz

vertraute ihn unter sehr günstigen Bedingungen die Erziehung seiner Söhne an. D. reiste also nach London und gewann bald die Würdigung und Achtung des Lords so ganz, daß dieser seinen Söhnen einen andern Lehrer für das Materielle des Unterrichts gab und Dumont nur dessen Leitung übertrug.

Indessen schien eine bessere Zeit für Genf zu kommen. Darum wollte sich ihm Dumont wieder nähern und verließ England gegen das Ende 1789. Zuerst hielt er sich einige Zeit in Paris auf und sah da die ersten Zeichen und Auftritte der großen politischen Umgestaltung. Auch ihn ergriff Begeisterung für das Streben eines lange unwürdig behandelten Volks, das seine Rechte wieder erringen wollte. Damals war noch keine Spur von den blutigen Misgriffen der Revolution. Dumont trat bald mit den ausgezeichnetsten Männern jener Zeit in genaue Verbindung, ward Mirabeau's Freund und sein Mitarbeiter an dem „Courrier de Provence". Dadurch kam er mit den Männern der Assemblée constituante in Berührung. Mirabeau hat es anerkannt, daß der junge genfer Publicist ihm oft durch seine geistreichen und tiefen Bemerkungen zu seinen hinreißenden Vorträgen Veranlassung gegeben. Dumont wohnte den Sitzungen der Assemblee fleißig bei und schrieb Mirabeau's trefflichste Reden nieder und ging sie dann vor der Bekanntmachung noch einmal mit Mirabeau durch.

Damals erwarb sich Dumont tiefe und gründliche Kenntniß über die wichtigsten Gegenstände der Politik und Gesetzgebung, und unausgesetzt hat er seitdem in diesen Fächern gearbeitet, besonders als er später wieder nach England zurückkehrte. Dort trat er in genaue Freundschaft und Verbindung mit Samuel Romilly, mit Lord Landsdown, Lord Holland und andern ausgezeichneten Männern. Alle suchten seinen Umgang und verschafften ihm volle Unabhängigkeit, um ganz seinen ernsten Arbeiten leben zu können. Hierauf arbeitete er auch mit Jeremias Bentham und machte Auszüge aus seinen Handschriften. Alle die sich mit philosophischer Rechtswissenschaft und mit der Philosophie unsers gesellschaftlichen und bürgerlichen Lebens beschäftigen, kennen die Reihe geistreicher Schriften, die Dumont mit der ihm eignen Klarheit nach Bentham, oder in seinem Sinne herausgegeben hat.

Schon durch seine ersten Schriften erwarb er sich einen ausgezeichneten Ruf. Denn als er in den ersten Regierungsjahren des Kaisers Alexander wieder eine Reise nach St.-Petersburg unternahm, machte man ihm dort die glänzendsten Anerbietungen, wenn er an der Abfassung des neuen

Digitized by Google

Gesetzbuches arbeiten wollte. Er schlug aber, wiewol ohne Vermögen, den Antrag aus, denn er fürchtete in Rußland seine freien und liberalen Meinungen verbergen oder aufopfern zu müssen.

Durch den Fall des französischen Kaiserreichs erhielt Genf seine Freiheit wieder. Kaum hatte Dumont davon Kenntniß, so eilte er in sein Vaterland zurück, dessen politische und bürgerliche Restauration nun beginnen mußte. Trefflich hat er dazu mitgewirkt. Seine Mitbürger eilten, ihn 1814 zu ihrem Vertreter im Conseil réprésentatif zu ernennen. Hier zeigte er gleich bei seinem Eintritt neben herrlichem Rednertalent große Erfahrung in parlamentarischen Debatten und tiefe Kenntniß im Fache der Gesetzgebung.

Zwar hatte die neue Constitution in Genf den Grund zu dem neuen Gebäude gelegt. Sehr nöthig war es aber, nach langen stürmischen Zeiten diese Verfassung ins Leben zu setzen: bei den damals herrschenden Meinungen ein sehr schwieriges Geschäft, dem Dumont seinen ganzen Eifer, seine Umsicht und seine Thätigkeit widmete.

So verdankte man ihm das Project zu einem Reglement des Conseil réprésentatif, das mit großer Stimmmehrheit angenommen und seitdem als ein Meisterstück von Klugheit und parlamentarischer Erfahrung erkannt worden ist. Nicht allein in Genf hatte man diese Ueberzeugung, sondern auch in Frankreich. Denn als Deserre dort Siegelbewahrer war, wünschte er, daß die französische Deputirtenkammer dieses ihm bekannte Reglement mit einigen Modificationen annehmen möchte.

Dumont hatte in seinen legislativen Arbeiten und Beschäftigungen die Kraft der Jugend wiedergefunden, die indessen durch Erfahrung, Ueberlegung und Studium gereift war. Bei allen wichtigen Discussionen war er der beredte Vertheidiger liberaler und constitutionneller Grundsätze, er widersetzte sich muthig Misbräuchen und Willkürlichkeiten, ohne jedoch über die Linie der Mäßigung und des Anstandes zu schreiten. Wir sahen in ihm den Freund der Wahrheit, den bescheidenen Gelehrten und den edeln Mitbürger voll Kenntniß unserer Rechte. Darum hörte man ihm immer mit fast religiöser Aufmerksamkeit zu, zumal seine Redlichkeit, sein trefflicher Charakter und seine anmuthige Sprache ihm alle Herzen gewannen. Sehr thätig wirkte er bei der Abfassung unserer neuen Gesetze seit der Restauration. Außerdem machte er eine Menge trefflicher Vorschläge, die in Ueberlegung genommen wurden. Er richtete zuerst die Aufmerksamkeit der

Digitized by Google

Regierung auf den wechselseitigen Unterricht und belegte seine günstige Meinung mit statistischen Uebersichten, die er zu diesem Zwecke hatte aus England kommen lassen, und aus denen der große Einfluß des ersten Unterrichts hervorging. So verdanken wir seinem Vorschlag auch unser neues Strafarbeitshaus und das Irrenhaus, mit dem man sich eben jetzt beschäftigt. Sehr lebendig zeigte er die Nothwendigkeit, die Verfassung unserer Akademie und unserer lateinischen Schule zu ändern, auf daß der höhere Unterricht bei uns eine andere Richtung nehme. Er hielt besonders auf diese nothwendige Veränderung und wollte nächstens seinen Antrag wieder erneuern und mit wichtigen Gründen unterstützen. Mit beständigem, unermüdlichem Fleiß arbeitete er an dem neuen Criminalgesetzbuche, dessen Project nächstens von einer Commission dem Staatsrath vorgelegt werden soll. So weit war er gekommen, als ihm eine Erholungsreise nothwendig schien. Er wählte dazu die Lombardei, in deren Hauptstadt er in den letzten Tagen des Septembers 1829 starb.

Dumont beschränkte seine Thätigkeit und Sorgfalt nicht auf seine vielfachen Studien und Amtsgeschäfte. Mit jugendlicher Begeisterung und Thätigkeit ergriff er Alles, was der Menschheit nützen konnte. Dabei war er ganz Handlung und verlor wenig Worte. Persönliches Interesse, Egoismus und Eitelkeit war ihm ganz fremd. So war er einer der Gründer der Lesegesellschaft in Genf, die in Europa wol nicht ihres Gleichen hat; so wirkte er wesentlich mit, um Griechenlands Sache hier und in der Schweiz überhaupt aufrechtzuerhalten; er half auch wesentlich mit zur Errichtung eines J. J. Rousseau gewidmeten Denkmals, das in Genf selbst so manchen Widerspruch gefunden hat.

In ihm vereinigte sich große Einfalt der Sitten und unendliche Herzensgüte mit edlem Sinn. Mit großer Milde wußte er entgegengesetzte Meinungen einander zu nähern, die Leidenschaft in Zaum zu halten und Misgriffe zu verhüten. Gern ermuthigte und unterstützte er junge Talente. Glücklich und freundlich, lebte er wie ein Patriarch in seiner zahlreichen Familie. Er war nie verheirathet, hatte aber von 3 Schwestern 53 Geschwisterkinder und Kindeskinder, die ihn Alle wie ihren Vater liebten.

Dumont hinterließ kein bedeutendes Vermögen, vermachte aber doch allen wohlthätigen Anstalten Genfs ansehnliche Summen.

Digitized by Google

Wir besitzen von Dumont folgende Schriften nach Bentham.

Traités de législation civile et pénale. 3 vol. 1802.
Théorie des peines et des récompenses. 2 vol. 1810.
Tactique des assemblées législatives, suivie des sophismes politiques. 2 vol. 1818.
Traité des preuves judiciaires. 2 vol.
Traité de l'organisation judiciaire et de la codification.

Von ihm allein aber erscheint in kurzem:

Observations sur la prison pénitentiaire.

M.

Digitized by Google

Friedrich Gottlieb von Süskind,

Doctor der Theologie, Director des königl. würtemb. Studienraths, Prälat und Consistorialrath, Commandeur des königl. würtembergischen Civilverdienstordens und Ritter des Ordens der würtembergischen Krone. *)

Friedrich Gottlieb von Süskind wurde den 17. Februar 1767 zu Neuenstadt am Kocher geboren, wo sein Vater, ein durch Talente, Kenntnisse und Religiosität ausgezeichneter Geistlicher, Helfer war. Der frühe Tod desselben führte ihn schon im sechsten Lebensjahre mit seiner Mutter und 4 jüngern Geschwistern nach Stuttgart in das Haus seines damals noch lebenden Großvaters, des herzogl. Leibarztes Reuß, eines Tochtermanns des ehrwürdigen Prälaten Bengel. Unter der Aufsicht dieses Mannes, und nach dessen Tod unter der weisen Leitung der verständigen Mutter, entwickelten sich seine glücklichen Geistesanlagen durch sorgfältigen Unterricht und durch beharrlichen Fleiß so schnell, daß er schon in einem Alter von 16½ Jahren (1783) in das evangelische Seminar zu Tübingen aufgenommen werden konnte und dort in der Abtheilung von Seminaristen, in welche er eingereiht wurde, einen der ersten Plätze behauptete.

Die schönen Früchte eines fünfjährigen akademischen Studiums gelangten zur völligern Reife auf einer gelehrten Reise, die er nach einer einjährigen praktischen Vorbereitung auf das Predigtamt im Jahre 1790 antrat, und durch einen zehn-

*) Dieses einfache, aber sprechende Bild von dem Leben eines der geachtetsten deutschen Theologen, der sich überdies noch große Verdienste um den Humanismus erworben hat, ist aus dem „Schwäbischen Merkur“ entlehnt und hat den Prälaten Flatt zum Verfasser.

Die Red.

Digitized by

monatlichen Aufenthalt in Göttingen, wo er mit mehren berühmten Lehrern dieser Hochschule, namentlich mit Spittler und Plank, in nähere Berührung kam. Nach der Rückkehr von dieser Reise bekleidete er über 2 Jahre lang die Stelle eines Repetenten am höhern Seminar. Verwandtschaftsverhältnisse hatten ihm in Tübingen besonders den täglichen Zutritt zu dem Hause des verewigten Storr eröffnet, dessen Umgang sowie seine Schriften und Vorlesungen er auf eine Art benutzte, die auf seine ganze Bildung einen entschieden wohlthätigen Einfluß hatte.

Es war nicht zu verkennen, daß er sich von dem Geiste und der Handlungsweise dieses trefflichen Gelehrten und Menschen, dessen Nachfolger er in 2 Aemtern in Tübingen und Stuttgart wurde, und den er selbst so treu und wahr in einem Vorwort zum zweiten Bande seiner „Predigten" (Tübingen, 1807) geschildert, Manches angeeignet hatte, so verschieden auch in andern Rücksichten der Charakter dieser beiden Männer war. Gerne nahm er im Jahre 1798 den Ruf von Urach, wo er 3 Jahre vorher als Helfer angestellt worden war, zu einer theologischen Lehrstelle in Tübingen an. Etwas schwerer wurde es ihm, schon nach 7 Jahren wieder von einem der Wissenschaft ganz geweihten Leben zu scheiden, um den zweiten ehrenvollen Rufe zum Amte eines Oberhofpredigers und Consistorialraths in Stuttgart zu folgen. Indessen bewegte er sich mit Leichtigkeit und Gewandtheit in dem Kreise praktischer Geschäfte, die er mit der Gründlichkeit, Ordnung und Pünktlichkeit, welche ihm bei allen seinen Arbeiten, sowie in seinem ganzen Thun und Wirken eigen war, behandelte. Im Jahre 1814 wurde er des Predigtamtes enthoben und zum Director des königl. Studienraths, welchem er schon seit dem Jahre 1807 angehörte, ernannt. In diesem Wirkungskreise erwarb er sich durch die nach festen und bewährten Grundsätzen theils erneuerte, theils veränderte und erweiterte Einrichtung der höhern Bildungs- und Unterrichtsanstalten, der evangelischen Seminarien, der Gymnasien und Realschulen, sowie durch die einsichtsvolle Leitung und sorgfältige Beaufsichtigung derselben, allgemein anerkannte und bleibende Verdienste.

Den Vorzügen der neuen Liturgie für die evangelischen Kirchen Würtembergs, welche er im Jahre 1809 auf besondern Auftrag herausgab, wurde im In- und Auslande gerechte Anerkennung zu Theil, wenngleich es in der Natur der Sache lag, daß nicht alle Wünsche dadurch befriedigt werden konnten.

Die Ergebnisse seiner theologischen Forschungen, welche er bis zum Ende seines Lebens neben den Amtsgeschäften fortsetzte, sind größtentheils in dem „Theologischen Magazin" (Tübingen, 1796—1812), von welchem mehre Hefte beinahe allein von ihm geschrieben wurden, und in Bengel's „Archiv für Theologie" (Tübingen, 1805—24, Bd. 1—7) niedergelegt.

Seine Schriften und Abhandlungen, von welchen sich mehre mit der Prüfung einiger der neuesten Systeme der Religionsphilosophie beschäftigen, zeichnen sich nicht nur durch Scharfsinn und erschöpfende Gründlichkeit, sondern vorzüglich auch durch Klarheit und Deutlichkeit aus. Vor Allem suchte er den Glauben an Gott als ein persönliches und außerweltliches Wesen, den Glauben an Unsterblichkeit mit persönlicher Fortdauer, die Ueberzeugung von der Freiheit des menschlichen Willens und den Glauben an den göttlichen Ursprung des Christenthums oder den Offenbarungsglauben zu begründen und sicherzustellen. Es verdient hier besonders bemerkt zu werden, daß er schon in 2 akademischen Gelegenheitsschriften vom Jahre 1798 und 1801, welche im Jahre 1802 in einer deutschen Umarbeitung unter dem Titel: „In welchem Sinn hat Jesus die Göttlichkeit seiner Religions- und Sittenlehre behauptet?" herauskamen, den Begriff von Göttlichkeit der christlichen Lehre mit einer Schärfe und Genauigkeit bestimmt hatte, welche man in einem großen Theile der zahlreichen Schriften, die, seit der Herausgabe der Reinhard'schen „Geständnisse" im Jahre 1811, über diesen Gegenstand erschienen sind, ungerne vermißt. Außerdem sind in seinen sämmtlichen Schriften, sowie in den theologischen Recensionen, welche er in die bis zum Jahre 1808 fortgesetzten „Tübinger gelehrten Anzeigen" einrückte, einzelne Begriffe und Sätze der christlichen Glaubenslehre (z. B. namentlich der Begriff von Sündenvergebung), sowie mehre Stellen der heiligen Schrift mit Scharfsinn und gründlicher Gelehrsamkeit beleuchtet. Tiefer Ernst und gewissenhafte Wahrheitsliebe leiteten und beherrschten seine Forschungen über Religion und Christenthum: sorgfältig beachtete und erwog er besonders auch den Einfluß der einzelnen christlichen Lehren auf die Beruhigung, sittliche Besserung und Veredlung der Menschen. Dabei bestritt er die Ansichten der Gegner mit Anstand, Würde, Mäßigung und mit der gebührenden Achtung gegen die Vorzüge ihrer Personen und Schriften.

Geradheit, Offenheit und rücksichtslose Freimüthigkeit, jedoch verbunden mit weiser Zurückhaltung und einem feinen

Digitized by Google

Gefühl der Schicklichkeit, strenge Rechtlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, durchgreifender Ernst, Festigkeit und Beharrlichkeit waren hervorstechende Züge seines Charakters und seiner Handlungsweise. Fern von aller Eitelkeit und von der kleinlichen und engherzigen Herrschsucht, welche Andern nur ihre Abhängigkeit fühlbar machen will, wußte er sein Ansehen da, wo es der Sache und dem Amte galt, zu behaupten. Eigensinniger Hang zum Widerspruch, Parteigeist und Ränkesucht, verstellte Nachgiebigkeit gegen Ansichten und Handlungen, die nicht mit seiner Ueberzeugung übereinstimmten, waren ihm fremd und verhaßt. So vorherrschend bei ihm die verständige Geistesrichtung und die Gewohnheit, Alles zu prüfen und umsichtig zu erwägen, war, so fehlte es ihm doch durchaus nicht an Gemüthlichkeit. Zwar nicht immer, oder bisweilen auch nur leise, deutete er seine Empfindungen an; aber desto kräftiger traten bei einzelnen Veranlassungen die Gefühle aus der innersten Tiefe seines Gemüths hervor. „Oft", äußerte er einmal, „sei es ihm bei der Ausarbeitung seiner religiösen Vorträge so gewesen, als ob er das Göttliche durch unmittelbare innere Anschauung und Empfindung erfaßt hätte".

Nicht nur allgemeinen, sondern auch besondern Bedürfnissen abzuhelfen, Noth und Bedrängniß Einzelner zu heben und zu erleichtern, gerechte und billige Foderungen und Wünsche zu befriedigen, machte er sich zu einer Angelegenheit, die er mit dem gewohnten Eifer betrieb; aber ungerne opferte der vielbeschäftigte, unermüdet arbeitsame Mann seine kostbare Zeit zwecklosen Gesprächen und umständlichen Erörterungen von Gegenständen, die in Kürze vorgetragen werden konnten.

Sein häusliches Glück, das in einer Reihe von beinahe 20 Jahren blos durch den Verlust eines Kindes, des einzigen aus einer Zahl von 11, welches ihm voranging, getrübt worden war, wurde in dem kurzen Zeitraume von 1814—17 durch den frühen Tod von 2 innig geliebten Gattinnen und später durch die langwierige schmerzliche Krankheit einer noch lebenden Tochter, die für sein väterliches Zartgefühl sehr angreifend war, erschüttert. Die letzte viermonatliche Krankheit, welche den Mann von einer sonst so festen Gesundheit und ausdauernden Körperkraft mit einem Male darniederwarf, setzte in so manchen unbeschreiblich bangen Tagen und Nächten, welche sie mit sich führte, seinen Muth, seine Standhaftigkeit, seinen Glauben und seine Ergebung auf die härteste Probe. Er bestand sie mit männlicher und christlicher Fassung, so drückend auch der Gedanke für ihn war, eine treu liebende und treu

Digitized by Google

geliebte Gattin (die dritte), mit welcher er erst seit 5 Jahren verbunden war, und 7 noch unversorgte Kinder zurücklassen zu müssen. Die Erschöpfung seiner Kräfte bereitete ihm zuletzt ein sanftes Hinüberschlummern in die bessere Welt, wohin ihm so manche edle, durch Bande des Bluts und der Freundschaft mit ihm verbundene, geistes- und herzensverwandte Mitgenossen des Erdenlebens vorangegangen sind, und wo sich seinem thätigen und rastlosen Geiste ein weites Feld der Forschung und ein herrlicher Wirkungskreis öffnen wird.

Er hat seine schöne und segensreiche irdische Laufbahn am 12. November 1829 in einem Alter von 62 Jahren und beinahe 9 Monaten vollendet. Eine zahlreiche Begleitung zum Grabe und eine allgemeine rührende Theilnahme ehrte den Mann nach seinem Tode, der es in Wahrheit verdient, vom Vaterlande betrauert zu werden.

Digitized by Google

Miszellen und Anekdoten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Züge aus dem Leben Facundo Quiroga's,

Gouverneurs von La Rioja in Südamerika; ein Beitrag zu der Geschichte der neuen bürgerlichen Ordnung in den Hochebenen der Platarepublik.

Facundo Quiroga ist der Sohn eines wohlhabenden Güterbesitzers in den fruchtbaren Ebenen, die man Llanos nennt und die einen Theil der reichen Provinz La Rioja ausmachen, in welcher die berühmten Famatimaminen liegen. Er begann seine Laufbahn damit, daß er seinem Vater entlief und sich mit einer Bande Vagabunden aller Art, Räuber, Deserteurs und Viehdiebe verband. Mit dieser saubern Gesellschaft führte er 3 Jahre hindurch ein herumschweifendes Leben, während welcher Zeit der größte Theil seiner Genossen von der Polizei ergriffen und unter die Soldaten gesteckt worden war. Da auch ihm die Verfolger immer dicht an den Fersen waren, so verkleidete sich Quiroga als peon oder Tagelöhner und ging nach Mendoza, wo er einige Monate in einem Weinberge arbeitete.

Vor der Revolution mußte jeder Arbeitsmann eine Erlaubnißkarte haben, die seine gute Aufführung bescheinigte. Hatte er keine, so war er gezwungen Soldat zu werden. Während Quiroga's Aufenthalt zu Mendoza begegnete ihm eines Tages auf der Straße ein Alcalde oder Richter, der ihn nach der Karte fragte. Quiroga zögerte; endlich griff er unter seinen poncho*), als ob er das Papier hervorholen

---

*) Ein poncho (wollene Decke) ist ein Kleidungsstück der gauchos (spr. Ga-utschos), dieser halbwilden Aufseher der Viehheerden in der Gras- und Wasserwüste zwischen dem Plata und dem Fuße der Anden.

Die Red.

wollte, zog aber plötzlich den Dolch und stieß den Alcalde nieder, der todt auf dem Platze blieb. Er ergriff nun die Flucht und irrte länger als 4 Monate in den Wäldern wie ein Wilder umher; endlich konnte er aber der Versuchung, in die Stadt zurückzukehren, nicht widerstehen. Er kam zurück und ward von einem Mädchen seiner Bekanntschaft verrathen.

Die Spanier und ihre Nachkommen sehen den Todschlag (warum, möchte schwer zu erklären sein) für ein höchst unbedeutendes Vergehen an, weshalb er auch unter ihnen selten oder nie hart bestraft wird. Dies kam auch Quiroga zu gute; denn seine Richter begnügten sich damit, ihn unter die Soldaten zu stecken.

Sechs Monate darauf nahm Beresford Besitz von Buenos-Ayres *); alle königl. Truppen mußten sich zusammenziehen, um die Feinde zu vertreiben, und Quiroga kam mit nach Buenos-Ayres. Hier blieb er einige Jahre, bis ein unvorhergesehener Umstand ihn wiederum flüchtig werden ließ. Er stand nämlich eines Tages Wache, als ein Offizier vorbeiging und ihn um etwas fragte. Quiroga gab eine grobe Antwort. Der Offizier zog den Degen und gab dem Unverschämten einen Hieb mit der flachen Klinge über den Rücken, was den rohen Soldaten so in Wuth brachte, daß er wie ein Tiger auf seinen Obern stürzte, ihn entwaffnete und dann niederstieß. Während dies geschah, waren mehre andere Soldaten zusammengekommen, die Miene machten, den Mörder in Gewahrsam zu nehmen, durch die wüthigen Blicke desselben aber so in Furcht gesetzt wurden, daß sie ihn, ohne Hand an ihn zu legen, entfliehen ließen. Er wußte sich auch noch ein Pferd zu verschaffen und jagte nun nach Mendoza zu, als gaucho gekleidet, was er wirklich war; denn er war in Allem, was diese Halbwilden Südamerikas zu thun pflegen, wohl erfahren: er konnte ein wildes Pferd bändigen; einem wilden Stiere die Schlinge über die Hörner werfen, die Fußsehne zerschneiden, ihn schlachten und zerlegen; mit dem Dolche und dem Säbel fechten und ohne Mühe tagelang Hunger und Durst ertragen wenn es sein mußte. Im Reiten war er vorzüglich geschickt und saß auf den wildesten Rossen, als sei er eins mit ihnen. Er war so

---

*) Dies geschah am 2. Juli 1806; am 12. August wurde Buenos-Ayres von den Spaniern wiedergenommen.

Die Red.

Digitized by Google

tollkühn, auf dem Wege nach Mendoza selbst in San-Louis einzukehren, obschon er wußte, daß nach dem Gesetze sein Leben verwirkt sei. Statt einen Umweg um die Stadt zu machen, ritt er keck hinein und stieg vor einer pulqueria*) (Kneipe) ab, wo ein Haufe nach einer Guitarre tanzte. Da er sogleich für einen Fremden erkannt wurde, so erschien ein Alcalde und fragte nach dem Passe; Quiroga besann sich nicht lange; er machte eine Bewegung, als wolle er das verlangte Papier hervorziehen, zog aber das Pistol und schoß den Alcalde nieder. Hierauf schwang er sich schnell auf sein Pferd und versuchte zu entfliehen; das Thier ward aber unter ihm erstochen und er so ohne Schwierigkeit ergriffen.

Dessenungeachtet gelang es ihm sich zu retten; er erhielt sogar von Dupuis, dem Gouverneur von San-Louis, zum Lohn für seinen Eifer in der Ermordung der Spanier, das Patent als Lieutenant. Damit kehrte er nun nach La Rioja zurück und kam gerade zu der Zeit an, als Davila, der damalige Gouverneur der Provinz, einen Angriff auf Corro, einen militairischen Häuptling, vorbereitete. Quiroga wurde bald Hauptmann und stieg endlich so hoch, daß nur noch der Befehlshaber, der Bruder des Gouverneurs, ein tapferer junger Mann, über ihm stand.

Zu dieser Zeit erwachten in Quiroga zuerst ehrgeizige Plane und der Wunsch sich zum Herrn seines Vaterlandes zu machen. Das tyrannische Betragen der beiden Davila bot ihm bald Gelegenheit, seine Plane in Ausführung zu bringen. Der Gouverneur hatte zu der Zeit so drückende Abgaben von den Bewohnern der Provinz erpreßt, daß ihn Alle, außer den mit der Regierung in unmittelbarer Berührung Stehenden, von Herzen haßten, und Quiroga, der mit den Gauchos der Llanos sehr vertraut und bekannt war, sich überzeugte, es würde ihm, wenn er eine Revolution beginnen wolle, an Unterstützung nicht fehlen.

Nach einer kurzen Berathschlagung mit seinen Freunden warf er die Maske ab und begann gegen die Davila, an der Spitze von 300 Gauchos, von denen die eine Hälfte mit Säbeln, die andere mit Dolchen und Schlingen bewaffnet war, offenen Krieg. Der Gouverneur zitterte bei der Entdeckung dieser furchtbaren Verschwörung und suchte so viel wie

*) Pulqueria, wo man Pulque, ein berauschendes Getränk, verkauft. Die Red.

möglich jedes Zusammentreffen mit den Feinden zu vermeiden. Nicht also sein tapferer Bruder.

Das Glück begünstigte Quiroga. Davila's Truppen wurden theils erschlagen oder zerstreut, theils vermocht, zu den Feinden überzugehen; ihr Anführer blieb auf dem Platze. Er wehrte sich mit allen Kräften, die ihm die Verzweiflung lieh, und streckte 5 seiner Gegner zu Boden; als endlich sein Schwert zerbrach, zog er sich in ein kleines Häuschen zurück, ward aber, nach einem vergeblichen Versuche seiner Getreuen ihn zu schützen, bei seinen langen Haaren, auf die er sehr stolz war, wieder herausgeschleppt. Einer der rohesten seiner unbarmherzigen Feinde setzte sich auf das todte Pferd Davila's, zog diesen Unglücklichen auf dem Rücken über seine Knie, drückte ihm den Kopf bei den Haaren nieder, versuchte dann mit der Kaltblütigkeit eines Schlächters die Schärfe seines Messers und säbelte damit den Kopf vom Rumpfe: denn vor Beginn des Kampfes hatte Quiroga seinen Leuten verboten, Davila Pardon zu geben. Der Leichnam des Unglücklichen ward auf eine unmenschliche Weise verstümmelt.

Auf die Nachricht von der Niederlage seines Bruders floh der Gouverneur nach Catamarca, und Quiroga, der die ganze Familie der Davila ausrotten wollte, wandte vergeblich Alles, Versprechungen und Drohungen, an, ihn zur Rückkehr zu vermögen. Davila kannte seinen Gegner aber zu gut, als daß er sich in den Bereich des Dolches desselben gewagt hätte.

Die Mitglieder des Cabildo ersuchten nun Quiroga, das Gouvernement selbst zu übernehmen, was aber für den Augenblick nicht in dessen Plane lag. Er hielt es für vortheilhafter, jetzt den Befehl über die Truppen für sich zu behalten, wodurch er eine noch unbegrenztere Herrschaft zu gewinnen hoffte, als selbst der Gouverneur, den er, wenn es seine Zwecke foderten, zu jeder Zeit absetzen konnte. Er bedeutete also mit erheuchelter Bescheidenheit den Cabildo, daß ein so unwissender, ungelehrter Mann, wie er, sich nicht für den hohen, wichtigen Posten eigne, und ein Befähigterer dazu erwählt werden möge; zu gleicher Zeit trug er jedoch Sorge, Den anzudeuten, auf welchen die Wahl seinem Wunsche gemäß fallen sollte. Dies war nun Agueros, ein Mann, der mehre Jahre lang bettelnd das Land durchzogen hatte. Sein Plan gelang, und Quiroga's Einfluß war unbegrenzt. Er besaß zu dieser Zeit unermeßliche Güter, fast die Hälfte der Llanos war sein Eigenthum nebst einer unzählbaren Menge von Pferden und Hornvieh, und ließ, außer in politischen Maß-

Digitized by Google

regeln, seiner Creatur Agueros volle Freiheit das Gouvernement nach Willkür zu verwalten und den größtmöglichsten Nutzen daraus zu ziehen.

Obgleich Quiroga ein kleiner magerer Mann ist, so besitzt er dennoch eine große Muskelkraft und eine eiserne Gesundheit. Einst kam ein Mann vom Lande zu ihm, um wegen einer breiten Säbelwunde am Arme zu klagen, die er von einem der Gauchos der Wache, ohne Veranlassung gegeben zu haben, erhalten hatte. Quiroga ließ die Wache in das Zimmer kommen und sich von dem Verwundeten den Verbrecher zeigen, den er nun folgendermaßen anredete:

„Du erhälst aus 2 Gründen Strafe: erstens, weil du dem armen Manne Leides gethan hast, und zweitens, weil du mit deinem Säbel nicht mehr zu Wege bringen kannst als eine leichte Fleischwunde, was für einen Soldaten in meinem Dienste eine Schande ist". Hierauf riß er einem neben ihm Stehenden den Säbel von der Seite; der Gaucho ahnte, was geschehen sollte, und hob den Arm zu seinem Schutze empor; Quiroga schwang den Säbel, und der Arm des Angeklagten lag vom Körper getrennt auf dem Boden. „Führt ihn hinaus", rief er den Staunenden zu, „und lernt von mir, wie ein Hieb geführt werden muß". Die Gauchos konnten sich Das, was sie gesehen, nicht anders als durch Zauberei geschehen erklären, und führten ihren sterbenden Kameraden ohne ein Wort zu sagen aus dem Zimmer.

Wie die meisten südamerikanischen Gutsbesitzer verschmäht Quiroga keinen Gewinn, mag er noch so gering sein; er hat deshalb in seinem Hause einen Laden eröffnet, in welchem Alles zu erhalten ist, was die Gauchos nur nöthig haben, als: Manchesterzeuge, grobe Mannskleider, Hemden, Jacken, Beinkleider, Ponchos, rother Boi dazu, Branntwein, Wein, **yerva de Paraguay** (Thee), Zucker, geräuchertes Fleisch, Brod, Salz, rother Pfeffer, Speck, Talg, Lichter, gebackenes Obst, Dolche, Flinten, Stahlwaren, Feuerzeuge, Taback, Papier, schlechte Holzschnitte und Kupferstiche von der Jungfrau Maria und den Heiligen, Schuhe, Pferdegebisse, Steigbügel, Zäume, **lazos** (Schlingen), Kugeln &c. Es läßt sich denken, daß Alle, die bei ihm gut stehen wollen, ihre Bedürfnisse in seinem Laden, wo eine Verwandte verkauft, holen müssen. Er hat daher immer baares Geld, seine Leute pünktlich bezahlen zu können, und sein Gewinn mag ziemlich 100 Procent betragen. Jeden Tag läßt er 2 Ochsen schlachten und das Fleisch, was er nicht selbst braucht, verkaufen. Eines Tages ging ein armer Mann mit betrübtem Gesichte vor dem Hause,

Digitized by Google

an dessen Thüre Quiroga zufällig saß, vorüber. Er rief ihn zurück und fragte, was ihm fehle. „Der capataz (Richter) weigerte sich, mir für einen medio (halben Real) Fleisch zu verkaufen", antwortete der Mann. „Wo hast du das Geld?" fuhr Quiroga fort. Der Mann gab es ihm und erhielt darauf die Weisung, seinen lazo über die Hörner eines fetten, 17 Dollars werthen Ochsen zu werfen. Der Mann that, was ihm befohlen war und brachte das Thier vor Quiroga. „Führe den Ochsen nach Hause, schlachte ihn und laß dir das Fleisch schmecken". Voller Erstaunen antwortete der arme Gaucho: „Aber Herr, womit soll ich ihn bezahlen? Ich werde es nie im Stande sein". „Ich habe deinen Medio, du hast meinen Ochsen", erwiderte Quiroga; „ich bin zufrieden; bist du es nicht, so ist hier dein Geld". Der Beschenkte führte den Ochsen heim und posaunte diese Geschichte von Quiroga's Großmuth an allen Orten aus.

Solche gelegentliche, anscheinend edle Handlungen setzen Quiroga in Stand, straflos als unumschränkter, unbarmherziger Tyrann zu herrschen. Niemand wagt ein Stück aus seinen Heerden zu stehlen, welche unangefochten in den Ebenen weiden; geschieht es dennoch einmal, so wird der Dieb augenblicklich vor ihn gebracht und ohne Gnade erschossen.

Quiroga ist auch ein ausgelernter Spieler und trägt deshalb immer Sorge, daß einige Offiziere bei ihm sind, denen er das Geld abnehmen kann.

Nach Agueros Abdankung wollte der Cabildo einen neuen Gouverneur ernennen. Die Wahl fiel, wie zu erwarten war, auf Quiroga; aber dieser lehnte die Ehre aus eben dem Grunde wie das erste Mal wiederum ab. Man sandte eine zweite Deputation an ihn; aber auch diese richtete nichts aus. Ebenso vergeblich war eine dritte. Wie Cäsarn

bot man ihm drei Mal an die Königskrone,
und drei Mal wies er sie zurück.

Eine vierte demüthige Deputation mußte ihm erklären, daß man nicht wisse, wen man wählen solle, wenn Er die gebotene Würde ablehne; er möge also Jemanden dazu vorschlagen. Das wollte er, und er bezeichnete also sogleich einen seiner unwissenden Nachbargauchos, einen Mann, der weder lesen noch schreiben konnte. Fragten ihn seine Vertrauten um die Gründe dieser sonderbaren Wahl, so antwortete er mit der größten Kaltblütigkeit: „Ein Gouverneur ist ein wildes Thier, das so lange und so oft raubt, als es Gelegenheit dazu findet. Keine Drohung, keine Strafe hält ihn davon ab. Mein Freund Silvester Garban würde gewiß als

Digitized by Google

Gouverneur ein ebenso großer Spitzbube sein, als jeder Andere; glücklicherweise ist er aber nie aus den Llanos gekommen und hat weiter nichts gelernt als Vieh zu stehlen. Da nun, wie bekannt, in der Stadt La Rioja kein Vieh zu stehlen ist, so läßt sich mit voller Sicherheit vermuthen, Garban werde ein ehrlicher Mann sein". Garban ward also Gouverneur.

Einige Zeit darauf kam der Oberst Araoz de la Madrid, ein tapferer Offizier im Dienst von Buenos-Ayres, in sein Vaterland (Tucuman), das an La Rioja grenzte, um für den brasilischen Krieg Soldaten zu werben. Er übergab dem Gouverneur (Lopez) eine beträchtliche Summe in Dollars, die dieser zu andern Zwecken verwendete, und La Madrid wiegelte aus Rache die Soldaten zu einer Empörung auf, schlug Lopez in einer Schlacht und ward an dessen Statt zum Gouverneur ernannt.

La Madrid und Quiroga blieben nicht lange in Friede, und der Erstere fiel mit 200 Mann in die Besitzungen des Gegners ein und näherte sich den Llanos ohne Widerstand zu finden, bis er sich mit einem Male von Quiroga an der Spitze von 400 wohlbewaffneten Gauchos angegriffen sah. Der Kampf war lang und blutig, und der Sieg schien sich, trotz der Ueberlegenheit des Feindes, auf La Madrid's Seite zu neigen, als dieser einen Schuß in den rechten Arm erhielt, dadurch entwaffnet, sogleich von den Feinden umringt und niedergehauen wurde. Kaum sahen die Seinen ihren unbesiegten Führer fallen, als sie die Pferde umdrehten und unaufhaltsam flohen. Von Quiroga's Leuten blieben etwa 60, und die Dunkelheit setzte dem Verfolgen ein Ziel. Quiroga bivouakirte die Nacht bei einem großen Feuer mitten in der Ebene, umgeben von seinen Getreuen. Am Morgen kam die Nachricht, La Madrid, obgleich gräßlich verstümmelt, lebe noch. Sogleich sprangen einige Gauchos auf, zogen die Säbel und verriethen dadurch ihre rohe Absicht. „Halt!" schrie Quiroga, „bei der heiligen Jungfrau! den Ersten, der sich rührt, spalte ich bis zum Gürtel. Madrid ist ein tapferer Soldat, und, beim Himmel! ich bin stolzer auf diesen Sieg über ihn, als wenn ich zum Präsidenten des Congresses erwählt worden wäre. Niemand thue ihm etwas zu Leide, jeder behandle ihn mit der ihm gebührenden Achtung. Ruft alle Aerzte der Provinz zu seinem Beistande herbei. Wer ihm das Leben rettet, soll reichen Lohn erhalten".

Und in der That, er ließ den verwundeten Feind in sein eignes Haus bringen, pflegte ihn mehre Monate lang und gab ihm nach der Genesung einen Paß und eine militairische Begleitung mit, sodaß Madrid glücklich Salta erreichte.

Von dieser Zeit an blieb Quiroga in Ruhe, und wahrscheinlich dauert seine Autorität bis an das Ende seines Lebens.

Digitized by Google

Biographische Literatur.

Digitized by Google

Digitized by Google

Anzeiger der biographischen Literatur vom J. 1828.

(Fortsetzung.)

C.

Cancellieri. Biografia sull' abate Franc. Cancellieri. 94 S. Modena.

Canning. D. Style's Denkwürdigkeiten aus dem Leben Georg Canning's. A. d. Engl. von D. C. W. Asher. 2 Bde. Berlin.

Bianca Capello. Bianca Capello Cenni storico-critici, di Emanuele Cicognara, Veneziano. 12. 48 S. Mit 1 Kpf. Venedig.

Carlos, Don. Aus den Werken des Abbé de St.-Réal gezogen und übers. v. S. L. Schmidt. Worms.

Diese Schrift lag Schiller's dramatischem Gedichte zu Grunde.

Cellini. Vita di Benvenuto Cellini ridotta alla sua vera lezione, secondo il codice autografo. Florenz.

Auch hat B. Gamba die Racconti di Benven. Cellini — zum ersten Male — Venedig 1828, herausgeg.

Celtis. De vita et scriptis Conradi Celtis Protucii, praecipui renascentium in Germania literarum restauratoris, primique Germanorum poëtae laureati, opus posthumum B. Engelberti Klüpfelii O. S. A. theologi Friburgensis, edendum curavit Joann. Caspar Ruef, jur. Rom. profess., editionem absolvit Carolus Zell, liter. Graec. et Rom. prof. 2 Thle. 4. 50½ B. Freiburg im Breisgau, 1827.

Klüpfel's Biographie des ersten gekrönten deutschen Dichters, welche erst 1828 auf den großen Büchermarkt kam, ist eine Bereicherung der Literargeschichte; doch muß damit die kritische Anzeige derselben im 45. Bde. der wiener „Jahrbücher" 1829 verglichen werden, welche auf die Verff. von 250 Briefen an Celtis, in dem wiener Coder, aufmerksam macht. Ruef hat die Biographie Klüpfel's beigefügt.

Collingwood. Memoirs and correspondence of Admiral Lord Collingwood. London (4. Aufl. 1829).

Collin d'Harleville. Oeuvres de Collin d'Harleville. 4 Bde. Paris.

Eine vorzüglich schöne Ausgabe der dramatischen Werke und der poésies fugitives, nebst dem Leben dieses im J. 1806 zu Paris verstorbenen Dichters.

Digitized by Google

Columbus. The life and voyages of Columbus. Von Washington Irving. 4 Bde. London.

Der Amerik. Irving hat s. Werk in Madrid geschrieben, wo man ihm dazu den Gebrauch der Archive gestattete. Der Bibliothekar Martin Fernandez de Navarrete theilte ihm ungedruckte Papiere mit; der Geheimsecretair des D. Francisco die Handschriften des Geschichtschreibers Muñoz, und der Duca de Veraguas, der letzte Abkömmling des Colombo, die Schätze seines Familienarchivs. Daher enthält dieses Werk so viel Neues.

Aus dem Engl. übers. vom Legat.-Rath Ph. A. G. v. Meyer. 4 Thle. Mit 2 Karten. 16. Frankfurt a. M. Eine zweite Uebers. von D. F. H. Ungewitter.

Aus dem Engl. ins Französ. von C. A. Defauconpret dem Sohne. Paris.

Cottin. Der neuen Ausg. von der Mad. Cottin Roman: Elisabeth, ou les exilés de Sibérie (Paris und Leipzig) ist eine Notice historique sur l'auteur vorangesetzt.

Courier. Mémoires, correspondance et opuscules inédits de Paul Louis Courier. 2 Bde. Paris. (Ein Anhang zu seinen Oeuvres, die in 4 Bdn. zu Brüssel erschienen waren.)

Dieser Hellenist, dessen Unabhängigkeitssinn im Heerlager wie in der Gesellschaft und in der Literatur nie zur Festigkeit eines großen Charakters sich ausbildete, zeichnet sich hier selbst, ohne es zu wollen, in geistvollen Proben seines Talents als Schriftsteller. Man kennt die wilde Originalität dieses militairischen Abenteurers und literarischen Sonderlings, der keinem Gesetz sich unterwarf, als dem Gesetze des Schönen, schon aus den J. 1806, 1811 u. 1817. Seine Memoiren sind voll von Epigrammen auf die Zeit Napoleon's und die der Restauration. Courier gab den Longus heraus; er hatte dazu einen Codex in Florenz benutzt und soll ein wichtiges Blatt darin mit Dinte begossen haben, damit kein Anderer nach ihm jenes Bruchstück benutzen könne. Diese Beschuldigung hat er in seiner Lettre à M. Renouard, libraire, sur une tache faite à un manuscrit, widerlegt. C. wurde meuchlings erschossen den 10. April 1825. Die Mörder — sechs von C.'s Bekannten — wurden erst im Nov. 1829 entdeckt.

D.

Dach. Simon Dach und seine Freunde als Kirchenliederdichter. Von Aug. Gebauer. 11 B. Tübingen.

Dante. Vita di Dante Alighieri scritta da Gio. Mario Filelfo, tratta dall'unico codice Laurenziano, ed arricchita d'illustrazioni dal canonico Domenico Moreni. Florenz.

Doormann. Narratio de vita Hermanni Doormanni, J. U. D. et syndicorum civitatis Hamburgensis olim senioris. Von D. J. Gurlitt. 8 B. 4. Hamburg. (Schon 1826 gedr.)

Digitized by Google

E.

Erasmus. Das Leben des Erasmus von Rotterdam. Mit einleitenden Betrachtungen über die analoge Entwickelung der Menschheit und des einzelnen Menschen. Von Adolf Müller. 25 B. Hamburg.

Die Schrift erhielt den Preis von der philosophischen Facultät der Universität zu Berlin.

F.

Forster, Georg. J. G. Forster's Briefwechsel. Nebst einigen Nachrichten von seinem Leben. Herausgegeben von Th. H., geb. H. 2 Thle. Leipzig. 1. Th. 56 B. 2. Th. $52\frac{1}{4}$ B.

Dieser Denkstein eines merkwürdigen, im Kerne deutschen, in der Entfaltung europäischen Lebens, ist zugleich ein Bild der literarischen Welt und der höhern Gesellschaft vor der und in den ersten Tagen der Revolution. Die Herausgeberin, eine Frau mit einem männlichen Geiste und einem weiblichen Herzen, hat das Leben ihres ersten Gatten mit sicherer Hand gezeichnet und sich selbst dadurch ein Denkmal gesetzt. Sie starb d. 15. Juni 1829.

Franz I. Francis the first, king of France. Memoirs of his life and times. 2 Bde. Mit d. Bildn. nach Tizian. London.

Friedrich II. Friedrich der Große, seine Familie, seine Freunde und sein Hof, oder 20 (27) Jahre meines Aufenthalts in Berlin (seit d. 16. März 1765). Von Dieudonné Thiébault, ehemal. Prof. an der Ritterakad. in Berlin. 2 Thle. Leipzig.

Das Original des 1807 in Paris verst. Verfs. erschien zuerst 1804; die 3. A., 1808, ist durch Zusätze und Aenderungen entstellt; die 4. durchaus berichtigte A. in 5. Bdn., Paris 1827 (10 Thlr.), besorgte der Sohn des Verfs., der k. franz. Generallieut. Thiébault. Der Uebers. hat den wesentlichen Inhalt der 5 Bde. dieser Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin in 2 Bdn. gegeben, die 2 Thlr. 16 Gr. kosten.

— Das Leben Friedrichs des Einzigen. Von Georg Friedr. Kolb. 4 Bdchn. 16. Speier.

Eine gedrängte Zusammenstellung des Bekannten aus den besten Schriften über den großen König.

Friedrich August, König von Sachsen. Mittheilungen aus dem Leben und Wirken des Königs von Sachsen, Friedrich August des Gerechten. 2 B. 12. Leipzig.

— Lebensbeschreibung Friedrich Augusts, König von Sachsen. 4. Mit Portrait. Gotha.

Nach Weise, Hunger u. A.

Friedrich Christian, Kurfürst zu Sachsen. Ein biograph. Entwurf, nebst Beschreib. der auf diesen Fürsten Bezug habenden

Digitized by Google

und unter seiner Regierung geprägten Münzen und Medaillen. Von D. A. M. Engelhardt. 4 B. 4. Mit 3 Steindrucktaf. Dresd.

G.

Gallizin. Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin Amalia von Gallizin, geb. Gräfin von Schmettau, mit besonderer Rücksicht auf ihre nächsten Verbindungen mit Hemsterhuys, Fürstenberg, Overberg und Stolberg. Von D. Theodor Katerkamp, Domcapitular und Prof. an der theolog. Facultät zu Münster. Mit den Bildnissen der Fürstin, Fürstenberg's u. Overberg's. Münster.

Dem Verf. wurden die von der Fürstin hinterlassenen Papiere nach Overberg's Tode übergeben. Seine Darstellung versetzt den Leser in die schöne Gemüthswelt seltener Menschen, die, jeder nach seiner Eigenthümlichkeit, mit heiliger Liebe nach Wahrheit gestrebt haben.

Garbero, Anna. Cenni biografici sopra A. Gabero. Di D. Eman. Goveau. 48 S. 16. Mailand.

Genealogie. Genealogisches Taschenbuch für das Jahr 1829. Herausgeg. von Friedr. Gottschalk. 31 halbe B. Stuttgart.

Zweckmäßige Anordnung, sorgfältige Ausführung und ein geschmackvolles Aeußere empfehlen dieses neue Taschenbuch und lassen dessen jährliche Erneuerung wünschen.

Gerhardt, Paul. Paul Gerhardt nach seinem Leben und Wirken aus z. Th. ungedruckten Nachrichten dargestellt. Von E. G. Roth. 8 B. Leipzig.

Enthält interessante Aktenstücke aus den Archiven zu Lübben und zum ersten Male bekanntgemachte Originalbriefe des frommen, klardenkenden und geistvollen Liederdichters, gest. zu Lübben den 7. Juni 1675.

— Auswahl aus Paul Gerhardt's Liedern. Nebst einigen Nachrichten von s. Leben. 2. verm. u. verb. Ausg. 16½ B. Bremen.

Gero. Markgraf Gero. Ein Beitrag zum Verständniß der deutschen Reichsgeschichte unter den Ottonen, sowie der Geschichten von Brandenburg, Meißen, Thüringen ꝛc. Von Karl Christian von Leutsch. Nebst einer Gaugeographie von Thüringen und der Ostmark. 17 B. Mit 2 illum. Karten. Leipzig.

Dieses aus den Quellen geschöpfte Werk ist für die Geographie des deutschen Mittelalters wichtig; man vergleiche damit die gekrönte Preisschrift des Hrn. von Wersebe: „Beschreibung der Gaue zwischen Elbe, Saale und Unstrut, Weser und Werra, insofern solche zu Ostfalen mit Nordthüringen und zu Ostengern gehört haben, und wie sie im 10. u. 11. Jahrh. befunden worden sind". 4. Mit einer Karte. Hanover, 1829.

Gerry. The life of Elbridge Gerry, with contemporary letters to the close of the american revolution. Von James T. Austin. 2 Bde. Boston.

Außer Gerry's in die amerikan. Revol. verflochtenem Leben

Digitized by Google

enthält dieses Buch viele Materialien zu der Geschichte der Zeit kurz vor dem Ausbruche der Revolution und Briefe von Washington, Jefferson, John Adams u. A. — Gerry, geb. 1744 in Massachusetts, hatte in Cambridge studirt und nahm früh an den Verhandlungen der Colonien mit dem Mutterlande Theil.

Geßner, Konrad, gest. zu Zürich 1826. S. dessen Biographie vom Prof. J. Horner in Zürich, in Nr. 39 u. 40 des tübinger „Kunstblattes", 1828.

Ghirlanda. Notizie della vita di Agostino Ghirlanda, pittore del secolo XVI, scritte da Carlo Frediani. Massa.

Göthe. Ueber Göthe. Literarische und artistische Nachrichten. Herausgegeben von A. Nicolovius. 1. Th. Mit 2 Schattenrissen. Leipzig.

Göthe antwortete, als der Herausg. ihm das Manuscript vorlegte: „Die Menschen haben viel, mit Recht und Unrecht, an mir getadelt, und da es ja hier darauf ankommt, mich und das Jahrhundert kennen zu lernen, so ist, ebenso gut als das pro, auch das contra nöthig".

— J. W. von Göthe's Leben. Von H. Döring. 34 B. 16. Mit e. Facsimile und e. Zeichnung. Weimar.

Du Guesclin. Vie de Bertrand du Guesclin, connétable de France. Von Alexander Mazas. 35 B. Paris.

Dieses Leben macht auch den 3. Bd. der unter B erwähnten Vies des grands capitaines aus.

Gurlitt. Rede bei der Aufstellung des Bildnisses des verst. Hrn. D. J. Gurlitt im ersten Hörsale des hamburger Johanneums am 29. Nov. 1827, gehalten u. mit Anmerk. begleitet von Cornelius Müller, Prof. am Johanneum. 38 S. Hamburg.

Eine treffende Würdigung des Menschen, des Gelehrten und des Schulmannes.

H.

Hahn. M. Ph. M. Hahn's, ehemal. Pfarrers in Echterdingen, hinterlassene Schriften. Auf Verlangen Vieler herausg. von D. Chr. Ulr. Hahn. 1. Bd. Lebenslauf, nebst Anhängen. Mit Vorwort von M. Wurster. 2. Bd. Auserwählte Casualpredigten. Mit Vorrede von M. G. Rhein. Heilbronn.

Halen, van. Mémoires de Don Juan van Halen, chef d'état-major d'une des divisions de l'armée de Mina, en 1822 et 1823. 3 parties. Deutsch u. d. T.: Denkwürdigkeiten des Don Juan van Halen, Chef des Generalstabs rc. Von Ferd. Friedr. Oechsle. 2 Thle. Stuttgart.

Der 1. Th. enthält die Erzählung seiner Gefangenschaft in den Kerkern der span. Inquisition in den J. 1817 u. 1818, seiner Entweichung u. s. w. Der 2. Th. enthält die Erzählung seines Feldzuges im Kaukasus unter Yermoloff 1819 u. 1820 und seiner Rückkehr nach Spanien.

Haller, Albr. von. A. v. Haller's Versuche schweizerischer Gedichte.

Die 12. verm. und verbess. Originalausg., begleitet mit der Lebensbeschreib. des Vfs. Besorgt von J. Rud. Wyß, Prof. der Philosophie. Bern.

Die Lebensbeschreib. ist nach Cuvier's biogr. Notiz in d. Biogr. univers. übers. und ergänzt. Vorangeschickt ist Haller's Selbstbeurtheilung und die Parallele mit Hagedorn.

Hartmann. Memoriam V. S. V. Joannis Melchioris Hartmanni, theol. et philos. Dr. harumque disciplinarum atque LL. oriental. Prof. P. O. Academiae Marburgensis auctoritate commendat Car. Franc. Christ. Wagner. 24 S. 4. Marburg.

Hartmann war geb. zu Nördlingen d. 20. Febr. 1765, wurde 1793 Prof. der oriental. Sprachen zu Marburg und erhielt dazu eine theolog. Professur 1822. Er starb am 16. Febr. 1827. Diese Schrift gehört noch in die Literatur des J. 1827.

Hermann. Bruchstücke aus Hermann's Leben. Von Dr. Th. Mörtl. 10 B. München.

Hoffman, J. B. Oeuvres de J. B. Hoffman, ornées du portrait de l'auteur et précédées d'une notice sur sa vie. 10 Bde. Paris.

Der Verf. hatte seine zerstreuten Schriften zur Herausgabe noch vor seinem Tode gesammelt. Er starb zu Paris den 25. April 1828.

Holbein. Hans Holbein der Jüngere, von Ulrich Hegner. 366 S. Mit des Meisters Bildn. Berlin.

Dieses Werk zwanzigjähriger Studien von dem geistreichen Verf. der „Molkencur" ist eine der besten Biographien, welche in diesem Jahre erschienen sind.

J.

Jakob I. Stuart. The progresses, processions and magnificent festivities of king James the first, his royal consort, family and court etc. Von John Nichols. 3 Bde. 4. London.

Diese Sammlung liefert zur Geschichte jener Zeit nur wenig Neues und Wichtiges; dagegen ist sie reich an biogr. Zügen zur genauern Kenntniß von Jakobs I. etwas langweiliger Persönlichkeit, von seinen Umgebungen und seinen Zeitgenossen; übrigens eine wahre Fundgrube für Walter Scott's Schule. Für den Historiker sind Auszüge wünschenswerth. Wir erinnern zugleich an eine frühere, weniger bekannt gewordene, in England geschätzte Schrift von J. D'. Israeli: Inquiry into the literary and political history of James I. London, 1816.

Jakob II. Stuart. The Ellis correspondence; or letters adressed to John Ellis, secretary to the commissioners of H. Maj. revenue in Ireland, during the years 1686—88. Aus der Originalhandschrift herausg. mit Anm. u. einer Vorrede von George Agar Ellis. 2 Bde. London.

Enthält biogr. Anekdoten und besondere Umstände aus der Gesch. der Revolution, Beitr. zur Kenntniß der Sitten jener Zeit.

Digitized by Google

Jesus. Das Leben Jesu, als Grundlage einer reinen Geschichte des Urchristenthums. Von D. H. E. G. Paulus. 2 Bde. Heidelb.

Ittner. Jos. Albr. v. Ittner's Schriften. Herausgeg. von D. H. Schreiber. 4. Bd. Auch u. d. T.: v. Ittner's ausgewählter Briefwechsel, nebst dessen Leben. 13½ B. Freiburg.

Johanna, Königin von Neapel. The historical life of Johanna, queen of Naples, and countess of Provence, with correlative details of the literature and manners of Italy and Provence in the 13th and 14th centuries. With portraits, vignettes etc. 2 Bde. London.

Jones. Paul Jones, der kühne Seemann und Gründer der amerikanischen Marine. Nach Originalpapieren geschildert. Aus d. Engl. von *r. Neue Ausg. 17½ B. Leipzig.

Die 1. deutsche Ausg. erschien 1826. Cooper hat in seinem Roman „Der Lootse" die Geschichte des amerik. Seehelden entstellt. Hier ist die Schilderung geschichtlich treu.

Josephine Bonaparte. Memoirs of the empress Josephine. By mademois. Ducrest. 2 Thle. London.

Eine engl. und eine französ. Ausg. Sie geben Auszüge aus der Privatcorrespondenz der Kaiserin.

— Mémoires sur l'impératrice Josephine, ses contemporains, la cour de Navarre et la Malmaison. 2 Thle. Paris.

Gehört auch als 3. Liefer. zu den Mém. des contempor.

Juan, d'Austria, Don. Histoire d. D. J. d'Autriche (des Siegers bei Lepanto 1571). Von Alexander Dusmenil. Paris.

Erlebte in kurzer Zeit 3 Aufl. D. Juan's Mutter war Barbara Blomberg, aus einem edlen regensburger Hause.

K.

Karl August, Großherzog zu Sachsen-Weimar.

a) Die „Trauerrede nach der Beisetzung des Durchl. Fürsten und Herrn Karl August" ꝛc. am 9. Juli 1828, in der Haupt- und Stadtkirche zu Weimar gehalten von Dr. Joh. Friedr. Röhr enthält „Bemerkungen über die letzten Lebenstage" dieses bis zu den letzten Augenblicken durch die edelste Thätigkeit ausgezeichneten Fürsten.

b) Die von demselben Verf. gehaltene „Gedächtnißpredigt bei der Todesfeier Karl August" ꝛc. enthält „erläuternde Anmerkungen" u. a. über die gegen den Arzt D. Valenti genommenen Maßregeln. Beide Schriften sind bei Hoffmann in Weimar erschienen.

c) Die Schilderung des Verewigten in dem „Intelligenzblatt" der „Jenaer Literaturzeitung", 1828, Nr. 42 fg., von dem Kanzler v. Müller zu Weimar. Ist besonders abgedruckt, 1½ B. 4., u. d. T.: „Zum ruhmwürdigsten Gedächtniß" ꝛc.

d) Das Programm im Lapidarstyle vom Geh. Hofr. D. Eichstädt: DIs Manibus Caroli Augusti patris patriae sacrum. 1½ B. Fol. Jena.

Digitized by Google

e) Desselben Oratio in exsequiis rectoris academiae magnificentissimi Caroli Augusti, magni ducis Saxoniae etc. habita in acad. Jenensi d. IX Aug. MDCCCXXVIII. 25 S. Fol. Jena.

Die Uebersetzung dieser Rede, von Peucer in Weimar, ist aus der Minerva besonders abgedruckt. 4 B. Jena.

Geistreich und treffend ist die Vergleichung des Verewigten mit Friedrich II.

f) Dem Gedächtniß Karl Augusts, Großherzogs von Sachsen. Gelesen von Hn. v. Froriep in der Akad. der Wissenschaften zu Erfurt d. 17. Dec. 1828. 16 S. 4.

Ein Blick auf Das, was der verewigte Fürst für sein Land gethan hat.

Karl Theodor, Kurfürst von Pfalzbaiern. Karl Theodor, Kurfürst von Pfalzbaiern, wie Er war, und wie es wahr ist, oder dessen Leben und Thaten. Aus öffentlichen Verhandlungen und historischen Quellen getreu dargestellt. Von Felix Joseph Lipowsky. 20 B. Sulzbach.

Der Verf. hebt die guten Seiten der Regierung dieses Fürsten hervor und berichtigt das einseitige Urtheil über ihn; dagegen werden die Verhältnisse Karl Theodors zu Oestreich vor u. nach dem teschner Frieden kaum berührt.

Kastriotto, auch Castriota, von Murad II. Skanderbeg genannt. — Georg Kastriotto. Eine biograph. Skizze der Vorwelt, Vergleichung mit der Gegenwart darbietend. 127 S. Mit Kastriotto's Bildniß und einem Facsimile. Meißen.

Der Hr. Verf., Scabinus Gräfe in Kamenz, hat die besten Nachrichten über den Helden aus Albanien, der 1404 geb. u. 1467 gest. war, benutzt. Bekanntlich sind Marini Barletii ll. XIII. de vita, moribus ac rebus gestis Ge. Castriottae etc. Rom, ohne Jahrzahl, und Strasburg, 1537, Fol., die Hauptquelle. Ein Augenzeuge, Demetrio Franco, der den Helden auf seinen Feldzügen begleitet hatte, hinterließ handschriftlich in lateinischer Sprache einen Bericht von den Thaten desselben. Dieser wurde ins Italienische übersetzt und mit den Betrachtungen des Uebersetzers vermehrt 1545 gedruckt. Einen zweiten Abdruck der Uebersetzung des Originalberichts, ohne jene Betrachtungen, besorgte Giovanmaria Monardo u. d. T.: Gli illustri et gloriosi gesti et vittoriose imprese, fatte contra Turchi, dal sign. D. Giorgio Castriotto, detto Scanderbeg, prencipe d'Epiro. In Venegia, presso Altobello Salicato 1591. 87 Blätter (die Seiten sind nicht gezählt). 4. Mit Kastriotto's Bildniß.

L.

Laing, Major. Ueber diesen brit. Offizier, der Timbuctu im J. 1827 erreichte und auf dem Wege von Timbuctu nach Bambara als ein Opfer des Verraths fiel, findet man Nachrichten in der berliner Haude und Spener'schen Zeitung, 1828, Nr. 170, 171,

Digitized by Google

175, 176—181. Näheres über Laing's Tod und seine Papiere meldete der Semaphore de Marseille und daraus die Litterary gazette vom 26. Sept. 1829; doch ist der daselbst behauptete Umstand, daß der französ. Generalconsul Rousseau zu Tripoli die Papiere des Majors Laing erkauft habe, durch die angestellte Untersuchung widerlegt worden.

Laud. Te life and times of William Laud, D. D. lord archbishop of Canterbury. Von John Parker Lawson. Neue Ausg. 2 Thle. London.

Le Brun. Mémoires sur le prince Le Brun, duc de Plaisance, par Marie Du Mesnil. Paris.

Leczinska, Maria. Vie de Marie Leczinska, Princesse de Pologne, reine de France, écrite sur les mémoires de la cour. Vom Abbé Proyart. 14 B. 12. Lyon.

Ledyard. Memoirs of the life and travels of John Ledyard, the american traveller, from his journals and correspondence. Von Jared Sparks. Lond. (Deutsch v. D. Michaelis. Lpz., 1829.)

Ledyard war Cook's Begleiter auf seiner letzten Reise um die Welt. Seine Mittheilungen über diese Reise enthalten viel Interessantes; dann sah er Lappland, Sibirien, Aegypten; im Begriff nach Sennaar zu reisen, starb er zu Kairo im Nov. 1788. Mit Recht sagt der Herausgeber von ihm: „Solche Beispiele von Entschlossenheit, Thatkraft, Beharrlichkeit, Tapferkeit und Unternehmungsgeist haben sich selten in einem und demselben Individuum offenbart".

Lenz. Gesammelte Schriften von J. M. R. Lenz. Herausgeg. von Ludw. Tieck. 3 Bde. Berlin.

Der Herausgeber erzählt das Leben dieses genialen, aber alle Schranken des herkömmlichen wie des wahren Kunstgebiets durchbrechenden Schauspieldichters (geb. 1750, gest. 1780) und gibt in der Einleitung eine beurtheilende Darstellung der damaligen dramatischen Literatur und der Poesie überhaupt, sowie ihrer spätern Fortwirkung bis jetzt.

Leo X. Von Will. Roscoe's Werke: The life and pontificate of Leo X. ist ein Abdruck der 2. verb. Ausg. mit Henke's (a. d. Deutsch. ins Engl. übers.) Anmerk. erschienen zu Heidelberg in Engelmann's Collection of the classic english historians.

Lessing. G. Ephr. Lessing's Lebensgeschichte, oder Lessing als Mensch. Dargestellt von H. G. Gräfe. 6 B. Mit Lessing's Bildniß. Leipzig.

Leuchtenberg, Eugen Herzog v. Histoire politique et militaire du prince Eugène Napoléon, vice-roi d'Italie. Von dem General de Vaudoncourt. 2 Thle. 1024 S. Mit Portr. u. Planen. Paris.

Der Verf. hat längere Zeit in der Nähe des Vicekönigs gelebt und erhielt von der verwitweten Herzogin von Leuchtenberg Materialien zu seiner Schrift. Das Urtheil des Verfs. ist einseitig, sein Werk aber nicht unwichtig für die Kriegsgeschichte von 1809—14.

Lichtenberg. G. C. Lichtenberg's Ideen, Maximen und Ein-

Digitized by Google

fälle. Nebst dessen Charakteristik. Herausgegeben von G. Jördens. Leipzig.

Lichtwer. Magnus Gottfr. Lichtwer's Schriften. Herausgegeben von seinem Enkel E. L. M. von Pott. Mit einer Vorrede und Biographie Lichtwer's von Friedr. Cramer. Halberstadt.

Berichtigt und bereichert die frühere Lebensbeschreibung Lichtwer's von Eichholz.

Liguori. Vita del B°. Alfonso M. De-Liguori, scritta dal P. Giattini. 12. Monza.

Außerdem sind noch mehre kleinere Schriften über Liguori erschienen, welche aber für die Biographie unwichtig sind.

Ludwig XVIII. Mémoires historiques sur Louis XVIII. Avec deux portr. 3. Aufl. Paris. (Von Eckard?)

Lynar. Ueber den Stammvater der Grafen und Fürsten zu Lynar in Sachsen und Brandenburg zu Lübbenau und Drehna, findet man genaue Nachrichten in Erbstein's Numismat. Bruchst. in Bezug auf sächs. Gesch. 3. Heft. Dresden.

Rochus Quirin, Graf zu Lynar, aus dem Geschlechte der Guerrini (Quirini), geb. 1525 zu Linari in Toscana, trat 1569 in kurfürstl. sächs. Dienste und starb 1596. S. auch Gottschalk's musterhaft genaues Genealog. Taschenbuch.

(Die Fortsetzung im nächsten Hefte.)

Digitized by Google

Biographien und Charakteristiken.

Digitized by Google

Digitized by Google

Karl von Rotteck.

Von Ernst Münch.

Ueber Männer von einer Wirksamkeit wie jene des von uns behandelten Schriftstellers und Publicisten und von einem Glaubensbekenntniß wie dasjenige ebendesselben vollständig und unbefangen zu urtheilen, steht zwar erst der Nachwelt unbestritten zu, und eine Schilderung des Bürgers und des Menschen, besonders wenn die Individualitäten in ihrer ganzen Stärke hervortreten, scheint bei der Menge politischer und persönlicher Leidenschaften, deren unwillkürliche Theilnehmer, Leiter oder Opfer sie sind, oft nicht nur unmöglich, sondern selbst unräthlich. Gleichwol haben gerade diese Umstände, die solche Mittheilungen mißlich zu machen scheinen, zwischen jenen Männern und dem Publicum eine Art vertraulichen Verhältnisses herbeigeführt, in welchem jede nähere Notiz von den eigenthümlichen Zügen, von Gefühlsweise, Denkart, Charakter und Schicksal der Verehrten dankbar aufgegriffen, das vor dem geistigen Auge schwebende Bild berichtigt und in bestimmtere Umrisse gebracht wird. Manches schiefe Urtheil erhält, während es noch Zeit ist, es zu verbessern, gehörige Ermäßigung, und der Betreffende selbst sieht sich im Stande, noch in eigner Person und mit den oft nur ihm allein bekannten Motiven vor dem Forum der öffentlichen Meinung die eigne Sache und die des allgemeinen Besten zu verfechten. Für die geschichtliche Wahrheit dürfte es daher wol vom meisten Vortheile sein, wenn jeder ausgezeichnete Mann, der unter seinen Zeitgenossen eine Rolle gespielt hat, 2 Mal beschrieben wird: ein Mal im Leben, sobald er einen gewissen Höhepunkt seines Strebens erreicht hat, von

Digitized by Google

welchem aus solches sich in einer harmonischen Einheit darstellt, und sodann in einem etwas entferntern Zeitraume nach seinem Tode, wenn die Leidenschaften der Liebe und des Hasses geschwiegen und unparteiischer Auffassung des zu Schildernden freien Raum verstattet haben.

Der Verfasser dieser biographischen Skizze glaubt dem deutschen Publicum einen Dienst zu erzeigen, wenn er die Züge eines der hellgebildetsten und klardenkendsten Schriftsteller und eines der edelsten und freimüthigsten Verfechter gesetzlicher Freiheiten ihm vorüberführt. Seit einer Reihe von Jahren gehen Rotteck's Schriften in einer Masse von Exemplaren, wie nur selten bei einem Autor in Deutschland, unter allen Ständen herum; seine Ideen und Grundsätze erquicken Herz und Geist aller bessern Leser, sowie seine Vorträge als öffentlicher Lehrer Gegenstand der Begeisterung der Jugend, und seine Reden auf der Tribune feurige Zungen für die politische Aufklärung nicht nur des kleinen Staates, den er seine Heimath nennt, sondern des gesammten deutschen Vaterlandes sind.

Der Verfasser gehört zur Zahl seiner ehemaligen Schüler und seiner gegenwärtig innigsten Freunde; das Zeugniß, welches der Treffliche in mehr als einem Schreiben an ihn sowol als an Dritte hierüber gegeben, macht ihn so stolz, hiervon überzeugt zu sein; aber ebendeshalb könnte die Stellung des Verfassers als Zeichner seines Charakterbildes und als Beurtheiler seiner Schriften etwas verschlimmert erscheinen, wenn er nicht für die Richtigkeit des erstern die Bürgschaft hundert anderer würdigerer Männer aufführen, für die Wahrheit seines Urtheils aber auf die öffentliche Meinung Derer sich berufen könnte, welchen ein entschiedenes Urtheil in solchen Dingen zusteht. Feinde können niemals unser Leben und Treiben schildern, außer etwa in der Hinsicht, daß sie über unsere Fehler uns verbessern: das Recht theilt sich also zwischen dem Autor selbst, als Autobiographen, den Freunden und Fremden, d. h. unbefangenen Dritten. Der erste ist allen andern vorzuziehen, wiewol wir in vielen Dingen, besonders was den Zusammenhang mit dem äußern Leben betrifft, uns selbst vielleicht nicht einmal so richtig zu würdigen im Stande sind, als Andere, welche über uns selbst und über die Begebenheiten sich stellen, und weil Liebe und Haß, Selbsttäuschung und Ungerechtigkeit gegen uns selbst vielfach den Gesichtspunkt trüben können. Aus der Selbstbiographie wird daher immer mehr der innere psychologische Theil des Schreibers und seine Art, die äußern Ver-

Digitized by Google

hältnisse anzuschauen und aufzufassen, hervorgehen. Nächst dem Betreffenden selbst kann nur der Freund in das innere Wesen des Freundes dringen und den gemeinschaftlichen Brennpunkt nachweisen, in welchem alle Stralen seines Geistes sich vereinigen; wenn daher das Einzelne der dem Publicum überlassenen schriftstellerischen Leistungen und öffentlichen Vorträge ganz gut die Sache der Beurtheilung des Dritten sein kann, so ist die Schilderung des innern Zusammenhanges derselben und des Verhältnisses zwischen dem Schriftsteller, Bürger und Menschen vorzugsweise diejenige des näher Vertrauten.

In dieser Abhandlung soll darum mit schonender Berücksichtigung zarter Umstände und Personalien, obgleich manche derselben bereits der Geschichte verfallen sind, offen und freimüthig gesagt werden, was ein Freund von dem andern sagen darf, ohne in den Verdacht der Schmeichelei und in den Vorwurf der Lobrede zu fallen. Beide können bei dem Verfasser nicht statthaben, da alle nähere Beweggründe dazu wegfallen und nur reine Ueberzeugung die leitende Triebfeder sein mag. Der persönlichen Berührung entrückt, von dem Vaterlande durch den Machtspruch des Geschickes abgetrennt und demselben, wie allen frühern Verhältnissen, zum mindesten körperlich gestorben, ist Das, was hier niedergeschrieben wird, wie das Zeugniß für einen Todten zu betrachten, in welchem weder der freundliche Dank noch der zürnende Unwille im Angesichte des unmittelbar vor uns Stehenden die geistige Anschauung stört.

Karl von Rotteck ward den 18. Juli 1775 zu Freiburg im Breisgau, damals dem Hauptsitz der k. k. vorderöstreichischen Regierung, geboren. Sein Vater gehörte einer angesehenen Bürgerfamilie daselbst an, und bekleidete die Stelle eines Professors und Directors der medizinischen Facultät an dortiger Hochschule, sowie auch viele Jahre hindurch diejenige eines Protomedicus der Vorlande. Derselbe war als Mensch und Bürger gleich achtungswerth und genoß daher auch die allgemeine Achtung. Er zeigte sich streng in Grundsatz und Thun; im Berufe unermüdlich; im öffentlichen und Privatleben voll Rechtlichkeit und Humanität. Damals herrschte ein Monarch, welcher solche Verdienste zu schätzen wußte: Joseph II. erhob ihn in den Adelstand; aber der wahre Adel war in seinem Herzen.

Diese Gefühle wurden getheilt von seiner Gattin, der Mutter unsers Rotteck. Französin von Geburt (ihr Familienname war Poirot Dogeron), offenbarte sie in jedem Lebensverhältnisse die edelsten und wohlthätigsten Vorzüge ihres

Digitized by Google

Geschlechtes. Ihrer sorgfältigen Erziehung verdankten die Kinder um so mehr, als sie nach des Vaters frühem Tode noch unmündig ihrer alleinigen Pflege und Leitung heimfielen. Die Milde, der Zartsinn, die Ordnungsliebe, der Eifer für Pflicht und Ehre, endlich die unendliche Fülle mütterlicher Liebe, welche die treffliche Frau auszeichneten, übten auf das Gemüth ihrer Kinder den glücklichsten Einfluß, und das gemeinschaftliche Leben im mütterlichen Hause dauerte auch nach Rotteck's Verehelichung bis zum Jahre 1808 fort, wo sie sodann gestorben ist.

Der junge Rotteck machte alle seine Studien in der Vaterstadt. Damals wehete durch die Schulanstalten derselben der Geist der Regierung Josephs. Die ersten Eindrücke waren somit die wohlthätigsten und bleibendsten. Nach dem Tode des großen Kaisers blies jedoch nach und nach ein anderer Wind, ohne die Früchte der Aussaat völlig zerstören zu können. Im dreiundzwanzigsten Jahre (1798) mit der juristischen Doctorwürde bekleidet *) und mit der Stelle eines Assessors bei dem Stadtmagistrat (damals zugleich Justizgericht) beehrt, erhielt er einige Zeit darauf diejenige eines ordentlichen Professors der Weltgeschichte. Rotteck's Absicht war anfänglich zwar auf den Advokatenberuf ausgegangen; aber das Leopoldinische System (von dem zu Florenz befolgten sehr verschieden) hatte allerlei Beschränkungen verhängt, welche den Eintritt in jenen Stand vor einer gewissen Anzahl Jahre verboten. Erst 18 Jahre später gelang es ihm, die geistige Braut seiner Jugend dennoch heimzuführen. Reisen nach Wien und Paris, nach der Schweiz und Italien erfüllten seine Phantasie mit manchen neuen Bildern, berichtigten manche Vorstellungen vom Leben und Treiben der Völker und schärften die in hohem Grade ihm eigne Beobachtungsgabe.

Im Jahre 1804 vermählte sich Rotteck mit einem schönen und tugendsamen Mädchen, Katharina Mors, von Donaueschingen, Tochter eines fürstlich fürstenbergischen Hofrathes daselbst, mit welcher er die glücklichste und gesegnetste Ehe führte, wie weiter unten näher erwähnt werden wird.

Unser Freund genoß alle süße Vergnügungen eines durch Phantasie und Verstand, freie Forschung und naturgetreues

---

*) Die damals pro gradu geschriebene Abhandlung: „Ueber die Verbindlichkeit eines Regentennachfolgers zu Haltung der von seinem Vorfahr geschlossenen Verträge ꝛc.", ist nicht in den Buchhandel gekommen, sondern blos unter Freunde zu Freiburg und Regensburg ausgetheilt worden.

Digitized by Google

Gefühl veredelten Privatlebens. Er hatte wackere Lehrer gehabt und trat nun, selbst einer der wackersten, mit in ihre Reihen als College und Freund. J. G. Jacobi war damals noch die Zierde der Hochschule: der erste Protestant, welcher an die bisher reinkatholische Albertina gerufen worden war. Hug, Sauter, Ruef, Wanker, Schmiderer, Schinzinger, Petzecke, Eckar und A. glänzten auf mannichfachen Bahnen durch ihren Werth als Lehrer und Schriftsteller. Ein geistbefreundeter Mann, der in keinem Zweig des Wissens unerfahrene, in mehr als einem ausgezeichnete Ittner stand längere Zeit der Universität als Curator vor, als die glückliche Periode des Ueberganges von der Herrschaft Kaiser Franz I. zu derjenigen Karl Friedrichs erschienen war. Die „Iris", ward einer der gemeinschaftlichen Berührungspunkte für die Gelehrten, welche mehr in humanistischer Rücksicht sich bewegten. Hebel, Matthisson, Salis und einige Schweizer gehörten mit zu dem Bunde. Geistreiche Frauen gaben dem Ganzen noch mehr Würze. Der gemeinsame Schmerz über die Lage und die Leiden des deutschen Vaterlandes hatte manche Leidenschaft und Meinungsverschiedenheit noch nicht aufkommen lassen, welche später unvermeidlich eintreten mußten. Ein solch allgemeiner Burgfriede wäre wol auch glücklich zu nennen, wenn es ohne öffentliche Wohlfahrt für bessere Menschen ein ungetrübtes Privatglück gäbe. In solcher stillen Wirksamkeit, auf kleine literarische Erzeugnisse im Interesse eines gewähltern Publicums und auf seine akademischen Vorträge (über Geschichte und vergleichende Geographie) beschränkt, brach das Jahr 1811 an.

Um diese Zeit faßte Rotteck die Idee der Herausgabe eines Lehrbuchs der allgemeinen Geschichte, oder vielmehr eines Werkes, welches sowol für Vorträge, gehalten an reifere Jünglinge, als für den philosophischen Beobachter der Geschichte zum Selbststudium dienlich wäre. Er gibt hierüber in der Vorrede zur ersten Auflage also Rechenschaft: „Auch das beste Lehrbuch kann nicht gleich brauchbar für jede Schule sein. Es kommt hier Vieles auf den Grad der Vorbereitung, womit die Schüler eintreten, auf Zweck und Methode des Lehrers, auf die Zeit, die er dem Unterricht zu widmen hat, endlich auch auf den Zusammenhang und das gegenseitige Ineinandergreifen verwandter Lehrkanzeln an. Ton und Inhalt des Vortrags müssen nach jenen Rücksichten bestimmt, und, wo kein ihnen entsprechendes Lehrbuch vorhanden ist, ein neues verfaßt werden. Ohnedem schreitet die Wissenschaft unaufhörlich weiter: die besten Lehrbücher kön-

Digitized by Google

nen nach dem Verlauf einer mäßigen Zahl von Jahren den Zögling nicht mehr zu dem Standpunkt erheben, welchen jene indessen erschwungen; und wenn ein Nachfolger auch nichts Weiteres thäte, als daß er ein früheres vorzügliches Werk, welches er zur Grundlage seiner neuen Arbeit nähme, durch die Ausbeute der spätern Forschungen bereicherte und dabei Ton und Behandlung nach den Bedürfnissen seiner Zeit und seiner nähern Umgebungen (wer verkennt, daß beide hier sehr in Betrachtung zu ziehen sind!) abänderte, so würde seine Mühe gewiß nicht unverdienstlich und das Werk nicht ohne Werth sein, vorausgesetzt, daß es nicht blos flüchtige Compilation, wie gleichwol meist der Fall ist, sondern die Frucht eigner Forschung und reifen Nachdenkens wäre, und sich, sei auch Vieles davon aus den Werken der Vorgänger entnommen, dennoch durch den innern Zusammenhang und durch Einheit und Eigenthümlichkeit des Tones und Geistes als ein eignes, dem Verfasser in der That zugehöriges Werk ankündete". *)

Diese Betrachtung ermuthigte R., trotz der vorhandenen Anzahl von trefflichen Lehrbüchern, worunter er besonders Gatterer, Remer, Schlözer, Beck, Heeren und Breyer anführt, an die Ausarbeitung eines neuen Lehrbuches sich zu machen. Die nähern Bewweggründe hierzu gibt er in folgenden Worten an: „Jeder Lehrer, der mit Liebe und Eifer sich seinem Amte widmet, fühlt eine Art von Bedürfniß, von Verpflichtung möchte ich sagen, die Grundsätze seines Unterrichts, Geist und Ton seines Vortrages öffentlich bekanntzumachen. Hierdurch werden die Zöglinge, oder wer für sie den Studienplan bestimmt, im Voraus mit Dem bekannt, was sie da zu erwarten oder nicht zu erwarten haben; der Lehrer rechtfertigt seinen Beruf vor den Augen des größern Publicums, erweitert, wenn er so glücklich ist, Leser auch außer dem Kreis seiner Schule zu erhalten, die Grenzen seines nützlichen Wir-

---

*) Leider ist dieser Wunsch noch sehr wenig oder sehr schlecht in Erfüllung gegangen. Von den meisten neuern Handbüchern der Geschichte sieht eines dem andern so ähnlich wie ein Tropfen Wasser dem andern. Ueber die wenige Selbstverleugnung zu Ueberarbeitung und Fortsetzung einst anerkannt trefflicher Werke wird nur mit allzu vielem Rechte geklagt. Oft bedürfte es nur verbesserter Orthographie und Wegräumung allzu gehäuften literarischen Schuttes, oder der Zusätze, welche die Ergebnisse neuerer Forschung in Anmerkungen enthielten. Wir nennen beispielshalber nur den einzigen Mascov. Die „Geschichte des ältern Deutschlands" und die „Commentarien" desselben in die neudeutsche Sprache einfach übersetzt würden 2 classische Werke darbieten.

Digitized by Google

kens, und freut sich dessen als des schönsten Lobes seiner einsamen Arbeit. Ich gestehe, daß ich nach diesem Lohn mit allen Kräften meiner Seele strebe. — — Vorzüglich hab' ich jedoch heranreifende Jünglinge im Auge, welche schon vorbereitet sind durch früher genossenen historischen und philosophischen Unterricht und deren Geist, deren Gefühl empfänglich ist und voll des Lebens. Euch, meine edeln jungen Freunde, möchte ich die großen Lehren, die erhebenden Bilder der Geschichte in das offene Gemüth legen, euch Liebe und Bewunderung geben für die herrlichen Charaktere der Vorzeit, eure unerschöpfte Wärme entzünden für Recht, Freiheit und Vaterland, eure Kraft nähren, eure Nacheiferung spornen durch die Vorhaltung geschehener Großthat. Meine eigne Jugendzeit scheint mir bei dieser Beschäftigung wiederzukehren, die Begeisterung, mit der ich den Reichthum der Geschichte aufnahm, das erhebende Gefühl, womit ich in die Galerie der großen und guten Menschen trat, der Dank, den ich denjenigen zollte, die mich einführten in diesen ehrwürdigen Kreis. Manches, was ich damals mit Enthusiasmus umfaßte, ist seitdem mir anders erschienen; manches Gefühl, manche Hoffnung hat die Erfahrung kälter gemacht; aber die Glorie, in welcher ich zuerst meine Lieblingshelden sah, ist nicht verglommen, und während die Gegenwart immer bedrängter, die Zukunft trüber wurde, hat die stille Vergangenheit mir unabläßig Trost, Aufschluß und Erhebung gebracht".

Rotteck legte bei Abfassung seines Werkes, was den äußern Rahmen betraf, das Remer'sche zum Grunde, gegen die Gewohnheit vieler unserer neuesten Historiker, welche gewöhnlich mit unerträglicher Impertinenz gegen frühere verdienstvolle Männer des Faches debutiren und durch großes Gepolter und burschikoses Zusammentreten aller vor ihnen angewendeten Systeme das innere Feuer und die höhere Kraft ankündigen. Die Grundsätze, welche der Verfasser eines neuen Lehrbuchs der allgemeinen Geschichte aufstellen zu müssen glaubte, sind die edelsten, welche einen Schriftsteller mit einer Aufgabe wie die seinige beseelen können: der religiöse und der politische Standpunkt, Klippen, woran so viele Talente und Bestrebungen scheitern, hat er mit Vorsicht und Würde berührt. Ein Katholik, wie der Verfasser ist, hatte doppelte Gründe. Von diesem Standpunkte aus war jedoch freilich vom Verf. niemals etwas zu besorgen, wie weiter unten gezeigt werden wird. Die Zeit aber, in der das Buch geschrieben wurde, und das Land, in welchem er seine Vorträge hielt, mußten durchaus mit berücksichtigt werden. Wahr sagt der

Digitized by Google

Verf.: „Selbst die großen Alten schrieben mit parteiischer Vorliebe für ihr Vaterland und ihre Verfassungen". Die romantischen und epischen Geschichtschreiber, denn auch solche gibt es heutzutage, leugnen zwar solches; aber so lange die Geschichte von Menschen geschrieben wird und den Menschen zu etwas nützen soll, so lange wird stets auch der subjective Standpunkt mit dem objectiven gleich berücksichtigt werden müssen, und das Ideal einer von aller Nebenrücksicht und aller Leidenschaft freien Geschichtschreibung wird von Menschen hienieden ebenso wenig jemals erreicht, als die Wahrheit selbst aufgefunden. Dies ist gerade der Punkt, welcher hinsichtlich des Rotteck'schen Geschichtswerkes vielfach besprochen worden ist. Die Gegner von der dürren, tiefgelehrten, und jene von der romantisch-epischen Abtheilung haben weder die Idee noch die Tendenz beachtet, über die Rotteck schon in der Vorrede zur ersten Auflage bestimmt sich aussprach. Rotteck betrachtete in seiner Stellung als Lehrer und Schriftsteller die „Geschichte allerdings als eine reiche Quelle von Kenntnissen; aber hierdurch wird nur die Hälfte ihres Werthes bestimmt. Sie soll auch aufs Gefühl und auf den Willen wirken, die moralische Kraft erhöhen, Liebe zur Tugend und Haß des Lasters geben und Begeisterung zur großen That. Dies Alles kann sie nur dann, wenn sie nicht blos zum Verstande, sondern auch zur Imagination und zum Herzen redet; ja selbst die bloße Belehrung wird eindringlicher und dauernder, wenn sie in etwas belebter Sprache ertheilt wird. Aus diesen Gründen, fährt er fort, von deren Richtigkeit mich eine vielfältige Erfahrung überzeugte, habe ich mich nicht gescheut, selbst in einem Lehrbuche auf Einkleidung und Styl eine Sorgfalt zu verwenden, welche die Verfasser von solchen Büchern, wenigstens in Deutschland, gewöhnlich unter ihrer Würde halten".

Dies ist eine Wahrheit, die Jeder nur zu gut fühlt, welcher jemals mit den bessern Geisteswerken der Alten und der Neuern sich befreundet hat. Ihre Anwendung erklärt uns, weshalb ein großer Theil von deutschen Schriftstellern, trotz allem Aufwand von Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Kritik, weder auf die eigne Nation selbst den Einfluß ausübt, welchen man sich doch versprechen sollte, noch andern Nationen in dem Grade imponirt, wie selbst mittelmäßige Geschichtschreiber und Producte unter diesen letztern. Es mangelt gar zu Vielen an Geschmack und ihren Werken an Harmonie und Schönheit der Form. Man hält uns Neuern fortwährend die Alten vor Augen, und gerade diese haben

Digitized by Google

auf das Aeußere sehr bedeutende Sorgfalt verwendet. Wenn die Wahrheit zu den Sinnen und zu dem Geiste zugleich spricht, wirkt sie doppelt. Der größte Theil des Werthes einer Frau ist freilich der moralische; wenn aber diese Frau auch mit äußerlichen Reizen ausgeschmückt ist und dieselben durch zwar einfach-edle aber geschmackvoll-würdige Toilette erhöht, so steht sie in doppelter Grazie vor uns. Man sagt: die Wahrheit, oder deren Verkünderin, die Geschichte, wirke einfach durch sich selbst und bedürfe keiner Coquettenkünste. Dies ist an und für sich wol wahr, aber das von uns Angedeutete kann nicht in letztere Reihe gerechnet werden. Vernachlässigung und Schmuz im Aeußern, oder geschmackloser Anzug ist nicht das Correlatum von Coquetterie. So verhält es sich denn auch mit Geschichte und Geschichtschreibung. *)

Nach dieser Abschweifung, welche durch die Urtheile über Rotteck und seine Art Geschichte zu behandeln, nicht ganz überflüssig scheinen mochte, kehren wir zu ihm selbst zurück.

In dem Zeitraum, welcher von Erscheinung des ersten Bandes bis zur Herausgabe des neunten verstrich, hatte sich auf der politischen Bühne so Manches begeben, was auf Ton und Geist des Ganzen großen Einfluß üben mußte. Das Werk selbst war eine Macht in der Geschichte der öffentlichen Meinung Deutschlands, und der Verfasser muß den Männern angereiht werden, welche geistig mit zur Emancipation derselben und zur Befreiung des Vaterlandes wirkten. Es gehörte Muth und Selbstverleugnung dazu, damals, als die ersten Bände dem Publicum mitgetheilt wurden, so zu schreiben, wie dieselben geschrieben worden sind. Dies ist das eine Hauptverdienst des Werkes, und dies erklärt zugleich sowol die zahlreiche Theilnahme der Edelsten und Besten des deutschen Vaterlandes an dem Unternehmen, als auch Ton und Farbe mancher Schilderungen und Gemälde, die darin ganz eigenthümlich und verschieden von vielen andern zu finden sind. Der Verf. spricht sich hierüber selbst am klarsten in der Vorrede zur zweiten Auflage aus:

„Die Zeit, worin ich sie (die ersten 3 Bände) schrieb,

---

*) Unter Allen, die darüber sich ausgesprochen, hat Woltmann in seinem gleich berüchtigten als geistreichen Libell über Joh. v. Müller die trefflichsten Ansichten niedergelegt und den feinsten Schönheitssinn verrathen, welcher auch einen Geschichtschreiber zu Belebung seines Kunstwerkes beleben soll. Wir reden übrigens hier auch nur von Geschichtschreibern, nicht von Geschichtsforschern.

Digitized by Google

hatte darauf einen vorherrschenden Einfluß. Es war die Zeit der Napoleonischen Gewaltherrschaft. Die 3 ersten Bände waren geschrieben, der erste bereits auch ausgegeben, bevor die Flammen Moskaus als Morgenröthe einer möglichen Wiederherstellung des Rechtszustandes über die europäischen Länder leuchteten. In den Tagen der völligen Erdrückung aller Rechte der Völker und der Einzelnen durch die Schreckensmacht des Einen, wo, von der Gegenwart strafend, wie sie es verdiente, zu reden, Verderben brachte und jede der Freiheit holde philosophische oder politische Lehre geächtet war, erkannte ich in der Geschichte noch ein einzig übriges Organ zur Verkündung der Wahrheit. Die alte Geschichte hatte man noch nicht gewagt schweigen zu heißen, und ihre Gemälde mochten durch leise Andeutung zu Bildern der Gegenwart gemacht werden; in dem Urtheil über längst vorübergegangene Begebenheiten und Charaktere mochte jenes über die Schicksale und Machthaber des Tages erklingen. Von diesem Standpunkte aus müssen die 3 ersten Bände gewürdigt werden".

Sie wurden, wie wir bereits bemerkt, von Tiefersehenden und Besserdenkenden gewürdigt, wenngleich nicht ohne mannichfache Vorurtheile und verunglimpfende Beschuldigungen gegen den Verfasser zu erregen. Diese Vorurtheile und Beschuldigungen kamen nicht sowol von Seite der Gewalt, als von einer Abtheilung des Publicums selbst. In Baden waltete der milde Geist eines Enkels von Karl Friedrich, desselben Fürsten, welcher dem Lande nach einer Anzahl Jahren das Geschenk einer freisinnigen Verfassung aus eignem Antrieb dargereicht hat; aber unter dem Volke zeigten sich hier und da bereitwillige Sendlinge des Despotismus und blinde Seelen ultramontanischen Kirchenthums genug, welche den Verfasser mannichfach in gehässigem Lichte hinzustellen bemüht waren. Auch Baiern hatte noch, trotz Montgelas, viele solcher Leute. Die Zeloten einer katholischen Literaturzeitung zu Landshut, deren Redactoren, Felder und Mastiaux, die Vorgänger der Herren Kerz und Besnard, von der öffentlichen Meinung ihrer aufgeklärtern Glaubensgenossen selbst schon längst mit verdienter Verachtung gebrandmarkt worden sind, überschütteten Rotteck mit jeder Art inquisitorischen Giftes, und die ganze zahlreiche Partei, welche ihren Ansichten huldigte, suchte den Verf. der „Allgemeinen Geschichte" nicht nur als Unkatholiken und Socinianer, sondern selbst als Freigeist und Jugendverführer darzustellen und unter dem Publicum herumzubringen. Man setzte das Buch natürlicherweise also gleich in den Index und verbot es unter

Digitized by Google

Androhung schwerer geistlicher Censuren allen katholischen Jünglingen, welchen an der Religion ihrer Väter noch etwas gelegen sei. Der Verf. gegenwärtiger Biographie gedenkt noch mit Vergnügen der vergebenen Mühe, welche der Official und Generalvicar des Bischofs von Basel, ein im Uebrigen redlicher, gemäßigter Mann und Freund seines väterlichen Hauses und in früherer Zeit von großem Einfluß auf seine wissenschaftliche Bildung, sich im Jahre 1811 und 1812 gab, um gegen Rotteck's Grundsätze den tiefsten Abscheu ihm einzuflößen. Er gedenkt auch noch mit Unwillen der cause célèbre, welche in seiner frickthal'schen Heimath durch die fanatischen Anstrengungen eines ältern Priesters gegen eine aufblühende Lehranstalt sich ergab, blos aus dem Grunde, weil Rotteck's Lehrbuch beim Unterricht der Geschichte darin zum Grunde gelegt und die Lecture der „Stunden der Andacht" empfohlen wurde. Die Regierung des Cantons Aargau, damals noch in entschiedener Mehrzahl von freisinnigen Ideen geleitet*), stellte eine strenge Untersuchung gegen den verleumderischen Störer des Burgfriedens an, und sie endigte sich mit Einstellung der Amtsverrichtungen des Pfarrers. Der Mann, welcher den Verf. dieser Biographie und eine Anzahl Jünglinge mit den Ansichten des trefflichen Geschichtschreibers bekanntmachte, hieß Fischinger, noch jetzt Oberamtmann des Bezirkes Rheinfelden und Mitglied des souverainen Rathes, ein Beamter von vielfachem Verdienst. Der Verf. muß jedoch gestehen, daß er schon früher aus den Händen eines katholischen Priesters, welcher mit ihm verwandt war, wenn auch nicht ohne einiges Zittern desselben, das hartbeschuldigte Buch erhalten hatte. Er fand jedoch damals Manches noch zu schwer darin und empfing erst durch den mündlichen Vortrag jenes Beamten, welcher auf einem provisorisch errichteten Gymnasium unentgeltlich lehrte, die nöthigen Erklärungen. Man führt diese an und für sich unbedeutenden Einzelnheiten blos deshalb an, weil sie einen Beweis dafür liefern, wie schwer den vom ultramontanischen Alp gedrückten Katholiken in manchen Gegenden oft jeder Schritt zur Emancipation gemacht wird, wie man planmäßig die Jugend durch Erweckung alter grober Vorurtheile und heftiger Leidenschaften zu bearbeiten suchte, und wie man dies Alles zur größern Ehre Gottes auch jetzt wieder thut.

Am meisten hatten die apostolische Partei Rotteck's Ur=

---

*) Selbst den congregationsfreundlichen Censor von R. aus den Jahren 1821—29 mit eingeschlossen.

Digitized by Google

theile über religiöse Materien geschmerzt; diese waren es, welche dem Verf. ganz besonders den Namen eines Socinianers, das stärkste Schimpfwort, welches ein nicht an Rom glaubender Katholik von den Ueberspannten seiner Partei erhalten kann, zugezogen. Daß die Art und Weise, wie er die Sündflut, den Uebergang der Israeliten durch das rothe Meer, die Sendung Mosis*), den Charakter Samuel's und das Leben David's beschrieb, wurde als frommen Ohren ganz unerträglich hervorgehoben. Bei vielen dieser Angriffe, welche mit schonungsloser Wuth bald offen, bald anonym gewagt wurden, konnte man sich an das naive Verfahren protestantischer und katholischer Sorbonnen gegen Bayle und Voltaire erinnern.

Eine andere Art von Krieg ward gegen den Verf. des Geschichtswerkes von Seite derjenigen Fachgelehrten geführt, deren literarischen Pedantismus oder mattherzige Gesinnung er durch vielerlei Urtheile und Ansichten oder durch gleichgültige Uebergehung nichts frommenden Schulkrames sehr beleidigt hatte. Dieser Leute fanden sich unter Protestanten ebensowol als unter Katholiken; doch wagten sich nur wenige mit der Sprache heraus; die meisten äußerten ihre Leidenschaft nur in Ausfällen auf dem Katheder; von da aus wurde der Verf. nicht selten als unwissenschaftlicher Kopf, als ein oberflächlicher Schöngeist, als ein alle wahre Geschichtsphysiognomie verzerrender Nachtreter Voltaire's hingestellt. **)

Rotteck fand in der Anerkennung der Besten seiner Zeit überschwenglichen Lohn; in dem rauschenden Beifall der Jugend und der übrigen gebildetern Abtheilung des Publicums, welches ihn zu begreifen und zu fühlen im Stande war, hinlängliche Ermuthigung. Als in Folge des Auferwachens deutscher Nation die politischen Ketten des Auslandes gefallen und eine Menge Hindernisse hinweggeräumt waren, folgte er ungestörter als zuvor dem vollen, reichen Zuge seines Herzens. Es wurden in dem von Zeit zu Zeit fortschreitenden Werke viele Worte gesprochen, welche, gleich feurigen Zungen, die Begeisterung und Ueberzeugung der Leser weckten, und die akademischen Vorträge, welche er erst als Geschichts-

*) Meist nach Schiller's Ansicht.

**) Auf gleiche Weise äußerte sich auch noch später Görres, derselbe, welcher Joh. Müller verwarf und doch gegen Verf. dieser Biographie mehrmals erklärte, er habe die Schweizergeschichte niemals gelesen.

Digitized by Google

sodann als Rechtslehrer in reichgefüllten Hörsälen hielt, dienten, wenn es noch nöthig gewesen wäre, als lebendiger Commentar. Doch greifen wir unserer Schilderung seiner Verdienste in dieser letztern Hinsicht noch nicht vor.*)

Mehre Jahre lang erlitt die „Allgemeine Geschichte" eine von dem Publicum unbehaglich aufgenommene Unterbrechung; verschiedene Krankheiten, gehäufte Dienstgeschäfte, ökonomische Anstrengungen und schwere Familiensorgen trugen Schuld hieran. Endlich, im J. 1826, erschien der letzte Theil, oder vielmehr es wurden die beiden letztern zusammen ausgegeben. Die politischen Störungen von 10 bedeutungsvollen Jahren, sowie die inzwischen gespielte Rolle des Verfassers als Abgeordneter in der ersten Kammer und als publicistischer Schriftsteller im Gebiete des constitutionnellen Staatsrechts hatten den Reiz an dem Werke nur erhöht. Die 3 letzten Fortsetzungen, welche die Weltereignisse von der Reformation und bis zur Restauration beschrieben, hatten die Zahl der Abnehmer bis auf 10,000 und die der Auflagen auf 7 vermehrt. Man brannte vor Ungeduld, sie in die Hände zu bekommen, und sie wurden als die interessanteste Neuigkeit des Tages gleichsam verschlungen. Vom Norden und Süden des deutschen Vaterlandes und selbst aus der Fremde kamen R. die schmeichelhaftesten Schreiben, und zwar von Männern aller Stände, selbst der heftig im Werke angegriffenen, zu, und es findet sich mehr als eine Hütte des Schwarzwaldes, in welcher Rotteck's „Allgemeine Geschichte" mit den „Stunden der Andacht", Hebel's „Allemannische Lieder" und Schiller's und Wessenberg's Schriften zusammen die Bibliothek des Eigenthümers zieren: ein Umstand, welcher gewiß vortheilhaft von dem Culturgrad dieser Gegenden und von der Sorgfalt der Regierung für den Volksunterricht zeugt.

Die Kritik auf den ausgezeichnetern literarischen Richterstühlen hatte, mit geringer Ausnahme, und zwar da, wo beleidigte Eitelkeit oder gereizter Kastenstolz, oder verwundeter Meinungsfanatismus nur allzu sichtbar eingewirkt, ehrenvolle Urtheile, einige mit sichtbarer Liebe und innerer Herzenswärme, ausgesprochen, ja selbst von solchen Seiten, von welchen sonst ganz verschiedene wissenschaftliche Richtungen ausgehen und die vorherrschenden Ansichten des Verfs. von Geschichte und Geschichtschreibung nicht immer genehmigt werden konnten.

*) Bereits waren auch seine „Deutschen Blätter", eine patriotisch-politische Zeitschrift von sehr aufregendem Inhalt, erschienen.

Digitized by Google

Die Diplomatie, in dem Urtheil über die Persönlichkeit Rotteck's durch sein Auftreten auf dem Landtage und durch seinen Kampf gegen herrschende Lieblingsansichten nicht selten irregeführt, machte bisweilen ein saures Gesicht über einzelne Partien des Buches, besonders in den letzten 2 Bänden; doch benahm sie im Ganzen, man muß es aufrichtig gestehen, sich würdevoll und trübte die Ruhe des geraden Mannes durch keinerlei Art Vexationen, wie sie damals sonst Mode waren. Rotteck hatte auch darin eine Belohnung für seine muthige Bekämpfung der Preßbeschränkungen erhalten, daß Karl Friedrichs völliger Preßfreiheit ziemlich gleichsehendes Censurgesetz wiederhergestellt wurde und die nächste wohlthätige Anwendung ihm selber zugutekam. Die badische Regierung, welche mehr als eines aufgeklärten Staatsmannes und eines, freiem Worte nicht zürnenden Fürsten sich erfreut, ging niemals in entwürdigende Ansinnen fremden Einflusses ein, welcher Einfluß aus ganz verschiedenen Staatszwecken und Motiven mit diesem Toleranzsysteme schwerlich ganz zufrieden sein konnte. Ehre dem Ehre gebührt! Der Verf. der „Allgemeinen Geschichte", noch vom verstorbenen Großherzoge Karl zum Hofrath ernannt, fand in wohlwollenden Zuschriften des jetztregierenden Beruhigung und Aufmunterung. Er hatte auch in seinem Werke, wie in allen übrigen Schriften, das Königthum und die Freiheit, beide unter gesetzlichen Schranken, mit gleicher Wärme verfochten, und alles Das, was er gethan, war gegen die gemeinsamen Feinde beider von oben und von unten geschehen.

Ein besonderes Interesse hatte bei den Protestanten in Deutschland und der Schweiz das Gemälde erweckt, welches R. von der Reformation und deren wahren Ursachen, Hebeln und Folgen entworfen. Es ist das Urtheil aller aufgeklärtern Katholiken darin niedergelegt; doch haben Wenige es so klar und bündig ausgesprochen wie R., und darum gebührte ihm die freundliche Anerkennung ganz, welche er von verschiedenen Seiten deshalb erhielt.

Merkwürdig genug huldigten der Unabhängigkeit seiner Ansichten und dem Freimuth seines Charakters selbst entschiedene Meinungsgegner. Die hochachtungsvollen und schmeichelhaften Briefe, welche der bekannte Adam Müller, östreichischer Generalconsul zu Leipzig, an ihn gerichtet, sind keine der geringsten Beweise hierzu. Von der „Allgemein. Geschichte" ist auch schon früher im „Journal des débats", als es noch royalistische, obwol gemäßigte Farbe trug, eine französische Ueber-

Digitized by Google

setzung angekündigt worden. Verschiedene Journale dieses Landes fällten die günstigsten Urtheile.*)

Wir selbst, nachdem wir die Geschichte dieses Werkes beschrieben, sollten nunmehr eine Analyse des Ganzen und unser individuelles Urtheil über dasselbe, wie über einzelne Abtheilungen geben. Allein solches liegt außerhalb unserer Absicht. Der Freund und der Ideegenosse würden parteiisch dabei erscheinen, und bei vorzugsweiser Wahl oder bei wissenschaftlichem Tadel aus individueller Ueberzeugung des Einen oder Andern fürchteten wir dem Verf. oder unserm Gefühl Unrecht zu thun. Auch tragen wir Scheu mit einer Kritik da hervorzutreten, wo bereits würdigere und kräftigere Männer vor uns ihre Stimme abgegeben haben. Wir berufen uns daher blos auf Dasjenige, was wir schon einmal anderswo über dieses Werk im Allgemeinen gesagt haben.**)

Ein hervorstechender Zug in der „Allgemeinen Geschichte" Rotteck's ist, daß keine Autoritäten, seien sie auch noch so gewichtig, ihn bestechen; er greift, geleitet von der höhern Idee der Freiheit und des Rechtes, auch die liebenswürdigen Mörder derselben, er greift auch die Alexander und Cäsar, die Lieblinge seines verehrten Müllers, an. Der Ausruf des Letztern: „Und auch mein Cäsar", hat ihn, so oft er die Worte las, auf das tiefste erschüttert und verwundet. Es ist auch

---

*) Eines derselben äußerte sich nach Erscheinung des siebenten Bandes auf nachstehende Weise: „Si on jugeait la disposition des esprits en Allemagne d'après la force de penser et la hardiesse d'expression avec lesquelles l'auteur de cette histoire juge les événemens et les institutions des siècles précédens, on pourrait croire ce pays appelé à de grandes modifications sociales dans son existence actuelle; mais on sait assez généralement que le mouvement des esprits se concentre en Allemagne dans la sphère intellectuelle et morale: *partout ailleurs l'ouvrage de M. Charles de Rotteck pourrait être considéré comme un événement, mais en Allemagne ce n'est qu'un livre.* Les ténèbres du moyen âge, ce mélange de barbarie et de la générosité, de la féodalité et de la chevalerie; les immenses résultats matériels de la découverte des deux Indes, et intellectuels de la réforme religieuse du seizième siècle, enfin, l'influence puissante qu'ont sur la possibilité d'une réforme politique dans les institutions Européennes; l'établissement de l'équilibre quoique imparfait de la paix de Westphalie, sont dépeints avec des aperçus nouveaux et aussi ingénieux que remarquables. Les passages d'un pareil livre ne peuvent se détacher utilement; il faut le lire en entier pour l'apprécier, et nous pouvons assurer qu'aucun ami des études historiques et philosophiques ne le lira sans fruit ni sans plaisir". (Bulletin universel, Févr. 1824, p. 120.)

**) „Deutsches Museum" (Freiburg, Wagner).

fürwahr der größte Hochverrath an der bessern Menschheit, wenn solche Männer irgend einer glänzenden Gewaltthat das Wort reden. Man verehre in Alexander und Cäsar Werkzeuge des Schicksals oder der Vorsehung und somit diese Beiden selbst; aber was jene im Uebermuth des Herzens gethan, werde nicht als großartige Idee und als prämeditirter Plan hingestellt. Sie waren Producte der Begebenheiten, und jeder neue Sieg trieb sie zu neuem Kampf. Aber die völkerbeglückenden Vorsätze, mit denen sie die Summe ihrer Thaten und das Ziel ihres Lebens überschaut und aneinandergereiht, waren ihnen sicherlich fremd. Die Zeichnungen des Alterthums, das müssen wir frei gestehen, sind R. besser gelungen als die des Mittelalters. Sein Geist, Geschmack und Sinn ist mehr antik als christlich-germanisch, und nicht selten hat er große Erscheinungen und Charaktere der mittlern Zeit deshalb verkannt und minder richtig gewürdigt, weil die Richtung im Ganzen und die Folgen der Institute jenes Zeitraums ihm zu lebendig vorschwebten. Unter den Schilderungen aus der alten Zeit sind die Charakteristiken von Cato und M. Brutus gewiß zu den glücklichsten und schönsten zu rechnen, wiewol sich gerade aus ihnen manche Misdeutung für den Verf. ergeben hat. Ueber Karl d. Gr. sind wir mehrfach mit ihm nicht einverstanden; doch ist zu bedenken, daß er bei Entwerfung seiner Züge den Gewaltherrn vor sich sah, welcher Karls d. Gr. Nachfolger zu werden sich vorgenommen hatte. Auch die hohe Bedeutung der glorreichen Hohenstaufen für das deutsche Volk hat in ihm die patriotischen Anklänge nicht erweckt, welche jedes Herz immer mehr und mehr mit Stolz und Bewunderung für sie erfüllen, nachdem die Bilder jenes Heldengeschlechts nach Wegräumung des literarischen Schuttes, nach Erschließung mehrer Urkundenschätze und den verdienstvollen Mühen trefflicher Geschichtschreiber klarer und bestimmter vor uns treten. Natürlich: der Kämpfer für Vernunftrecht und politische Freiheit fand in den gewaltsamen Einzelnheiten mancher Erscheinungen und Charaktere jener Periode nur allzu viel (scheinbar) Aehnliches, was an den Kampf der Idee mit der Schwertesmacht in neuerer Zeit ihn erinnerte, und das vielbewegte, geistreiche Leben der italienischen Freistaaten, über welchem unverkennbar mehr der Geist des Alterthums als der des Christianismus (trotz allen zeitlichen Verbindungen mit Rom) schwebte, mußte gegen die imperatorische Herrlichkeit der Hohenstaufen, trotz allen nationalen Stolzesanwandlungen, ihn gleichgültiger machen, besonders zu einer Zeit, wo politisch de facto und moralisch in

Digitized by Google

der Idee der entschiedenen Mehrzahl das deutsche Vaterland vernichtet war. Dagegen hat er in den Portraiten von Dieterich, Alfred, den Heinrichen, den Ottonen, Suger u. A. desto mehr Ersatz gegeben. Das Papstthum, die Aristokratie, der soldatische Despotismus, der Absolutismus und die Papierwirthschaft der Diplomaten sind mit gleich scharfen und treffenden Zügen alle Perioden hindurch dargestellt, und die bessern Elemente der Humanität und die reinern Züge ihres bald stillbescheidenen, bald herrlichsiegreichen Waltens in erquickendem Bilde vereinigt.

Einen großen Irrthum zugleich und Verstoß hat Rotteck in den Partien begangen, welche die Schweizergeschichte abhandeln, und dieser Umstand hat manch wackeres Herz in jenem Lande der Großartigkeit und der Kleinlichkeit auf einem und demselben Boden ihm entfremdet oder irregemacht, wider Absicht und Willen. Der Verf. faßte die Frage vom Standpunkt des gemeinsamen Reiches auf, in dessen Interessen die Eidgenossen, bei aller speciellen Trefflichkeit und bei allem speciellen Rechtsanspruch, sehr unbewandert waren, wie einer der patriotischgesinnten Schweizer, Alex. Henne, in seiner an gutgeschriebenen Artikeln, warmen und edeln Gefühlen und zugleich an literarischen Ungerechtigkeiten und Ungezogenheiten gegen verdienstvolle Vorgänger angefüllten „Schweizerchronik" mit vieler Wahrheit bewiesen hat.*) Die Schweizer, dem Gesammtvaterlande durch die Feindschaft des östreichischen Adels und die goldenen Verführungen der französischen Krone immer mehr und mehr entfremdet, errangen eine politische Selbständigkeit, welche zur Zeit, wo sie von den Cabineten anerkannt wurde, bereits längst nicht mehr zu beneiden war, und sie waren, mit italienischem Dolch zusammengestoßen und von halbfranzösischen Sitten überarbeitet, eine fremdartige Pflanze, ohne innern Lebenssaft, von der Sonne der Freiheit verlassen und dem Parteigeist hoffärtiger Oligarchie und roher Demokratie überliefert. In dieser Hinsicht hat R. die Losreißung der Schweiz nicht ganz mit Unrecht beurtheilt; aber die eigentliche Periode der schweizerischen Freiheitskämpfe bis zur Vertheilung der Burgunderbeute und zum freiheitsmörderischen Vergleiche von Stanz**) bleibt rein von

---

*) Die persönliche Freundschaft, welche den Verf. mit Hrn. Henne verbindet, hindert ihn nicht, seine Meinung ebenso freimüthig als jener seine Verwerfungsurtheile auszusprechen.

**) Niklaus von der Flühe kann der Las Casas der Helvetier genannt werden. Um seine schöne Idee zu retten, opferte er die Neger

Digitized by Google

aller Makel (etwa das Zugreifen in die Lande Herzog Friedrichs von Oestreich abgerechnet) und gehört zum Schönsten, was die Geschichte aufweist. Von dortan ist es weder Freiheitstugend und Rechtsgefühl, was die Eidgenossen in der Mehrzahl geleitet hat, noch ist ihre nationale Politik eine besonders großartige und glückliche zu nennen.

Wir haben diesen Punkt, die Schweizer betreffend, aus verschiedenen Gründen etwas umständlicher hervorgehoben, und als Eidgenosse von Geburt und Gesinnung sprechen wir ein besonderes Stimmrecht an.

Die Cultur- und die Rechtsgeschichte hat fast in allen behandelten Zeiträumen eine Meisterhand an R. gefunden. Die Erfindungen und Künste, welche das Menschengeschlecht weitergebracht und gegen Tyrannen wie gegen Umtreiber geschirmt, schildert er in trefflichen Gegensätzen und oft mit prophetischer Wahrheit.

Am meisten ist ihm, wie schon oben erwähnt und von Protestanten wie von Katholiken mit gleicher Ueberzeugung zugegeben wurde, die Schilderung der Reformation gelungen. Da dieselbe den Maßstab für Würdigung der Grundansicht und Geistesrichtung des Verfassers darreicht, so führen wir hier die betreffenden Stellen an, mit den Anmerkungen, welche ein ausgezeichneter protestantischer Geistlicher und Schriftsteller, Zimmermann zu Darmstadt, in seiner „Allgemeinen Kirchenzeitung" (1823, Nr. 95) geliefert hat. Der Aufsatz führt den Titel: „Ehrenrettung und Verherrlichung Luther's und der Reformation durch einen berühmten kathol. Schriftsteller".

Der Hr. Verf. der „Allg. Geschichte" beginnt die Geschichte der Reformation mit folgenden Betrachtungen S. 137: „Mit erhebendem Gefühle betreten wir das große Feld der weltverändernden Umwälzung, den höhern Schauplatz eines unermeßlich weit nach Zeit und Raum verbreiteten, unerhört gewaltigen, an Wundern der Charakterstärke, der genialen Kraft, der Heldenkühnheit überreichen Kampfes der mannichfaltigsten, nationellen und persönlichen, allererst moralischen, aber von ihnen bewegt, auch politischen Kräfte, ein mächtiges Reich unüberwindlich-waltender Ideen. Aber wir betreten es auch mit Schüchternheit und wohlbegründeter Besorgniß; nicht nur weil so große Dinge würdig darzustellen schwer, und nach vielen trefflichen Vorgängern es mit Beifall zu thun noch schwerer ist; sondern auch und vorzüglich darum, weil noch immer die theologische Polemik

---

den Indianern, d. h. die Landleute den Städten, die Leibeignen den Freibauern auf. Man vergl. damit, was in der „Geschichte des Hauses Fürstenberg", Bd. 1, Buch 3, vom Verf. hinsichtlich dieses Punktes gesagt ist.

Digitized by Google

dieses Feld als ihr angehörig behauptet, worauf der Geschichte mehr nicht zukomme als die Rolle der Dienstmagd eines Kirchenglaubens. Wer dieser Geschichte die ihr als Wissenschaft, als Weltgericht allein geziemende Sprache der Freimüthigkeit, Wahrheit und strenger Parteilosigkeit gibt, dem droht von beiden Seiten Misverständniß und Anfeindung; ja leicht erscheint, wer, der unbefangenen Ansicht folgend, treu und behutsam die Mittelstraße wandelt, der eignen Partei als Abtrünniger, der Gegenpartei als Eiferer. Mag auch uns dieses Loos fallen; wofern nur Diejenigen uns nicht verwerfen, deren Standpunkt der rein wissenschaftliche und weltbürgerliche ist".

In der Schilderung der damaligen päpstlichen Macht heißt es S. 142: „Wie war es möglich, daß diese Macht erschüttert, gebeugt, überwunden wurde? Von wannen kam die Gewalt, welche stärker war als die weltgebietende? Wer vermochte zu vollbringen, was Kaisern und Königen, was Nationen und Concilien mislungen war? Es wurde solches vollbracht ohne irdische Waffen und Hoheit, nur durch die unsichtbare Gewalt der Ideen und der Wahrheit, unter der Begünstigung einiger von der Vorsehung bereiteten Umstände und durch die geniale Kraft einiger wenigen, jener Ideen und Umstände sich bemeisternden Menschen. Also wollte es das Schicksal; oder vielmehr: also ward das große Gesetz der Natur erfüllt, wonach die Idee stärker ist als die äußere Gewalt, und wonach Uebertreibung und Misbrauch der Macht ihr selbst zum Verderben werden, und wonach jede Macht, welche dem Geiste der Zeit widerstrebt, auf hohlem Grunde ruht, ja, durch ihr Widerstreben ihren Fall beschleunigt. Hierin also liegt der erste und allgemeinste Grund der Reformation, in der immer lebendigen Kraft der Menschenvernunft, welche zwar durch ihr ursprünglich feindselige, oder im Laufe der Zeit verderbte Institutionen mag vorübergehend niedergedrückt, doch nicht bleibend erstickt werden".

S. 144: „Kaum hatten die ersten Stralen der wiederkehrenden Aufklärung der abendländischen Welt einiges Selbstbewußtsein ihres kirchlichen Zustandes gegeben, als das Gefühl der Unerträglichkeit desselben sich in die zuerst leise, dann lauter und lauter, und endlich allgemein ertönende Foderung: Reform der Kirche in Haupt und Gliedern, ergoß. Der göttliche Geist des Christenthums, theils durch veraltetes Formenwerk erstickt, theils von dem künstlich emporgebrachten Priesterreiche verdrängt, drohete vollends zu entfliehen: ein Umschwung mußte stattfinden, wenn nicht bleibende Versunkenheit in Lamaismus und Bonzenthum das Loos sein sollte".

Von dem Zustande des Klerus unmittelbar vor der Reformation heißt es S. 147: „Welche Geistliche nicht durch Verbrechen oder Tyrannei der Gesellschaft schwer fielen, dieselben ärgerten sie wenigstens durch grenzenlose Ausschweifung und alle Scham verhöhnende Sittenlosigkeit. Fast einstimmig tönt hierüber bei den Geschichtschreibern jener Zeit die bitterste Klage; selbst der heftigste Feind der Reformation und eifrigste Vertheidiger des Papstthums, der Jesuit und Cardinal Bellarmin, gesteht ein, daß „ei-

Digitized by Google

nige Jahre vor Luther's und Calvin's Ketzerei, laut einmüthigen Zeugnisses aller Zeitgenossen, keine Strenge bei den geistlichen Gerichten, keine Sittlichkeit bei dem Klerus, keine Kenntniß der heiligen Dinge, keine Achtung vor Gottes Gebot, überhaupt fast keine Religion mehr gewesen sei".*) Der Verf. schließt diesen Abschnitt mit folgender Bemerkung S. 148: „Wo noch einige Funken des natürlichen Verstandes und des reinchristlichen oder auch des patriotischen Sinnes übriggeblieben waren, da mußte so auffallendes Verderbniß der Kirche und so schmähliche Bedrückung des Staates Indignation erregen und heiße Sehnsucht nach Abhülfe".

Nach Erwähnung mehrer die Reformation vorbereitenden und herbeiführenden Ereignisse fährt der Verf. S. 150 fort: „Nach allen diesen Vorbereitungen ist auch in dem allernächsten oder unmittelbaren Anlaß zur Reformation, sowie in allen Umständen, die sie begleiteten und begünstigend auf ihren Fortgang wirkten, der Finger der Vorsehung erkennbar, deren Rathschlüssen die Menschen von beiden Parteien, ihnen selbst unbewußt, wunderbar dienten. Der römische Hof selbst, durch allzu kühnes Verhöhnen des neuen Zeitgeistes, durch allzu große Uebertreibung seiner Gewalt, gab den Anstoß zur Umwälzung. Die selbst in den finstersten Zeiten den Bessern ärgerliche Lehre von dem mit Geld zu erkaufenden Sündenerlaß (welche den Papst als Ausspender der überschwenglichen Verdienste Jesus und der Heiligen, das ihm bezahlte Geld aber als Stellvertretung der Kirchenbuße und der Herzensbesserung, demnach auch als Befreiungsmittel von Schuld und göttlicher Strafe darstellte) wurde nie rücksichtsloser verkündet, der Ablaßhandel nie ausschweifender betrieben als in den Tagen der wiedererwachenden Vernunft unter Papst Leo X. und durch ihn".

S. 153: „Mit Entrüstung hörten die Verständigen und Frommen solchen Unsinn und solchen Frevel predigen, und mit Betrübniß sahen sie den Zulauf des zahlreichen Pöbels aller Stände zu dem schnöden Kram. Viele würdige Stimmen eiferten dagegen, keine nachdrücklicher als Martin Luther's Stimme".**)

S. 154: „Der Inhalt dieser (95 von Luther aufgestellten) Sätze, ja selbst der Inhalt der meisten spätern Lehren Luther's ist von der Art, daß heutzutage alle verständige Katholiken theils laut, theils wenigstens im Stillen sich gleichfalls dazu bekennen, und es würde, falls die Anmaßungen Roms und das Verderbniß der Kir-

*) Diesen doch gewiß unverdächtigen Zeugnissen zum Trotze und aller Geschichte zum Hohne, hat man gleichwol in unserer Zeit die Unverschämtheit so weit getrieben, zu behaupten, daß „die Läuterung des Katholicismus zur Zeit Luther's nicht nothwendig" gewesen sei. Man lese Robelot's Schrift über den Einfluß der Reformation Luther's (ins Deutsche übersetzt von Räß und Weis, Mainz, 1823), S. 6, und staune über die Frechheit, mit welcher dieser Franzose alle historische Wahrheit mit Füßen tritt. E. Z.

**) Der erbärmlichen Anklage, als habe der Augustinermönch Luther blos aus Ordensneid gegen die Dominicaner über deren Gewinn aus dem Ablaßhandel und sonach aus geheimem Auftrage seines Provinzials geeifert, wollen wir blos in einer Note erwähnen. Sie ist kaum der ernsthaften und gründlichen Widerlegung werth, die ihr in vielen Schriften zu Theil geworden. Auf die Beurtheilung der Sache ist die Behauptung ohnehin von ganz und gar keinem Einflusse; aber verächtlich erscheint, wer zur Erklärung von Luther's Eifer noch einen weitern Grund als die Schändlichkeit seines Gegenstandes sucht. v. R.

Digitized by Google

che heutzutage noch dieselben wären, wie sie zu Luther's Zeit gewesen, ein in seinem Geiste heute auftretender Reformator (angenommen, daß jenes Verderbnisses ungeachtet, die Aufklärung auf dem Punkt, worauf wir sie gegenwärtig erblicken, gelangt wäre) des Beifalls von 9 Zehntheilen der Katholiken versichert sein. Gleichwol hat das Brandmahl der Ketzerei, womit die herrschende Kirche Luther und seine Anhänger bezeichnete, und, davon abgeleitet, Sektengeist, Vorurtheil, Gewohnheit, in der neuesten Zeit endlich noch Haß einer mächtigen Partei gegen alles Freisinnige und ängstliche Ahnung eines politischen wie kirchlichen Revolutionen einwohnenden gemeinschaftlichen Princips den Standpunkt der Würdigung des großen Reformators und seines wunderähnlichen Werkes verrückt; in den Ansichten über beide herrscht meist nur Leidenschaft, Engherzigkeit, Unduldung, einseitiges Vergöttern und Verwerfen; man sucht vergebens nach Ruhe und Klarheit. Gleichwol liegt der Spiegel von Luther's Charakter, der Schlüssel all seines Thuns, der echte Maßstab der Würdigung deutlich vor uns in seinen Schriften und in jenen seiner Feinde, in der damaligen Weltlage und in dem Zusammenhange aller Umstände. Nicht als Stürmer der Kirche oder des Staates trat Luther auf; nicht erhob er das Panier einer hoffärtigen, das Heilige verachtenden Vernünftelei, wie zumal aus Denjenigen, welche vor dem Geiste der neuern Zeit sich entsetzen, Viele mit Bitterkeit und mit der Verschärfung ihm zur Last legen, daß Er den Samen alles nachfolgenden revolutionnairen Unheils ausgestreut *); nicht war Eitelkeit oder Wunsch, als Sektenstifter zu glänzen, der Geist, der ihn antrieb; nicht war es kalte Schulweisheit ohne Liebe und Demuth und jener hohen Poesie fremd, welche das Lebensprincip ist jeder Religion. Er war ein Mann von tiefem Gemüthe wie von reichem Geiste, durch helle Weltanschauung den Fesseln der Vorurtheile entrückt, das Verderbniß der Kirche mit Ueberzeugung erkennend und durch Talent und Muth natürlich berufen zur Auflehnung gegen das unwürdige Joch, überhaupt ein lebenskräftiger Ausdruck seines Zeitalters, vorzüglich befähigt und geneigt, in dessen Geiste zu wirken. Doch so edel diese Anlagen, so erscheinen sie gleichwol nicht erstaunenswerth und nicht vereinzelt. Wie Luther dachten und fühlten noch viele Andere, ja Manche übertrafen ihn an Wissenschaft, selbst an Begeisterung (Mehre noch an Kunst der Rede, an Gewandtheit, Mäßigung und edler Sitte); und ob mitunter selbst die Fehler Luther's zum Gelingen seines Werkes beitrugen, immer mögen wir annehmen, daß, wäre Er nicht gewesen, ein Anderer dasselbe begonnen und

*) Wie vor Allen Adam Müller und neben ihm viele kleinere Geister. v. R. — Also höret es, ihr Leidenschaftlichen unter den katholischen Brüdern! Es ist kein Protestant, welcher hier den ungeheuern Vorwurf, als nähre der Protestantismus den revolutionnairen Geist und als seien alle Protestanten Jakobiner und Carbonari, für eine freche Verläumdung erklärt. Nein, es ist einer eurer Glaubensgenossen, und zwar ein Mann, dessen classisches Geschichtswerk beweist, daß er in den großen Spiegel der Weltgeschichte klarer und tiefer geblickt als Tausende der blinden Eiferer, welche mit einer beispiellosen Schamlosigkeit die gegen sie selbst zeugende Geschichte für sich selbst zum Zeugniß aufrufen wollen. C. Z.

Digitized by Google

bei gleicher Gunst der Umstände auch gleichmäßig vollbracht hätte. Es war die Sache selbst, die Idee, die so Mächtiges wirkte, nicht eines Menschen persönliche Kraft, nicht schöpferisches Genie oder Heldenkühnheit des Einzelnen. Luther wurde nur stark durch den Zeitgeist, welchem er diente und den er keineswegs schuf; Tausende waren für ihn, weil er aus der Seele der Tausende gesprochen; er war mehr Panierträger als Meister dieses Kriegs. Auch stand, als er in die Schranken trat, die Vorstellung des Zieles noch keineswegs vor seiner Seele. Seine Feinde, welche durch bittere Schmähung und nimmer rastende Verfolgung ihn reizten, drängten, die Sache aufs Aeußerste trieben, zwangen ihn selbst, auch zum Aeußersten zu schreiten, und also wurde der Streit, der ursprünglich um einige wenige Punkte erhoben wurde, und worin auf seiner Seite das sonnenklarste Recht war, allmälig auf alle jene Lehrsätze ausgebreitet, die man als Waffen wider ihn brauchte oder misbrauchte, und endlich auf die allgemeine Grundlage oder Schutzwehr derselben, die Autorität des Papstes".

Sowol in der Darstellung der Geschichte, als in der Beurtheilung der Folgen der Reformation übergeht natürlich der treffliche Verf. die Schattenseite nicht. Auch hat kein unparteiischer Protestant dieselbe jemals verkennen mögen. Da Alles auf Erden, besonders zur Zeit der ersten Entwickelung, schwach und unvollkommen, auch das Edelste und Beste der Möglichkeit des Misbrauchs blosgestellt ist, so enthält diese Schattenseite durchaus keinen Beweis gegen den Werth der Reformation, und wir können sogar eine weit grellere Schilderung derselben als die hier gegebene uns gefallen lassen, wenn sie nur zuletzt, wie hier, von einem billigen und gerechten Urtheile begleitet ist. Aus diesem Urtheile des Herrn Verf. (welches in der Hauptsache zu dem Resultate führt, daß, ungeachtet aller vorübergehenden nachtheiligen Wirkungen, die segensreichen Folgen der Reformation bei weitem die überwiegenden waren) theilen wir unsern Lesern noch folgende Stellen mit.

S. 215: „Die Reformatoren hatten ein Princip aufgestellt: freie Prüfung, welches, obgleich von seinen eignen Urhebern, sowie von deren Schülern und Anhängern nur zu oft vergessen oder verkannt, dennoch als geheimes Lebensprincip des Protestantismus fortdauerte und das Palladium der Wissenschaft wie des Rechts im Besitze und in der Verehrung der Menschheit erhielt. Ungeachtet der vielfältigen Abirrungen der Verkehrtheit und der Leidenschaft, blieb dennoch die wunderbare Kraft dieses einmal zum Feldgeschrei gemachten Princips wirksam, und viele kirchliche und weltliche Häupter huldigten ihm aufrichtig und thätig. Es ist aber unmöglich, daß eine Wissenschaft liebend und erfolgreich gepflegt werde, ohne daß auch alle andere davon ihren Gewinn zögen, und der einmal in einer Richtung bewegte und freithätige Geist erfüllt bald alle Bahnen mit gleich regsamer und freier Thätigkeit. Die schrecklichen Stürme, welche die Reformation begleiteten, hielten zwar das Gedeihen von alle dem zurück; aber sie tödteten den Lebenskeim nicht, und nach vertobtem Gewitter entfaltete er allenthalben seine fruchtbringende Kraft. Hinfort war es unmöglich für irgend

Digitized by Google

ein Land, der Wissenschaft gänzlich verschlossen zu bleiben. Was irgendwo der Geist der Menschen ersinnt, gehört dem ganzen Geschlechte. Durch die bestverwahrten Pforten dringen immer wenigstens einige Stralen der draußen leuchtenden Erkenntniß, und eine freie Werkstätte der Wissenschaft mag die Welt mit ihrem Lichtglanz erfüllen. Endlich ist es vorzüglich der Reformation zuzuschreiben, daß die lebenden Sprachen zu Organen der Wissenschaft*) gemacht wurden und dadurch die Wissenschaft selbst zum Gemeingute des Volkes ward. Die Reformatoren allererst, aber dann auch ihre Feinde, mußten aufs Volk wirken, was nicht in todter, nur in lebender Sprache geschehen konnte. Hierdurch empfingen die verschiedenen Landessprachen eine sorgfältigere Bearbeitung und schnelle Vervollkommnung; die Wissenschaft, bisher nur in den Zungen verstorbener Völker redend und darum nur einer kleinen Classe von Eingeweihten zugänglich, öffnete jetzt ihren Tempel für jeden Freund, sie ward Sache der Nation". — S. 217: „Wenn ganz unleugbar viele Folgen der Reformation theils überhaupt, theils in den einzelnen Reichen, theils auf längere, theils auf kürzere Zeit höchst kläglich, ja schaudervoll gewesen sind (ohne daß jedoch die Behauptung von dem großen Uebergewichte ihrer segensreichen Einwirkung im Ganzen dadurch entkräftet würde), so bleibt gleichwol die Frage übrig: ob denn wirklich die Reformation selbst, d. h. ihre Urheber und Freunde zu verantworten haben, was Uebels auf sie gefolgt ist? oder, ob die an sich nach dem Guten abzweckende neue Lehre vielleicht nur durch den Widerstand, den man ihr entgegensetzte, verderblich ward? Die Katholiken haben durch die endlichen Friedensschlüsse mit den protestantischen Kirchen das vom rein vernünftigen Standpunkt wol überflüssige Anerkenntniß abgelegt, daß die Coexistenz dieser neuen Kirchen und der alten rechtlich möglich sei; sie haben demnach mit Unrecht die Bildung der neuen Kirchen gewaltthätig gehemmt, weil, was dem Rechte nicht widerstreitet, sein Dasein mit Recht behauptet. Ueberhaupt hat jede Lehre als solche den Anspruch auf Freiheit. Sie mag, unbeschadet dem Rechte, nur widerlegt, nicht aber unterdrückt werden, und über eine neue Lehre, zu welcher sich Millionen cultivirter Menschen bekennen, kann nur Vermessenheit die Aechtung aussprechen. Auch eine „alleinseligmachende" Kirche mag hier kein größeres Recht als jede andere fodern, weil nur das Ungerechte mit Gewalt darf gehindert werden, die eigne Seligkeit verscherzen aber kein Unrecht wider Andere ist. Es war demnach klare Rechtsverletzung, welche die katholischen Machthaber begingen, als sie mit Gewalt der Reformation sich entgegensetzten, und es ist abenteuerlich, zu sagen: „weil aus der Gegenwehr der Protestanten (die man da als rechtlos behandelte, ihres Glaubens willen verbannte, einkerkerte, tödtete) viel Unheil, Kriegszerstörung und mannichfaltige Gräuel geflossen sind, darum ist die Reformation zu verwünschen". Die Protestanten verlangten ursprünglich nichts

*) Darum läßt auch der umsichtige Hr. Verf. S. 160 Luther's „treffliche Bibelübersezung" nicht unerwähnt. E. Z.

als ihr Recht, nämlich die Ungestörtheit in ihrem keineswegs rechtswidrigen, weil auf vernunftmäßige Ueberzeugung gebauten, Beginnen. Mochte man ihnen Schranken setzen, sobald sie das Rechtsgebiet der alten Kirche oder des Staates überschritten; nicht aber sie selbst außer dem Rechte erklären, weil sie anders glaubten als Rom! Wer billig ist, wird eingestehen, daß es bei den Protestanten die Selbsterhaltung, bei den Katholiken die Herrschaft*) galt, und daß nicht die sehr vernünftig klingenden Sätze, welche Luther in Wittenberg anschlug, sondern daß der Bannfluch des Papstes und mehr noch die in Worms ausgesprochene Reichsacht das Feuer angezündet haben, welches Europa mit Verwüstung erfüllte".**)

Als der Verf. dieser Biographie die Nummer der „Kirchenzeitung" gelesen hatte, that es ihm außerordentlich wohl, gleich Tages darauf den von gleichen Gesinnungen erfüllten Mitarbeiter an den „Stunden der Andacht" und den Herausgeber des „Katholikon" und der „Ideale für alle Stände", den katholischen Priester B. Keller, dessen Leben in Nr. I. der „Zeitgenossen" erzählt worden ist, bei der Antrittsrede eines Professors der Dogmatik an der katholischen Facultät der freiburger Hochschule uns zur Seite sitzen zu sehen und mit ihm vertraulich sprechen zu können. Wir wünschten uns auf die zunächst stehenden Stühle die edeln Wessenberg und Tzschirner, Krug und Kajetan v. Weiller, Paulus und Alexander Müller herbei, und dem schlaulächelnden, geistvollen Erasmischen Hug gegenüber eine jener kräftigen lutherischen Naturen des Nordens, welchen es um Freiheit und Christenthum zu gleicher Zeit, aus Grund des Herzens und nicht blos um theologische Boxerei und leeren gelehrten Wortkram zu thun ist.

Die meisten Kämpfe für Gewissensfreiheit, wie für die politische, sind in der Beschreibung unserm Rotteck ganz vorzüglich gelungen, und, den unwandelbaren, reinen Gesetzen der Humanität getreu, hat er fast nie über nützlichen und großartigen Verbrechen die wahre Natur und die niedrigen Leidenschaften der Urheber derselben scharf und grell zu zeichnen versäumt: eine Klippe, woran Schriftsteller selbst von aner-

*) Und, fragen wir hier, ist es jetzo anders geworden? Ist es nicht noch immer blos Nothwehr, was wir üben? Seit wann begannen denn die Reibungen der neuern Zeit? Nahmen sie nicht erst da ihren Anfang, als durch öffentliche und geheime Intriguen die Erhaltung unsers von dem H-n. Verf. anerkannten Rechts bedroht wurde? O daß doch die Leidenschaft nicht so blind machte!
E. Z.

**) Der Verf. dieser Geschichte ist selbst Katholik und hat bei verschiedenen Gelegenheiten die Rechte und Interessen seiner Kirche freimüthig vertheidigt; aber er würde den Charakter des Geschichtschreibers und des Mannes zu verleugnen glauben, wenn er, aus was irgend für einer Rücksicht, jemals anstände, die Wahrheit oder seine Ueberzeugung auszusprechen. v. R.

Digitized by Google

kanntem Ruf und Werth gescheitert sind; denn es gibt liebenswürdige Verbrechen und Verbrecher. Zu streng wol mag das über Cromwell gefällte Urtheil sein, wie es auch das des für die Stuarts eingenommenen Hume ist. Nach Elisabeth hat kein Mann England so groß gemacht, wie dieser Cromwell. Die Regierung Karls II. und Jakobs III. bewies, daß er den Stuarts nicht zu viel gethan hatte. Sein Fanatismus war mehr angekünstelt als aufrichtig; er hätte ihn sonst in der Todesstunde nicht verlassen. In derselben urtheilte der Protector selbst strenger über seine Thaten, als England und die Geschichte und als der Herr vielleicht, „vor dem er in inbrünstigem Gebet gelegen"*), ihn richten wird. Auch im Zar Peter erkennen wir ein edleres Princip. Es war eine große Idee, nicht trotziger Wille blos, welcher für die Aufklärung seiner Nation ihn begeisterte. Die That gegen Alexei, vielleicht in der Form roher, war eine Wiederholung derjenigen des ältern Brutus. Es war mehr als nur problematisch, daß das Werk seines Lebens, Rußlands Erhebung, von der Hand eines Nichtswürdigen zertrümmert worden wäre.

Gegen die Unpopularität der oranischen Stadhouders in Holland müssen wir gegründete Zweifel erheben. Die Mehrzahl des batavischen Volkes war meist mit ihnen; ihr freisinniger und geistvoller Aristokratismus kämpfte wider eine zehnfach schlimmere Aristokratie an, und diese war es, welche durch eine unsinnige Revolution das ganze Gebäude des Schweigenden und seines Geschlechtes mit Hülfe eines demagogischen Coalirten stürzte. Wäre jene Dynastie unvolksthümlich gewesen, so hätte das Volk jene paartausend preußische Bayonnette zu zerbrechen gewußt, welche in den achtziger Jahren die Ordnung herstellten.

Die Würdelosigkeit, die Gesetzverachtung, die Völkerzertretung, die Perfidie der europäischen Politik im achtzehnten Jahrhundert sind mit glühenden Farben gemalt. Unser Herz erwärmt sich bei den wenigen, aber lebendigen Zeilen über den nordamerikanischen Freiheitskrieg und über den deutschen Trajan, Joseph. Er, den ein gemeinschaftlicher Freund in einem gleich gründlich als schöngeschriebenen Werke**) gegen historische Falschmünzer, hervorgegangen aus der Mitte der

*) So fertigte er bei einem festlichen Bankete spottend eine zudringliche Gesandtschaft ab. Dies deutet nicht auf Fanatismus.

**) F. J. Schneller, „Oestreichs Einfluß auf Deutschland und Europa" (Stuttgart, 1828—29, 2 Bände).

Digitized by Google

eignen (östreichischen) Nation, so kräftig und wahr vertheidigt hat, fand auch an Rotteck einen seiner würdigen Panegyriker gegen die kopflosen Beschuldigungen dürrer Schriftsteller und Publicisten, welche, mit den eignen Grundsätzen so häufig im Widerstreit, das unschätzbare Geschenk eines sein Geschlecht, seinen Thron und seine Leidenschaften um einen höhern Gedanken selbstverleugnenden Herrschers nicht zu würdigen im Stande sind. Wir können uns demnach nicht enthalten, die betreffenden Stellen hier herauszuheben, da sie zugleich sehr treffend den Gesichtspunkt beleuchten, von welchem aus der Verf. der „Allgemeinen Geschichte" manche seiner Angriffe gegen politische Kasten und Parteien unternommen hat.

„Maria Theresiens Erstgeborener, Joseph, nächst Maximilian II., der edelste der östreichischen Prinzen*), nicht nur lebenskräftig, ruhmbegierig und talentvoll, sondern auch zugewendet den Interessen der Menschheit und den Ideen einer vorangeschrittenen Zeit, nahm ihr Werk auf und setzte es fort in höherm Styl und mit männlicher Entschlossenheit. Allerdings that er es auch mit Uebertreibung und in seinem Feuereifer nicht nur der physischen, sondern auch der rechtlichen Hindernisse zu wenig achtend. Doch nicht von daher kam die Fehlschlagung seiner schönen Entwürfe. Das Unrecht, zumal gegen das gemeine Volk, würde man ihm verziehen haben. Aber er griff die Vorurtheile der Menge, und noch mehr, er griff das Interesse der privilegirten Stände an, und er wurde verdammt und unterdrückt durch die Leidenschaft und Macht dieser furchtbaren Gegner alles Guten. Vergebens ruft man uns heute unablässig ins Ohr: Revolutionen, d. h. Verbesserungen des gesellschaftlichen Zustandes durch den Volkswillen bewirkt, seien heillos; dagegen Reformen durch die legitime Autorität der Herrscher bewirkt, ehrwürdig und heilbringend. Auch der legitimste Herrscher, sobald er reformiren, d. h. den ungerechten Besitzstand nach Grundsätzen des ewigen Rechts und der Humanität verbessern will, wird gehaßt und geächtet. Nichts soll heilig sein als der Privilegirten historisches Recht".**)

---

*) Auch Maximilian I. und Joseph I. dürften vielleicht noch auf diesen Vorzug Anspruch machen.

**) Dies war besonders bei dem brabanter Aufruhr der Fall, wo blos Adel und Klerus und eine Anzahl begünstigter und von ihnen geleiteter Communen das auf keinerlei Weise in den Etats brabançons repräsentirte Volk zu einem unsinnigen Widerstand entflammt haben, blos weil

Digitized by Google

Nach diesen Grundzügen entwirft R. von der Wirksamkeit der Regierung Josephs ein sehr günstiges Bild und schließt nach Anführung der zahlreichen Reformen im Kirchenthum (deren wohlthätige Früchte selbst die jetzige Politik des östreichischen Cabinets fortzugenießen für gut findet) mit den Worten: „Mit Erstaunen sah die Welt den römischen Oberpriester, zu dessen Stuhl einst die Kaiser demüthig um Segen oder um Vergebung flehend gepilgert waren, jetzo als Bittenden zum Nachfolger derselben Kaiser ziehen. Aber die Rechtsüberzeugung Josephs wich der apostolischen Bitte nicht. Mit allen Ehrenbezeigungen, die seiner Würde ziemten, doch unbefriedigt in allem hierarchischen Begehren, wanderte er zurück nach Rom. Um dieselbe Zeit hatte auch der tibetanische Dalai Lama eine gleich vergebliche Reise zum Kaiser von China gethan".

Also war es, und dieser Punkt, was die religiöse Emancipation (Befreiung vom Joche des Ultramontanismus, wechselseitige Toleranz der Confessionen und Uebergang des Unterrichts aus exclusiv-geistlichen in gemischte Hände) betrifft, muß bei der Charakteristik des großen Monarchen festgehalten werden. Dies ist das eine große Werk des Kaisers, welches nicht wieder zertrümmert ward, noch auch zertrümmert werden konnte. Und hätte zuletzt Joseph auch nichts gethan, als daß er, der erste deutsche Fürst, die vielgekränkte Hoheit der Kaiser am Uebermuth des römischen Stuhles glänzend gerächt, so hätte er genug gethan, um eines bleibenden Denkmals im Herzen seiner Nation versichert zu sein.

Es hat uns sehr gefreut, die rohen Ausfälle mancher Schriftsteller hinsichtlich des Entwurfs zu einem Tausche von Baiern gegen die Niederlande nicht wiederholt zu sehen. Es war nicht die Rechtshochachtung des großen Friedrich, sondern erklärliche Eifersucht, was für Zweibrücken ihn waffnete. Daß der Entwurf scheiterte, konnte aus vielen Gründen ein Nationalunglück genannt werden, denn viele Dinge in den auswärtigen Verhältnissen würden sich anders für Oestreich und Deutschland gestaltet haben. Doch, hoc erat in fatis — und so muß es als gut betrachtet werden.

Die Krone des ganzen Werkes ist jedoch der neunte Band; er fand so allgemeinen Beifall, selbst nach Posselt,

---

man es veredeln und menschlicher machen wollte. Es gibt auch Privilegien für Narren; sollen die gescheuten Leute ewig durch sie geplagt und wenn dieselben sich entgegenstellen im Fortschritte zur Cultur gehemmt werden aus bloßem Respect für die privilegirten Schellen?

Mignet, Thiers, Lacretelle, Montgaillard, Buchholz und Schlosser, daß lange Zeit die Pressen des Verlegers nicht genug Einzelabdrücke liefern konnten. Er ist mit einem Freimuth, mit einer Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit geschrieben, wie bei einem so kitzlichen Gegenstande und nach den vielen Vorgängern und bei den heftigen Parteien in Leben und Schrift kaum vielleicht erwartet wurde. Schon freuten sich viele Gegner Rotteck's, in Schilderung der französischen Revolution, als in einer sichern Schlinge, den Jakobiner gefangen zu sehen. Aber wie sehr täuschten sie sich! Voll Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit der ersten constitutionnellen Bewegungen, voll Verehrung für die anfänglich aufgestellten Staats- und Menschenrechtsgrundsätze, voll Bewunderung für Charakter und Arbeit der herrlichen Assemblée constituante, der Blüte des Genies, des Talents und der Tugenden Frankreichs, einer Versammlung von Männern, wie vielleicht seit Untergang des römischen Senats und seit dem basler Concilium die gebildete Welt nicht eine andere gesehen, voll Achtung für einige Perioden und Abtheilungen der Assemblée legislative, ist er dennoch ziemlich entschiedener Gegner der Principien und der Anstrengungen des Nationalconvents. Doch erblickt er in ihm und in seinen Thaten häufig die Frucht der Nothwendigkeit und der Umstände; er zeichnet mit gleicher Unparteilichkeit und edler Indignation die heillose Partei der republikanischen Heuchler, als die heillose, ränkevolle und rechtsverletzende der Ultraroyalisten; er rechtfertigt die Behauptung, daß nicht dem Charakter der Revolution und den Sünden ihrer Männer, sondern ihren Grundsätzen und ihren edlern, gemäßigtern, gesetzlichen Bestrebungen der Hauptkrieg angekündigt worden. Der Berg und die Gironde treten in höchst anziehender Gruppe auf: der Geschichtschreiber wendet sich mit Abscheu (gegen viele Einzelne, sogar mit einiger Ungerechtigkeit) von dem erstern; er zeichnet die Schwächen, Verirrungen und Inconsequenzen der letztern; aber ihre Tugenden, ihre Talente, ihre Ideale und ihre Schicksale erfüllen ihn, sowie noch jetzt und allenthalben jedes feinfühlende und rein begeisterte Herz, mit bewunderungsvollem Mitleid und mit tiefer Trauer über die furchtbare Wahrheit der Lehre: daß in solchen Krisen nur kräftig-geniale Gewaltthat die Einzelnen und das Ganze rettet. Leider stimmt G. Forster in dem letzterschienenen „Briefwechsel"*) nur zu sehr damit überein und zeigt, wie die Re-

*) Herausgegeben (Leipzig, bei Brockhaus) von seiner trefflichen Frau,

Digitized by Google

volution in Folge der royalistischen Grundsätze, Tendenzen, Ränke und Gegenwirkungen gar keinen andern Gang nehmen konnte als denjenigen, welchen sie genommen hat.

Die Politik der Coalirten findet natürlich einen strengen, aber wahrhaften Richter; über dieselbe sind bereits alle bessern Royalisten, selbst vor Erscheinung der bekannten „Memoiren des Fürsten von Hardenberg", einig geworden. Er erkennt das Geniale, Romantischheroische in Bonaparte's erstem Auftreten und in seinen italisch-ägyptischen Feldzügen; aber mit der tiefsten Bitterkeit des Rechtsfreundes über Anmaßungen der Gewalt und mit schneidender Kürze beschreibt er die skandalöse Scene vom 18. Brumaire. Wir heben hier die betreffende Stelle aus:

„Am folgenden Tage fanden die Sitzungen der Räthe in St.-Cloud statt. Bonaparte hatte Truppen dahin gesendet, die Revolution durch die Macht der Bayonnette zu vollenden. Gleichwol erwartete ihn daselbst gefahrvoller Kampf. Zwar der Rath der Alten, in dessen Versammlung er mit kühner Rede auftritt, stimmt seinen Maßregeln bei; aber in jenem der Fünfhundert tobt die wildeste Gährung. Soeben hatte derselbe den erneuten Eid auf die Verfassung mit Begeisterung geschworen. Lucian Bonaparte selbst, damals Präsident des Raths, hatte ihn leisten müssen. Als sein Bruder im Saale erscheint, von Grenadieren begleitet, stürzen die Republikaner auf ihn ein unter dem Geschrei: „Nieder mit dem Dictator! Außer dem Gesetz der Tyrann!" Bestürzt weicht er zurück. Die Grenadiere führen ihn aus dem Saal. Draußen stehen seine Soldaten. Er erzählt ihnen, man habe ihn erdolchen wollen, spricht von Conspiration mit dem Ausland und appellirt an die Kriegsknechte von den Stellvertretern der Nation. „Es lebe der General!" tönt es durch die Reihen der Söldner!"

„Lucian Bonaparte indessen, seine Präsidentenwürde misbrauchend, verräth den Senat, dessen Vorsteher er ist, und die Heiligkeit der Volksrepräsentation. Viele Stimmen verlangen die Achtserklärung Napoleons, die Permanenz des Rathes, die Ertheilung des Kriegsbefehls an Bernadotte. Da legt Lucian, die Abstimmung verweigernd, die Zeichen seiner Würde nieder und verläßt den Saal unter Bedeckung von Grenadieren, welche sein Bruder hierzu abgesendet. Draußen, den Charakter als Präsident wieder annehmend, schwingt

---

Therese Huber, geb. Heyne, eine neue glänzende Bereicherung unserer Nationalliteratur.

Digitized by Google

er sich aufs Pferd, klagt den Rath vor den Truppen an: „es seien Meuchelmörder in demselben; mit Dolchen würden die treuen Mitglieder bedroht; die Gewalt müsse die Räuberversammlung zerstreuen. Nur jenes seien echte Repräsentanten, die sich um ihn, den Präsidenten, sammelten". Sofort ertheilt Napoleon den Befehl zur Vertreibung des Rathes. Der Wink des Generals und das Märchen von den Dolchen genügen zur Aufregung der brutalen Scharen. In geschlossenen Reihen dringen die Soldaten in den Saal. „Im Namen des Generals Bonaparte", ruft Leclerc, der sie führt, „der gesetzgebende Körper ist aufgelöst. Wer ein guter Bürger ist, entferne sich! Grenadiere vorwärts!" und mit gefälltem Bayonnett, in der ganzen Breite des Saales, rücken die Kriegsknechte vor; die Trommeln, den Sturmmarsch schlagend, übertönen die Stimmen der über Gewalt schreienden Gesetzgeber. In einigen Minuten ist der Saal geleert; die Deputirten fliehen aus den Fenstern; die Nationalrepräsentation ist vernichtet. Nach vollendetem Werk der Gewalt kamen die Heuchelei, die Unverschämtheit und die Servilität, um es durch einen gesetzmäßigen Anstrich zu heiligen".

Rotteck behandelt in diesem Geiste fort alle die verschiedenen Perioden von Napoleons Glück und Größe. Er schildert ihn streng als Rechtsfreund, Patriot und Humanist, ohne die wirklichen Denkmale seines schöpferischen Genies, hinsichtlich der Gesetzgebung und Administration, der großen Bauten und alles Dessen, was er für Kunst und Wissenschaft gethan, zu verkennen. Der Verf. folgt den Unternehmungen Oestreichs und nachmals der deutschen Nation wider den Usurpator mit gesteigertem Interesse und würdigt die Helden und Märtyrer dieses Kampfes, vom Erzherzog Karl, der Königin Louise und dem Freiherrn von Stein angefangen, mit rührender Begeisterung. Ebenso würdigt er auch die Unternehmungen und den Charakter der spanischen Cortes und die wahre Natur des Aufstandes und des Volkes mit bitterer Wahrheit. Er setzt den unglücklichen Stellvertretern der spanischen Nation ein würdiges Denkmal, das alle großmüthige Menschen unterschreiben werden. Dagegen erfüllt ihn auch Napoleons Starkmuth im Unglück und sein heldenmüthiger Widerstand bis zur letzten Stunde mit billiger Bewunderung, und Byron's und Lamartine's Gefühle bemeistern sich seiner über die Niederträchtigkeit der britischen Kerkermeister gegen den großen Ueberwundenen. Der wiener Congreß und seine Arbeiten werden streng beurtheilt. Ueber die Art und Weise der Wiederherstellung des deutschen Staatskörpers seufzt er

Digitized by Google

mannichfach. Die Stellen darüber erleiden keinen Auszug; wol aber reihen wir hier die erschütternden Schlußbetrachtungen noch an, welche seine Ansichten und Erwartungen von der neuesten Weltlage vor wenigstens 4 Jahren beurkunden:

„Bei Betrachtung der vom wiener Congreß ausgegangenen Gesetze und überhaupt der Wendung, welche nach dem Sturze Napoleons die Angelegenheiten des Welttheils nahmen, bemächtigt sich des europäischen Bürgers ein wehmüthiges Gefühl, und, ob er nach Osten, ob er nach Westen blicke, die entgegengesetzten Bilder vermehren seinen Gram. Dort (in Asien und Afrika) sieht er seit Jahrtausenden das starre historische Recht und die unbedingte Willkürherrschaft thronen, durch beides aber die Völker zu Heerden erniedrigt und die Herrscher zu Treibern. Im Westen dagegen, in der jugendlichen neuen Welt, erbaut sich das natürliche, das vernünftige Recht sein erlesenes Reich. Schon hat es in Nordamerika tiefgehende Wurzeln geschlagen, schon die herrlichsten Früchte alldort erzeugt. Von einem so schnellen, so segensvollen, so wundergleichen Voranschreiten, wie das der nordamerikanischen Freistaaten, hat die ganze Geschichte kein anderes Beispiel. Auch jenseits ihrer Grenzen, in Mexico und in dem weiten südamerikanischen Land bricht, wol unter Kämpfen, doch solchen, die Sieg und Veredlung bringen, der Tag der Freiheit an. Nicht eben die republikanische Form ist's, die wir die Sonne dieses Tages nennen, nein, nur der republikanische Geist, der gar wol mit monarchischer Form sich verträgt, ja der in wohlgeregelter Monarchie weit sicherer hauset als in der Demokraten sturmbewegtem Reich: der republikanische Geist, d. h. die Herrschaft gerechter Gesetze, entflossen dem ewigen, natürlichen Recht und dem lautern Gesammtwillen, Verbannung der Willkürherrschaft und der traurigen Scheidung der Bürger in geborene Herren und geborene Knechte. Europa, bis jetzt noch der Kampfplatz beider Systeme, sieht in der neuesten Zeit Asien herüber nach seinem unglücklichen Boden schreiten; die edlere Civilisation dagegen aus der alten Welt nach der neuen fliehen. Europa, mit seinen seit Jahrhunderten gesammelten Geistesschätzen, mit seinem Drang nach Voranschreiten, mit seinen edeln, der Erkenntniß sich öffnenden Völkern soll plötzlich stille stehen, ja traurig zurücksinken in die Fesseln des starren historischen Rechts: es soll entsagen der Freiheitssonne, deren Stralen es begierig in sich gesogen, und der in edler Menschenbrust unvertilgbaren natürlichen Rechtsidee, deren Foderungen es

deutlich erkannt hat. Dies wird zwar nicht ausgesprochen, und die Staatenlenker sind weit davon entfernt, es zu wollen; aber wenn die Partei, welche jetzo das Ohr der Fürsten umlagert, und welcher die stupide oder feige Masse als willfähriges Werkzeug dient, den völligen Sieg erhält, so ist dem Zurückschreiten kein Ziel zu setzen, und ist Asien der Spiegel, worin wir unser künftiges Schicksal erkennen mögen. Alsdann gibt's, wie weiland in den vielen Jahrhunderten des sinkenden oströmischen Reichs, für edle und stolze Gemüther keine Freude des Lebens, keine Vergütung der Lebensmühe mehr. Stufenweise wird der Verfall uns zum Loose der Chinesen führen, und die Russen werden, wie dort Mongolen oder Mandschu, unsere Ueberwinder sein. Aus der Welt wird darum freilich nicht die Freiheit weichen, aber Europa wird das heilige Feuer, welches es bisher bewahrte, nur noch von fern, von jenseits des atlantischen Meeres herüberleuchten sehen".

Unser Freund hat sicherlich zu düster hier in die Zukunft geblickt; seit den 4 Jahren, daß jene Zeilen erschienen sind, hat mehr als ein Ereigniß zur Genüge bewiesen, daß Rückschritte nicht im Plan der Weltordnung liegen und auch die Berechnungen der Mächtigsten und Klügsten zu Schanden gemacht werden, sobald sie mit dem Plan der Hemmung reinmenschlicher Cultur in Verbindung stehen. Die Facta hierzu brauchen wir ihm nicht erst vorüberzuführen. „Was nicht mit Gott angefangen ist, wird nicht mit Gott enden", sagte einst Luther, und so ist es bereits mehr als einem Diplomaten unsers Welttheils mit frevelhaften Unternehmen gegen die Würde des Menschengeistes ergangen. Stat sua cuique dies.

Wir gehen nunmehr zu den übrigen Schriften Rotteck's über und zwar vorerst zu denjenigen, welche sich naturgemäß an das größere Werk zunächst anreihen. Solches sind die kleinern historisch-biographischen Aufsätze, von denen eine Auswahl im verflossenen Jahre in einer Sammlung erschienen ist.*) Die wenigsten derselben gewähren ein eigentlich geschichtliches Interesse oder neue Aufschlüsse in Folge von Quellenarbeiten und kritischen Untersuchungen. Sie sind, wie er zum Theil sich selbst darüber erklärt hat, für ein bestimmtes Publicum, meist Damen, wie bei Jacobi's „Iris" be-

*) „Sammlung kleinerer Schriften, meist historischen und politischen Inhalts". 2. Bde. Stuttgart, Franckh. Auf ungewöhnlich hübschem Papier gedruckt und mit sehr wenigen Druckfehlern.

Digitized by Google

stimmt gewesen; Reminiscenzen an anziehende Gestalten in Gutem und in Bösem, hervorgerufen durch mannichfache Erscheinungen der Zeit, oder auch dazu bestimmt, die Liebe des Guten, Schönen und Großen zu wecken; niedliche Vignetten, gezeichnet in Stunden der Geselligkeit und zum Behuf geistreichen Gesprächs mit Leuten, welche weder Zeit noch Lust haben, Folianten und Quartanten durchzustudiren, oder auch für solche, welche selbst bekannte Gegenstände aus dem Munde eines werthvollen Mannes gern wiederum hören; oft auch sind es gelegenheitliche Aufsätze, veranlaßt durch schmerzliche Berufs- und Freundespflicht, vorgetragen am Sarge theuerer Hingeschiedenen. Wir begnügen uns, von den meisten die Ueberschrift anzuführen: „Johanna I., Königin von Neapel. Eine historische Skizze". — „Das Haus Ali. Fragment aus der orientalischen Geschichte". — „Die Eroberung Konstantinopels durch die Türken"; 2 Mal, in der „Iris" und im „Griechischen Taschenbuch", einzeln vorher abgedruckt, auch nach Gibbon und neben Raumer und Schels lesbar genug. Dieser Aufsatz war nach Napoleons zweitem Siegeseinzug in Wien verfaßt worden. — „Andreas Doria" (1810 geschrieben). — „Grimoald, der Longobardenkönig". — „Athenais". — „Alexander der Große" (zuerst in der „Allgem. Encyklopädie" von Ersch und Gruber mitgetheilt; von mehr kritisch-historischem Werthe). — „Attila". — „Ferdinand, Herzog von Alba". — „M. Antonius". — „Bayard". — „Die Bartholomäusnacht". — „Die Bastille".

So wenig Neues der Mann vom Fache darin findet, so sehr muß jeder Geschichtsfreund doch gestehen, daß durch dergleichen geistreiche Vervolksthümlichung historischer Stoffe ungemein viel in humanistischer Hinsicht gewonnen werden kann; und dies war Rotteck's alleiniger Zweck dabei. Das Taschenbuch, worin größtentheils diese Vignetten oder Skizzen erschienen, und wozu mehre ausgezeichnete deutsche und schweizerische Dichter Gaben der Muse spendeten, war eine nicht unbedeutende belletristische Erscheinung, welche auf eine zahlreiche Masse denkender und fühlender Leser eingewirkt, und deren moralischer Nutzen vielleicht denjenigen aller Poesien Jacobi's mit aufgewogen hat.

Von allgemeinerm Interesse sind die Gelegenheitsreden auf Karl Friedrich, Jacobi und Mertens. Alle 3 waren geistige Wohlthäter, besonders in dem Lande, das des Verfs. Heimath ist, wiewol in größerm und geringerm Umkreis. Der Erste ein Fürst, seiner Zeit weit voraneilend, der Cultur, dem Gesetz, der Freiheit, der Wissenschaft und der Kunst freund-

Digitized by Google

lich; mit jeder öffentlichen und Privattugend ausgeschmückt; ein Friedensengel der Menschheit; ein Versöhner zwischen alter und neuer Zeit aus eignem Gefühl und Antrieb, nicht von Nothwendigkeit und Umständen dazu bestimmt, und darum höher im Werth anzuschlagen. Der Preis eines solchen Fürsten im Munde eines solchen Mannes gewährt eigenthümlichen Reiz. Nach ihm der sanfte Sänger der Liebe und der Tugend; ersterer mehr als würdig, letzterer bis zum Grabe getreu; eine Zierde des deutschen Vaterlandes und der Hochschule, deren Lehrer er war. Niemand, der den edeln Greis in Schrift oder im Leben gekannt, wird nicht gerührt mit seinem Biographen übereinstimmen. Mehres davon jedoch folge weiter unten, wo von den vertrauten Freunden Rotteck's die Rede sein wird. Der Dritte endlich, ein stiller, bescheidener Mann, groß durch reinmenschlichen Werth, als Schriftsteller verdienstlich, als Lehrer hochverdient, als Freund und Bürger unschätzbar. Diese 3 biographischen Gemälde gehören zu denjenigen, in welchen des Verfs. Gemüth am klarsten sich wiederspiegelt. Sie sind um so wahrer zu nennen, da wir selbst noch bei ihrem Vortrag den Ausbruch des von Thränen unterbrochenen Gefühles wahrgenommen haben.

Hier ist vielleicht der Ort, der literarischen Auszeichnungen zu erwähnen, welche Rotteck im Verlaufe seiner geistigen Wirksamkeit zu Theil geworden sind. An seiner Brust glänzt noch kein Orden, als der, den die Humanität, die Freiheit, das Recht und das Vaterland ihren starkmüthigen Verfechtern darreichen. Es ist dieser Orden immer ein Großkreuz gewesen. Dafür hat die königl. Akademie der Wissenschaften in München — damals waltete der Geist von Montgelas und derjenige der Männer Jacobi, Schlichtegroll, C. v. Weiller, v. Lang u. A. in dieser Anstalt, und noch saßen keine Jesuiten in romantischem Domino darin — ihm den Titel als correspondirendes Mitglied verliehen; andere wissenschaftliche Vereine bescheidenern Namens, z. B. der Sächsisch-thüringische Verein, die Deutsche Gesellschaft zu Leipzig, die Nassauische Alterthumsgesellschaft u. A. den Titel als correspondirendes und Ehrenmitglied. Es liegt an solchem außer Mode gekommenen Zierrath vielleicht weniger, als daß geistreiche und wackergesinnte Männer fern und nahe durch vermittelnde Organe dieser Art und selbst oft durch wissenschaftliche Spielerei sich berühren; und so erzeugt sich zuletzt im Ganzen dennoch ein geistiges Capital.

Von dieser Gesinnung geleitet, hat unser Freund denn auch die Leitung der vor einigen Jahren zu Freiburg gegrün-

Digitized by Google

deten Historischen Gesellschaft übernommen, deren Zierde er neben Türkheim, Schneller, Schreiber, Leichtlen, Zell, Welcker, Deuber, Duttlinger u. A. ist. In der Eigenschaft als präsidirender Secretair hat er denn auch mehrfach kurzgedrängte, aber gehaltvolle Aufsätze und Berichte verlesen. Wir verweisen in dieser Hinsicht auf die Schriften jenes Vereins.

Hiermit schließt sich die Betrachtung der einen Seite, von der unser Freund auf den Dank der Zeitgenossen bleibenden Anspruch zu machen hat. Als die zweite, innig der erstern sich anschließend und mit ihr zusammenhängend und sie ergänzend, stellt sich seine Wirksamkeit als akademischer Lehrer dar.

Wenige Gelehrte von seinem Wissen und Streben und von seinem hohen Geistesflug haben so glücklich das Mittel aufgefunden, auf Ueberzeugung und Begeisterung der Zuhörer zu wirken, und eifriger und gewissenhafter ihre Pflicht zu erfüllen gestrebt, wie Rotteck. Von Natur aus eben nicht mit der stärksten Gesundheit begabt, in früherer Zeit oftmals heftigem Schwindel unterworfen, hat er selten mit Absicht eine Vorlesung versäumt; und wiewol mit sehr leiser Stimme und selbst einiger Monotonie auftretend, hat er gleichwol durch die innere Lebendigkeit des Vortrags, durch die blühende Sprache und den Fluß und Zusammenhang der Sätze, selbst bei jenem Mangel des Organs, fortwährend das Interesse bis zu Ende zu fesseln und zu erhalten gewußt. Die seinem Geistesaufflug und seiner Gesinnung befreundeten Jünglinge lasen gleichsam die Seele des Wortes von der bewegten Lippe weg, wenn der Ton allzu leise an ihr Gehör drang. Das stille Leuchten seines Auges commentirte das Gesprochene, und wenn ein lebhafter ausgesprochener Satz die blasse Wange ungewöhnlich röthete, so kam in die unverstandenen Worte wie durch einen geistigen Blitz der innere Zusammenhang. Der Verf. erinnert sich noch recht gut, wie oft eine halbe Stunde, ein bei akademischen Vorträgen selten verwilligter Termin, auf des geliebten Lehrers Ankunft gewartet wurde, und man gern die mögliche Einbuße eines Theils des Mittagsmahles vergaß, wenn der durch den Uhrzeiger oft Verführte und zu spät Gekommene den Vortrag ungewöhnlich verlängerte und das Versäumte auf Kosten der Mittagsstunde nachzuholen bemüht war.

Als akademischer Lehrer genoß er lange Zeit das unbedingteste Vertrauen aller Parteien unter den Studirenden; und obgleich seine Abneigung gegen landsmannschaftliche Ver-

bindungen (aus Grundsatz) allgemein bekannt war, so gehörten doch selbst die Einflußreichsten unter den Mitgliedern derselben zu seinen eifrigsten Verehrern*), und er war ihr und aller gutgearteten Jünglinge Rathgeber, Freund und Verfechter in allen billigen Dingen, zu jeder Stunde und bei jeder Gelegenheit. Es ist wahr, daß die deutsche Burschenschaft in ihrer bessern Zeit seine Gunst vorzüglich besaß, weil er, nach seinen strengen Rechtsgrundsätzen, in ihr den allgemeinen Willen der akademischen Jugend mehr als in den sich abschließenden Körperschaften ihrer Gegner ersah. Doch warnte er jederzeit treu väterlich vor Uebertreibungen jeder Art; alles Geheime war und ist ihm noch in der Seele zuwider, und politischen Fanatismus verdammte er beharrlich jederzeit. Bei mehr als einem Anlaß gaben ihm die Studirenden unverstellte Proben ihrer Hochachtung; mehr als ein feierlicher Fackelzug ward ihm gebracht, und selten fehlte bei Feierlichkeiten sogar, die zu Ehren Anderer angestellt wurden, ein Toast auf ihn. Bei einer solchen Gelegenheit suchte ein wackergesinnter Jüngling ihn dadurch zu ehren, daß er 3 Stunden weit mit turnerischer Beharrlichkeit hinter seinem Wagen nachlief, und als ein Professor, der als Deputirter der Hochschule in dem ersten Postort ihn empfangen hatte, ihm antrug, in den Ehrenwagen zu steigen, demselben zurief: „Ginge man mehr zu Fuß, so ginge Alles besser in der Welt!" Diese letzte Feierlichkeit führt uns auf die allernächste Veranlassung, nämlich zu seinen Schritten für die Erhaltung der Universität Freiburg.

Dunkle Gerüchte hatten seit längerer Zeit die freiburger Hochschule mit der Möglichkeit, im Jahre 1818 aber mehr als je mit der nahen Gefahr der Aufhebung bedroht. Das leichtsinnige Benehmen einer Anzahl Einwohner in der Periode des Befreiungsjahres und des wiener Congresses hatte bei Hof eine höchst üble Stimmung gegen jene Stadt erzeugt, welche durch die Intriguen dienstbeflissener und übelwollender Menschen noch vermehrt wurde.**) Diese Stim-

*) Einer derselben, jetzt ein vielgebildeter Rechtsgelehrter, entzog sich gern oft den Commercen, bei denen er als „altes Haus" vorzüglich brillirte, um dem verehrten Lehrer als Vorleser in nächtlichen Stunden zu dienen.

**) Die wackern Freiburger sind ein ehrliches, treues, seelengutes, aber oft sehr unüberlegtes Völkchen, bei denen die Zunge meist schlimmer als das Herz sich zeigt und der Kopf mit letzterm davonläuft. Eine Anzahl von vornehmen Intriguanten, die das Zähring'sche Haus mit Würden und Wohlthaten überschüttet, hatte das in sie gesetzte Zutrauen dahin gemis-

Digitized by Google

mung hatte auf den befürchteten Entschluß entschieden den Haupteinfluß. Allein die wichtige Frage ward unter anständigere Vorwände verhüllt. Man behauptete: 2 Universitäten seien zuviel für das Großherzogthum Baden, also müsse die eine eingehen. Natürlicherweise, hieß es, müsse da Freiburg vor Heidelberg die Segel streichen, als der an literarischen Berühmtheiten und Zahl der Studirenden bedeutend reichern. Verschiedene andere Motive mehr kamen zum Vorschein, und man suchte die Freiburger durch Vertröstung mit einer Specialschule auf den tödtlichen Schlag vorzubereiten. Gegen diese Specialschulen aber erhob sich nun (in der „Eleutheria") der kenntnißreiche Werk mit einer sehr gründlichen Schrift; die Rechtsfrage aber beleuchtete, gegen eine Schrift Zachariä zu Heidelberg, Rotteck in einer Denkschrift, betitelt: „Für die Erhaltung der Universität Freiburg", in Auftrag des Prorectors und Consistoriums. Sowol die juristischen und geschichtlichen als die finanziellen und moralischen Gründe waren mit vielem Scharfsinn darin entwickelt, und der Beweis geführt: daß keine der beiden Hochschulen, am wenigsten aber die freiburger, als eine auf eignen Fonds ruhende Körperschaft und bei der geringen Zahl von katholischen Anstalten dieser Art, aufgehoben werden sollte.

Diese Schrift und die Bemühungen der nach Karlsruhe abgefertigten Deputation wurden vom günstigsten Erfolge gekrönt. Der Großherzog Karl gab sein fürstliches Wort, und Freiburg schwamm in Jubel. Die Universität nahm nach überstandener gefahrvollen Krise einen neuen Schwung; sie gewann durch später erhaltenen Zuschuß aus der Staatscasse größere Kraft, und die Zahl ihrer Studirenden ist in den letzten 10 Jahren um die Hälfte der frühern Frequenz gestie-

---

braucht, daß sie durch eine Ambassade nach dem Hauptquartier des Kaisers Franz die Wiedervereinigung des Frickthals mit Oestreich zu erzwecken suchten. Der Monarch soll nach Einigen sie damit abgefertigt haben, daß er erklärte: „Ich wollt gern, aber der Metternich will halter nicht". Nach Andern soll er ihnen die Einverleibung versprochen, nachmals aber mit den Umständen sich über seine Sinnesänderung entschuldigt haben. Nach sichern Notizen aber sprach er zu einem der Abgeordneten: „Was seid's bei euerm Großherzog g'wesen?" „„Staatsrath, Euer Majestät!"" „Wenn's so ist", replicirte Franz I. „so bleiben's lieber beim Großherzog; denn so viel könnt's bei mir halter nicht werden!" Als die patriotischen Staatsdiener nach Hause kamen, fanden sie, wie billig, das Entlassungsdecret auf den Bureaus liegen. Dieser Vorfall erfüllte jedoch Karls Gemüth mit bittern Gefühlen, et quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.

Digitized by Google

gen. Von den vielen Freudens- und Ehrenbezeigungen, welche bei der Rettungsfeier stattfanden und gespendet wurden. kam ein bedeutender Theil Rotteck zu. Er war der Abgott der Studirenden und der Stolz der Bürger.

Unmittelbar auf dieses staatsrechtliche Intermezzo, welches Federn, Leidenschaften und Cabalen so vielfach in Bewegung gesetzt hatte, kam nun die Constitutionssache, und sowol im allgemeinen Leben des Volkes, als in dem Rotteck's insbesondere, ward eine neue, eigenthümliche Richtung dadurch erzeugt. Von nun an haben wir es ausschließlich mit unserm Freund, welcher das Lehramt der Geschichte verließ und zu dem des Vernunftrechts und der Staatswissenschaften übertrat (1818), als Verkündiger und Vertheidiger constitutioneller Doctrinen in dreifacher Beziehung, auf Katheder, Tribune und in Schriften, zu thun. Schon früher hatte er durch mehre Abhandlungen darin debutirt, und das Publicum mit Liebe und Achtung auch hierin seine Wirksamkeit anerkannt. Sein Werklein: „Ueber stehende Heere und Nationalmiliz", geschrieben im Jahre 1816*), zeichnete den kitzlichen Punkt treffender und schärfer, als es irgend sonst bisher geschehen war. Es ward in mehre Sprachen übersetzt und mit Begierde verschlungen. Doch erregte es vielleicht dem Verf. größern Haß als alle seine Schriften zusammengenommen, besonders bei jener Classe von Bürgern, welche der fragliche Gegenstand betraf, und welche mehr als irgend ein Anderer Ursache hatte, mit den darin aufgestellten Grundsätzen unzufrieden zu sein, sobald er sich und seine factische Stellung nicht für einen Augenblick verleugnen und auf die Höhe einer wissenschaftlichen Untersuchung sich stellen, sondern jeden doctrinairen Angriff als einen in Wahrheit feindseligen und das Heiligthum gefährdenden betrachten wollte.

Niemals ist es Rotteck auch nur im Traum eingefallen, den Kriegerstand in seiner edlern Bedeutung herunterzusetzen; es handelte sich blos um die Form und die Art und Weise, in welcher er sich selbst ruhmvoller, dem Vaterlande nützlicher, den Unterthanen erleichternder, den Zweck seiner Bestimmung erreichender und die alten Vorurtheile und die ewigklaren und unwandelbaren Rechtsgrundsätze versöhnender sich bewegen und geltendmachen soll. Die Befreiungsjahre 1813—15 hatten zur Untersuchung dieser Frage jedem deutschen Patrioten ein Recht gegeben; nicht durch die stehenden Heere al-

*) Eine ähnliche Schrift: „Ueber Germaniens heutige Kriegsmanier", war vorangegangen.

lein, sondern auch, und vorzugsweise durch die bewaffneten Massen der begeisterten Völker waren Deutschland und andere Staaten mehr befreit worden. Rotteck selbst drückt sich über seine Absicht, Idee und Sprache in der merkwürdigen Schrift klar genug aus, um von allen Solchen nicht misverstanden zu werden, denen Selbständigkeit des Geistes ebenso ehrwürdig als zum mindesten die Quaste an ihrem Degen ist.

Verschiedene andere Abhandlungen, welche in der früher erwähnten „Sammlung kleiner Schriften" (Bd. 2) abgedruckt stehen, führen wir hier blos in den Ueberschriften an, als z. B.: „Ueber den Begriff und die Natur der Gesellschaft und des gesellschaftlichen Gesammtwillens" (1819); — „Ueber den Streit natürlicher Rechtsprincipien oder idealer Politik mit historisch begründeten Verhältnissen" (1818).

Der Großherzog Karl starb im Jahre 1818, kurz darauf nachdem er dem Lande eine Verfassung gegeben, welche noch liberaler und innerlich folgerechter sich dargestellt haben würde, wenn nicht ihrer unbedingten Ausführung in der ursprünglichen Gestalt auswärtiger, damals allgemein drückender Einfluß sich entgegengestellt hätte. Der Nachfolger, Ludwig, verherrlichte seine Regierung im Jahre 1819 mit Zusammenberufung der ersten Ständeversammlung; die Verkündigung der Constitution selbst war unter großen Feierlichkeiten vor sich gegangen, und es zeigte sich eine reinere Begeisterung unter dem Volke für die Annahme der Gabe als bei manchen diplomatischen Personen für die Gabe selbst, die sie bereits wieder gereute.

Die ersten Wahlen zu den beiden Kammern gingen mit ziemlich unbeschränkter Freiheit vor sich; die politischen Flitterwochen vertrugen keine Intrigue. Die zweite Kammer faßte eine Reihe redlicher, ausgezeichneter und talentvoller Männer, deren Namen, Wirksamkeit und Schicksale ziemlich allgemein bekannt sind. In der ersten glänzte unter den Vertretern der Kirche und der Wissenschaft besonders Rotteck hervor, welchen seiner Collegen einstimmiger Wunsch zur bedeutsamen Würde erhoben hatte. Er kam jedoch durch eine Reihe von Umständen und Verhältnissen der verschiedenartigsten Natur in eine Stellung, in welcher nicht leicht ein anderer Volksvertreter sich befunden. Er hatte seine Grundideen von constitutionnellem Recht und volksthümlichen Bedürfnissen lange zuvor schon festgestellt und bekanntgemacht, ehe noch jene wichtige Sendung ihn getroffen. Konnte er sie nun, da Gelegenheit zur Anwendung sich fand und die verliehene Charte dazu völlig ihn berechtigte, verleugnen, blos um einzelne

Digitized by Google

Rücksichten und Privatinteressen nicht zu verwunden, welche der Entwickelung des constitutionnellen Geistes und der Verwirklichung der theoretisch ausgesprochenen Wohlthaten des Grundgesetzes hemmend entgegentraten. Er erfüllte seine Pflicht als Mann von Ehre; der Erfolg hing nicht von ihm und seinen Freunden, sondern von höhern Umständen ab.

Eine köstliche Schrift: „Ideen über Landstände" (zugeeignet der Vaterstadt, dem Magistrate und den Bürgern), suchte Volk und Volksvertreter auf die Bedeutsamkeit des nunmehr zu Geschehenden aufmerksam zu machen und die großen Fragen zu beleuchten: Was sind Landstände? Welches sind ihre natürlichsten Verrichtungen? Welches die Sphäre ihrer Rechte und Pflichten? Welches ist die natürlichste, dem Recht gemäßeste Zusammensetzung oder Bildung der Landstände? Wer kann oder soll Mitglied derselben sein? Sollen die Stände in einer Versammlung vereint, sollen sie in mehre Kammern getheilt sein? Einer fernern gründlichen Erörterung wurde das Wahlgesetz unterworfen.

In dem Sinne, in dem diese vom In- und Ausland mit großem Beifall aufgenommene und von Benjamin Constant ins Französische übersetzte Schrift abgefaßt war, welcher bald darauf ein „Landständisches Archiv" mit Beurtheilung der verhandelten Fragen folgte, bewegte sich Rotteck als Deputirter sowol in der ersten Session als in den folgenden. Eine Reihe von Motionen und Vorträgen machten ihn bald vor allen übrigen Collegen bemerkbar. Er sprach mit besonderer Wärme für Studienfreiheit und Emancipation des vaterländischen katholischen Kirchenthums und über den Wessenberg'schen Ehrenhandel; über Ablösung der Zehnten und Frohnden; über das Adelsedict. Im Jahre 1820: über Ablösung der Leibeigenschaftslasten; über Vermögensconfiscation; Bestrafung der Deserteurs; über die Verantwortlichkeit der Minister und über Preßfreiheit. Endlich im Jahre 1822: über Handelsfreiheit, Abschaffung der Staatsfrohnden, der Einquartierungs- und Lieferungsbedrückungen; über die Gemeindeordnung u. s. w. Einige dieser Vorträge wurden von mehr oder minder siegreichem Erfolge gekrönt. Die Universität und die Stadt, in deren Mitte er sich bewegte, waren voll seines Preises nach der ersten Rückkehr, und er ward wie im Triumphe empfangen. Ein kostbarer Ehrenbecher und Fackelzüge drückten die öffentliche Stimmung gegen ihn aus. Seine Volksthümlichkeit ging bis in die einsamste Hütte des Schwarz- und des Odenwaldes über.

Digitized by

Unter den vorzüglichsten Gegnern, zumal des ersten Landtages, befanden sich außer jenen Individuen, deren natürliches Interesse und politische Stellung zu starker Opposition gegen den kühnen Mann anregen mußte, die berühmten Männer des Rechts, Thibaut und Zachariä, die Abgeordneten Heidelbergs, beide aus persönlich erklärbaren Ursachen. Doch war ihre Gesinnung weder die ihrer unmittelbaren Committenten, noch diejenige der Mehrzahl der aufgeklärten Pfälzer. Ersterer, seiner Rolle sich nicht erfreuend und überdrüssig, kehrte bald auf das Katheder zurück, wo er sich heimischer und behaglicher als auf der Tribune fühlte; Letzterer trieb mit Regierung, Volk, Kammer, sich selbst und seinen sonstigen Grundsätzen geistreichen Spott. — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — *)

Der Mann des Volkes in Gesängen und Sagen, Hebel, war, wo er in Grundsätzen auch nicht einstimmte, doch in der Form schonend gegen die Märtyrer für die Volksinteressen. Seines Namens, Standes und Rufes würdig zeigte sich der Freiherr von Wessenberg; in vielen Anträgen und Debatten unterstützte er muthig den kühnen Freund. Aber auch in höhern Kreisen fand seine entschiedene Gesinnung achtungsvolle Anerkennung: der Präsident der ersten Kammer, Markgraf Wilhelm, ein durch ritterlichen Sinn, bewährten Kriegsruhm, hohe wissenschaftliche Bildung und echt vaterländische Gesinnung ausgezeichneter Prinz, nahm sich nicht selten des von allen Seiten Bedrängten und Ueberflügelten an. Unser Freund hat auf das persönliche Urtheil desselben jederzeit einen besondern Werth gesetzt.

Wenn der Freih. von Türkheim, Curator der freiburger

*) Von der Censur gestrichen. Die Red.

Hochschule, oftmals ein heißer Gegner Rotteck's war, so geschah es weniger aus Haß liberaler Principien, als aus Verschiedenheit der Ansicht über einzuschlagende Wege und Reformen für die Wiedergeburt des deutschen Volks und Staatslebens; ebenderselbe, welcher Rotteck's „Landständisches Archiv" mit einem trefflichen Aufsatz bereichert und bei seinem öffentlichen Auftreten Talent und Beredsamkeit mehr als ein Mal hinreichend entwickelt hat, gehört zu den Männern, welche den Werth des Gegners bei jeder Gelegenheit anerkennen, ohne gerade durch ihn in Allem bekehrt zu werden. Der Freiherr von Türkheim, seines verdienstvollen Vaters würdig, ist in Freiburg sehr beliebt, von ungewöhnlichen Kenntnissen, gerader Gesinnung: er ist ein Charakter, was allein schon zu unserer Zeit sehr viel sagen will.

Die Wirksamkeit Rotteck's, zumal auf dem ersten Landtage, ist von dem geistreichen Herausgeber der „Tribune" sehr schön und treffend gewürdigt worden.*) Für uns kann es nicht die Aufgabe sein, in alle jene Reden und Motionen einzugehen, welche nicht selten Meisterstücke, auch in sprachlicher Rücksicht, und Muster politischer Beredsamkeit sind. Wir verweisen demnach auf das „Landständische Archiv", die Protokolle der ersten Kammer und die vom Verf. selbst herausgegebene „Geschichte der badischen Landtage", welche theils in den „Politischen Annalen" (damals von Murhard redigirt), theils im „Hermes", theils besonders abgedruckt und in der „Sammlung kleinerer Schriften" wieder aufgenommen worden sind.

Rotteck hatte durch seine landständische Wirksamkeit mannichfache Leidenschaften aufgeregt. Die Dienstbeflissenheit serviler Seelen, meist Subalterner, beeilte sich, solche zu nähren und alle Schriften und Handlungen des harmlosen Mannes zu vergiften. Die Folge davon war, daß er bei den neuen Wahlen im Jahre 1825, trotz dem, daß er in allen Bezirken gewünscht und in den meisten vorgeschlagen worden war, herausgedrängt wurde, zum großen Leidwesen der bessergesinnten Mehrzahl und durch Ränke der empörendsten Art. Wir hegen nicht die Absicht, in diese politische Spitalgeschichte ausführlicher einzugehen: 2 gediegene Aufsätze im „Hermes" (1828) haben ein vollständiges Gemälde, oft vielleicht mit allzu grellen Farben, geliefert. Es waren hier und da Sünden der Unschuld, welche begangen worden, und von mehren Hauptacteurs ist zu glauben, daß eine derbe Lection sie gebessert

*) Vergl. eine Stelle darüber im „Conversations-Lexikon", Art. Rotteck.

Digitized by Google

haben werde; von denen aber, welche auf so polizeiartige Weise in einen Hauptakt des bürgerlichen Lebens, in die Wahl von Volksvertretern, plump und dummdreist hineingestolpert: daß sie seitdem sich mehr darin orientirt und wenigstens die Ueberzeugung gewonnen haben werden, daß man auch oftmals allzu viel dienen könne. Bedientenugenden rentiren sich selten anders als durch einige Goldschnitzelchen mehr auf der Livree; ein stolzer, selbständiger Geist aber hat immer noch zuletzt selbst der Widersacher Achtung erzwungen; zuletzt finden die verschiedenen Größen sich doch auf der gemeinsamen Parade geschichtlicher Würdigung: die Lakaien werden stets in einiger Entfernung zurückgelassen. Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt. Sapienti sat.

Da Rotteck, dem Vaterlande in der Eigenschaft als Abgeordneter ferner zu dienen, verhindert worden*), suchte er ihm durch eifriges Fortschreiten auf der publicistischen Laufbahn ferner zu nützen. Die Fortsetzung des vom Freih. v. Aretin angefangenen Staatsrechts der constitutionnellen Monarchie**), und das „Lehrbuch des natürlichen Privatrechts"***) enthalten alle seine Ideen über die wichtigsten aller Gegenstände klar und systematisch entwickelt und sind gleichsam das Endresultat vieljähriger Studien und Forschungen des Verfassers. Sie erläutern und ergänzen alle frühern Abhandlungen und Schriften und bilden zusammen mit denselben eine wunderbare Einheit. Das erstgenannte Werk ist mehr für die größere Masse der Gebildeten, besonders aber für Staatsmänner, Beamte und studirende Jünglinge zum Selbststudium berechnet; das zweite für die Schule im eigentlichen Sinne bestimmt.

Es war kein Kleines, sich in den Ideenkreis eines Dritten zu versetzen und zarte geistige Fäden da wieder anzuheften, wo der Tod das Gewebe desselben mitten in voller Arbeit zerrissen hatte; für einen in Grundsätzen und Doctrinen so strengen Mann wie Rotteck mußte es doppelt schwierig scheinen. Dennoch löste er die Aufgabe sehr glücklich; das gelehrte wie das freiheitsliebende Publicum huldigte auch da mit ungewöhnlich günstiger Anerkennung, und die beiden trefflichen Männer zusammen haben der Sache der öffentlichen

---

*) Seine nach dem Gebrauch dem Votum beigefügte Devise enthielt bei der Wahl des neuen Universitätsdeputirten die Worte: Ex duobus malis minus eligendum. Eine zu seinen Gunsten abgegebene Stimme lautete: Justum ac tenacem propositi virum etc.

**) Altenburg, in der Hofbuchdruckerei.

***) Stuttgart, Franckh. 1829.

Digitized by Google

Freiheiten durch jenes Werk eine neue kräftige Stütze verschafft, welche in der Ueberzeugung des bessern Volkes unerschütterlich wurzeln wird.

Das „Staatsrecht der constitutionnellen Monarchie“ ist eine Art Bibel für die Freunde des Repräsentativsystems geworden, und man hat bereits mehr als einen Staatsmann über demselben in eifrigem Studium sitzen gesehen. Merkwürdig ist, daß, während verächtliche Herrenknechte von unten herauf auch gegen diese neue Erscheinung, besonders aber den Rotteck'schen Antheil (welcher im Ganzen milder als der Aretin'sche verfaßt ist) ihr Gift ausgespritzt, Diplomaten von hohem Rang und anerkannter royalistischen Gesinnung, darunter selbst einer, welcher die wiener Akte mit besiegelt und noch in neuester Zeit eine merkwürdige Rolle gespielt hat, über das genannte Werk, sowie über die Geschichte der badischen Landtage ihre ungemeine Freude in Briefen an Dritte wie an den Verf. zu erkennen gegeben haben.

Von dem andern Werke, dem „Lehrbuch des natürlichen Privatrechts“, haben wir erst die eine Hälfte zu Gesicht bekommen, welche überschrieben ist: „Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswissenschaften“. Sie enthält die allgemeine Einleitung in das Vernunftrecht und die Theorie des natürlichen Privatrechts. Der Verf., aus allem Frühern bekannt als heftiger Gegner des historischen Rechts, drückt über sein neuestes wissenschaftliches Unternehmen in der Vorrede sich also aus:

„Nie mehr als in der neuesten Zeit ist nach Verwirklichung des Vernunftrechts thätig gestrebt, gerungen, hochherzig dafür gekämpft worden; und nie feindseliger als eben heute hat die Schule gegen die Wahrheit oder Gültigkeit desselben Rechts sich erhoben. Die weitaus vorherrschende Richtung der neuesten Rechtsgelehrten ist dem Naturrecht abhold. Nur das positive und das historische Recht empfängt ihre Huldigungen, das Naturrecht wird in das Reich der leeren unpraktischen Speculationen oder der Träume verwiesen. Hier parteiische Vorliebe für das Fach, dessen Studium man seine Lebensmühe gewidmet, oder durch welches man Berühmtheit erlangt hat; dort die Macht der Gewohnheit, die den Geist unvermerkt in den Kreis täglich angeregter, handwerksmäßig gelernter und geübter Begriffe und Anwendungen bannt: hier also Ungeneigtheit, dort Unfähigkeit zur Erfassung der reinen Rechtsidee, und hierzu bei der Schar der Nachbeter die knechtische Verehrung für eines gefeierten Meisters Wort erklären die Verschwörung der großen Mehrzahl

Digitized by Google

der positiven Juristen gegen das Vernunftrecht. Aber auch in angeblich philosophischen Werken, deren Verff. jedoch meist die Rechtslehre nur an der Schwelle begrüßten und darum, des eignen Urtheils unmächtig, blos nach fremden Autoritäten sprechen, finden wir gleich wegwerfende Urtheile gegen ein allgemeingültiges, reines Vernunftrecht. Zur Befangenheit und Unkunde gesellt sich sodann nicht selten noch Unlauterkeit der Gesinnung. Das Vernunftrecht wird gehaßt und darum verunglimpft, verdächtigt und herabgewürdigt von den Anmaßenden und Selbstsüchtigen und von den feilen Wortführern derselben, weil es gegen den Misbrauch der Gewalt, gegen den Uebermuth der Privilegirten, überhaupt gegen das historische Unrecht den offenen Krieg führt und mit jedem Anhänger, welchen es sich gewinnt, ein Hoffnungsgrund mehr entsteht, daß es noch einst zu der ihm gebührenden, von den Bösen gefürchteten Herrschaft gelange".

„Freilich trägt auch die Beschaffenheit manche, wir dürfen wol sagen, der meisten Theorien oder Systeme des Vernunftrechts dazu bei, die weitverbreitete Geringschätzung desselben zu erklären, ja gewissermaßen zu rechtfertigen. Unklarheit, tönender Wortkram, Pedanterei, baare Träumerei, anmaßendes Dictat oder eitle Sophistik charakterisiren nur zu häufig die Luftgebäude der ältern und neuern naturrechtlichen Schulen und Schriftsteller, und diese selbst zerstören wechselseitig durch Aufdeckung des Ungrundes ihrer Lehren Einer des Andern Credit und tödten dadurch endlich überhaupt den Glauben an ein wahrhaft wissenschaftliches und gültiges Naturrecht".

„Wenn ich bei so niederschlagenden Wahrnehmungen mich gleichwol noch zu einem Versuch erkühne, den Begriff und das Princip des Naturrechts und seinen Anspruch auf Herrschaft, trotz allem positiven und historischen Recht ins Klare zu setzen, stelle ich dadurch nicht dem Vorwurf der Anmaßung mich blos? Allerdings würde ich es thun, wenn ich dabei in einen Wettstreit der Gelahrtheit, der Genialität oder des Tiefsinns mit so vielen gefeierten Vorgängern mich einzulassen gedächte. Allein ich glaube, das natürliche Recht liegt uns weit näher, als man bisher meinte; es ist zu dessen Erkenntniß nicht nothwendig, ja nicht einmal gut, die Tiefen einer geheimnißvollen Metaphysik zu durchwandern, in den Streit aller philosophischen Schulen sich einzumischen, oder gar ein eignes neues System zu erschaffen. Ob wir das Absolute ergründen oder nicht ergründen; ob wir es im Feuer oder Wasser, in der Allheit oder in einem persön-

lichen Gott, oder in der Ichheit, oder in der Identität alles Seins zu suchen haben; oder ob überall, von Pythagoras und den 7 Weisen an, durch alle philosophische Schulen hindurch, bis herab auf Kant, Fichte, Schelling und Hegel, in irgend einem, oder welchem der aufgestellten Systeme Wahrheit sei oder nicht sei, das kann, weil nur den Wenigsten und auch diesen nur äußerst schwer zugänglich, ja immer ungewiß und stets wiederkehrenden Zweifeln preis, nimmer von Entscheidung für eine vernünftige Rechtstheorie sein. Welches System man immer in der speculativen Philosophie annehme oder verwerfe, und ob man eines oder keines annehme, das Alles kann und soll auf die Rechtssätze von keinem Einfluß sein. Die Rechtswahrheiten müssen zugänglich sein auch dem gemeinen oder gesunden Menschenverstand; denn sie fodern allgemeines Anerkenntniß und allgemeine Beobachtung. Auch müssen sie, ähnlich hierin den mathematischen Wahrheiten, die nämlichen bleiben, unter allem Wechsel und Zank der metaphysischen Schulen". — — — —

„Uebrigens sind, trotz aller Verirrungen der Schule und trotz des Streites um den letzten Grund alles Rechtes, dennoch die wichtigsten Wahrheiten desselben längstens erkannt, und keine Dialektik wird sie der Anerkennung und der Liebe der Verständigen und Guten wieder entwinden. Es handelt sich also nicht um Aufstellung ganz neuer Lehren, sondern mehr um Läuterung, genauere Bestimmung und wissenschaftliche Verbindung der bereits vorhandenen Anerkenntnisse, um Aufhebung einiger folgereichen Misverständnisse, um Berichtigung der auffallendsten Verkehrtheiten, um parteilose Verständigung über gemein Verständliches, zumal aber um Feststellung des Verhältnisses zwischen natürlichem und positivem oder überhaupt historischem Recht, und um bestimmte Zeichnung des dem ersten ewig vernunftgemäß angehörenden Gebietes. Hierin allein besteht die Aufgabe, welche der Verf. sich gesetzt. Aber er erkennt auch bei solcher Beschränkung ihres Umfanges dennoch ihre Schwierigkeit und bedeutungsvolle Wichtigkeit, zumal für unsere große Zeit".

Diese Stellen sind zur Würdigung des Verfassers bei seinem neuesten Versuche, in eine so vielfach misverstandene, gemishandelte, schlecht behandelte und verkehrt angewendete Doctrin Klarheit, Bestimmtheit und praktischen Nutzen zu bringen, bezeichnend und konnten nicht im Auszuge mitgetheilt werden. Rotteck's Glaubensbekenntniß liegt darin vor uns. Er hat in dem ersten Bande bereits den Fehdehandschuh so reichlich, mehr als einen grundgelehrten, geistreichen und be-

Digitized by Google

rühmten Gegner hingeworfen, daß er zu ernsten Schlachten sich gefaßt halten muß. Wir zweifeln nicht an glänzenden Siegen, obgleich auch manch Einzelnes von seiner Theorie uns nicht ganz haltbar und mancher Angriff zu hart scheinen dürfte. Persönlichkeit hat ihn nie verführt, denn er verkündete selbst bei jeder Gelegenheit den Preis eines genialen philosophischen Rechtslehrers, dessen Ansichten und Behauptungen er mit Feuer bekämpft hatte und fortbekämpft. Auf jeden Fall ist die Erscheinung des ganzen von ihm entwickelten Systems vorläufig noch abzuwarten, ehe ein entscheidendes Urtheil gefällt werde. Aus dem Bisherigen spricht ein ernster Geist der Wahrheit und der ganze Feuermuth seiner Seele. Das Gelieferte ist in unserer Zeit allerdings ein événement; wir sagen in unserer Zeit, ob sie so ganz die große sei, wie er sie genannt, wird das nächste Jahrzehend beweisen. Sie hat das Schlechteste neben dem Edelsten erblickt, ja sie ist im Schlechten riesig gewesen, und an beredten Verfechtern hat es nicht gefehlt. Sie hat ganze Völker abgeschlachtet, für ein sogenanntes Hauptprincip des Völkerlebens; sie hat die Barbarei im Namen der Civilisation beschützt, den Meineid unter dem Bannier der Treue, den Meuchelmord unter der Firma der Moral, den Atheismus und den Fanatismus mit dem Taufschein der Religion. Sie hat den Sultan in Schutz genommen und den Don Miguel tolerirt. Männer von Talent und Genie haben Beides an die Todtengräber der Freiheit vermäkelt und die Niederträchtigkeit durch glänzende Sophistik in den Adelstand erhoben. Eine solche Zeit erfodert Männer wie Rotteck zur Vertheidigung des bedrohten Heiligthums; aber die Irrlehren werden noch lange siegen, und die Worte des zürnenden Sängers noch lange ihre Kraft behaupten:

Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
  Aus dem Leben; es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
  Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
  Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
  Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund;
Auf der Tribune prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht;
  Des Gesetzes Gespenst steht vor der Könige Thron.

An dem Allem sind Rechtslehrer wie Despoten, und Liberale wie Absolutisten schuld. Der Geist der wechselseitigen Lüge ist's, welcher den Verträgen die Seele, den Individuen das Vertrauen herausreißt.

Digitized by Google

Dennoch ist an dem Siege des ewigen Rechts nicht zu verzagen. Es bahnt sich Weg und Herrschaft durch alle Laster und Thorheiten der Parteien hindurch; es führt die Tyrannei in süßer Täuschung nur an desto grauenvollern Abgrund; es zeigt in dem Wahnsinn der Riesen, welche den Himmel stürmen, auf die sanften Bilder der Humanität und des Rechts hin und läßt neben den Leichen der erschlagenen Edeln die Freiheit ihr göttliches Schwert sich gürten.

Aus allen vorhandenen Schriften Rotteck's, den politischen wie den historischen, wird man schwerlich den Vorwurf des Demokratismus oder gar des Jakobinismus erweisen, welchen einige erbitterte Gegner seines Systems und Wesens beim Mangel an andern Waffen auf ihn zu bringen, und womit sie ihn bei dem Throne sowol als beim Volke anzuschwärzen versucht haben. Rotteck haßt allen Jakobinismus aus Herzensgrund und ist aufrichtiger Monarchist, mit derjenigen republikanischen Richtung, welche mit dem edlern Königthum sehr wohl sich verträgt, und welche er am Schluß seiner Weltgeschichte so richtig bezeichnet hat. Mehr als ein Mal hat der Verf. dieser Skizze mit seinem Freund über einzelne Partien der französischen Revolution gesprochen und gestritten, und Rotteck war nicht selten der strengern Meinung, da, wo Jener in den Umständen und in den Leidenschaften Gründe der Rechtfertigung für allzu grell beurtheilte Männer und Thaten fand. In R. ist eine förmliche Abneigung gegen alle eigentliche Demoswirthschaft, und darum ist er über einen Theil der Schweizerrepubliken, und zwar mit Recht, jederzeit übel zu sprechen gewesen. Darin huldigte ich ihm stets mit voller Seele. Ein kräftiger Präsident mit gehöriger Nationalvertretung wäre auch jetzt noch für die durch 22 verschiedene Interessen, durch französisch-neapolitanisch-sardinische und andere Intriquen, durch Ausländerei, Pfaffenwirthschaft, Mönchthum, Junkerhoffart, Bauernflegelei, Rechtsverwirrung, Preßzwang, Reislauferei, Münzunwesen u. dergl. zerrüttete Schweiz eine wahre Wohlthat. Es war grausam, daß man 1814 ihr einen solchen nicht gegeben hat. Der überspannten Liberalen und Volksthümler in Deutschland hat R. jederzeit sich bestens erwehrt, und niemals ist aus seinem Munde auch nur die leiseste Anregung zu unüberlegten Ideen und Schritten ergangen. Der Verf. weiß vielmehr aus eigner Erfahrung vom Gegentheil. Es gibt mehr als einen Diplomaten in Deutschland, welcher an solchen Dingen mehr Antheil hatte als Rotteck und manche seiner Freunde; und nicht selten sah man dieselben Leute, welche gewissen Ideen mehr

Digitized by Google

oder minder mit zugeschworen, als Untersuchungsrichter über die andern. Das Schicksal übte mehr als eine köstliche Satyre bei diesen Anlässen aus, worüber vielleicht ein andermal mehr gesprochen werden wird. Alle auf Rotteck's Rechnung in Umlauf gebrachte schlimme Gerüchte sind Producte jener unverschämten Schmeißfliegen der Gewalt, welche besonders im polizeilichen Klima ihr Dasein erhalten, deren Lebensodem die Niederträchtigkeit und deren Metier die Späherei ist.

So viel von der schriftstellerisch-publicistischen Laufbahn Rotteck's.*) Noch ist uns übrig, den Freund und Menschen im Privatleben und in seinem rein persönlichen Charakter zu schildern. Was wir an ihm vor allem Andern stets am meisten bewundert, ist die seltene Einheit der Theorie und des Lebens, der innere Zusammenhang seiner Bestrebungen und die unerschütterliche Consequenz und Beharrlichkeit in Verfolgung seines Ziels. Das Ideal des vernunftgemäßen Rechts und der gesetzlichen Freiheit erfüllen seinen Geist und seine Seele ganz zu allen Zeiten und in allen Verhältnissen, in den kleinen wie in den großen. Es gibt kein öffentliches Unglück, welches ihn nicht im Tiefsten mit erschütterte. Alle Krisen der Verfolgung, welche seit 16 Jahren die Cultur in mehr als einem Lande getroffen, hat der sonst stoisch-philosophische Geschichtschreiber, wiewol nur in der Einsamkeit seiner Kammer und im Zirkel der vertrautesten Freunde, darin erkannt, mit einem Seelenschmerze begleitet, welcher niemals einzelnen Facten und Individuen, sondern jederzeit den erschlagenen Principien gegolten: ein Schmerz, der um so rührender war, als er der stärksten Mannesbrust entströmte und in dem Glauben an den ewigen Sieg des Rechts endlich jederzeit wiederum Milderung und Auflösung fand. Unser edler Freund, wir gestehen es hier frei heraus mit noch schneidenderm Schmerze, glaubt hienieden noch wenigstens an theilweise Erreichung dessen, auf welches Schiller, der reinste Seher und Sänger der Freiheit, in den drei „Worten des Wahns" uns entsagen heißt, und welches Kassandra's fürchterlich wahre Worte berühren. Geschehe jedoch die Erfüllung des Wortes, welches der Genius der Menschheit an uns redet, hier oder dort: es muß und wird erfüllt werden.

Der Griechensache gab sich R. nebst andern Menschenfreunden mit der gewohnten Wärme hin. Es ist nicht erst nöthig, die Bitterkeit des Gefühls zu schildern, welche oft bei

*) Ueber die als neuesten Redacteur der „Allgem. politischen Annalen" (bei Cotta) ist uns dermalen noch nicht möglich zu sprechen.

Digitized by Google

Berichten von neuen Attentaten einer verkehrten, durch den Widerwillen und die Indignation von Europa verdammten und durch Canning, Eynard und Nikolaus in ihren Endwirkungen vereitelten Politik ihn befallen. Als er den Untergang der spanischen constitutionnellen Sache (niemals hatte er die doctrinnairen Uebertreibungen der Cortes gebilligt), den Sieg der Blutmänner und Fanatiker und die schauerliche Katastrophe Riego's erfahren, mußten Frau und Töchter, welche bereits festlich zum frohen Ball geschmückt sich in Bewegung nach dem Casino gesetzt hatten, umkehren, und er ordnete für einige Zeit Trauer im Hause an.

Sonst gehörte R. zu den leidenschaftlichen Verfechtern öffentlicher Vergnügungen und bürgerlicher Feste, um so mehr, da er in denselben noch die Reste der erdrückten Poesie im Volk und gemeinsam ästhetischer Regsamkeit ehrte. Von diesem Gesichtspunkt aus focht er selbst für die Redouten einst einen heftigen Streit gegen vornehme Verächter derselben aus und stand in der Reihe von Directorium und Ausschuß dem freiburger Museum, einer der trefflichsten Anstalten Deutschlands für Lecture, geistreiche Unterhaltung, Casinos und Concerte, viele Jahre hindurch vor. Als Präsident derselben vertheidigte er die Rechte der zahlreichen Gesellschaft im Jahre 1818 gegen allerlei feindselige Unternehmungen und Intriguen und empfing nicht selten auffallende Beweise der Anerkennung und des Beifalls bei der entschiedenen Mehrzahl.*) Solche Anstalten sind in deutschen Städten für Nährung und Entwickelung des öffentlichen Geistes außerordentlich wichtig, und es war daher stets die Idee der Durchsetzung des Gesammtwillens gegen aristokratische Anmaßung von Vornehmen oder Reichen, was zur Polemik in Dingen ihn trieb, welche mancher Andere, voll eigenliebigen Dünkels und philosophischer Indifferenz, kaum der Beachtung und noch weniger des Streites werth gehalten hätte. Manche köstliche Rede, von servilen Ohren mit Unbehagen, oft mit Ergrimmung an-

---

*) Noch sind eine Anzahl geistvoller Festreden von Rotteck, gehalten bei größern Anlässen in dieser Gesellschaft, im Umlauf. Da jedoch viele Dinge nur localen Werth haben und auswärts vielleicht nicht ganz verstanden werden könnten, so begnügen wir uns, einfach einige hier zu nennen: „Rede an die versammelten Mitglieder des Museums zu Freiburg bei feierlicher Besitznahme des neuerkauften Gesellschaftshauses" (Juli, 1817); — „Reden, gehalten bei dem von der Museumsgesellschaft ihrem austretenden Präsidenten, Hofrath und Professor von Rotteck, am 2. Jan. 1818 gegebenen Feste"; — „Rede, gehalten im Museum zu Freiburg 1828, zur hundertjährigen Geburtsfeier Karl Friedrichs".

Digitized by Google

gehört und die abderitische Bauchlust und den ohne alle Poesie getrunkenen Champagnerrausch unangenehm unterbrechend, entströmte da wol seinen Lippen, erquickte den bessern Theil der Zuhörer und ehrte den Fürsten des Landes mehr als herzloses Geschwätz hoffärtiger Söldner und als das einstudirte Stereotypvivat gleichgültiger und kopfbeschränkter Menschen, welchen jeder freie Laut revolutionnairer Gräuel deucht. Bei manchen solchen Festen, wo der Gegenstand und das Publicum die Begeisterung lohnte, sah man ihn stets unter den Fröhlichen mit und zwar in vorderster Reihe, umgeben von geistreichen Männern, gutgesinnten Jünglingen, anmuthsvollen Frauen und blühenden Mädchen, welche des frohen Scherzes und des sinnigen Gesprächs mit dem Mann ohne Falsch und Makel sich erfreuten.

Durch seine Gesinnungen, seinen Charakter und seine Schriften hat Rotteck, wie wir bereits gemeldet, eine große Zahl der wackersten Männer im In- und Auslande zu Freunden gewonnen; fast müssen wir deshalb befürchten, durch Anführung einzelner Namen die Rechte der übrigen zu verkürzen. Doch führte das Schicksal Einige durch Umgang und Briefwechsel mehr als Andere in seine Nähe, deren wir ohne Gefahr somit erwähnen dürfen. Vor Allen ist wol zu nennen der brüderliche Freund Joseph von Rotteck selbst, in vollster Manneskraft ihm, einer liebenswürdigen und tugendhaften Gattin und zweien Kindern entrissen; im dritten Band der ersten Auflage der „Allgemeinen Geschichte" ist ihm ein würdiges Denkmal gesetzt. Darauf der väterliche Freund und geliebte Lehrer Jacobi, der liederreiche Greis, hochverdient um Cultur und Sprache in Deutschland überhaupt und in Freiburg insbesondere; ein Mann voll bleibenden Werthes in reinmenschlicher Hinsicht, wenn sein kindliches Geschwätz in unserer übergebildeten Zeit auch längst nicht mehr als Poesie anerkannt sein wird; ein Seher der Freiheit bei aller sentimentalen Richtung; ein angebeteter Gärtner vieler herrlichen Blüten auf der schönen Erde, die seine letzten Jahre versüßte und seine Urne verschließt. Nach diesem: von Wessenberg, der Freiherr und freie Mann; der in Wenigem und in Vielem, worüber der Herr ihn zum Pfleger gesetzt, gleich groß war; Reformator für echtes Christenthum, gereinigten Katholicismus und innere Menschenbildung, dessen Same in viele tausend Priester von besserm Schlage überging und dem deutschen Vaterlande zum Segen fortwuchert; gemüthvoller Dichter der Liebe, des Friedens und der Andacht; Schreiber des göttlichen Gesetzes im ursprünglichen Sinn des Wortes, Leh-

Digitized by Google

rer und Ueber der Moral in Einer Person; Leiter verirrter Jünglinge und Vater der Armen und Waisen; als Prälat der Kirche unerschrocken, Fanatikern, Dummköpfen und Heuchlern gegenüber; als Vertreter der Volksrechte mannhaft und gemäßigt. Ihm befreundet in Sinn, Lehre und That, wiewol in bescheidenerm Kreise wirksam, der allzu früh dahingeschiedene Nick, Rotteck's Jugendfreund, aus Jacobi's Schule, den Stempel des Meisters treu bewahrend, an Geist und Gemüth den Trefflichsten ebenbürtig; nur von stillern Seelen erkannt, aber ewig fortlebend in weniger Freunde Brust.*) Ein anderer Edler, ebenfalls Lehrer und Freund in Einer Person viele Jahre hindurch, Mertens, als Jurist hochschätzbar, als Historiker verdienstlich, als Professor einst gefeiert, als Mensch allbeliebt und betrauert. Wir sahen über sein Grab viele Thränen der Besten fließen, und selten ist eine Trauerrede, auf welche gemeiniglich die Redekunst mehr als Schmerz und Ueberzeugung einwirkt, mit solch allgemeiner Theilnahme angehört worden als die von Rotteck vor mehren Jahren zu Mertens' Gedächtniß gehaltene. Duttlinger, der rüstige Sohn des Gebirges und unermüdete Kämpfer für vaterländisches Recht, in Scherz und Ernst den Gegnern furchtbar, reich an Kenntnissen und Verdiensten um seine Hochschule und seine Wissenschaft, an Witz und Frohsinn unerschöpflich. Schlichtegroll, Fr. H. Jacobi, Schott, Martin, Ersch, André u. A. auf mannichfachen wissenschaftlichen Bahnen für Ausbreitung geistiger Schätze und sittlichen Rechtes bemüht. Nebenius, als Gelehrter und Staatsmann, als Bürger und Mensch gleich hochachtbar, ein klardenkender Kopf mit edelm Herzen; durch Das, was er der Verfassung geleistet, zu bleibendem Danke der Mitbürger berechtigt. Von Liebenstein, dessen Schläfe die doppelte Palme der Beredsamkeit und der Geschichtschreibung umwunden; muthvoller Volksvertreter und freisinniger Staatsmann, durch Privattugenden liebenswürdig; vom Schicksal zur rechten Stunde abgerufen, um nicht das allgemeine Loos der Sterblichkeit, erfaßt von den Armen des Neides und der Verleumdung, zu erdulden. Paulus, der Mann von Luther's Geist und Melanchthon's Gemüth; Schiller's und so vieler Trefflichen im deutschen Vaterlande Freund; geistvoller Erklärer der heiligen Bücher und freimüthiger Verkündiger kirchlichen und politischen Rechts; den Ignoranten und Fanatikern ein Wetterblitz; den Gutgesinnten und Klar-

*) Vergl. über ihn L. Buchegger's Gedächtnißrede und eine Stelle in der Rede Rotteck's auf Mertens.

Digitized by Google

denkenden brüderlicher Genosse; der anstrebenden Jugend ein hochverehrter Leiter; auch bei vorgerücktem Alter jugendlich in Kraft des Geistes und des Willens. Varnhagen von Ense, Troxler, Zschokke und Pölitz, in Lehren der Weisheit und in den Geschichten und Geschicken der Alten und Neuern tief bewandert, voll edeln Strebens für gesetzliche Freiheit und Sicherstellung des geheiligten Rechts durch persönliche Tugend im Herzen ihrer Zeitgenossen. Der phantasie- und geistvolle Schneller, dessen Blumenkranz über die „Weiblichkeit" den zartesten Sinn für die interessanteste Erscheinung im Menschenleben, Frauenwerth und Frauenhuld, und dessen „Oestreichs Einfluß auf Deutschland und Europa" den mannhaftesten Sinn für Cultur und Recht athmet. Der gleich verdienstvolle als bescheidene Pfost, dessen menschenfreundliches Herz die Hütte des Verlassenen, dessen freien Sinn die verschwiegene Brust des Freundes kennt. Mit den meisten deutschen Historikern von Bedeutung ist R. wenigstens brieflich in Berührung gekommen. Vorzügliche Verehrung hat er, außer den schon Angezeigten, stets für Heeren gezeigt; sodann für den patriotischen Luden, den tiefgelehrten redlichen Beck, den geistreichen Buchholz, den freiheitstolzen Wachler, den deutschgesinnten Voigt, den gründlichen Ewers, den schönschreibenden Raumer, den Vertrauten des Orients Wilken, den klardenkenden Ancillon, den antiken Niebuhr, den verdienstvollen Rommel, den originellen Ranke, den zu früh geschiedenen Glutz-Blotzheim u. s. w. Wir nennen hier nur einige Namen, die gleich auf der Stelle uns einfallen, ohne Präjudiz für Andere.

Sehr schmerzte unsern Freund ein Urtheil Schlosser's in einem englischen Journal, weil dieser gleich freigesinnte als tiefforschende Bearbeiter der Geschichte in seiner Grundtendenz ihn verkannt zu haben schien. Aber Schlosser ist der Mann, welcher mehr als ein Unrecht wieder gut gemacht hat, sobald er eine bessere Ueberzeugung erhalten. Manche Geister stehen sich näher, als sie selbst wol glauben. Oft verzögert nur ein durch Verschiedenheit der eingeschlagenen Wege erzeugter und genährter Männerstolz die frühere Erkennung. Eine der interessantesten Begegnungen war wol die von Rotteck mit Görres im Jahre 1821. Letzterer, welcher schon im Jahre 1819 in seinem „Europa und die Revolution" R. mit dem Landtage und dem Großherzog zugleich durchgenommen, ohne ihn eigentlich genauer gekannt zu haben, hätte gern den sonst ihm mundenden Mann lieben mögen, wäre er ein nicht also moderner Liberaler und schärferer Katholik gewesen; Ersterer,

Digitized by Google

den „Deutschen Merkur" noch in der Erinnerung, hielt G. damals nur noch für einen genialen Narren.

Ich schweige von mehren seiner Collegen, auch einst den meinigen, und von euch, ihr meine jüngern Freunde fern und nah, dem das Herz des Biedermannes sich aufgeschlossen; ich schweige von mir selbst und von dem vieljährigen Verhältniß, welches zuerst Lehrer und Schüler und sodann den Mann mit dem Manne verbunden; von den zahlreichen Beweisen der uneigennützigsten und treuesten Freundschaft. Unter den vielen zarten Wurzeln, die beim Abschied aus dem geliebten Deutschland aus meiner Seele gerissen wurden, ist diese eine derjenigen gewesen, welche die Schwere des Opfers am meisten mich fühlen ließen. Der Inhalt seiner Briefe erregt dies Gefühl immer neu; aber gerade solche Trennungen im Leben sind die Urkunden ewiger Nähe von Geistern, welche einmal sich innig berührt haben. Aber noch viele andere Männer fern und nah, und darunter von hohem Range und von Berühmtheit, selbst aus Polen, Rußland, Italien und Frankreich, haben die Gefühle des Herzens gegen ihn in Zuschriften mannichfacher Art kundgegeben.

Die bei weitem liebenswürdigste Seite Rotteck's ist, unbeschadet aller von uns aufgezählten Verdienste, sein Charakter als Mensch und Familienvater. Als solcher lebt er ganz oft nach patriarchalischer, oft nach antiker Weise: bald im bestaubten Bücher- und Schriftenzimmer, umgeben von Bildern der edelsten Alten und Neuen, vor Allen Wessenberg's Bild in der Mitte; bald auf seiner Villa, beschäftigt mit schwerer ökonomischer Sorge. Denn vor allen Privatbeschäftigungen ist die Landwirthschaft seine geliebteste. Sie ist es auch, welche seine literarische Thätigkeit vielfach beschneidet und mäßigt. Dieser Verführerin müssen wir den Verlust mehr als eines Geisteswerks Schuld geben.*) Er erklärt seinen Geschmack aus historischen, juristischen und ärztlichen Gründen, und wir müssen dieselben ehren. So viel ist richtig, daß diese Geliebte, die er neben seinen 2 rechtmäßigen idealen Frauen, der Klio und der Themis, sich hält, seine Lebensretterin geworden ist, indem er früher vielfach gekränkelt und niemals sich so kräftig gefunden hat, als seit er von seinen Hauptbeschäftigungen in ihren Armen von Zeit zu Zeit ausruht.

Diese ideale Geliebte jedoch, welche nicht wenig ihm kostet, hat der realen Gattin nichts entzogen. Es hat letztere

*) R. nahm daher auch an den Arbeiten des landwirthschaftlichen Vereins in Baden manches Jahr hindurch thätigen Antheil.

Digitized by Google

ihn zum Vater von 9 hoffnungsvollen Kindern gemacht, und die Freunde haben im Scherze bemerkt, daß die Geschichte seines Hauses ebenso viele Theile zählt, als seine „Allgemeine Geschichte". Unter seinen Kindern befinden sich bereits mehre erwachsene. Es ist ein rührender Anblick, ihn in Mitte seiner Familie zu sehen und die ängstliche Sorge zu beobachten, welche er auch dem kleinsten Wunsche und dem leisesten Unfalle derselben widmet.

Einer der hervorstechendsten Züge seines Charakters ist die strenge Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit in Allem, was er einmal zu besorgen oder zu vertreten übernommen hat. Es gibt für ihn kein Kleines und kein Großes; mit gleichem Eifer wohnt er einer Museums-, einer Senats- und einer Ständesitzung bei. Bei den Geschäften herrscht die größte Pünktlichkeit, und er läßt sich im Gespräche mit dem Pachter seines Gutes über alle Details der Landwirthschaft ebenso geduldig, umständlich und gründlich aus, als in den Vorträgen über Staatsrecht und Politik mit den Studirenden. Voll Mistrauen gegen das posse und das velle der meisten Menschen, schenkt er seine Aufmerksamkeit und Freundschaft erst nach längerer Prüfung; der Freund aber kann bis zum Aeußersten auf ihn bauen. Des Freundes Sache ist seine eigne geworden, und die Sohlen brennen ihn, bis er zu irgend einer Entscheidung sie gebracht sieht.

Rotteck ist von mittler, fast kleiner Statur; mager (von jener Art, wie Cäsar sie nicht geliebt); sein Gesicht, ohne auffallende Züge, drückt Verstand und Ruhe aus; aber die tief in der Höhle liegenden Augen blitzen von Zeit zu Zeit das Feuer seiner Seele hervor. Sowie er in seinen Schriften weder zur Rechten noch zur Linken, geradeaus auf das Ziel ausgehend, abweicht, so blickt er bei Gang und Stellung, in Vortrag und Unterredung weder zur Rechten noch zur Linken, sondern stets vor sich. Sein Temperament ist cholerisch; doch bleibt er in der Regel Meister seiner Haltung, und bei gereiztem Gemüth werden nur die Worte schneidender. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieselben oft allzu schneidend sind, und daß das starke Gefühl seines Rechts nicht selten gegen Einzelne und im Einzelnen ihn ungerecht macht; daß der Mensch, welcher in der Grundidee ihm widerstreitet, die Gnade bei ihm nicht immer findet, welche der Philosoph häufig sonst gewährt. „Aber dies Wer nicht mit mir ist, ist wider mich", gehört auch zu seinem Ganzen und wird von ihm auch immer nur im Kampfe über Ideen und Grundsätze angewendet. Persönlichen Haß und persönliche Rache kennt

er nicht. In seinen Privatbeziehungen ist er der mildeste, versöhnbarste, gutmüthigste Mensch, wie Wenige zu finden sind. Alle seine Leidenschaften sind reinpolitischer Natur und stehen mit seinen Ansichten von Pflicht und Recht in genauester Beziehung. Oft haben wir und Andere seine Starrheit in gewissen Abneigungen beklagt, besonders da, wo wir sie nicht getheilt und den Trefflichen allzu große Bitterkeit gegen Personen beschlich, welche, an und für sich von Talent, Tüchtigkeit und Verdienst, in einer, freilich der seinigen allzu verschiedenen Richtung sich bewegt; aber von ihm mag in dieser und anderer Hinsicht gelten, was Joh. Müller von Cato schreibt:

„Als Viele sich vereinigten, in Geschäften gemeine Sache zu halten, blieb für die Gesetze Cato. Nie war ein dem Ideal der virtus mehr ähnlicher Mann, der das Gute nur darum wirkte, weil anders zu handeln nicht in seiner Seele war. So viele Mühe seine Feinde sich gaben, ihn herabzuwürdigen, dennoch blieb sein Name gleichbedeutend mit der Rechtschaffenheit selbst. Einen Fehler hatte Cato, daß er der herrschenden Verderbniß auf keine Weise sich fügen und lieber etwas Gutes unterlassen als auf eine nicht ganz streng gesetzmäßige Art handeln wollte. Mit mehr Nachgiebigkeit wäre er seinem Vaterlande (vielleicht) nützlicher gewesen; aber ein Cato würde der Geschichte der Menschheit fehlen".

Digitized by Google

Biographische Andeutungen.

Digitized

Digitized by Google

Karl Wilhelm Ferdinand von Funck,

königlich sächsischer Generallieutenant der Cavalerie, Ritter des Militairordens vom heiligen Heinrich, Doctor der Philosophie.

Eine biographische Skizze.

Von Ferdinand von Witzleben.

Unter die Männer, welche die Ereignisse einer bewegten Zeit aus einer untergeordneten Stelle zu höherer Wirksamkeit hervorriefen, gehört unstreitig auch der Generallieutenant von Funck, und so lange die Geschichte Sachsens der Mit- und Nachwelt nicht fremd wird, muß auch sein Name genannt werden; mit Recht gebührt ihm also ein Platz in einem Werke, welches uns mit dem Leben der Zeitgenossen vertraut machen soll.

Karl Wilhelm Ferdinand von Funck ward am 13. Dezember 1761 zu Braunschweig geboren, wo sein Vater als Hofrath angestellt war. Nachdem die erste häusliche Erziehung ihn hinlänglich vorbereitet hatte, um in eine höhere Bildungsanstalt einzutreten, ward der junge Funck zuerst auf die Schule in Wolfenbüttel, nachher, im Jahre 1778, auf das Carolinum in Braunschweig gebracht. Hier legte er den Grund zu dem Grade des Wissens und der geistigen Bildung, wodurch er sich später so sehr auszeichnete, und wodurch er selbst sich ein unvergängliches Denkmal, einen in der literarischen Welt geachteten Namen erwarb. Bei der regen Lernbegier, die ihn von seiner frühesten Jugend an be-

Digitized by Google

lebte, machte er unter trefflichen Lehrern schnelle Fortschritte. Männer wie Jerusalem, Ebert, Eschenburg, Arnold Schmidt und Gärtner leiteten seine Bildung. Eine seltene Fassungsgabe und richtige Urtheilskraft zeichneten ihn vor vielen seiner Mitschüler aus; dazu kam noch ein glückliches Gedächtniß: so ward der junge Funck bald unter die ausgezeichneten Schüler jenes Instituts gezählt.

Im Jahre 1780 verließ Funck das Carolinum und begab sich nach Sachsen, wo ein großer Theil der Verwandten seines verstorbenen Vaters sich aufhielt. Er war über den künftigen Gang seines Lebens mit sich einig; ihn hatte, wie so viele junge Leute, die glänzende Außenseite des Kriegerstandes mächtig angezogen. Die Militairmacht seines Vaterlandes schien ihm jedoch nicht bedeutend genug, um hier seine Erwartungen erreicht zu sehen, er wählte sich also das sächsische Heer und erhielt im genannten Jahre die Anstellung als Souslieutenant in der kurfürstlichen Garde du Corps.

Der stete Aufenthalt in Dresden bot dem jungen Manne alle Annehmlichkeiten der guten Gesellschaft; geistreich wie er war und von vortheilhaftem Aeußern, blieb er nicht unbemerkt; manche Bekanntschaft ward angeknüpft, die in der Folge von Nutzen war, als Funck, nachdem er einen höhern Posten erlangte, wieder mit Vielen in Berührung kam, mit denen er einen Theil seiner Jugend verlebt hatte. Dies günstige gesellige Verhältniß mußte aber auch so manche Verdrießlichkeiten versüßen, welche der Dienst unter Männern von veralteten Ansichten und großer Pedanterie mitsichführte; doch auch seine dienstliche Lage erhielt eine wesentliche Verbesserung durch das im Jahre 1784 erfolgte Avancement zum Premierlieutenant und durch die ihm übertragene Function eines Adjutanten im Regimente. Sein Wirkungskreis vergrößerte sich; aber auch der Berührungen mit den Stabsoffizieren wurden mehre, und bald trat zwischen dem Commandeur und dem Adjutanten ein gespanntes Verhältniß ein. Lange konnte dies nicht bestehen, ohne vielleicht einst mit einem öffentlichen Bruche zu enden, und diesen zu vermeiden, suchte Funck im Jahre 1785 um seine Entlassung nach, welche er auch erhielt.

Ganz ohne Beschäftigung konnte ein so thätiger Geist nicht bleiben; daher fingen zu dieser Zeit die literarischen Arbeiten Funck's an, welche sich aber zuerst nur auf kleine Aufsätze in einzelnen Journalen beschränkten. Mancherlei Reisen hinderten ihn, sich einer größern Arbeit zu unterziehen, doch sammelte er Materialien zu mehren geschichtlichen Werken.

Digitized by Google

Im Jahre 1787 nöthigte ihn eine Familienangelegenheit zu einer Reise nach Berlin, wo er in Lehnssachen ein Anbringen bei der Regierung hatte. Bald war er auch hier mit mehren einflußreichen Personen bekannt worden, und man bot ihm unter den vortheilhaftesten Bedingungen Dienste in der preußischen Cavalerie an; doch vergebens, denn schon fesselten zarte Bande ihn an sein zweites Vaterland, Sachsen. Hierher kehrte er im folgenden Jahre zurück und vermählte sich mit dem Fräulein Elise von Unruh, einer Hofdame der verwitweten Kurfürstin, deren Besitz ihm der Himmel aber nur 9 Jahre ließ, da sie schon im Juli 1797 ihm durch den Tod entrissen wurde.

Einem regelrechtern Leben im eignen Hausstande zurückgegeben, konnte Funck die Literatur mit größerm Eifer betreiben und die „Geschichte Kaiser Friedrichs II." schreiben, welche später, im Jahre 1792, in Züllichau und Freistadt bei Frommann erschien. Eine Annäherung an Schiller datirt sich ebenfalls aus jener Periode, sowie die Aufnahme zum Mitarbeiter an der in Jena herauskommenden Literaturzeitung.

An der Spitze der kursächsischen Cavalerie stand damals ein Mann, der, seinem Zeitalter weit vorausgeeilt, Alles zu deren Vervollkommnung anzuwenden suchte und seine Bemühungen mit günstigem Erfolg gekrönt sah, der Generallieutenant und Generalinspecteur Graf Bellegarde. Ihm war es nicht entgangen, welch ein heller Kopf Funck sei; er bedauerte dessen Austritt aus dem Militair, und seine Verwendung bewirkte wol hauptsächlich, daß sein Schützling wieder in die Armee trat. Man erkannte immer mehr das Bedürfniß, leichte Truppen zu haben; doch erstreckte sich dies in Sachsen zuerst nur auf die Cavalerie. Der Kurfürst beschloß daher im Jahre 1791 ein Husarenregiment zu errichten. Die Offiziere dazu wurden, mit wenigen Ausnahmen, aus der übrigen Cavalerie ausgesucht, Funck aber als Rittmeister mit dem Patente vom 11. Juli 1791 dabei angestellt.

Mit der größten Thätigkeit widmete sich Hr. v. F. den schwierigen Geschäften, die bei der Bildung einer neuen Truppe in vermehrter Anzahl eintreten, und nur dann erst gewann er wieder Zeit zu literarischen Arbeiten, als das Regiment aus den bisherigen Quartieren in der Umgegend Dresdens nach Thüringen in die ihm bestimmten Garnisonen rückte. Funck hatte sich schon längere Zeit mit einem Werke, Sachsens Geschichte betreffend, beschäftigt, es war zu Ende gediehen und würde jedenfalls im Druck erschienen sein, wenn nicht der bald ausbrechende Krieg gegen Frankreich die Herausgabe

Digitized by Google

verzögert hätte. Während dieses Krieges aber hatte der Verfasser, als er am Rhein stand, das Unglück, durch eine Feuersbrunst in Kölleda seine ganzen Effecten, mit ihnen auch das Manuscript und die gesammelten Materialien zu verlieren. Später hat er dies Thema nie wieder bearbeiten wollen; so ist die Literatur eines Werkes beraubt worden, welches bei der Liebe des Verfassers zu dem gewählten Gegenstande und bei der ihm eigenthümlichen Gewandtheit des Styls wol einen ehrenvollen Platz eingenommen haben würde.

Als mit dem Anfange des Jahres 1793 der Krieg gegen Frankreich, den bisher Oestreich und Preußen allein geführt hatten, zu einem Reichskriege erklärt ward, sah sich der Kurfürst von Sachsen als Reichsstand genöthigt, sein Contingent an den Rhein zu senden. Die Sachsen wurden unter den Befehlen des Generallieutenants von Lindt der preußischen Armee zugetheilt und fochten mit besonderer Auszeichnung sowol bei der Belagerung von Mainz, als in allen Gefechten dieses an militairischen Ereignissen reichen Feldzuges. Obschon 2 Escadrons Husaren sich bei dem Corps befanden, so war es doch dem Rittmeister Funck nicht vergönnt gewesen, thätig mitzuwirken; erst im folgenden Jahre, als das Contingent abgelöst ward, marschirte er mit gegen den Feind.

Auch im Feldzuge von 1794 ward, wie im vorigen, den Husaren oft Gelegenheit gegeben, sich auszuzeichnen und sich die Achtung der Generale zu erwerben, deren Befehlen sie untergeordnet waren; besonders erfreuten sie sich der Zufriedenheit des preußischen Generals Grafen Kalckreuth, der auch persönlich den Rittmeister kennen und schätzen gelernt hatte. Im Jahre 1795 war Funck ebenfalls beim mobilen Theile des Regiments; doch kann dieser Feldzug militairisch nicht sehr in Betrachtung kommen, da die Aenderung im politischen Systeme Preußens eine Unthätigkeit herbeiführte, die dem wahren Soldaten nur lästig sein konnte. Als die genannte Macht zu Basel einen Separatfrieden mit der französischen Republik schloß und ihre Heere sich zurückzogen, kamen die sächsischen Truppen zu der östreichischen Armee, standen aber den übrigen Theil des Feldzuges in der Gegend von Manheim, ohne ein Gefecht zu bestehen. Die erneuerte Ablösung des Contingents führte Funck in seine Friedensgarnison zurück.

Die Muße, welche der Dienst in den Standquartieren so reichlich darbot, ward von dem thätigen Manne zu den frühern literarischen Beschäftigungen benutzt; seine Arbeiten aus dieser Zeit sind wie die ersten in verschiedenen Journa-

Digitized by Google

len zerstreut, besonders arbeitete er thätig mit an den „Horen"; auch die „Jenaer Literaturzeitung" enthält viele von ihm eingesendete Recensionen. Das Verhältniß zu den beiden berühmten deutschen Dichtern, zu Schiller und Göthe, ward inniger, besonders zu ersterm, und so manche Notiz, welche Funck über sein Privatleben niederschrieb, erwähnt der angenehmen Stunden, welche er mit diesen hochgefeierten Männern zubrachte. Im Jahre 1801 avancirte Funck zum Major, die vorigen Verhältnisse aber wurden hierdurch nicht gestört. Mehr und mehr ward seine Intelligenz bekannt; die ersten Beweise davon erhielt er dadurch, daß er bei den Zusammenziehungen der Armee in Lager mehre Jahre hintereinander gewählt wurde, den Dienst eines Generaladjutanten bei dem jedesmaligen commandirenden General zu versehen.

Das Jahr 1805 brachte in seinen letzten Monaten einen neuen Krieg über Deutschland; Sachsen, welches sich an Preußen angeschlossen hatte, folgte dem Beispiele des Nachbarstaates, sich für alle Fälle gerüstet zu halten, und ein Armeecorps von 15,000 Mann schloß sich den preußischen Corps an, welche zur Sicherstellung des nördlichen Deutschlands an die Grenzen rückten. Den Befehl über die Sachsen hatte der Kurfürst dem General der Cavalerie von Zezschwitz dem Aeltern übergeben, dieser wählte den Major Funck zu seinem Adjutanten und übertrug ihm die Correspondenz mit dem Landesherrn sowie mit den preußischen Behörden. Da fielen im Dezember die entscheidenden Schläge in Mähren; eine Folge derselben war, daß Preußen nicht, wie man früher fest glaubte, sich gegen Frankreich erklärte; im Februar 1806 waren alle mobile Truppen in ihre Garnisonen zurückgekehrt; auch Funck trat wieder in sein Verhältniß zum Husarenregiment.

Nur trügerisch war die Ruhe, welche dieser militairischen Episode folgte. Die politischen Verhältnisse Preußens zu Frankreich wurden immer verwickelter und gespannter, ein Krieg zwischen diesen Mächten schien unvermeidlich. Gern hätte der Kurfürst von Sachsen sich aller Theilnahme enthalten, doch die Lage seiner Staaten machte dies unmöglich; er mußte der größern Macht folgen und im September 1806 abermals ein Armeecorps von 22,000 Mann dem preußischen Heere zugesellen. Der schon genannte General von Zezschwitz erhielt wieder den Befehl darüber; auch Major Funck trat an den Platz, auf dem er schon im vorigen Jahre bei diesem Anführer gestanden hatte. Die Sachsen waren dem Oberbefehle des Fürsten von Hohenlohe untergeordnet, sie

konnten zwar mit ihm persönlich nicht unzufrieden sein, hatten aber im Ganzen über die Art, mit der sie von ihren Alliirten behandelt würden, gerechte Klage zu führen. In Hinsicht der Verpflegung wurden sie stiefmütterlich angesehen; es kam deswegen zu harten Auftritten, bei denen sowol Funck als auch der Intendant des sächsischen Corps, der damalige Major von Watzdorf, dem Feldherrn bittere Dinge sagten.*)

Trotz allen diesen Unannehmlichkeiten waren die Truppen von dem besten Geiste beseelt; die Mehrzahl der Offiziere, den Krieg sehnlichst wünschend, glaubte nur an Sieg und dachte sich eine Niederlage gar nicht als möglich. Funck konnte sich diesen freudigen Hoffnungen nicht hingeben, sein heller Blick hatte ihn die politische und militairische Lage der Dinge richtig auffassen lassen, ihm ahnte ein unglücklicher Ausgang dieses Krieges.

Der Krieg war erklärt, die feindlichen Heere stießen aufeinander; die Gefechte von Schleitz und Saalfeld waren die unglücklichen Vorläufer jener Doppelschlacht vom 14. Oktober, welche mit einem Schlage eine große Monarchie stürzte. Die Sachsen fochten an diesem verhängnißvollen Tage bei Jena; der Ausgang der Schlacht bedarf keiner Erwähnung. Funck für seine Person nur leicht, sein Pferd aber schwer durch Säbelhiebe verwundet, fiel gegen das Ende des Gefechts in feindliche Hände und ward mit den übrigen gefangenen sächsischen Offizieren dem Kaiser der Franzosen vorgestellt. Er wagte es, mit dem gefürchteten Sieger Napoleon zu sprechen, der ihn anfänglich der Uniform wegen nicht für einen Sachsen anerkennen wollte. Eine Aeußerung des Kaisers, daß er Sachsen nicht als erobertes Land betrachten wolle, wenn sich dessen Regent nicht daraus entferne, faßte Funck auf und erbat sich die Erlaubniß, dies dem Kurfürsten sagen zu dürfen. Er erhielt sie und trat sogleich den Weg nach Dresden an. Es war nicht möglich auf dem Schlachtfelde selbst oder in dessen Nähe Pferde zu bekommen; die Reitpferde Funck's waren nicht da, das, welches er geritten, seiner Wunden wegen nicht im Stande Dienste zu leisten; doch nichts konnte den Eifer Funck's niederschlagen, der wohl einsah, wie sehr jetzt eine einzige Stunde im Preise stieg. Ohne deshalb erst lange mit Plänen zum Fortkommen sich zu beschäftigen, trat er die Kurierreise zu Fuß an, er mußte doch endlich in eine Gegend gelangen, wo der Dienst der Posten

*) S. Massenbach, und den „Bericht eines Augenzeugen" von R. v. L.

Digitized by Google

noch nicht unterbrochen war. Eine neue Gefahr erwartete ihn auf diesem Wege; als er im Altenburgischen ein Gehölz passirte, ward nach ihm geschossen, er zwar nicht selbst, wol aber der Federstutz getroffen, und es ergab sich, daß es Bauern gewesen, welche ihn für einen Franzosen angesehen hatten.

Ueber Chemnitz und Freiberg kam der Major Funck gerade noch zur rechten Zeit in Dresden an. Schon waren die Wagen gepackt und alle Anstalten getroffen, die projectirte Flucht nach Breslau anzutreten: da änderte Funck's Mittheilung alle Pläne des Hofes; der Kurfürst blieb, befahl seinen Truppen, welche noch bei der preußischen Armee waren, diese zu verlassen, und erklärte sich und seine Staaten für neutral. Funck mußte sogleich wieder von Dresden fort, dem Kaiser diese Erklärung zu überbringen; er traf ihn im Hauptquartier zu Halle; Napoleon ließ die Feindseligkeiten gegen Sachsen einstellen, genehmigte die Neutralität und erbot sich, Frieden mit Sachsen zu schließen, dessen Hauptbedingung ein Anschließen des Kurfürsten an den Rheinbund sein solle.

Man konnte vor der Hand nicht mehr verlangen; die großen Uebel, welche eine feindliche Behandlung des Landes in ihrem Gefolge hat, waren doch zum Theil abgewendet, und Sachsen konnte dem Manne nur dankbar sich verpflichtet fühlen, der ohne höhere Veranlassung für dessen Wohl gesprochen und gehandelt hatte. Auch der Kurfürst mußte ihm danken, seine Eile hatte die glücklichsten Folgen für den Fürsten; denn traf er nur eine Stunde später in Dresden ein, als es geschah, so fand er den Hof nicht mehr, und dann wäre, nach Napoleons mehrfach gethanen Aeußerungen, das Schicksal Sachsens und seines Regentenstammes ein ganz anderes geworden.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der dem Staate nur zu früh entrissene Graf Bose, ward von sächsischer Seite beauftragt, den Frieden abzuschließen; und wer konnte ihm füglicher beigegeben werden als der Major Funck, der ja schon in etwas mit den Umgebungen des Kaisers bekannt geworden war? Beide gingen nach Berlin, wo sie das Hauptquartier Napoleons sowie den zu dem Friedensschlusse bevollmächtigten Minister Talleyrand, Fürsten von Benevent, trafen. Die wie bekannt später in Posen beendigten Unterhandlungen wurden eröffnet; im Laufe derselben äußerte der französische Minister, wie es dem Kaiser sehr angenehm sein würde, den Kurfürsten von Sachsen, welchen er sehr

Digitized by Google

hochachte, persönlich kennen zu lernen. Der Graf Bose sendete also eilig den Major Funck nach Dresden; der Kurfürst entschloß sich auch sofort zu der Reise; doch anstatt in einem Tage den Weg von 22 Meilen zurückzulegen, beliebte es dem Oberstallmeister, nach alter gewohnter Sitte mehre Nachtquartiere einzurichten. Vergebens wandte Funck alle Ueberredungskunst an, diesen Plan aufzuheben; er scheiterte theils an der Macht der Gewohnheit, theils an der Bequemlichkeit jenes damals in Sachsen vielvermögenden Mannes; und das Resultat der Zögerung war, daß, als man endlich in Berlin eintraf, der Kaiser Napoleon bereits zu der Armee nach Polen abgegangen war.

Friedrich August kehrte nach Dresden zurück; zwar war der Hauptzweck der Reise verfehlt, doch blieb sie nicht ganz ohne Nutzen, denn der Kurfürst hatte sich durch seine Persönlichkeit an 2 wichtigen Männern, dem Major-General Berthier und an Talleyrand, 2 Verehrer erworben, welche nicht ohne Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten waren. Der Friede mit Sachsen ward in Posen abgeschlossen; Funck brachte die Nachricht davon nach Dresden; der zum König erhobene Regent beschenkte ihn mit einem ausgezeichnet schönen Ringe, Napoleon mit einer goldenen Dose mit Namenschiffre in Brillanten, und in weiterer Anerkennung der Verdienste, welche sich Funck in einer kritischen Zeit um sein Vaterland erworben hatte, erhob ihn der König noch im Jahre 1806 zum Oberstlieutenant und zu seinem Flügeladjutanten. Im Anfange des folgenden Jahres fand sich der König bewogen, den Oberstlieutenant Funck zum Generaladjutanten und Obersten der Cavalerie zu ernennen, sowie auch ihm das Ritterkreuz des Militairordens vom heiligen Heinrich zu verleihen.

In Folge des posener Friedens mußte das Königreich Sachsen, als ein Theil des rheinischen Bundes, ein Contingent von 20,000 Mann zur französischen Armee stellen; da aber durch die unglückliche Schlacht von Jena die Armee fast ganz aufgelöst worden war, und da die Cavaleriegimenter, welche in jener Schlacht gefochten, auch ihre Pferde an die französische Reiterei hatten abgeben müssen, so war für den Feldzug von 1807 nur die Stellung von 6000 Mann verlangt worden, welche jetzt aus dem früher bezogenen Cantonnement bei Guben aufbrachen, um durch einen Theil Schlesiens über Posen nach Danzig zu marschiren und dort zu dem Corps des Marschalls Lefebvre zu stoßen, das jene Festung belagern sollte.

Digitized by Google

Diese Truppen waren bis in die Gegend von Posen gekommen, hier aber brach plötzlich bei mehren Bataillonen ein Aufstand aus, der jedoch nicht von langer Dauer war, und bald kehrte die alte Ordnung zurück. Die Nachricht von dieser Begebenheit erregte in Dresden große Besorgnisse, besonders da man nicht wissen konnte, wie Napoleon sie betrachten würde, und ob sie nicht für das ganze Land nachtheilige Folgen haben könne. Um diesen möglichst vorzubeugen, ward der Oberst Funck nach dem Hauptquartiere des Kaisers abgefertigt, welches man in Warschau zu finden glaubte. Hier traf Funck aber nur den Minister Talleyrand, der ihm keinen Aufschluß über den Empfang geben konnte, welcher seiner beim Kaiser wartete; er tröstete ihn jedoch mit der Vermittelung Berthier's, dem der Minister auch deshalb schrieb. Funck reiste nun in das Hauptquartier, welches sich zu jener Zeit hinter der Passarge im Schlosse Finkenstein befand, und suchte dort zuerst den Major-General auf, ohne jedoch von diesem Trost zu erhalten. Endlich ward er zu Napoleon gerufen, der ihm nach einer kleinen Pause sagte: „Ihre Truppen haben revoltirt! Der Grund dazu kann nur religiösen Ursprungs sein, denn ihr Sachsen seid eifrige Protestanten, und wir Franzosen sind Katholiken!" Auf Funck's Erwiderung, daß er nicht glaube, die Religion könne hierbei in das Spiel kommen, denn in Sachsen herrsche eine ausgezeichnete Toleranz, und der König, der sehr geliebte König, sei ja auch katholisch, wandte sich der Kaiser rasch mit den Worten zu ihm: „Wenn Sie andere Gründe angeben können, so sagen Sie". Hierauf gab der Oberst an, wie er vermuthe, daß während des Marsches durch Schlesien die preußischen Unterthanen Alles angewendet haben möchten, eine üble Stimmung unter den Sachsen zu verbreiten; daß diese selbst sich einen abschreckenden Begriff von Polen gemacht und hauptsächlich der Mangel an Verpflegung bei einer nicht an den Krieg gewöhnten Truppe die eigentliche Ursache des unangenehmen Auftrittes gewesen sein möge. Dem Kaiser schien dies einzuleuchten; er äußerte ferner: „Es ist vorbei! Wenn selbst Eure ganze Armee von 30,000 Mann rebellirt hätte, so würde ich noch Truppen genug übrig haben, um die Ruhe wiederherzustellen! Uebrigens bin ich überzeugt, daß die Sachsen ihre Schuldigkeit so gut thun werden, als alle andere Nationen". Hiermit war die gefürchtete Unterredung zu Ende, und nie ist von französischer Seite je der Sache wieder Erwähnung geschehen.

Funck kehrte auf seinen Posten bei dem Könige zurück,

doch bald ward ihm der Auftrag, den aus dem glücklich beendeten Feldzuge zurückkehrenden Napoleon auf seinem Wege nach Frankreich durch Sachsen bis Erfurt zu begleiten. Hiermit waren aber Funck's Reisen für dieses Jahr noch nicht beendet.

Durch den Friedensvertrag von Tilsit war dem Könige von Sachsen der größte Theil der polnischen Provinzen, welche bisher unter preußischer Botmäßigkeit gestanden hatten, unter dem Namen eines Herzogthums Warschau zugetheilt worden. Friedrich August wollte sich seinen neuen Unterthanen zeigen und ihre Huldigungen empfangen; er trat deshalb noch am Ende des Jahres 1807 die Reise nach Warschau an, wohin ihn der Oberst Funck begleitete. Dieser hatte während des Aufenthaltes in der Hauptstadt Polens Gelegenheit, manche interessante Bekanntschaft unter den Großen des Herzogthums und den Franzosen zu machen, und erfreute sich besonders einer ausgezeichneten Aufnahme von Seiten des Marschalls Davoust.

Die Polen und Franzosen hatten sehr bald bemerkt, daß unter den Begleitern des Königs von Sachsen der Oberst Funck einer der einflußreichsten und unbestritten Derjenige war, dessen Ansichten am meisten mit dem Geiste der Zeitverhältnisse übereinstimmten; er ward daher von ihnen bedeutend herausgehoben, und man wollte seinen Einfluß auf den König benutzen, so mancherlei von diesem zu erlangen. Wo wahrer Nutzen gestiftet werden konnte, oder wo es bloß der unschädlichen Befriedigung einer menschlichen Eitelkeit galt, da bot Funck willig seine Hand; jeden andern Antrag aber, der nicht mit seiner strengen Rechtlichkeit sich vertrug, wies er bestimmt ab. Er hat diese Handlungsweise, so lange er um die Person seines Monarchen war, stets beibehalten und besonders sich den Foderungen der französischen Machthaber und ihrer Unterbehörden mit Kraft widersetzt. Er ging dabei von dem Grundsatze aus, den Kaiser durch Willfährigkeit bei allen Foderungen, die von ihm selbst kamen, Sachsen geneigt zu erhalten; Alles aber, was die obengenannten verlangten, mit Ernst zu verweigern. Hierin folgte Funck eigentlich dem Rathe des Fürsten von Benevent, denn dieser hatte zu ihm gesagt:

„Sie müssen diese Herren wie Freibeuter betrachten, die auf ihre eigne Rechnung den Krieg führen. Glückt es ihnen, so ist der Kaiser wol damit zufrieden; scheitern sie aber in ihren Unternehmungen, so werden sie zuversichtlich nicht dabei unterstützt" (soyez sûr qu'ils seront désavoués). In je-

Digitized by Google

ner bewegten Zeit sind solche Einzelnheiten nicht zur Sprache gekommen; doch wer damit vertraut wurde, wird nicht leugnen können, daß Funck durch Abwendung so mancher Bedrückung seinem Vaterlande vielen Nutzen schaffte. Er that, was ihm möglich war, mußte aber immer den Mangel an Unterstützung seiner Bestrebungen bitter beklagen.

Der Congreß in Erfurt im Jahre 1808 bot dem Obersten Funck, welcher seinem Monarchen dahin gefolgt war, manchen Stoff zu Bemerkungen dar, die dem scharfsichtigen Beobachter und Menschenkenner nicht entgehen konnten; schon an sich mußte die Versammlung so vieler Fürsten und die Art, mit welcher die 2 Kaiser miteinander umgingen, ein hohes Interesse gewähren. Gegen das Ende des genannten Jahres trat der König von Sachsen abermals eine Reise nach seinen polnischen Staaten an, und auch bei dieser war Funck in seinem Gefolge.

Die dunkeln Wolken, welche im Herbste den politischen Horizont umzogen hatten, waren zwar zerstreut, doch mit dem Eintritte des Jahres 1809 sprach man auch wieder von der Möglichkeit eines Krieges gegen Oestreich. Die Möglichkeit ward mehr und mehr zur Gewißheit; in Sachsen wurden die Truppen zusammengezogen, und im Monat März sollte in Dresden der Marschall Bernadotte, Fürst von Pontecorvo, eintreffen, um das Commando über das 19,000 Mann starke sächsische Corps zu übernehmen. Der König bestimmte den Obersten Funck nach Dresden zu reisen, um jenen dort zu empfangen.

Mit wahrem Vergnügen sprach Funck in späterer Zeit von den Unterredungen, die er mit dem Marschall gehabt, in denen er so Manches über die Revolution gehört, was ihm bisher gänzlich unbekannt gewesen war. Mit seiner Anstellung als Oberbefehlshaber der Sachsen war der Fürst unzufrieden; er meinte, es gebühre ihm ein größeres Commando, und er habe das jetzige nur erhalten, weil Napoleon weder die Sachsen noch ihn liebe. Die Gründe, warum er gehaßt sei, wären politischer Natur und stammten aus der Zeit der Rückkehr Napoleons aus Aegypten und den Ereignissen beim Sturze des Directoriums. Die Sachsen liebe der Kaiser nicht, wegen der Austritte bei Posen; zu leugnen sei es übrigens nicht, daß man kein großes Zutrauen zu einer Truppe haben könne, deren ganze äußere Ausstattung ein veraltetes System beurkunde. Er, Pontecorvo, wolle aber Alles, was in seinen Kräften stehe, anwenden, dem Kaiser zu zeigen, daß

Digitized by Google

auch unter der unscheinbaren Hülle etwas Gutes verborgen sein könne.

Der König kam von Warschau zurück, und gleich nach seiner Rückkehr ward Funck zum Generalmajor und Generalinspecteur der Cavalerie ernannt, ohne jedoch an dem nahe bevorstehenden Feldzuge Theil nehmen zu dürfen.

Die sächsischen Truppen hatten das Vaterland verlassen, um an der Donau zu der großen Armee zu stoßen, welche dort die Entscheidung erkämpfen sollte; nur wenige Depots befanden sich im Lande, unzureichend, es gegen Streifereien, viel weniger gegen ernstliche Einfälle der Oestreicher zu schützen. Die Nähe der Hauptstadt an der Grenze Böhmens drohte Gefahr, und der Hof glaubte mit Recht hier nicht mehr sicher zu sein, er begab sich daher vor der Hand nach Leipzig; der General Funck folgte ihm, und obgleich nicht mehr Generaladjutant, blieb er doch noch der stete Rathgeber des Königs. Auch in Leipzig war man noch nicht sicher, daher verließ der König seine Staaten gänzlich und nahm seinen Aufenthalt in Frankfurt am Main. Diesen Schritt hatte besonders die Invasion Schill's herbeigeführt. Sachsen ward zwar bald wieder von seinen Feinden gereinigt und von den aus Polen gekommenen sächsischen Truppen, über welche der General Thielmann den Befehl hatte, sowie durch ein Armeecorps unter dem Könige von Westfalen hinlänglich geschützt; aber noch blieb Friedrich August in Frankfurt, bis endlich die gewisse Aussicht des baldigen Friedens ihn zurückführte.

Von Frankfurt aus ward der General Funck nach Schönbrunn bei Wien gesendet, wo Napoleon sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, theils um dem Kaiser zum Gewinne der Schlacht bei Wagram Glück zu wünschen, theils auch um Nachrichten über die militairischen Ereignisse zu überbringen, welche in Sachsen stattgefunden hatten.

Schon hatte zu jener Zeit ein bisher im Stillen sich äußernder Geist des Widerwillens der Deutschen gegen die Franzosen es gewagt, das Haupt zu erheben; Schill's Zug von Berlin nach Stralsund, die Aufstände im Königreiche Westfalen, das allgemeine Interesse, welches der Herzog von Braunschweig-Oels fand, gaben hiervon die deutlichsten Beweise. Napoleon sprach in einer Unterredung mit dem General Funck über diese Stimmung der Deutschen, an der auch die Sachsen Theil nähmen, und fragte den General plötzlich: „On ne m'aime pas en Saxe, n'est ce pas?“

Funck antwortete erst, man bewundere ihn; da jener aber weiterdrang, sagte er frei heraus: „Sire, vous avez beau-

Digitized by Google

coup fait pour le roi, mais rien pour la Saxe". Napoleon wurde nicht ungehalten, er erkannte vielmehr die Richtigkeit dieser Bemerkung und äußerte, er könne Sachsen im Frieden einige Kreise von Böhmen geben. Bei einer Erörterung darüber bemühte sich Funck dem Kaiser zu zeigen, daß ohne den Besitz von Leitmeritz dieses nur ein gefährliches Geschenk sei, Leitmeritz uns aber zu sehr in die Nachbarschaft von Prag bringen würde. Napoleon sah dies ein und trug dem General auf, ein Memoire an den damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Champagny, Herzog von Cadore, zu übergeben, worin zugleich Vorschläge zu einer Compensation für diese böhmischen Kreise enthalten sein sollten. Funck nannte in seinem Memoire das Gebiet von Erfurt, sowie die Souverainetät über die schwarzburgischen und reußischen Länder. Der Minister antwortete darauf, der Kaiser wäre nicht ungeneigt dazu. Kaum aber war dem Könige Nachricht davon gegeben, als man an seinem Hofe Schwierigkeiten dagegen erhob, die zu sehr mit dessen bekannter Uneigennützigkeit im Einklange standen, um nicht den ganzen Plan scheitern zu machen.

Nach der Rückkehr des Königs in seine Staaten blieb Funck in Dresden, wo er an den wichtigsten Angelegenheiten des Staates sowie an der damals zu entwerfenden Organisation der Armee Theil nahm. In dieser Periode gerieth er mit einem der einflußreichsten Männer des Königreichs in einen heftigen Streit über neu eingekaufte Remontepferde; dem Könige mochte der Vorfall nur einseitig berichtet sein; Funck aber war im Gefühle des Rechts auf seiner Seite zu stolz, nur das Mindeste zu äußern, und so gelang es den gegen ihn verbündeten Männern seinen Einfluß zu schwächen. Bei der im Anfange des Jahres 1810 erfolgenden neuen Organisation der Armee ward er zwar zum Generallieutenant ernannt, ihm aber das Commando einer aus 3 Regimentern bestehenden Brigade leichter Cavalerie von etwa 2600 Mann ertheilt, welche Anstellung ihn von Dresden entfernte. Man glaubte allgemein, er würde irgend einen diplomatischen Posten erhalten; aber seine strenge Rechtlichkeit, die man ihm absichtlich als Starrsinn auslegte, hatte ihm Feinde erweckt, welche ihn um jeden Preis aus der nähern Verbindung mit dem Könige bringen wollten, ihn auch oft geflissentlich kränkten.

In dem neuen Geschäftskreise wandte Funck alle Thätigkeit an, den ihm untergebenen Regimentern den höchsten Grad von Ausbildung zu geben; obschon dies ein Bemühen war, welches sich nicht belohnte, indem die Divisionsgenerale

Digitized by Google

allein das Lob über den guten Zustand der Truppen einernteten, die Brigadiers aber einzig an ihr eignes Bewußtsein gewiesen wurden. Der Dienst ließ noch so viel Zeit übrig, daß die gewohnten Beschäftigungen als Mitarbeiter der Literaturzeitung ꝛc. nicht unterblieben; erst im Frühjahre 1811 ward der bisherige Gang der Dinge unterbrochen, als eine der gewöhnlichen jährlichen Zusammenziehungen der Truppen in Brigaden anbefohlen wurde. Die Infanterie blieb zum Theil noch in ihren Garnisonen und gab abwechselnd 6 Bataillone zur Schanzarbeit nach Torgau, die Brigade Funck aber bezog Cantonnements unweit Großenhayn.

Man hegte schon zu jener Zeit die Meinung, daß ein Bruch zwischen Frankreich und Rußland unvermeidlich sei, wußte aber noch nicht, welche Rolle Preußen spielen würde, und die Zusammenziehung von 20,000 Sachsen unweit der preußischen Grenzen war mehr eine politische als eine militairische Maßregel. Für die Truppen selbst hatte das Cantonnement einen entschiedenen Nutzen, indem es ihre Manoeuvrirfähigkeit sehr vermehrte. Der König erschien, hielt eine Revue bei Mühlberg, nach welcher man die Rückkehr der Truppen in die Friedensgarnisonen hoffte, doch sie erfolgte nicht. Die Truppen rückten späterhin in die Oberlausitz, Funck kam nach Bautzen zu stehen und verlebte hier den Winter recht angenehm, bis eine abermalige Veränderung das sächsische Corps in die Niederlausitz, das Hauptquartier nach Guben wies; Funck stand in Lieberosa. Immer kriegerischer wurden die Aussichten; man traf Anstalten, als wäre man nicht einen Augenblick vor einem Angriffe der Preußen sicher, welche den Sachsen gegenüber in dem ganzen Districte von Frankfurt und Krossen nicht 500 Mann hatten. Man ließ die Brigadegenerale Ausarbeitungen einreichen, Plane, wie sie sich bei einem Angriffe verhalten würden; und als Funck sich einst darüber gegen den Chef des Generalstabes, damaligen Obersten Langenau, äußerte, daß er ein solches Verfahren gegen Generale für unwürdig derselben halte, wurden ihm zwar für seine Person die schmeichelhaftesten Dinge gesagt, doch ist ihm dies von Langenau nie vergeben worden.

In der Mitte des Monats März traf der kaiserlich französische Divisionsgeneral Graf Reynier in Guben ein, um das Commando der Sachsen, welche das siebente Corps der großen Armee bildeten, zu übernehmen. Reynier hatte schon 1809, nachdem der Fürst von Pontecorvo abgerufen worden war, den Oberbefehl über die sächsischen Truppen bekommen, sich aber nicht beliebt zu machen gewußt und selbst höchst

Digitized by Google

unangenehme Auftritte herbeigeführt. Der General Funck, welcher damals die Bekanntschaft Reynier's gemacht hatte und von ihm mit besonderer Auszeichnung behandelt worden war, suchte das Verfahren dieses Generals möglichst zu entschuldigen; jetzt zeigte Reynier, daß er dies nicht vergessen habe, und lange blieb er Funck's Gönner, bis er, durch die Kabalen von dessen Feinden umstrickt, später seine Meinung änderte.

Der Ausbruch des Corps wurde zu Ende März bestimmt; Funck mit seiner Reiterdivision, wie die Cavaleriebrigaden jetzt genannt werden mußten, der ein Bataillon leichter Infanterie und eine reitende Batterie zugegeben war, bildete die Avantgarde. Schon bei diesem Marsche durch einen Theil Schlesiens und Polens ward es klar, welche Mängel in dem Systeme der Verpflegung obwalteten; Funck äußerte sich hierüber, und so sehr er auch Recht hatte, so waren seine Beschwerden doch nicht geeignet, ihn in der Gunst des Generals en Chef zu befestigen, der leicht jede Beschwerde als einen indirecten Tadel seiner Anordnungen ansah.

Aus dem ersten Cantonnement bei Kalisch verdrängte der König Jerome mit seinen Westfalen das siebente Corps, ebenso aus der Gegend von Petrikau, und erst bei Radom genossen die Truppen der Ruhe. Funck brachte den größten Theil der Dauer dieser Cantonnirung in Lublin zu und erwarb sich durch sein umsichtiges und mildes Benehmen die Liebe und Achtung der dortigen Behörden, vorzüglich des Präfecten, Fürsten Jablonowski, der gern alle die schweren Opfer brachte, welche Funck für die Verpflegung auf Anordnung des Corpscommando erheischen mußte.

Der am 7. Juni in Pulawy an der Weichsel erfolgte Tod des Generallieutenants Freiherrn von Gutschmidt hatte die Stelle eines Divisionsgenerals der gesammten sächsischen Cavalerie und dadurch zugleich den Posten eines Commandanten der zweiten Division im siebenten Corps erledigt. Dem Dienstalter nach konnte dem General Funck die Anstellung in beiden Plätzen nicht fehlen, und wenn auch seine zahlreichen Gegner die Erlangung derselben nicht gern sahen, so fehlte es ihnen doch zu sehr an einem haltbaren Grunde, um dagegen aufzutreten; der König bestätigte ihn in der provisorisch übernommenen Stelle. Funck befehligte nun eine Infanteriedivision aus 9 Bataillonen mit 14 Stück Geschütz bestehend. Wol kam es ihm fremd, ja im Anfange unbehaglich vor, so ganz von der Waffe sich getrennt zu sehen, in welcher er seine ganze Dienstzeit zugebracht hatte; denn

obschon er als Divisionnair der sächsischen Cavalerie die Rapporte von allen Theilen derselben erhielt und stets in einer schriftlichen Verbindung mit denselben blieb, so hatte er doch über ihre Verwendung nichts zu sagen; beim siebenten Corps befanden sich überdies nur 3 Regimenter, unter dem Generalmajor von Gablenz, über deren Gebrauch allein der General Graf Reynier verfügt.

Der Krieg ward erklärt, die Grenze Rußlands überschritten und das sächsische Armeecorps vom rechten Flügel der großen Armee getrennt und an die Befehle des östreichischen Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg gewiesen. Vier Bataillone der Division Funck mit 8 Kanonen und 3 Escadrons Ulanen, sämmtlich unter den Befehlen des Generalmajors von Klengel, wurden am 27. Juli nach einer tapfern Gegenwehr in Kobryn gefangen. Es schien, als sei dies traurige Ereigniß durch die Schuld des Chefs vom Generalstabe mit herbeigeführt, und als habe Funck dies eingesehen; denn das Bestreben jenes, eine Unterredung Reynier's und Funck's zu hindern, welche den Fehler an das Licht gezogen hätte, war zu sichtlich. Langenau, der einen bedeutenden Einfluß auf den General en Chef erlangt hatte, fand nun einen Grund mehr zur Erbitterung gegen Funck und suchte diesen in Reynier's Augen herabzusetzen, was ihm auch wohl gelang.

Am 10. August fand das erste größere Zusammentreffen des siebenten Corps mit dem Feinde statt, das Gefecht war kurz und hatte den Rückzug der russischen Abtheilung zur Folge. Zwei Tage später ward die Schlacht von Podobno geliefert, zu der Reynier den Plan gemacht, den Schwarzenberg billigte; Reynier leitete auch die Ausführung. Der heftigste Kampf war auf dem linken Flügel der Sachsen, wo Funck mit 4 Bataillonen der Brigade Sahr stand, später wurden ihm noch 2 Bataillone leichter Infanterie der Division Lecoq zur Unterstützung gesendet. Trotz dem bedeutenden Verluste schlugen sich die Truppen 7 bis 8 Stunden mit der größten Tapferkeit und Erbitterung; der commandirende General billigte stillschweigend alle Anordnungen, welche Funck im Laufe des Gefechts gemacht hatte, und allgemein ward diesen Abtheilungen der Preis des Tages zuerkannt; doch der nach Sachsen gesendete Bericht lobte zwar die Truppen, nannte aber den Namen des Anführers nicht, man sprach darin nur von der Brigade Sahr. Dem Generallieutenant von Lecoq, dem Niemand die glänzendste Tapferkeit absprechen kann, der aber, am 12. August mit seiner Division nur

Digitized by Google

im Kanonenfeuer stehend, keinen thätigen Antheil an der Schlacht nehmen konnte, ward für diesen Tag das Commandeurkreuz des St.-Heinrichsordens zu Theil; den General Funck lohnte kein äußeres Zeichen, nur sein eignes Bewußtsein und die Liebe und Achtung seiner Untergebenen, welche das Verfahren der höhern Behörden laut misbilligten. Die Infanterie hatte seit Podobna das ganze Vertrauen Funck's sich erworben, und noch lange Jahre nachher sprach er mit der höchsten Achtung von den Schützen und den Grenadieren des Bataillons Spiegel. In allen den verschiedenen Perioden des Feldzugs von 1812 trat Funck mit der Brigade Sahr stets handelnd auf; er war viel öfter im Gefechte als die erste Division, und selbst der wider ihn eingenommene Reynier fand keine Gelegenheit seine Unzufriedenheit zu äußern oder Funck's Anordnungen im Gefechte zu tadeln.

Im Hauptquartier befand sich seit dem Einmarsche in Polen eine Escadron Husaren als Escorte, die zugleich zu Eintreibung der gemachten Requisitionen gebraucht wurde. Ein solcher Dienst, der die Leute noch überdies vereinzelte und sie so der Aufsicht ihrer Offiziere entzog, mußte auf die Disciplin den nachtheiligsten Einfluß haben, und wirklich war diese Escadron verwildert. Funck konnte als Divisionnair der Cavalerie dies nicht so gleichgültig mit ansehen und äußerte sich gegen die Offiziere der Abtheilung darüber. Man hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Worte ganz verdreht, mit entstelltem Sinne dem General Langenau zu hinterbringen, der sie dem Grafen Reynier mittheilte. Funck sollte gesagt haben: „Der General Reynier habe den Husaren nichts zu befehlen, nur er, ihr Divisionnair, sei ihr Vorgesetzter, und er würde sie bei der einstigen Rückkehr nach Sachsen streng für Alles verantwortlich machen, was sie hier begingen".

Bei dem Mistrauen, welches in dem Charakter des commandirenden Generals lag, war es gut berechnet, den General Funck diese Aeußerungen thun zu lassen; von dem Augenblicke an war sein Untergang beschlossen, und es ward nur noch auf eine passende Gelegenheit gewartet, seiner los zu werden. Hätte Reynier sich nicht hinreißen lassen, so würde er bei ruhiger Ueberlegung sehr bald eingesehen haben, wie es zu stark gegen alle militairische Ordnung streite, wenn ein Vorgesetzter solche Meinungen, die alle Bande lösen mußten, unter seinen Untergebenen verbreite; einem Manne von so klugem und vorsichtigem Benehmen, wie Funck es stets gezeit hatte, konnte man dergleichen nicht füglich zutrauen.

Unter abwechselndem Vorgehen und Zurückweichen ver-

gingen Monate; alle Gefechte, welche geliefert wurden, waren zum Vortheile der Sachsen, und bei allen zeichneten sich die Truppen unter Funck's Befehlen vortheihaft aus. Das Unglück der großen Armee machte es nöthig, daß auch das siebente Corps den russischen Boden verlassen und sich einzig auf die Deckung des Herzogthums Warschau beschränken mußte; man kam der Weichsel immer näher. Funck, an dessen Befehle die Cavalerie sowie eine mobile Colonne polnischer Truppen verwiesen wurden, stand stets dem Feinde am nächsten und deckte die Aufstellung der Divisionen Lecoq und Durutte. In der Nähe von Warschau angekommen, erhielt Funck den Befehl, das Commando über seine Truppen dem General Sahr zu übergeben, indem er wegen geschwächter Gesundheit in Wartegeld gesetzt und zur Rückkehr in das Vaterland bestimmt sei. Am 12. Januar 1813 verließ er das Corps und ging zuerst nach Warschau.

Graf Reynier gab als Grund der Zurückberufung an, daß die Empfehlungen Napoleons die Anstellung des Generallieutenants Freiherrn von Thielmann im Corps nöthig gemacht hätten, und es ja nichts Seltenes sei, am Ende eines Feldzugs mit den Generalen zu wechseln. Als Funck ihm vorstellte, daß dies wol in Frankreich, aber nicht in Sachsen der Fall sei; daß er mit dem Verluste seiner Anstellung auch den Gehalt verliere; daß die Welt glauben müsse, er habe sich irgend einen Fehler zu Schulden kommen lassen, und daß der König ganz gewiß diese Meinung hege: da schien Reynier betreten, er hatte diese Folgen nicht erwartet. Im Laufe der Unterredung kam noch so Manches zur Sprache, sodaß Reynier am Ende den gethanen Schritt bereute und seine Vermittelung anbot, um dem General Funck eine anderweite passende Anstellung zu verschaffen. Er hat hierin sein Wort redlich gehalten, aber nichts bezwecken können, da so manche Kabalen, gegen ihn geschmiedet, sein Ansehen geschwächt hatten, auch der rasche Gang der Ereignisse wenig Zeit ließ, an andere Dinge als an die nächsten zu denken.

Bei der Ankunft in Dresden ward Funck von dem Minister Senfft sowie von den andern Machthabern mit besonderer Auszeichnung empfangen und ihm wiederholt versichert, daß keineswegs eine Unzufriedenheit mit seinen Dienstleistungen, sondern nur die Verbindlichkeit, den Willen Napoleons in Betreff des Generals Thielmann zu vollbringen, seine Zurückberufung veranlaßt habe. Man bot alle Verwendung an, um für ihn eine öffentliche Anerkennung vom Könige zu er-

Digitized by Google

halten, und stellte ihm die Wahl frei zwischen einer Geldzulage, dem Gouvernement von Leipzig, für den Fall des Ablebens des jetzigen Gouverneurs, der gerade vom Schlage getroffen war, oder dem Commandeurkreuze des St.-Heinrichsordens. Trotz alle dem hinderte man aber jede unmittelbare Annäherung Funck's an den König; denn man wußte wol, daß dann vielleicht sehr verdrießliche Aufklärungen kommen konnten, denen man jedenfalls vorbeugen müsse: es war dem General Funck nicht einmal möglich, einen Brief unmittelbar an den König gelangen zu lassen. Wenn aber auch von den 3 Anerbietungen keine in Erfüllung ging, so schob man dies auf die überhäuften Geschäfte der jetzigen Zeit und wußte den sein Recht Fodernden immer noch hinzuhalten. Funck verließ nach einiger Zeit Dresden und begab sich nach Wurzen, wo seine beiden Schwestern und seine Tochter sich aufhielten; hier lebte er einsam im Kreise der Familie, verfolgte jedoch den Gang der politischen und militairischen Ereignisse unausgesetzt mit scharfem Auge.

Die sächsischen Truppen waren in Dresden angekommen, der Hof hatte sich nach Plauen begeben. Der General Reynier traf mit vielem Geräusch Anstalten zur hartnäckigsten Vertheidigung Dresdens sowie zur Sprengung der Brücke. Funck, der Reynier's Hang zu Demonstrationen kannte, glaubte nicht an die Ausführung der angekündigten Projecte; um so mehr schmerzte es ihn, als er hörte, der Pöbel in Dresden habe die Arbeiten an der Brücke mit Gewalt hindern wollen und habe die Fenster im Quartiere des commandirenden Generals, im Brühl'schen Palais, eingeworfen. Zu dieser Zeit kam der Marschall Davoust, der mit ungefähr 10,000 Mann nach Dresden marschirte, auf eine Nacht nach Wurzen. Funck ward von ihm zum Essen eingeladen; der Marschall war sehr erbittert über jenen Vorfall und erklärte in Gegenwart seiner sämmtlichen Gäste, daß er strenge Rache üben, den Bürgermeister von Dresden erschießen und die Brücke zerstören lassen würde. Von einer Erklärung Preußens gegen Frankreich wollte er nichts wissen, dagegen sprach er viel von Napoleons baldiger Wiederkehr, von seinen großen Rüstungen und der engen Verbindung mit Oestreich. Nach dem Essen, als er sich mit Funck allein befand, ward er aufrichtiger, und dieser nahm nun Gelegenheit für den Bürgermeister Heim in Dresden zu sprechen, gegen den der Marschall sehr aufgebracht war. Davoust sagte, es sei nicht so böse gemeint. „Vous savez de Varsovie, que je fais le méchant, pour n'avoir pas besoin de l'être".

Digitized by Google

Doch von dem Sprengen der Brücke, als einer Strafe für die Dresdner, wollte er nicht abgehen. Auf Funck's Vorstellung, daß er gerade nur die Unschuldigen strafen wollte, und eine ganze Stadt ja nichts für den Unfug könne, den eine kleine Masse zusammengelaufener Pöbel verursache, erwiderte er, daß solche Vorfälle nicht stattfinden könnten, wenn eine Nationalgarde, d. h. eine tüchtige, vorhanden wäre. Uebrigens fehle es an gutem Willen, Dresden und ganz Sachsen sei preußisch, man trage ja in Dresden öffentlich das preußische Nationalzeichen. Funck machte ihm hierauf bemerklich, daß die officiellen Schriften Frankreichs den König von Preußen noch als einen Bundesgenossen Napoleons betrachteten; in Sachsen könne man ihm doch nicht den Krieg erklären, da der Kaiser dies nicht gethan, und so dürfe man auch wol schwerlich den Preußen verbieten, ihre Cocarde zu tragen. Was aber die öffentliche Stimmung beträfe, die allerdings antifranzösisch sei, so wäre sie hauptsächlich durch das üble Betragen der französischen Truppen in Sachsen veranlaßt worden. Davoust konnte und mochte dies nicht leugnen. Im Laufe des Gesprächs fragte der Marschall, wie es komme, daß Funck nicht angestellt sei. Auf dessen Erwiderung, daß er dem General Thielmann habe Platz machen müssen, äußerte sich Davoust zweideutig über diesen, der damals sächsischer Gouverneur in Torgau war, und seine frühere wie auch die spätere Beförderung einzig dem Fürsten von Eckmühl*) zu danken hatte; er sagte zu Funck: „Nous ne l'avons pas connu tous les deux". Der Erfolg bewies nach einiger Zeit, daß die Kundschafter des Marschalls nicht schlecht gewesen sein mochten.

Bei näherm Anrücken der Russen und Preußen war den nicht activen Generalen ein besonderer Aufenthaltsort angewiesen, sie folgten dann dem Könige nach Baiern, später über Straubing nach Böhmen. Als Funck in Pilsen hörte, sein ältester Sohn, Capitain im sächsischen Generalstabe, wäre in Prag bedeutend krank, eilte er dorthin, ward wieder vorzüglich aufgenommen, konnte aber den König weder sehen noch sprechen. Die Nachricht von der Schlacht bei Lützen, zuerst durch einen polnischen General, dann durch den Ordonnanzoffizier Napoleons, Anatole Montesquiou, einen frühern Bekannten Funck's, nach Prag überbracht, bewog den König in seine Staaten zurückzugehen, auch Funck folgte und nahm seinen Aufenthalt wie vorher in Wurzen.

*) Dem Marschall Davoust.

Digitized by Google

Während des Waffenstillstandes kam Napoleon auf einer Reise durch Wurzen, sah Funck dastehen, winkte ihn an den Wagen heran und fragte zuerst nach seinem Namen, hierauf entsann er sich, ihn schon zu kennen, erkundigte sich nach seinem Alter und wollte wissen, warum er nicht angestellt sei. Funck mußte ihm dieselbe Antwort geben, welche er früher dem Fürsten Eckmühl gegeben hatte; bei dem Namen Thielmann zuckte ein ironisches Lächeln um den Mund des Kaisers, der ihm befahl, sich in Dresden wegen einer Anstellung zu melden. Es war dies ein Schritt, der mit den Grundsätzen Funck's nicht stimmte. Hätte er sich keck auf Napoleons Wort berufen, so konnte ihm die Anstellung nicht fehlen, er wollte aber den Franzosen keine Verbindlichkeiten schuldig sein, um nicht zu Gegengefälligkeiten verbunden zu werden, die vielleicht nicht ohne Nachtheil des Landes zu bewilligen waren, und er scheute überhaupt die Abhängigkeit von den fremden Machthabern; dem freien Willen seines Monarchen allein wollte er sein Schicksal anheimstellen. In jedem Falle war aber des Kaisers Wort zu wichtig als daß Funck nicht das ganze Gespräch buchstäblich dem Grafen Marcolini hätte mittheilen sollen, dem er es überließ, den König davon in Kenntniß zu setzen. Ohne Aufenthalt kam eine Antwort, voll der schönsten Reden und der besten Versprechungen für die Zukunft, denn die Gegenwart mache es unmöglich, jetzt einen schicklichen Posten für einen Generallieutenant zu finden. Napoleon war zu beschäftigt, um sich der Unterredung wieder zu erinnern, und so blieb Funck in dem frühern ruhigen Verhältnisse in Wurzen.

Die Schlacht von Leipzig veränderte die Lage Sachsens; ein russisches Generalgouvernement ward eingesetzt, dem Funck zu dienen sich weigerte, indem er erklärte, daß er keine Stelle annehmen würde, die ihm nicht von seinem Könige angewiesen sei. Er erhielt hierauf seine Entlassung mit einer jährlichen Pension von 1200 Thalern. Von jetzt an lebte Funck ganz den Musen; er sammelte Materialien zu einem Werke, an welches er schon lange gedacht hatte, und welches später seinen Namen in den Jahrbüchern der Literatur verewigen sollte. Auch über den Feldzug in Rußland, insoweit er das siebente Armeecorps betrifft, hatte er etwas niedergeschrieben; überhaupt führte er ein ruhiges, gleichförmiges Leben, ohne dabei die reichen Ereignisse der Zeit aus den Augen zu verlieren.

Der Friede zu Paris ward geschlossen, des Königreichs Sachsen, dessen unglücklicher Regent in preußischer Gefan-

Digitized by Google

genschaft lebte, ward darin nicht gedacht, es schien aus der Reihe der Staaten verschwunden zu sein, und nur Fontanes' Rede in Paris brachte es wieder in Erinnerung. Der Congreß in Wien ward eröffnet, und abermals waren die Diplomaten Frankreichs die einzigen, welche ein Interesse daran zu nehmen schienen, daß die Integrität Sachsens erhalten werde. Da trat Napoleon noch ein Mal auf den Schauplatz, seine Erscheinung hieß alle Rücksichten bei Seitesetzen; die unselige Theilung Sachsens ward vollzogen, Friedrich August hatte in die größten Opfer willigen müssen, um nur wenigstens etwas zu erhalten. Am 7. Juni 1815 zog der König nach einer Abwesenheit von 20 Monaten wieder in seine Residenz ein; ungemein war der Jubel der treuen Unterthanen, von allen Gegenden des Landes waren Menschen nach Dresden geeilt; wie hätte Funck fehlen können, er, der seinem Könige so nahe gestanden und ihm mit herzlicher Liebe anhing? Er wohnte dem feierlichen Einzuge bei und erfreute sich des gnädigsten Empfanges. Die Zeit und das allgemeine Unglück hatten so Manches ausgeglichen. Eine der ersten Handlungen des Königs war, den Abschied Funck's einzufodern, ihn für nichtig zu erklären und den General wieder unter die Zahl der wirklichen Generallieutenants der Cavalerie aufnehmen zu lassen. An eine passende Anstellung war bei dem so sehr verkleinerten Zuschnitte des Militairetats nicht gleich zu denken, und Funck erhielt also ein Wartegeld von 1500 Thalern. Er reiste bald von Dresden wieder nach Wurzen zurück; doch sollte sein Aufenthalt nicht von Dauer sein, denn das Vertrauen des Monarchen hatte ihn zu einer besondern Sendung bestimmt.

Die englische Regierung hatte sich anheischig gemacht, allen den Mächten, welche zu dem Feldzuge des Jahres 1815 Truppen gegen Frankreich stellten, Subsidien zu geben; um nun deren Auszahlung zu betreiben, sowie überhaupt das Interesse Sachsens wahrzunehmen, ward Funck in das Hauptquartier des britischen Heerführers, Feldmarschall Herzogs Wellington, gesendet, welches er auch nach der Schlacht von Waterloo unweit Paris erreichte, und dem er dann nach Frankreichs Hauptstadt folgte. Von Seiten des Königreichs Sachsen waren die diplomatischen Verbindungen mit der französischen Regierung noch nicht wiederhergestellt, deshalb wurde Funck einstweilen auch dazu mit bestimmt. In dem Briefe, der ihn bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Talleyrand, Fürsten von Benevent, beglaubigte, hieß es: „qu'i etait chargé de Sa Majesté le roi de Saxe, d'entretenir

Digitized by Google

la correspondance entre les deux cours jusqu'à ce que Sa Majesté pourrait établir une mission en règle à Paris". An dem Fürsten fand er übrigens einen frühern Bekannten, der sich seiner von den Jahren 1806 und 1807 her noch recht gut erinnerte und ihn überhaupt sehr freundlich aufnahm.

Am 31. Juli war Funck von dem Minister in die Tuilerien beschieden worden, um dort dem Könige Ludwig XVIII. vorgestellt zu werden; er hielt dies für eine gewöhnliche Präsentation, begab sich zur bestimmten Zeit in den salon des lieutenans-généraux und sah sich vergebens nach Talleyrand um. Der König kam aus der Messe, vor ihm sein Bruder, der Graf Artois, mit ihm die Herzogin von Angouleme; ohne sich aufzuhalten gingen sie nach ihren Zimmern. Bald aber erschien ein Huissier, rief laut Funck's Namen und bat, ihm zu dem Herzoge Duras zu folgen, welcher ihn dann weiter in das Cabinet des Königs führte; Ludwig XVIII. stand an einem Tische, auf den er sich stützte. Nach Funck's erster Verbeugung nannte der Herzog Duras dem Monarchen seinen Namen; da aber der König schwieg, so fühlte Funck wol, daß er reden müsse, indem es hier nicht blos einer gewöhnlichen Präsentation, sondern einer förmlichen Audienz galt. Ohne auf eine Anrede vorbereitet zu sein, sprach er ungefähr folgende Worte: „Sire, le roi de Saxe, mon maître, en me chargeant de ses commissions, ne m'a donné pour toute instruction que son desir de répondre avec une entière confiance à l'intérêt que votre Majesté a manifesté constamment pour la cause de la Saxe". Der König nahm diese Worte gut auf, er antwortete freundlich, versicherte, daß er gern mehr gethan hätte, daß, wenn nicht Alles wäre, wie es sein sollte, es nicht an ihm gelegen hätte; „au moins il n'a pas tenu à moi". Funck antwortete hierauf und ward nach einigen gewechselten Reden entlassen.

Es war ein ganz besonderer Fall, einen Gesandten zur Audienz gelangen zu sehen, welcher kein Creditiv vorzeigen konnte; der Fürst Talleyrand wußte dies sehr gut, und doch handelte er hier ohne Berücksichtigung der hergebrachten Form. Er kannte, wie es schon erwähnt wurde, Funck noch aus den Zeiten der Kaiserregierung, er wollte ihm wohl und suchte durch sein Verfahren zu zeigen, wie er wünsche, daß der General als beständiger Gesandter Sachsens am französischen Hofe bleiben möge. So ehrenvoll dies auch für Funck sein mußte und war, stimmte es doch mit seinen Wünschen nicht

überein; er wollte den Zweck seiner Sendung möglichst erfüllen, dann aber sich ganz der Ruhe widmen, die er nach einem bewegten und nicht unrühmlichen Leben für wünschenswerth und wohlverdient hielt; deshalb that er auch bei seinem Hofe nicht einen Schritt, um zu einem Posten zu gelangen, den man französischer Seits ihm gern verschafft hätte.

Wegen des eigentlichen Hauptzwecks von Funck's diplomatischer Reise, der englischen Subsidiengelder, hatten sich mancherlei Anstände erhoben, um derentwillen er sich genöthigt sah, nach London zu gehen und sich dort an den britischen Minister Grafen Bathurst zu wenden. Er erreichte hier seinen Zweck und hatte nach einem Aufenthalte von 6 Wochen auch eine Audienz bei dem damaligen Prinz-Regenten, dem jetzigen König Georg IV. Der Prinz sprach nur deutsch, entschuldigte sich aber darüber gegen den anwesenden Minister Bathurst, indem er sagte, welch ein großes Vergnügen er daran fände, die deutsche Sprache zu reden, und wie gern er die Gelegenheit ergriffe, sich darin zu üben; doch übersetzte er jede Phrase, damit Bathurst den Inhalt des Gesprächs kennen möchte. Im Allgemeinen war der Prinz sehr freundlich, erkundigte sich viel nach dem Könige Friedrich August und ebenso nach den sächsischen Truppen, mit deren Organisation er sehr vertraut war; er wußte alle Details anzugeben, ja er kannte selbst die Uniform der verschiedenen Regimenter und Truppentheile. Die Audienz dauerte länger als eine Stunde.

Der Antheil, welchen der Regent an dem Könige Friedrich August und dessen Staaten zu nehmen schien, hatte sich im ganzen Lande gezeigt; mit vielem Interesse sprachen die Engländer von den Angelegenheiten Sachsens, die erst kürzlich im Parlamente verhandelt worden waren, und so lebhaft war die Theilnahme einer Nation, der man sonst eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das Interesse fremder Völker vorwirft, daß Funck oft an öffentlichen Orten, sowie in den höhern Cirkeln Londons wegen seines Vaterlandes angeredet wurde.

Beim Abgange von London erhielt Funck das Geschenk, welches nach der Sitte Englands den außerordentlichen Gesandten gebührt, und das stets in einer Summe Geldes besteht, von welcher jedoch der Ceremonienmeister noch vor der Auszahlung gewisse Procente abzieht. Die sonst bei solchen Gelegenheiten üblichen Geschenke an Dosen, Ringen u. dergl. werden hier nicht gegeben, und man sieht es auch nicht gern, wenn fremde Fürsten solche den englischen Diplomaten reichen. So mußte Wellington eine sehr kostbare Dose, die

Digitized by Google

ihm Funck im Namen des Königs von Sachsen zustellte, wieder zurückgeben, weil ihm seine Regierung die Erlaubniß zur Annahme verweigerte. Später erhielt er jedoch dafür ein Porzellanservice und Tischzeug, beides Producte des sächsischen Kunstfleißes.

Funck ging von England zurück nach Paris, doch war sein Aufenthalt hier nur kurz, und am Ende Novembers traf er wieder in Sachsen ein. Die Zufriedenheit mit den von ihm geführten Unterhandlungen sprach Friedrich August durch ein Geldgeschenk aus, welches er, von sehr ehrenden Worten begleitet, seinem General überreichen ließ.

Hiermit war das politische Leben und Wirken Funck's beschlossen; er trat in sein häusliches Verhältniß zurück und widmete seine Zeit fortan den Musen. Wenden wir nun einen kurzen Blick auf seine Familienverhältnisse.

Es ist schon im Anfange des gegenwärtigen Aufsatzes gesagt worden, daß Funck sich mit einem Fräulein von Unruh vermählte, daß aber nach 9 Jahren der Tod diese Ehe trennte, nachdem die Gattin ihm 4 Kinder geschenkt hatte. Eine Tochter erreichte nur ein Alter von 6 Jahren. Der älteste Sohn trat frühzeitig in Militairdienste, stand erst bei den Grenadieren der sächsischen Garde und ward im Jahre 1810 zu den Ulanen versetzt. Er hatte schon mit Auszeichnung in der Schlacht bei Wagram gefochten und dort den sächsischen Militairorden vom heiligen Heinrich erhalten. Den Feldzügen von 1812 und 1813 wohnte er als Adjutant des Generals Grafen Reynier bei, avancirte zum Capitain des Generalstabes und erhielt das Kreuz der Ehrenlegion. Nach der Schlacht bei Leipzig ward er Adjutant des Generalgouverneurs von Sachsen, Fürsten Repnin, und löste die schwierige Aufgabe, als ein Liebling des fremden Machthabers doch die Achtung der wahren Sachsen nicht zu verlieren; er erhielt in dieser Anstellung den Orden der heiligen Anna zweiter Classe. Bei der Uebergabe des Gouvernements an die preußischen Behörden ward Funck Adjutant beim General Gaudi. Nach der Rückkehr des Königs von Sachsen, 1815, trat er einstweilen in Wartegeld, lebte in Wurzen und endete dort im Mai 1816, noch nicht 24 Jahre alt, sein schönes Leben.

Funck's zweiter Sohn stand ebenfalls erst bei der sächsischen Garde und nahm an dem Feldzuge von 1809 in Sachsen Theil; wie sein Bruder ward auch er zu den Ulanen versetzt, wohnte den Feldzügen von 1812 und 1813 mit Auszeichnung bei und erhielt nach der Schlacht bei Leipzig eine Anstellung bei der Cavalerie des Banners der freiwilligen

Digitized by Google

Sachsen. Später ward er zur Linienarmee in das Husarenregiment zurückversetzt und nahm bei der Theilung Sachsens seine Entlassung, um in handverische Dienste zu treten, wo er auch beim zweiten Ulanenregimente angestellt ward. Er starb im neunundzwanzigsten Jahre seines Alters als Premierlieutenant und Adjutant im November 1822 in Sachsen, wohin er auf Urlaub gekommen war, um seine Familie zu besuchen.

Nur einem Kinde war es bestimmt, den Vater zu überleben, einer Tochter, welche sich im Jahre 1813 mit dem Freiherrn Blümner von Frohburg vermählte. Im Anfange des Jahres 1815 wurde Funck durch die Geburt eines Enkels erfreut, aber noch in demselben Jahre, während des Aufenthalts in London, erhielt Funck die Nachricht, daß der Tod dieses Band getrennt habe; sein Schwiegersohn war im September gestorben.

Ueber die literarischen Productionen Funck's ist schon hier und da etwas erwähnt worden. In manchen Zeitschriften aus ältern und neuern Perioden*) finden sich Aufsätze, aus seiner Feder geflossen; die „Jenaische Literaturzeitung" hat viele Recensionen von ihm aufzuweisen, von denen besonders in neuerer Zeit (1816) eine über das Werk des preußischen Generals Lossau: „Der Krieg für wahre Krieger", in der militairischen Welt viel Aufsehen erregte. Von größern Werken ist angeführt worden, die „Geschichte Kaiser Friedrichs II.", 1792 erschienen, ein mit Recht gerühmtes Buch**), von dem aber der Verf. selbst in spätern Jahren sagte, daß es noch einer Umarbeitung bedürfen könne, da es manche Mängel des Styls in sich trüge. Diesen Vorwurf kann man Funck's letztem Werke: „Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge" (4 Bde., Leipzig, Brockhaus, 1820—24) nicht machen. Mit wahrem Interesse hat der Verf. hier seinen Gegenstand behandelt und auch das Interesse der Leser zu erwecken verstanden; eine seltene Reinheit der Sprache und Wahl der Ausdrücke herrscht durch das ganze Buch, ohne je in Zwang oder Gesuchtheit auszuarten; man nimmt den lebhaftesten Antheil an den Helden***), deren Thaten uns vorgeführt werden, und

*) Auch an dem „Literarischen Wochenblatt" und der hallischen „Allgemeinen Literaturzeitung" war er Mitarbeiter bis 1819.
Die Red.

**) Man s. Joh. v. Müller's Recension in dessen „Sämmtl. Werken", X., 174. Die Red.

***) Tankred, Balduin III., die letzten Könige von Jerusalem, Saladin. Die Red.

Digitized by Google

Niemand wird unbefriedigt ein Werk aus der Hand legen, welches dem Autor so große Ehre macht.

Nach Beendigung der „Gemälde der Kreuzzüge" hatte Funck den Plan, eine Geschichte Ungarns zu schreiben, und hierzu schon mehre Materialien gesammelt; seine spätere Krankheit machte die Ausführung dieses Vorsatzes unmöglich. Nach seinem Tode fand sich in seinem Nachlasse ein Werk über den Antheil der sächsischen Truppen des siebenten Armeecorps am Feldzuge in Rußland, welches, vom Verf. vorliegender biographischer Skizze herausgegeben, im Jahre 1829 in Dresden bei Arnold erschien und für den vaterländischen Krieger ein erhöhtes Interesse haben muß, da es nächst den reinmilitairischen Vorfällen noch so Manches aus der innern Geschichte des Corps enthält. Bei einer genauen Sichtung der Funck'schen Papiere dürfte sich vielleicht noch Manches finden, was nicht ohne Interesse sein möchte.

Am 13. Dezember 1825, gerade an seinem Geburtstage, ward Funck von einem Schlage getroffen, der ihm die linke Seite lähmte und so seine Thätigkeit sehr hemmte; er gebrauchte im Sommer von 1826 die Bäder zu Marienbad in Böhmen, welche ihm auch unbestritten gute Dienste leisteten, doch seine gänzliche Herstellung nicht zu bewirken vermochten. Im Juli 1827 wiederholte sich der Anfall, und täglich schwanden nun die Kräfte mehr und mehr; doch mit seltener Ergebung trug der Kranke seine Leiden, die er gern zu vergessen suchte. Im Sommer des gedachten Jahres erlebte er noch die Freude, von der Universität Marburg, welche ihr drittes Säcularfest feierte, das Diplom eines Doctors der Philosophie zu erhalten, in Anerkennung der Verdienste, welche er sich durch seine geschichtlichen Werke erworben habe.

Am 7. August 1828 Abends gegen 8 Uhr endigten sich Funck's Leiden, am 10. desselben Monats ward er feierlichst zur Erde bestattet. Er ruht umgeben von den Särgen seiner Mutter, seiner Gattin, dreier Kinder und eines Enkelneffen.

Funck hatte mehre Jahre hindurch eine bedeutende Rolle in Sachsen gespielt, er hatte einen großen Einfluß gehabt, und oft waren ihm glänzende Anerbietungen gemacht worden, um durch seine Vermittelung zu irgend einem Zwecke zu gelangen. Allein nie bot er seine Hände dazu, wenn er nicht von dem Nutzen für sein Vaterland und seinen Fürsten überzeugt war, und dann handelte er stets ohne sein eignes Interesse zu berücksichtigen; nie hatte Geld über seine Entschlüsse etwas vermocht, die Unbedeutendheit seines hinterlassenen Ver-

mögens ist hierzu der beste Beleg. Funck war der erste Sachse, der mit Napoleon und seinen Umgebungen in nähere Berührungen trat, und ihn zierte der Orden der Ehrenlegion nicht; obschon nicht unempfindlich gegen äußere Ehren, war er doch zu stolz, sie zu erbitten. Im Umgange war er liebenswürdig, seine mannichfachen Kenntnisse, eine große Belesenheit, Gewandtheit in lebenden und todten Sprachen und die Erfahrungen eines bewegten Lebens machten seine Unterhaltung lehrreich; doch war er fast schüchtern in Aeußerung seiner Meinungen. Er verband mit diesen Vorzügen eine große Bescheidenheit und suchte nie wie so Viele Gelegenheit, Andere zu belehren; ward er jedoch hierzu aufgefodert, so that er es genügend, aber auch mit möglichster Schonung. Er war der Stolz seiner Familie, die er auch innig liebte, obschon ihm die Gabe versagt war, dies zu äußern. Wer ihn näher kannte und ohne Vorurtheil betrachtete, schätzte ihn auch; so ist die Achtung Vieler ihm in das Grab gefolgt.

Digitized by Google

Biographische Literatur.

Digitized by Google

Anzeiger der biographischen Literatur vom J. 1828.

(Fortsetzung.)

M.

Maintenon. Madame de Maintenon, peinte par elle-même. 3ième édit. 2 Bde. 46½ B. Paris.

Eine Zusammenstellung aus den bekannten Briefen der Frau von M. und den Memoiren über sie, wohin auch die Lettres inédites de Mad. de Maintenon et Mad. la Princesse des Ursins (4 Bde., Paris 1826) gehören.

Marie Antoinette. Von der Mad. Campan Mémoires sur la vie privée de Marie Antoinette ist ein wohlfeiler Abdruck in 3 Bdchn. 16. (90½ B.) Stuttgart erschienen.

Maury, gest. zu Rom am 11. Mai 1817. Vie du Cardinal Maury. Paris.

Diese von dem Neffen des Cardinals geschriebene Biographie gibt Aufschluß über einige noch nicht bekannte Schriften dieses Prälaten und enthält gute Beiträge zu der Geschichte der Revolution und der neuesten Zeit.

Medici, das Haus. Eine treffliche Geschichte des berühmten Hauses Medici di Firenze enthält die 17. Lieferung des bekannten biographisch-historischen Werkes von Pompeo Litta: Famiglie celebri italiane, Fol., mit Kupfern, welche der Verf. zu Mailand herausgibt. Die 17. Lieferung erscheint in mehren Abtheilungen (4 seit 1828). Der Verf. ist kein Lobredner dieses Geschlechts. Nach einer gedrängten Uebersicht der ältern florentinischen Geschichte beginnt er die Geschichte der Medici mit Ardingo, dem Sohne Bonagiunta's, Gonfaloniere der Republik im Jahre 1295. Zu der Literatur der Mediceer gehört auch die in Florenz 1828 von dem Canonicus Dom. Moreni neu herausgegebene Schrift: Viaggio per l'alta Italia del ser. principe di Toscana poi granduca Cosimo III. descritto da Fil. Pizichi, capellano di corte etc. nuovamente illustrato dal Sign. D. Moreni.

Digitized by Google

Memoiren.

Mémoires de Mme de Campestre. 2 Bde. Paris.

Diese Vertheidigungsschrift der Verfasserin, im Gefängnisse geschrieben und den 21. März 1826 herausgegeben, enthält anziehende Beiträge zu der geheimen Geschichte des Ministeriums Villèle und zu der Biographie merkwürdiger Zeitgenossen überhaupt. Die Verfasserin droht, dieses Sittengemälde der vornehmen pariser Welt fortzusetzen. L. Kruse hat das Buch u. d. T.: Schicksale der Mad. de Campestre in der großen Welt und vor dem Gericht ꝛc., übersetzt. 4 Thle. Leipzig.

— d'une contemporaine, ou souvenirs d'une femme sur les principaux personnages de la république, du consulat, de l'empire. 3. Ausg. 6 Thle. Paris.

Dagegen vergl. m. La contemporaine en miniature, ou abrégé critique de ses mémoires par M. L. de Sevelinges. Paris.

— des contemporains.

Die erste Lieferung enthält: 1) Mém. sur l'impératrice Josephine, la cour de Navarre et de la Malmaison (sehr interessant; Verfasserin ist Mlle. Ducrest); 2) Mém. sur la cour de Louis Napoléon et sur la Hollande (ein Machwerk voll Unrichtigkeiten); 3) Mém. d'un apothicaire sur la guerre d'Espagne pendant les années 1808—14, 1. Thl. (unbedeutend), und 4) Mémoires sur Napoléon, Marie Louise et la cour de Tuileries (von Mad. Durand, reich an charakteristischen Zügen). 1700 S. Paris.

Denkwürdigkeiten des Zehir-Eddin Muhamed Baber's, Kaisers von Hindustan. Von ihm selbst im Dschagatäi-Türkischen verfaßt und nach der engl. Uebersetzung des D. Leyden und W. Erskine deutsch bearbeitet von A. Kaiser. Mit einer Karte, einer historischen und geographischen Einleitung und Anmerk. 42 B. Leipzig.

Diese anziehende Geschichte der Gründung des Mongolenreichs in Hindustan durch den als Feldherrn und Regenten gleich berühmten Baber (d. i. Tiger) (Babur), einen Nachkommen Timur's, ist auch für Länder- und Völkerkunde wichtig. Das indische Kaiserthum der Timuriden, bekannt unter dem Namen des Reiches des Großmoguls, bestand von 1525—1785. Erskine hat Baber's Leben von Ferischtä, das Dow fehlerhaft übersetzt hat, und andere morgenländ. Quellen mit benutzt. — Baber, geb. den 14. Febr. 1483, folgte seinem Vater, Omer Scheik Mirza, 1494 in der Regierung von Ferghâna. Sein Tagebuch endigt im Sept. 1529 (Hegira 936). Er starb in Dscharbagh bei Agra, 26. Dez. 1530. Erskine hat die Begebenheiten der letzten 15 Monate von Baber's Leben ergänzt.

Mémoires de Fauche-Borel. 6 Bde. Paris 1828 fg.

Im Okt. 1815 erschien bereits ein Précis historique des différentes missions dans lesqueles M. Louis Fauche-Borel a été employé pour la cause de la monarchie, suivi de pièces justificatives (239 S.), ohne Namen des Druckers und Verlegers. Es enthielt aber schon damals auffallende Stellen, sodaß mehre

Digitized by Google

Blätter (87, 95, 97, 99) Cartons erhielten. Das Ganze würde ein Beitrag zu der Geschichte der Emigration sein, wenn nicht der Verf., ein ehemaliger schweizer Buchhändler, dann ein sogenannter embaucheur de contre-révolution, sein Ich und seine abenteuerliche Rolle überall mit großer Eitelkeit vorangestellt und Vieles, aus Selbsttäuschung vielleicht, entstellt hätte; daher die zahlreichen Widerlegungen der von ihm gewagten Behauptungen in franzöſ. Blättern, u. a. von Barras, vom Grafen Montgaillard, von Felix Lepelletier u. A. m. Der Verf. dieser Memoiren, Fauche-Borel, stürzte sich zu Lausanne am 4. Sept. 1829 aus dem Fenster und starb.

The memoirs of general Miller. Von (seinem Bruder) John Miller. 2 Bde. London. Die 2. verm. Aufl. 1829.

Zugleich ist davon eine französ. und eine span. Uebersetzung erschienen. Die Memoiren sind wichtig zur Geschichte der südamerikan. Revolution und enthalten Beiträge zu der Biographie San-Martin's, Bolivar's, O'Higgins' u. A.

Mémoires sur la Pologne et les Polonais, depuis 1788 jusqu'à la fin de 1815.

Von diesen Mem. des Hrn. Michael von Oginski erschien der 3. u. 4. Th. Paris.

— cardinal de Retz, de Guy Joli et de la duchesse de Nemours. 5 Bde. Paris.

— historiques sur le dix-huitième siècle et sur M. Suard. Von Dominique Jos. Garat. 2. unveränderte Aufl. 2 Bde. Paris.

Die 1. Aufl. erschien 1821. Der literarhistorische Werth dieser Sammlung ist bekannt; insbesondere lernt man daraus das Leben in den gebildetsten Kreisen der pariser Gesellschaft kennen.

Monti, „il Dante ingentilito", starb zu Mailand d. 13. Okt. 1828. Cenni intorno alla vita ed alle opere del cav. Vincenzo Monti, scritti da Gio. Ant. Maggi. 32 S. Mailand.

— Dialogo critico-letterario del cav. Vinc. Monti, premessavi la vita dell' autore, scritta dal conte Franc. Cassi, col ritratto. 16. 158 S. Mailand.

Wir setzen noch hinzu, daß Monti's Witwe dessen nachgelassenes Gedicht: La Feroniade, in 3 Ges. und seine Lettere herausgegeben hat.

Montmorency. Les Montmorency de France et les Montmorency d'Irlande. 4. Paris.

Für Genealogie und Geschichte wichtig.

Morata und **Morone**. In D. Ernst Münch's (königl. niederländ. Prof. und Bibliothekars) Vermischten historischen Schriften findet man mehre schätzbare biographische Aufsätze. In dem 2. Bd. (Ludwigsburg) hat der Verf. die von ihm schon früher geschilderte Italienerin Fulvia Olympia Morata (s. Zeitgenossen, 3. Reihe, Heft 3, S. 101) nach bisher unbekannten Quellen dargestellt. Vorzüglich interessant ist der Aufsatz: Cardinal Gio-

vanni Morone, Präsident des Conciliums zu Trient. Beitrag zur Geschichte desselben.

Mozart. Biographie W. A. Mozart's. Nach Originalbriefen, Sammlungen alles über ihn Geschriebenen, mit vielen neuen Beilagen, (8) Steindrücken, (8) Musikblättern und einem Facsimile. Von Georg Nikol. von Nissen, königl. dänischem wirkl. Etatsrathe u. s. w. Nach dessen Tode herausgeg. von Constanze, Witwe von Nissen, früher Witwe Mozart's. Mit einem Vorworte von D. Feuerstein in Pirna. 702 S. Leipzig.

— Anhang zu Wolfg. Amad. Mozart's Biographie. Nach Originalbriefen u. s. w. 220 S. Leipzig.

Beide Schriften zusammen enthalten reichen Stoff zu einer guten Biographie des großen Tonmeisters. Ueber das Requiem gibt Genaueres der 6. Bd. der Cäcilia.

— Wolfg. Amad. Mozart. Eine begründete und ausführliche Biographie desselben. Herausgegeben, zur Gründung eines Monuments für den Verewigten, von J. Al. Schlosser. 12. 8½ B. Mit Musikbeilage. Prag. (1 Thlr. 8 Gr., die Prachtausgabe 4 Thlr.)

Murat. Hist. de Joaquin Murat, par M. Léonard Gallois, auteur de l'Hist. de Napol. d'après lui-même, de l'Hist. abrégée de l'inquisit. d'Espagne. 416 S. Mit M.'s Bildn. Paris.

Aus den bekannten Memoiren von Maceroni, Franceschetti, dem pseudonymen Sergeanten Guillemard und andern Werken der Zeitgesch. gut zusammengetragen, aber keine Biographie. Auch ist in J. Tommasini's (Dr. Joh. Heinr. Westphal aus Schwerin) Spaziergang durch Calabrien und Apulien. (19 B. Constanz) der Anhang: „Gefangennehmung, Haft, Todesurtheil und Begräbniß des Generals Joachim Murat, wahrhaft und einfach erzählt von D. Th. A. Masdea", lesenswerth.

N.

Nagel. Auswahl der Reden und Gedichte des Directors G. L. C. S. Nagel, nebst seiner Biographie. Von F. von Ammon und T. Herold. Kleve.

Der 1827 verstorb. klevesche Gymnasialdirector D. und Ritter Nagel darf nicht verwechselt werden mit dem auch als Schriftsteller bekannten Prediger zu Hadmersleben D. J. F. G. Nagel.

Napoleon Bonaparte. Von Thibaudeau's Histoire générale de Napoléon Bonaparte etc. ist der 2. und 5. Th. (Krieg in Aegypten und in Italien) erschienen. Paris.

Die 1. Lieferung 1827, war der 1. und 4. Th. Der 3., 6., 7. und 8. Thl. sind noch nicht erschienen. Von der deutschen Uebersetzung erschien der 2., 4. und 5. Bd. Stuttgart.

— Von des Generals Grafen Philipp v. Ségur bekanntem Werke: Napoléon et la grande armée en Russie pendant l'année 1812, wovon zugleich mit dem Examen critique desselben vom General Gourgaud wiederholte Ausgaben in 8. u. in 18. zu Paris und zu

Digitized by Google

Brüssel erschienen sind, hat die neueste französ. Originalausgabe J. F. E. übersetzt u. d. T.: Des Generals Grafen von Ségur Geschichte Napoleons und der großen Armee im Jahre 1812. 4 Bdchn. 12. Mit 4 Bildnissen u. e. Karte. Berlin.

— Histoire de Napoléon; études sur les causes de son élévation et de sa chûte. Von Charles Bailleul. Die 3. Lieferung des 1. Theils geht bis 1796. (Der 1. Th. besteht aus 7 Lieferungen.) Paris.

Diese Studien prüfen und berichtigen die Geschichte Napoleons und seiner Memoiren. Der Verf., ein ehemaliger Conventsdeputirter, welcher zu der gemäßigten Partei gehörte und im Fache der Staatsverwaltung durch kleine Schriften sich bemerkbar machte, hat schon durch sein Examen critique der Considérations der Frau von Staël seinen Beruf zu dieser Untersuchung dargethan.

— The life of Napoleon Buonaparte. Von Will. Hazzlitt. 4 Bde. London.

Für Napoleon, gegen Walter Scott, mit breiten sog. philosophischen Erörterungen.

— Histoire de Napoléon Von v. Norvius. 16 Lieferungen, oder 4 Thle. Mit Portr., Vignetten, Karten und Planen. Paris.

Aus dem Französ. von Fr. Schott. 1. Bd. Mit 4 Schlachtplanen. Leipzig.

Man kennt die Ansichten des Vfs. aus seinem Art. Napoléon in der Biogr. des contemporains. Diese Hist. de Nap., von v. Norvins, in 4 Thlen., eröffnet den zu Leipzig bei Hartmann, u. d. T.: Bibliothèque Napoléon in 16. von A. Wiedure herausgegebenen Recueil de mémoires, biographies et tableaux historiques p. serv. à l'hist. de l'empereur Napoléon et de ses contemporains. Der 5. und 6. Th. dieser Bibliothèque enthält Bausset's Mém. anecdotiques etc.

— L'empereur Napoléon et M. le duc de Rovigo, ou le revers des médailles. Paris.

— Von Fr. Buchholz's Geschichte Napoleon Bonaparte's, in 3 Bdn., erschien der 2. Bd. (46 B.) Berlin, der 3. und letzte im J. 1829.

Nollekens. Nollekens and his times. By J. T. Smith of the british museum. 2 Bde. Mit e. Portr. des berühmten Bildhauers, nach einer Zeichnung von Jackson. 2. Aufl. London.

Die erste Aufl. erschien 1827.

O.

Orleans. Memoiren S. K. H. Anton Philipps von Orleans, Herzogs von Montpensier, Prinzen von Geblüt. Nach der 2. Aufl. des Französ. übersetzt von Gustav Sellen. 16 B. Leipzig.

Ortenburg. Geschichte des herzogl. und gräfl. Gesammthauses Ortenburg. Aus den Quellen bearbeitet von Joh. Friedr. Huschberg. Nebst 11 Geschlechtstafeln 34 B. und 10 genealog. Tabellen. Sulzbach.

Digitized by Google

Der Hr. Verf., königl. baierischer Oberlieutenant, hat sich dem Dienste des Reichsarchivs gewidmet; er konnte daher noch ungedruckte Urkunden und Nachrichten benutzen. Nach ihm gründete der älteste, bekannte Stammvater des Hauses Ortenburg, Friedrich I., am Ende des zehnten Jahrhunderts durch eine Heirath mit Richardis von Kärnthen die Macht der Ortenburger in letzterm Lande.

P.

Panckoucke. Lettres (10) de Voltaire et (5) de J. J. Rousseau à C. J. Panckoucke, éditeur de l'encyclopédie méthodique. 66 S. Paris.

Vom Sohne herausgegeben und nur als Manuscript für Freunde verschenkt, enthält eine Notiz über Panckoucke und ein Verz. seiner Schriften.

Parr. Memoirs of the life, writings and opinions of the rev. Samuel Parr, L. L. D., with biographical notices of many of his friends, pupils and contemporaries. Von William Field. 2 Bde. London.

Zum Theil viel Unbedeutendes, besonders für den Ausländer, über diesen berühmten Latinisten und Hellenisten, sowie über Burke, Fox, Sheridan, Porson u. A.

Pedro I. La correspondance de Don Pedro I., empereur du Brésil, avec le feu roi de Portugal, son père. Paris.

Man vergl. die Auszüge in der Biographie des Kaisers Don Pedro in den Zeitgenossen, 3. Reihe, Heft 3, vom Prof. Münnich in Dresden.

Pestalozzi. Pestalozzi'sche Blätter für Menschen- und Volksbildung, oder Beiträge zur Kenntniß Pestalozzi's als Menschenbildners und zur Beförderung seiner Entwickelungs- und Unterrichtsweise. Von D. Johannes Niederer. 1. Bds. 1. Heft. Aachen.

Enthält Materialien zu einer Biographie P.'s.

Petrarca. Petrarca, Giulio Celso e Boccaccio; ossia illustrazione bibliologica delle vite degli uomini illustri del primo; di Cajo Giulio Cesare attribuita al secondo, e del Petrarca scritta dal terzo. Von D. Domenico Rossetti. Triest.

Wir bemerken bei dieser Veranlassung, daß vom Prof. Marsand zu Padua, welcher eine kritische Ausgabe der Werke des Dichters besorgt hat, eine aus 900 Bänden bestehende Sammlung von Werken zur Geschichte des Petrarca angelegt worden ist, die er in der Bibliotheca Petrarchesca, 4., Mailand, beschrieben hat. Diese Sammlung wurde vom König Karl X. von Frankreich gekauft und ist jetzt in seiner Privatbibliothek im Louvre aufgestellt.

Pirkheimer. Zum Andenken Wilibald Pirkheimer's, Mitglieds des Raths zu Nürnberg (herausgeg. von D. Fr. Campe). Wilibald Pirkheimer's Aufenthalt zu Neuhof, von ihm selbst geschildert. Nebst Beiträgen zu dem Leben und dem Nachlasse sei-

Digitized by Google

ner Schwestern und Töchter. Von M. M. Mayer. 16. 7½ B. Mit 2 Kpf. Nürnberg.

Ein schönes Blatt aus der Zeit Albert Dürer's.

Poniatowski. Des Grafen St. Potocki Rede, gehalten am Grabe des Fürsten Jos. Poniatowski, obersten Feldherrn des polnischen Heeres, Großmarschalls des französ. Reichs. Aus dem Poln. ins Deutsche übers. von J. S. Richter. 4. 5½ B. Oppeln.

Schon 1826 gedruckt.

R.

Rahbeck. K. L. Rahbeck, Erinnerungen aus meinem Leben. Aus dem dänischen Original ausgezogen und ins Deutsche übertragen von L. Kruse. 1. Th. 17½ B. Leipzig.

Rafael. Storia della vita e delle opere di Raffaello; di Quatremère de Quincy. Aus dem Französ. Mit wichtigen Zusätzen und Anmerkungen. 4. u. in 8. Mit 23 Kupfern und einem Facsimile. Mailand.

Der Uebersetzer und Verf. der Zusätze ist Franc. Longhena. Kürzlich erschien auch die 2. Ausgabe von Luigi Pungileoni's, Dr. der Theologie zu Urbino, Elogio storico des Giov. Santi, Rafael's Vater, vermehrt mit dem Leben Rafael's, welches manche Umstände aus Rafael's Jugendleben genauer erzählt.

Ramazzini. Bernh. Ramazzini's Opera medica. Eine verb. Ausgabe. Mit dem Leben des Verfs. Herausgeg. vom Prof. Just. Radius. 1. Th. 12. Leipzig.

Die letzte Ausg. von R.'s Werken, Genf, 1717, war sehr fehlerhaft.

Rehdiger. Thomas Rehdiger und seine Büchersammlung in Breslau. Ein biograph.-literar. Versuch von Albr. W. J. Wachler, der Philol. und Theol. Beflíss. Mit einem Vorworte von Dr. Ludw. Wachler. Nebst Thom. Rehdiger's Bildniß in Steindruck. 80 S. Breslau.

Rehdiger (geb. 19. Dez. 1540, starb am 5. Jan. 1576 auf einer Reise zu Köln) gründete die öffentl. Bibliothek in Breslau, und obige Lobschrift auf den Stifter erhielt von der philosophischen Facultät den Preis. Die Bibliothek selbst ward erst 1661 für den allgemeinen Gebrauch eröffnet, und der Verf. beschreibt ihre, besonders handschriftlichen Seltenheiten.

Reuß-Plauen. Eine genaue Stammtafel dieses Stammes bis zu seinem Erlöschen, 1527, findet man in Erbstein's Numismat. Bruchstücken in Bezug auf sächs. Geschichte. 3. Heft. Dresden.

Ricci. Memoirs of Scipio de Ricci. Herausgegeb. von Thom. Roscoe. 2 Bde. London.

Beschreibt den Zustand der römischen Kirche im 18. Jahrh. und die Umtriebe der Jesuiten in dem größern Theile von Europa. Vgl. Ricci's Leben in den Zeitgenossen, dritte Reihe, Nr. X.

Robespierre. Papiers inédits, trouvés chez Robespierre, St.-Just etc. supprimés ou omis par Courtois; précédés du rapport

de ce député à la convention nationale; avec un grand nombre de fac-similes et les signatures des principaux personnages de la révolution. 1. Thl. 25 B. mit 2 Steintaf. 2. u. 3. Thl. 52½ B. mit 15 Steintaf. Paris.

Rovigo (Savary). Mémoires du duc de Rovigo, pour servir à l'histoire de l'empereur Napoléon. 8 Bde. 164 B. Paris. Auch deutsch in 8 Bdn. Leipzig.

Diese Apologie des Kaisers ist zugleich die Apologie des Verfassers. Er greift viele berühmte Namen an und droht noch mehr zu sagen, wenn man ihn reizt. Als erklärter Gegner von Fouché, erscheint Savary in Allem, was diesen unstreitig wissenschaftlicher und vielseitiger gebildeten Mann betrifft, parteiisch; auch über Talleyrand, Clarke, Carnot, Dalberg u. A. urtheilt er in einer gereizten Stimmung. Unter vielen bekannten Dingen stößt man auf manches Neue. Im Ganzen sind diese Mem. für Rovigo's eigne Geschichte am wichtigsten.

— Le duc de Rovigo en miniature, ou abrégé critique, de ses mémoires. Paris.

Vom Hrn. v. Sevelinges; ist eine scharfe Kritik der Mém. du duc de Rovigo, von welchen die 2. Aufl. erschienen ist.

Rüchel. Ernst Friedr. Wilh. Phil. von Rüchel, königl. preuß. General der Infanterie. Militairische Biographie. Von Friedr. Baron de la Motte Fouqué, Maj. der Caval. außer D. und Ritter. 2 Thle. Berlin.

Rüchel's Leben gehört einer wichtigen Zeit an; dadurch wird diese gut geschriebene Biographie vielfach belehrend. Sehr anziehend sind die Nachrichten von Friedrichs II. Theilnahme an der Ausbildung des jungen Offiziers. Rüchel ward am 21. Juli 1754 geb. und starb als General der Infanterie außer Dienst am 14. Jan. 1823.

S.

Schad. Joh. Bapt. Schad's, russ. kaiserl. Collegienraths und Prof. der Philos. zu Jena, ehemals Benedictiners zu Kloster Banz, Lebensgeschichte, von ihm selbst beschrieben. Fürsten, Staatsmännern, Religionslehrern und Erziehern vorzüglich gewidmet. Neue umgearb. Aufl. 3 Bde. Altenburg.

Diese Biographie ist mit vielen Betrachtungen über Mönchthum, Klosterleben u. s. w. durchwebt und gegen die katholische Kirche polemisch. Vor 25 Jahren erschien die 1. Ausg. Aber auch noch jetzt kann diese Stimme eines Greises die wieder aufkommende Ansicht Derer berichtigen, welche das Völkerglück in der Herstellung der Klöster und in der Klostererziehung suchen. Die neue Aufl. enthält manche etwas weit ausgesponnene Betrachtungen über die kathol. Kirche und den Primat des Papstes.

Schlözer. August Ludwig von Schlözer's öffentliches und Privatleben, aus Originalurkunden und mit wörtlicher Beifügung

Digitized by Google

mehrer dieser letztern. Vollständig beschrieben von dessen ältestem Sohn, Christian von Schlözer (kaiserl. russ. Staatsrath, Ritter, jetzt Prof. in Bonn). 1. Bd. 492 S. 2. Bd. 253 S.

Das schöne Bruchstück von Schlözer's Selbstbiographie, 1802, ist hier mit benutzt; auch sind ungedruckte Briefe von Johannes von Müller aufgenommen.

Schmid, von, Prälat (gest. am 10. April 1827). Prälat von Schmid zu Ulm, nach seinem Leben, Wirken und Charakter. Vom königl. bair. Regierungsrathe Wagenseil zu Augsburg. 6½ B. Mit Schmid's Bildniß. Augsburg.

Johann Christoph Schmid, evangelischer Prälat, zeichnete sich aus als linguistischer und historischer Forscher. Sein Versuch eines schwäbischen Idiotikons erschien 1795. Im Manuscripte hinterließ er ein vollständiges schwäbisches Idiotikon; auch handschriftliche Beiträge zu der Geschichte Schwabens und Ulms. S. auch sein Leben, von demselben Verfasser, in den Zeitgenossen, dritte Reihe, Nr. IX.

Schmidt, Klamer. Klamer Schmidt's Leben und auserlesene Werke. Herausgegeben von dessen Sohn W. W. J. Schmidt und Schwiegersohn F. Lautsch. 3 Thle. Stuttgart.

Die eigne Samml. des Verstorbenen, nebst dessen Autobiographie, wozu die Briefe desselben gekommen sind. Klamer Schmidt, geb. d. 29. Dec. 1746, ein Sänger aus dem Kreise den Gleim um sich versammelt hatte, starb am 12. November 1824.

Schnurrer, von (gest. 1822). Dr. Paulus, sein ehemal. Schüler, hat das Leben dieses als Wiederhersteller des oriental. Studiums in Tübingen hochverdienten Kanzlers der Universität Tüb. beschrieben in der Vorrede zu der von ihm herausgegebenen Auswahl: Dr. Christiani Friderici Schnurrer orationum academicarum, historiam literariam theologicam et orientalem illustrantium, delectus posthumus. Tübingen.

Schnurrer's akadem. Reden betreffen meistens die Geschichte ausgezeichneter Theologen, Orientalisten und Philologen Tübingens: Melanchthon; Card. Matth. Lang; Joh. Brentius; Jak. Heerbrand; Matth. Hafenreffer; Melch. Volmar; Ge. Burkhardt; Vit. Müller; Steph. Gerlach; Wilh. Schickhard u. A.

Schwarzenberg. Beiträge zur Untersuchung der gegen den kurbrandenburgischen Geheimenrath Grafen Adam zu Schwarzenberg erhobenen Beschuldigungen, zur Berichtigung der Geschichte unserer Kurfürsten, Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm. Größtentheils aus archivalischen Nachrichten geschöpft von J. W. C. Cosmar. 434 S. u. 88 S. Berlin.

Der Verf. rechtfertigt diesen schwachen und gütersüchtigen Minister gegen die Beschuldigung des Verraths und der Bestechlichkeit. Schwarzenberg starb als Statthalter zu Spandau am 14. März 1641 eines natürlichen Todes, und der Wahn, daß er enthauptet worden sei, wird hier aufs Neue widerlegt.

Schwerin, der Feldmarschall. Denkwürdigkeiten aus dem Leben Kurds von Schwerin. Von L. Giesebrecht. 3½ B. Stettin.

Digitized by Google

Scott, Th. Biographische Notizen über Thomas Scott. 4½ B. 16. Mit dessen Bildniß. Basel.

Shipp, John. Memoirs of the extraordinary military Career, of John Shipp. 3 Bde. London.

Diese Autobiographie ist dem Inhalte und der Form nach gleich anziehend. Der verst. Verf. war Lieutenant in einem königl. großbrit. Füselierregimente.

Sickingen. Franz von Sickingen's Thaten, Plane, Freunde und Ausgang. Von Dr. E. Münch. 2. Bd. (Der 1. erschien 1827.) 22 B. Stuttgart.

Solario. Memorie della vita di Antonio de Solario, detto il Zingaro, pittor Veneziano. 24 S. Venedig.

360 Exempl. gedr. Ist nicht im Buchhandel.

Solms. Das Grafen- und Fürstenhaus Solms ist gleichzeitig mit dem Hause Nassau aus salischem Königsstamme erblüht und dessen ältester Stammsitz Braunfels. Ein Beitrag zur Beleuchtung der Wenk'schen Hypothese. Mit vollständiger Stammtafel der Solms-Bernhard'schen Linie, einigen biographischen Notizen und Siegelzeichnungen, die Wappengeschichte erläuternd. Vom Archivrathe J. C. Schaum. 4. 52 B. Mit 16 Tab. in Fol. und 4 Steintaf. Frankfurt a. M.

Spener. Philipp Jakob Spener und seine Zeit. Eine kirchenhistorische Darstellung von Wilh. Hoßbach, evangel. Prediger an der Jerusalems- und Neuenkirche zu Berlin. 2 Thle. Berlin.

Der Verf., rühmlich bekannt durch seine Biographie des Joh. Valentin Andreä, hat in dieser Monographie das wahre und das Scheinwesen des Pietismus gründlich untersucht, gut dargestellt und treffend gewürdigt. Die großen Verdienste des ehrwürdigen Verfs. der Pia Desideria um seine Zeit und um die Belebung des Bibelstudiums und um den katechetischen Unterricht haben hier ein würdiges Denkmal erhalten.

Spieker. Dr. Johann Spieker's Leben und Leichenfeier. Von C. W. Chr. Dieffenbach (Kirchenrath). 3 B. Marburg.

Stenbock. Erich Stenbock und seine Freunde, eine schwedische Geschichte aus der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Herausgeg. von D. K. Venturini. 2 Bde. Leipzig.

(Der Beschluß im nächsten Hefte.)

Digitized by Google

Biographien und Charakteristiken.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bruchstücke

aus dem Leben des als Opfer seiner Wissenschaft gefallenen

Dr. August Friedrich Schweigger,

vormaligen Professors der Medizin und Botanik auf der Universität zu Königsberg.

Nebst einem Anhang über den an seinem Grabe gestifteten Verein zur Ausführung eines Leibnitz'ischen Missionsplanes.

Erstes Bruchstück.

Jugendgeschichte.

Bei Einem, der gewaltsamen Todes gestorben, mag es nicht unangemessen scheinen, es anzumerken, wie auch seine Geburt unnatürlich war und gewaltsam. Schon war das Kind, nach manchen vergeblichen Versuchen es zum Leben zu bringen, als todt bei Seite gesetzt. Aber der Vater, der es mit Wehmuth betrachtete, hatte die Freude, das erste leise, blos durch die schwache Bewegung einer Flaumfeder wahrzunehmende Athmen seines todt geglaubten Sohnes zu bemerken. Eine ungewöhnliche Kleinheit und ein zarter Gliederbau hatte dem Knaben das Leben gerettet.

Auch bei den Kinderkrankheiten zeigte sich, daß die scheinbare Schwächlichkeit dieses Körpers mit mehr Ausdauer verbunden war, als man hätte erwarten mögen. Wenn nach Gall sich die Seele ihren Körper bildet, so baute diese zur Naturforschung geschaffene Seele sich einen sehr zweckmäßigen, indem ein kleiner, zarter und geschmeidiger, aber dennoch ausdauernder Anstrengung fähiger Körper dem Naturforscher offenbar viel günstiger ist, als ein großer, derber, knochenhafter Gliederbau.

Der 8. September des durch einige Naturmerkwürdigkeiten bekannten Jahres 1783 war der Geburtstag unsers August Friedrich Schweigger. Den Beinamen empfing er von seinem Taufpathen August Friedrich Pfeiffer, dem damaligen Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen, einem Manne von eben so ausgezeichneter Herzensgüte als Gelehrsamkeit, welcher ein näherer Freund seines Vaters war.

Sollen wir einige Momente aus der Jugendgeschichte dieses Naturforschers hervorheben, so möchte zunächst anzuführen sein, daß der kleine Fritz (so hieß Schweigger in seiner Familie) begierig herfiel über die von eben diesem seinen Taufpathen als Weihnachtsgeschenk für ihn ausgesuchten Bilderbücher, worin Bewohner fremder Länder oder naturhistorische Gegenstände dargestellt waren. Fröhlich auch ging der Knabe mit seinen Spielgenossen auf die Schmetterlingsjagd aus; er legte sich eine artige Sammlung an und schrieb die Namen derer bei, die er erfahren konnte. Und am Ende war jeder Schmetterling mit seinem Namen bezeichnet, ungeachtet es keinem Lehrer einfiel, den Knaben in der Entomologie zu unterrichten, was ihm sicherlich den Spaß schnell würde verdorben haben.

Zu erwähnen ist hier nebenbei, da von jugendlichen Spielen die Rede, auch die Freude, welche Fritz an der Aufführung kleiner Komödien fand. Eine liebe junge Nachbarin, deren Söhne seine Spielgenossen waren, begünstigte diese Uebungen. Ein stattliches Theater wurde aufgeschlagen, und aus Weißen's „Kinderfreund" wurden Komödien auswendig gelernt und eingeübt. Ein glückliches Gedächtniß kam ihm dabei zu Statten, und eben so sehr die Zartheit und Kleinheit seines Körpers, welche, abgesehn davon, daß sie jeden Fehler minder auffallen ließ, auch veranlaßte, daß man ihn für jünger hielt als er war und um so beifälliger aufnahm, was er leistete. Der Vortheil dieser angenehmen Täuschung wurde für ihn wieder ausgeglichen durch manche Neckereien, denen seine Kleinheit bei seinen Spiel- und Schulgenossen ihn aussetzte, wogegen es galt, mit den Waffen des Witzes zu streiten, die er bald gut gebrauchen lernte und daher lieb gewann für sein ganzes Leben.

Um zu ernstern Dingen zu kommen, so wollen wir vom Schulunterrichte und zunächst von den Sprachstudien reden. Schon in der Jugend Gelegenheit zu haben, gleichsam spie-

Digitized by Google

lend einige Sprachen zu erlernen, ist ein Gewinn, der bei uns, wo man so sehr mit fremden Zungen zu reden liebt, doch nur Wenigen zu Theil wird, während er in einer auf schnellern und lebhaftern Verkehr und auf engere Verbindung cultivirter Völker hinstrebenden Zeit leicht Vielen bereitet werden könnte. Denn wundern muß man sich in der That, warum bei dem bewegten Leben in unsern Tagen noch keine Waisenanstalt, welche mehr als jede andere Schule wohl Ursache hat, auf Mittel zum künftigen Fortkommen ihrer Zöglinge zu sinnen, die sehr verständige Sitte nachgeahmt hat, welche in der französischen und deutschen Schweiz unter befreundeten Familien eingeführt ist, die Kinder einige Jahre lang, etwa vom zehnten bis zum funfzehnten Jahre, umzutauschen. Namentlich wäre das wichtig bei sprachverwandten Völkern, wie Deutsche und Engländer sind, um so mehr, da die echt englische Aussprache in spätern Jahren kaum mehr zu erlernen ist. Und wenn eine englische und deutsche Waisenanstalt solch einen Tausch der Kinder verständig einleiten wollte, so würde dadurch der bekannten Lancaster'schen Methode noch eine tiefere Bedeutung gegeben. Denn eine Fülle junger Sprachlehrer wäre gewonnen, nicht blos für die Anstalt, sondern auch für die Familien der Stadt, weswegen es leicht sein würde, die Kosten eines solchen, mit Verstand geleitet zugleich der Aufsuchung und Erweckung von Talenten günstigen, Kindertausches durch Subscription aufzubringen. Ich übergehe tausend Dinge, die hierüber nicht blos in allgemein menschlicher, sondern auch nationeller Beziehung zu sagen wären, und komme wieder zurück auf unsern Naturforscher, dem viele Zeit durch solche Art Lancaster'scher Schulanstalten, wie wir sie hier im Sinne haben, hätte erspart werden können. Denn erst im spätern Leben fand derselbe Gelegenheit und Veranlassung sich einige neuere Sprachen anzueignen, was ihm jedoch mit Leichtigkeit gelang, indem er auf eine gewandte Weise sich im Französischen, Englischen und Italienischen auszudrücken wußte und auch der schwedischen Sprache nicht unkundig war. Indeß fühlte er sich in der Jugend weit mehr von alten, als von neuern Sprachen angezogen. Namentlich mit der französischen, die er späterhin so gut zu reden und zu schreiben verstand, ging es ihm auf Schulen wie unsern meisten studirenden Jünglingen, welche die lateinische und mehr noch die griechische Sprache lieb gewonnen haben und in deren metrischer Bewegung den Muth und die Kraft freier Völker hindurchfühlen. Neben solchen vollklingenden Lauten will gewöhnlich die unmetri-

sche Höflichkeitssprache der Franzosen nicht recht gefallen, welche, wie Marmontel sagt, darum den scharfen metrischen Accent nicht wagt, weil es, wie er sich ausdrückt, nicht respectvoll ist, den Ton zu erheben und die Sprache zu beleben, wodurch denn vielleicht auch die vielen dem Gesang ungünstigen Nasenlaute jener Conversationssprache eine tiefere Bedeutung gewinnen mögen. Gerade aber davon nahm der junge Schweigger Gelegenheit, sich in Gesellschaft einiger muntern Freunde über Manches lustig zu machen, was vielmehr eingeübt und eingelernt zu werden aufgegeben war. So zufrieden daher alle Lehrer mit ihm waren, so wenig hatte der Lehrer der französischen Sprache Ursache es zu sein. Und von jeher hat man wol auf deutschen Gymnasien die Bemerkung gehört, daß selbst die Persönlichkeit des vortrefflichsten Lehrers kaum im Stande war, der französischen Sprache bei talentvollen jungen Leuten, welche der griechischen und römischen mit Eifer und Liebe sich hingaben, eine vollgültige Werthschätzung zu verschaffen.

Zwar hatte unser Schweigger durch einen Freund, den jetzigen Oberappellationsgerichtsrath Brater in München, mit dem er, ganz im gleichen Alter, von Jugend auf bis zu seinem Tod auf das innigste verbunden blieb, besondere Veranlassung, sich schon auf Schulen mit neuern Sprachen zu beschäftigen. Denn dieser hatte eine Zeit lang den Gedanken, sich dem Kaufmannsstande zu widmen, und bestrebte sich daher vorzüglich Französisch und Italienisch zu lernen. Und mit seinem Freunde Brater pflegte Schweigger sich so gern zum Zwecke gemeinschaftlicher Studien zu verbinden. Dennoch in diesem Punkte wollt' es nicht gelingen. Brater aber gab zuletzt seinen Plan auf, ein Kaufmann zu werden, und widmete sich vereint mit seinem Freunde den classischen Studien.

Der Schmetterlingsfang hatte natürlich nun ein Ende. Ein sehr ernster und gründlicher Lehrer, als Collaborator an der zweiten Classe des Erlangischen Gymnasiums angestellt, um welches er sich große Verdienste erwarb, Namens Albrecht, wußte die Schüler dieser Classe, so wie namentlich unsern Schweigger den er auch in Privatstunden unterrichtete, so sehr zu beschäftigen, daß sie vollauf zu thun hatten, um fertig zu werden mit seinen lateinischen und griechischen Aufgaben. Die ersten Schwierigkeiten wurden mit Anstrengung besiegt, weil der Ernst des Lehrers es foderte, und als diese überwunden waren, fand sich gewöhnlich die Lust von selbst

Digitized by Google

ein. In derselben zweiten Classe war ein sehr ausgezeichneter, auch als Schriftsteller bekannter Gelehrter, Conrector Besenbeck, angestellt, welcher mehr zum Lehrer auf einer Universität als zu einem auf Schulen seinen Talenten und seinen Kenntnissen gemäß geeignet war. Dieser, im hohen Grade begeistert für einige ausgezeichnete Männer deutscher Nation, namentlich einen Leibnitz, Haller, Lessing, wirkte dadurch anregend ein auf seine ihn freilich noch nicht ganz verstehenden Schüler.

Der obersten Classe des Erlangischen Gymnasiums stand der nachmalige Professor Lippert als Rector der Anstalt vor, ein vorzüglicher Lehrer, an dessen Unterricht sich gewiß jeder seiner Schüler mit Liebe und Dankbarkeit erinnern wird. Derselbe wußte unter Scherz und guter Laune, wobei jedoch die gehörige Grenze nie überschritten wurde, recht Vieles beizubringen. Man wird vielleicht vermuthen, daß Schweigger, als geboren zur Naturwissenschaft, nun entfernt von jenem ernsten Lehrer, der streng zu philologischen Studien antrieb, sich alsobald mehr zu naturwissenschaftlichen werde gewandt haben. Aber es gehört auch zum Wesen des Talents, lieber gar nicht zu treiben, was nicht ordentlich und tüchtig getrieben werden kann. Und eben darum ist auf philologischen Schulen der Unterricht in den Naturwissenschaften von höchst zweideutigem Werthe, weil er hier kaum anders als ungründlich sein kann und der vorbereitenden mathematischen Unterweisung die nöthige Zeit raubt. Wirklich ist nicht eine Spur von Beschäftigung mit Naturwissenschaften, die nur einigermaßen der Rede werth und bezeichnend sein könnte, aus dem frühern Leben unsers Naturforschers während seiner Schuljahre nachzuweisen. Auch in jener obersten Classe des Erlanger Gymnasiuns, wo er schon mehr nach eigner Wahl sich beschäftigen konnte, blieb er mit Eifer den philologischen Studien ergeben, und selbst die Beschäftigung in den Stunden der Erholung bezog sich nicht auf Unterhaltung mit Naturgegenständen. Vielmehr kamen die beiden muntern Freunde Brater und Schweigger eine Zeit lang, gewöhnlich an jedem Sonntage, zusammen und lasen sich kleine, meist lustige Gedichte und Aufsätze vor, welche sie während der Woche gemacht hatten.

Daß der kleine, so schwächlich aussehende Schweigger innern Beruf zu einem Reisenden habe, was er späterhin mit so vieler Lebensgewandtheit nicht nur, sondern auch körperlicher Ausdauer wurde, dies wäre in der damaligen Zeitpe-

riode Niemanden eingefallen. Er selbst, obwol er mit einiger Vorliebe Reisebeschreibungen las, scheint solches nicht geahnet zu haben. Die große Eingezogenheit der häuslichen Erziehung ließ einen solchen Gedanken kaum aufkommen. Doch ein alter, rühmlich bekannter Vorfahr wirkte hierzu ermunternd auf die jüngsten Söhne des Hauses ein; ich meine den, durch die Beschreibung seiner in den Jahren 1577—81 gemachten Reise nach Konstantinopel und Jerusalem, bei den Kennern des Orients noch in gutem Andenken fortlebenden Salomo Schweigger. Diesem zu Liebe, oder wenigstens ermuntert durch die Erinnerung an ihn, gab der ältere Bruder unsers Schweigger sich eine Zeit lang, unter Leitung des schon vorhin erwähnten Hofraths und Professors Pfeiffer, eifrig mit orientalischen Studien ab. Und daß jener alte Salomo Schweigger auch auf unsern August Friedrich Schweigger Einfluß hatte, davon so wie von jenem Manne selbst, werden wir in einem andern Abschnitte dieser Lebensbeschreibung noch Einiges zu sprechen Gelegenheit finden.

Größern Einfluß als jener entfernte Vorfahr hatte natürlich der Vater auf seine Söhne, Friedrich Christian Lorenz Schweigger, außerordentlicher Professor der Theologie an der Universität zu Erlangen und Archidiakonus an der Hauptkirche. Von ihm zu sprechen und ausführlich zu sprechen, ist fast schon zu lange verschoben.

Der Leser möge sich bei seinem Namen das Bild eines Mannes vorstellen, welcher, weit entfernt von dem etwas leichtfertigen Sinne seiner Zeit, große Tiefe des Gemüths mit eben so großer Klarheit des Urtheils und gründliche theologische Gelehrsamkeit mit stiller, wahrhaft christlicher Bescheidenheit verband.

Es hatte derselbe in den Jahren 1764—67 auf der Leipziger Universität studirt, welche damals sich einer ihrer schönsten Perioden erfreute durch das Zusammentreffen mehrer ausgezeichneten Männer, unter denen besonders Ernesti und Gellert den größten Einfluß auf ihn hatten. „Letztern", sagt sein Biograph *), „schien er sich vorzüglich zum Muster gewählt zu haben, indem er mit Gellert's Denkart und Hand-

---

*) Dem Andenken M. Friedrich Christian Lorenz Schweigger, außerordentlichen Professors der Theologie und Archidiakonus an der evangelisch-lutherischen Kirche zu Christian-Erlangen, gewidmet von M. Johann Bernhard Lippert. Erlangen, 1809.

Digitized by Google

lungsweise am meisten übereinstimmte. Diejenigen, welche beide Männer persönlich gekannt und ihre öffentlichen Vorträge mit angehört haben, behaupten, daß zwischen beiden in Ansehung des äußern stillen Wesens, der frommen anspruchslosen Bescheidenheit, des musterhaften Betragens bei einem schwächlichen und vielen unangenehmen Zufällen ausgesetzten Körper, dann aber besonders in Ansehung einer edeln Simplicität in Privatgesprächen und öffentlichen Vorträgen, im Thun und Lassen eine nicht zu verkennende Aehnlichkeit gewesen sei".

In dem bekannten Landprediger von Wakefield suchte Goldsmith das Verhältniß eines christlichen Predigers zu dem Kreise seiner Familie darzustellen. Viele haben dieses Buch gelesen und mit Theilnahme und Rührung gelesen. Aber ganz versteht ein Buch nur Derjenige, welcher mehr herausliest, als wörtlich darin gesagt oder überhaupt in menschlicher Rede zu sagen ist, und dies kann allein, wer Aehnliches erlebt und erfahren hat. Der, dessen Leben hier beschrieben wird, konnte daher obiges Buch leicht besser verstehn als tausend Andere. Und da Schreiber dieses Grund hat, dasselbe von sich zu sagen, so fiel es ihm auch von jeher mehr auf als tausend Andern, daß die katholische Kirche ihren Religionslehrern, welche sie einstimmig mit uns vorzüglich auch zur Erziehung der Jugend berufen glaubt, die Gelegenheit hinwegnimmt, väterliche Erzieher (im nicht blos figürlichen Sinne dieses Worts) zu werden und auch durch ihr Beispiel als Sacrament zu bewähren, was die Kirche als solches darstellt.

Der Geistliche, von welchem wir hier sprechen, obgleich vertraut mit allen, nur mit dem geübtesten Scharfsinn aufzufassenden Feinheiten der gelehrten Theologie, wovon Nichttheologen gewöhnlich gar keine Ahnung haben (welche Vertrautheit er wol zuweilen bei akademischen Dissertationen zeigte), liebte dennoch es nicht auf demonstrativem Wege von theologischen Dingen zu sprechen; eben so wenig war er der sogenannten Gefühlsreligion gewogen, und jeder Schein von Frömmelei war ihm bei seinem geraden, wahrheitliebenden Sinn im höchsten Grade zuwider. Aber es bewährte sich an diesem Religionslehrer das Wort Christi: „So ihr thun werdet, was ich euch gesagt habe, so werdet ihr erkennen, ob diese Lehre von Gott sei". Und eben darum wirkte er nicht blos mit stiller wohlthätiger, sondern zugleich mit fester überzeugender Kraft auf die Glieder seiner Gemeinde, von denen

Manche noch jetzt sich dankbar seiner erinnern, und noch unvergeßlicher wirkte er zunächst auf Diejenigen ein, welche sich in seiner unmittelbaren Umgebung befanden.

Das Geschäft eines Archidiakonus an der Hauptkirche in Erlangen war, besonders bei der damaligen Vertheilung der Aemter, ein sehr mühseliges. Unter seine mannigfaltigen Arbeiten gehörten auch häufige Krankenbesuche, die er, ohne Gefahr zu scheuen, selbst bei ansteckenden Seuchen (denen er zwei Mal fast unterlegen wäre) stets mit großer Gewissenhaftigkeit machte. Zu Hause verlebte er die meiste Zeit mit seinen beiden Söhnen auf seinem Studirzimmer. Diese pflegte er schon als Knaben bei sich zu haben und sie unter seinen Augen ihre Schularbeiten machen zu lassen. Ja er unterließ solches selbst dann nicht, wenn er dringende, seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmende Arbeiten hatte, ohne zu fürchten (z. B. bei der Ausarbeitung seiner Predigten, die er sorgfältig niederschrieb) von ihnen gestört zu werden. Das Beispiel des beschäftigten, nachdenkenden, selbst angestrengt arbeitenden Vaters, welches die Söhne beständig vor Augen hatten, ermunterte diese zum Fleiße weit mehr, als es je möglich gewesen wäre durch Worte.

Wenn unser verewigter Naturforscher das Leben in der Thätigkeit suchte, und daher, wie bei seiner Todesanzeige in der Königsberger Zeitung hervorgehoben wurde, einmal vor Anstellung einer größern Reise sprach: „Wenig acht' ich überhaupt ein langes Leben, aber Alles kommt darauf an, daß mein Leben ein thätiges sei": so kann man mit Recht sagen, daß er solches von seinem Vater gelernt habe.

Vielleicht werden Einige glauben, daß die Erziehung durch einen mehr dem Uebersinnlichen zugewandten Vater kein günstiger Umstand für einen Naturforscher sei, der sich vorzugsweise auf das Sinnliche zu wenden habe. Aber mit einem für das Uebersinnliche empfänglichen Auge das Sinnliche zu schauen, im Körperlichen den Ausdruck des Geistigen zu empfinden und sich und Andern durch gründliche Betrachtung zur klaren Anschauung zu bringen, dies gerade ist der Charakter eines echten Naturphilosophen. Und wenn eben in jener Zeitperiode, von welcher wir hier sprechen, eine gewisse sogenannte Naturphilosophie gerade die entgegengesetzte Richtung nahm und unter freudiger Zustimmung der Menge, besonders des jungen Volks auf Universitäten, vom Sinnlichen (namentlich dem Polaritätsgesetz) entlehnte Beziehungen auf das Uebersinnliche überzutragen versuchte: so möchte man sagen, daß selbst die frühere Erziehung und der väterliche Um-

Digitized by Google

gang unsern Naturforscher vor dergleichen Eitelkeit hätte bewahren können.

Wir wollen aber mit dieser Bemerkung blos den Uebergang machen zu seinen akademischen Studien, welche er im Herbst 1800 begann. Seine Vaterstadt selbst erfreute sich einer Universität, für deren neues Aufblühen man eben damals große Hoffnung faßte im Vertrauen auf das Wohlwollen eines humanen, sich für wissenschaftliche Anstalten lebhaft interessirenden Ministers, Hoffnungen, welche indeß erst einige Jahre später in Erfüllung gingen, nämlich im Jahre 1804, wo die Erlanger Universität durch die Huld Sr. Majestät des Königs von Preußen so reich ausgestattet wurde. In dieser Zwischenzeit nun studirte Schweigger in Erlangen Medizin und sah zuletzt noch wenigstens den Grund legen zum Hospitalgebäude, das nach einem schönen Plane für die Zwecke der medizinischen Facultät eingerichtet werden sollte, ebenso wie er die Einrichtungen noch mit ansah zur zweckmäßigen Aufstellung der damals ziemlich unzugänglichen Sammlungen für Zoologie und Mineralogie. Für wissenschaftliche Anstalten kann allerdings keine Zeit ungünstiger sein als die, wo man sich nicht begnügt mit dem, was da ist, sondern harret der Dinge, die da kommen sollen. Abgesehn davon, daß Manches mit gutem Grunde verschoben wird, was sonst sogleich geschehen wäre, so raubt eine lang gespannte Erwartung nicht selten die stille Ruhe und Freudigkeit, wodurch allein wissenschaftliche Unternehmungen wachsen und gedeihen können. Eine große Erleichterung wäre es für die Studien unsers Schweigger gewesen, wenn er die naturhistorischen Sammlungen in Erlangen, zu deren Vermehrung er selbst späterhin von Paris aus beitrug, so angeordnet und so zugänglich den Studirenden gefunden hätte, wie solches gegenwärtig der Fall ist. Alles war indeß damals in einem engen Local zusammengedrängt, womit sich der berühmte Schreber sein Leben hindurch behelfen mußte. Dieser unermüdete Naturforscher, gleich ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit wie durch Gewissenhaftigkeit, Wahrheitsliebe und religiösen Sinn, besaß jedoch ihm eigenthümliche auserlesene Sammlungen, zu deren Vermehrung fortwährend seine ausgebreitete Correspondenz beitrug, namentlich auch mit Missionarien, welche er, selbst hinneigend zu der religiösen Denkweise der Brüdergemeinde, zu einer in ihrem Beruf ihnen nützlichen Beschäftigung mit der Natur anzuregen bemüht war. Seine Freude, wenn er neue Sendungen aus fernen Ländern erhalten hatte, theilte sich anregend seinen

Zuhörern mit. In jene öffentliche, der Universität gehörige Sammlung aber wagte er kaum den zur Erhaltung der äußern Ordnung angestellten Custos derselben hineinzulassen, aus Furcht, es möchte etwas in dem engen überfüllten Raume, worin allerdings eine behutsame Bewegung nöthig war, umgestoßen und zerbrochen werden.

Schreber benutzte bei den akademischen Vorträgen, die er in seinem Hause hielt, seine eignen Sammlungen, pflegte aber bei den zoologischen Vorlesungen öfters auch seine Zuhörer einige Stunden lang in einem an den anatomischen Hörsal stoßenden Zimmer zu versammeln, in welches er selbst zuvor aus dem darüber befindlichen Museum der Universität herabgetragen hatte, was er vorzeigen wollte. Seine Zuhörer suchten ihm nach der Vorlesung bei dem Hinauftragen behülflich zu werden, bemüht, sich gegenseitig den Rang abzugewinnen, um wenigstens einige Blicke zu werfen in das geheimnißvolle Museum. Die Schwierigkeit vermehrt den Eifer, und die Naturforscher in Paris, wo die Museen so häufig geöffnet werden und so zugänglich sind für Jedermann, hatten darum oft Gelegenheit zu bemerken, daß diese mehr von Fremden benutzt werden, als von Parisern, die immer noch hineingehen zu können glauben. Das der Zukunft geschenkte Vertrauen ist es, was die Thätigkeit in Ergreifung des Augenblicks am meisten hemmt.

Einen ähnlichen Sporn durch einige Schwierigkeiten, die mehr aufreizend als ermattend wirkten, hatte Schweigger auch bei seinen Studien der Botanik nicht sowol überhaupt, als zunächst der Flora seiner Vaterstadt Erlangen. Die botanischen Vorlesungen des berühmten Schreber waren übrigens die ersten, welche er auf der Universität hörte, und es wurde ihm das Glück zu Theil, mit Liebe sogleich das Fach zu ergreifen, bei dem er ungestört bleiben konnte durch sein ganzes Leben. Freilich dachte Schweigger bei dem Anfange seiner mediziniſchen Studien nicht daran, Botanik zu seiner Hauptbeschäftigung zu machen, sondern er hörte diese Vorlesungen zur Vorbereitung auf die Heilkunde und sah, wie alle junge Mediziner, mit Begierde den praktischen Collegien entgegen. Indeß, da sein älterer Bruder nach eben beendigten Universitätsstudien um als Privatdocent aufzutreten einige Dissertationen geschrieben hatte, so kam auf Spaziergängen, welche so oft in Gesellschaft des Vaters die beiden Söhne zu machen pflegten, natürlich zur Sprache, welchen Gegenstand wol der jüngere Bruder einmal zur Dissertation wählen werde. Da nun auch fleißig auf diesen Spaziergängen

Digitized by Google

botanisirt wurde, so konnte der Gedanke nicht entgehen, daß eine **Flora Erlangensis** fehle und die Herausgabe einer solchen Flora ein schönes Thema für die Inauguraldissertation eines geborenen Erlangers sei. Die Bescheidenheit verbot von diesem Plane zu sprechen, und späterhin, wo manche nicht vorhergesehene Schwierigkeiten sich zeigten, verbot es die Klugheit. Um so mehr war Hoffnung da, daß ein in der Stille begonnenes und fortgeführtes Werk gelingen werde. Wie es ausgeführt wurde und welchen Einfluß es auf das künftige Leben des Verewigten hatte, davon wollen wir späterhin etwas mittheilen.

Hier aber scheint der rechte Platz, davon zu sprechen, daß, wie früher der ältere Bruder auf die Studien des jüngern, nun umgekehrt der jüngere Einfluß hatte auf die des ältern. Diesen nämlich hatten besonders die häufigen, zum Theil auf gelehrte theologische Streitfragen sich beziehenden Unterredungen, welche der Vater mit den ihn besuchenden Collegen führte, zum Studium der Theologie veranlaßt. Er meinte, von jugendlichen Hoffnungen verleitet, über diese schwierigen Fragen müsse sich wol durch recht gründliches Forschen entscheiden lassen; wenigstens sei die Sache von so großer Wichtigkeit, daß man sich nicht blos mit fremden Urtheilen und Auctoritäten begnügen solle. Und da er mit den Vorbereitungswissenschaften zur Theologie vertrautere Bekanntschaft gemacht hatte, so wurde dadurch um so mehr seine Hoffnung belebt, über Dinge ins Klare zu kommen, welche ihm durch den Umgang mit seinem Vater theuer geworden waren, und worin er sehnlichst wünschte mit eignen Augen zu sehen. Indeß er fühlte bald, daß hier von einem Sehen die Rede war mitten in die Sonne hinein was am Ende nur der sich aufschwingende Adler, d. h. der auf den Flügeln höherer Begeisterung emporgehobene Prophet und Psalmist vermag, ich würde sagen Dichter oder Poet, wenn diese Worte (unglücklich in der That gebildet, wie lucus a non lucendo) nicht gewöhnlich misverstanden würden. Die speculative Theologie kann auf dem Wege der Reflexion, Demonstration, Kritik oder, was sonst für Ausdrücke beliebt werden mögen, solchen Anblick weder gewähren noch ertragen, am wenigsten vermochte es die gelehrte Theologie, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts (des philosophischen, wie es sich nannte, von Goethe besser als das selbstkluge bezeichnet) und zu Anfang des neuen erhoben und gepriesen wurde. Die Hauptkunst des philosophischen Theologen schien damals allein darin zu bestehen, in den Räumen des Unendlichen, wie auf weiter

Meeresfläche mit kleinem oder größerm, aus theologischem Rüstzeuge mehr oder minder tüchtig gezimmertem Schifflein hin und her zu laviren. Nicht einmal ein Sturm reizte zum Widerstand. Man bildete sich ein, von der Stelle zu kommen, und blieb immer auf dem alten Fleck, oder kam gar rückwärts. Wer sich nun solch einem ewig hin und herkreuzenden und ewig in schwankender Bewegur, lavirenden Fahrzeug anvertraut, gewohnt sonst auf festem Boden zu stehen, wird leicht seekrank; und so ging es dem ältern Bruder unsers Schweigger, der eben darum auf dem, wenn auch von Ferne kahl aussehenden Felsen der Mathematik sich Ruhe suchte und Erholung. Was der alte Schwenter mit mathematischen Erquickstunden (von denen wol eine einzige für das Lernen mehr werth sein kann, als hundert gewöhnliche Lehrstunden) bezeichnen wollte war ihm auf diese Art recht fühlbar gemacht. Und diese Sehnsucht nach Mathematik und nach den sich anreihenden Naturwissenschaften wuchs mehr und mehr, je näher die Zeit kam, wo theologische Kathedervorträge (welche, im Vorbeigehen sei es gesagt, in England wol schon darum in sehr enge Schranken zurücktreten, weil man bei Prüfungen mehr zu fragen gewohnt ist, welche anerkannte Hauptwerke Einer gelesen, als welche Collegien er gehört habe) mit der einmal verlangten und hergebrachten, Alles besprechenden und analysirenden Umständlichkeit sollten von ihm gehalten werden. In der That die ihm lieb gewordene mathematische Analysis des Unendlichen, von welcher Leibnitz sagt, daß sie darum so gut sich anwenden lasse auf die Natur, weil in dieser überall der Charakter ihres unendlichen Urhebers sich darstelle, kam ihm eben in dieser Anwendung auf die Natur weit theologischer vor, als die mitunter so überdreiste und anmaßliche Analysis des Unendlichen anderer Art, welche man bei uns mit dem Namen der gelehrten Theologie bezeichnet.

In solcher Stimmung des Gemüths schloß sich der ältere Bruder unsers Schweigger um so herzlicher dem jüngern und dessen Studien an, welchen er alle Zeit widmete, die er als junger, eben auftretender Privatdocent von seinen nicht ganz ohne fremden, jedoch ganz ohne eignen Beifall gehaltenen theologisch-exegetischen Privatvorlesungen übrigbehielt, neben welchen er zum Vergnügen und zur Erholung mathematische Publica las. Es war zum Glück in Erlangen damals durch das Beispiel eines Hildebrandt und anderer Professoren gewöhnlich geworden, daß nicht blos Privatdocenten, sondern auch Professoren gleich Studenten Vorlesungen besuchten, und so hatte es nichts Auffallendes, daß der

Digitized by Google

ältere Schweigger als Privatdocent mit seinem wenige Jahre jüngern Bruder gleichsam aufs Neue die akademische Laufbahn begann. Namentlich war es Chemie, welche die beiden Brüder zusammen hörten und Hildebrandt ermunterte und belebte nicht blos durch seinen anziehenden Vortrag, sondern auch durch Privatunterhaltung und gefällige Mittheilung neuerer Zeitschriften diese gemeinschaftlichen naturwissenschaftlichen Studien, welche fast zwei Jahre lang ungestört fortgesetzt, aber dann plötzlich auf die empfindlichste Weise unterbrochen wurden.

Innerhalb sieben Wochen war die an Jahren dem jüngern Schweigger zunächst stehende Schwester (eben 17 Jahre alt) in der schönsten Jugendblüte und war der Vater gestorben. An seinem Sterbebette sollten die beiden Brüder auf eine ihnen unvergeßliche Weise gemeinschaftlich unterrichtet werden in einer Theologie höherer Art, welche freilich nicht von Kathedern zu lehren. Wir wollen hierbei ein wenig verweilen, weil hier von einer wichtigen Periode im Leben des Verewigten die Rede ist, die auf seine ganze Denk- und Handlungsweise großen Einfluß gewann, vorzüglich geeignet, jenen höhern Muth in ihm zu beleben, der auf dem Kampfplatze des Lebens gut zu kämpfen sucht, sei es besiegt oder siegreich.

„Ich hätte mir es nicht zugetraut", sagte der wahrhaft christliche Vater unsers ermordeten Naturforschers in seinen letzten Lebenstagen, „daß ich mit so großer Ruhe dem Tod entgegensehen könne". Der bescheidene Mann pflegte sich gewöhnlich viel weniger zuzutrauen, als er dann wirklich leistete. Aber die Aufgabe, von welcher hier die Rede ist, war nicht leicht. Denn nicht ein Greis sollte von einer wohlversorgten Familie, sondern ein Mann, der noch auf eine längere Lebensdauer naturgemäß zu rechnen hatte (58 Jahre alt), sollte von seiner Gattin und von 5 unversorgten, zum Theil noch unerwachsenen Kindern scheiden, die seiner in mehr als einer Hinsicht bedurften. Die zwei jüngsten Töchter nahmen am letzten Sonntage vor seinem Tode bei der jährlichen Einführung einer Anzahl von Kindern in die Gemeinde zum ersten Male Theil am Genusse des heiligen Abendmahls. Vor dieser Feierlichkeit, welche sonst zugleich ein frohes Familienfest zu sein pflegt, traten die armen Kinder wehmüthig an das Sterbebett ihres kranken Vaters, welcher sich aufrichtete, um, was er in der Kirche würde gethan haben, zu ermahnen und zu segnen. In der That, es sprach hier nicht blos der Vater, es sprach zugleich der Geistliche, der mit dieser letzten Handlung, der Einsegnung seiner Kinder, seine amtliche Thätigkeit beschloß. Denn mit schnellen Schritten nahete ihm

Digitized by Google

der Tod. Die Krankheit, welche mit ganz ungewöhnlich heftigem, in neuen Anfällen immer wiederkehrendem Zahnschmerz anfing, aber bald einen nervösen Charakter annahm, dauerte nur 11 Tage. Ohne Ungeduld bei anhaltenden Schmerzen sprach er vielmehr mit Heiterkeit jene biblischen Worte aus: Gott ist getreu und machet, daß die Versuchung ein Ende gewinnet, daß ihrs könnet ertragen. Und dieser Krankheit, deren tödtlichen Charakter der Leidende bald erkannte, ging wenige Wochen zuvor der Abschied voran von einer sehr geliebten Tochter, die in der schönsten Blüte ihrer Jugend nach kurzem Krankenlager in die Gruft versenkt wurde; ein Ereigniß, das wol allein schon hinreichte, den freudigen Muth eines seine Kinder zärtlich liebenden Vaters zu beugen. Bei dem unter solchen Umständen herannahenden Tode galt es also, die Freudigkeit zu bewähren eines Glaubens, welcher die Welt überwindet.

Und dieser siegende Glaube ermuthigte und bekräftigte jenen Sterbenden in dem Grade, daß er Worte des Trostes und der Ermunterung mit einer Freudigkeit und einer Zuversicht sprach, die dem Tode seine Schrecken raubt. „Gott macht Alles gut", sagte er wiederholt mit ganzer Seelenruhe, „er wird es gut machen auch mit mir und mit euch, meine Kinder". Und darum verlangte er recht ernstlich und nachdrücklich von den Seinen und bat sie bei ihrer Liebe zu ihm, daß sie den Tag seines Todes nicht als einen Tag der Trauer, sondern als einen Tag der Freude betrachten möchten, eingedenk der Ermahnung des Apostels, nicht zu trauern wie die, welche da keine Hoffnung haben. Und bei einem solchen Sterbenden erscheint allerdings das Sterben nicht als Einschlafen, womit es gewöhnlich verglichen wird, vielmehr als Erwachen und als ein frohes Erwachen. Durchdrungen schien immer mehr und mehr der Dahinscheidende von einem höhern Leben, je näher der Tod kam. Und da sein lebhaft fühlender, feuriger College, der als Prediger voll ergreifender Beredsamkeit die Herzen seiner Zuhörer so sehr in seiner Gewalt hatte, daß nicht selten die ganze Gemeinde zu Thränen der innigsten Rührung hingerissen wurde, da der treffliche Kirchenrath Seiler bei öftern Besuchen, die er dem Kranken machte, überaus bewegt war und bei dem letzten Besuche, als der kranke Freund und College, welcher den herannahenden Tod fühlte, mit stillem, Gott ergebenen Sinne von ihm Abschied nahm, überwältigt vom Schmerze laut weinte: so wünschte der sterbende Mann, nachdem er schon zu den Seinen die letzten ermunternden und segnenden

Digitized by Google

Worte gesprochen, wenige Stunden vor seinem Tode, Nachts um 10 Uhr noch einmal seinen benachbart wohnenden Collegen Lippert zu sprechen, richtete sich, als dieser kam, aus tödtlicher Ermattung zum letzten Mal auf und redete mit ruhiger Stimme und mit einer Erhebung des Gemüths, welche über die Schwäche des Körpers so vollendet siegte, daß ihm auch kein Wort versagte: „Ich habe", fing er an, „schon gebeten, mir ein ganz einfaches Leichenbegängniß zu veranstalten. Auch den Text, den ich gewählt wünschte, wenn, wie es nach dem Tode eines Predigers gewöhnlich zu geschehen pflegt, vor der Gemeinde eine Gedächtnißpredigt gehalten werden soll, habe ich schon angezeigt, nämlich V. 1—4 des 103. Psalms: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist seinen heiligen Namen, lobe den Herrn, meine Seele und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan; der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen, der dein Leben vom Verderben erlöset und dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit".

Mit tiefer Rührung sprach er diese Verse des Psalms, die gleichsam neues Leben in den Sterbenden gossen; und so schuldlos vor Menschen, so rein, nach dem Maße irdischer Gebrechlichkeit gemessen, sein Leben gewesen war, ganz vorzügliches Gewicht legte er auf die Worte „der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen", voll der tiefsten Demuth, aber auch zugleich mit zum Himmel aufgehobenem vertrauensvollen Blicke, woraus schon jene höhere Freudigkeit leuchtete, welche die Welt nicht zu geben vermag.

„Ich suchte", fuhr er fort, „durch die Wahl dieses Textes zu bewirken, daß man sich jeder Klage enthalte bei meinem Tode. Nun aber sah ich vorhin, wie unser lieber College kaum aus dem Weinen kommen konnte, als er von mir Abschied nahm, und ich fürchte, wenn er in solcher Stimmung des Gemüths an einem der nächsten Sonntage zur Gemeinde von meinem Tode redet, daß dieser Sonntag zu einem Tage der Wehmuth werde in der Kirche. Aber in dem Hause des Herrn, das ein Haus der Freude sein soll, eines Menschen wegen zu trauern, solches ziemt sich nicht. Es ist kein Grund da zur Trauer; Gott macht Alles gut; und ich habe die glaubensvolle Zuversicht zu Gott und meinem Heilande, er wird es gut machen auch mit mir und mir gnädig sein. Darum soll vielmehr meine Gemeinde sich mit mir freuen. Sagen Sie ihr, daß ich sterbend an sie denke, mich aller Beweise ihrer Liebe dankbar erinnere und ihr Gottes Segen wünsche. Um nun den Sinn der Freude und

des Dankes gegen Gott, in welchem zur Gemeinde von ihrem verstorbenen Lehrer gesprochen werden mag, noch mehr zu bezeichnen, will ich auch das Lied angeben, welches gesungen werden soll vor der Predigt". Er nannte ein sehr schönes die göttlichen Wohlthaten in den verschiedenen Lebensperioden darstellendes Lob= und Danklied aus dem in der Kirche eingeführten Gesangbuche.

Man erkennt hier den Prediger, dem sein Amt eine Herzensangelegenheit war bis zu dem letzten Hauche seines Lebens. Und alles dies sprach er auch im Tone der Stimme mit religiöser Weihe, ohne nur in einem Worte zu fehlen, während sein Puls schon mehr zitterte als schlug. Ihn, der so oft um Sterbende gewesen war, konnte der herannahende Tod nicht täuschen oder überraschen. Er schien ihn ganz mit demselben festen Blicke zu erwarten, womit er von jeher gewohnt war ins Auge zu schaun einem Jeglichen. Und indem er die Worte des Trostes und des Muthes, die er so oft Sterbenden zugesprochen, neu in sich belebte, vermochte er noch aus Todesschwäche sich zu erheben in begeisterter Rede. Gewöhnliche Dinge schien er nicht mehr sprechen zu können. Aber ein heiteres, volles Bewußtsein blieb ihm bis zum letzten Augenblicke seines Lebens, welches sich noch in manchem, den Seinigen theuerem Zeichen zu erkennen gab.

Was ein Mann im Leben gewesen, verkündet die Rührung und die Wehmuth an seinem Grabe. „Noch schwebt wol allen Lesern dieser Blätter", sagt sein zunächst für die Gemeinde des Verewigten schreibender Biograph, der vorhin genannte College, zu dem er die oben angeführten Worte gesprochen, „die große ungeheuchelte allgemeine Rührung vor Augen, welche die Nachricht von dem Tode dieses Mannes verursachte, und die tiefe Theilnahme, welche alle Stände bei seinem Leichenbegängniß an den Tag gelegt haben, ist wol noch von Keinem vergessen". Es wurde dieses Leichenbegängniß gehalten am 28. Junius 1802. Die ernsten, ermuthigenden, glaubensvollen Worte des sterbenden Vaters hatten so kräftig auf die Seinigen gewirkt, daß sein älterer Sohn es vermochte, an seinem Grabe zu sprechen. Für den jüngern Sohn aber wurde dieser 28. Junius noch von späterer wichtiger Bedeutung, indem er, wie wir nachher sehen werden, nach Verlauf von nicht vollen zwei Decennien sein Todestag und zugleich sein Begräbnißtag wurde.

Es ist hier der Ort, auch eines ausgezeichneten jungen Mannes zu gedenken, welcher kurz zuvor seine theologischen Studien in Erlangen vollendet hatte, und als Freund und

Studiengenosse des ältern Bruders jenes Naturforschers, dessen Leben hier beschrieben wird, oftmals in das väterliche Haus kam. Auch in diesen Wochen der Trauer fehlte der Freund nicht, sondern schloß sich nur um so inniger an. Lembke, so hieß der junge Mann, war ein Schüler des sinnigen, tieffühlenden Hebel, welcher durch seine „Allemannischen Gedichte" der deutschen Literatur ein so herrliches Geschenk gemacht hat. Dieser gemüthvolle Schüler Hebel's wußte einige allemannische Lieder auswendig, die ihm sein Lehrer lange vor deren Abdruck mitgetheilt hatte, und ergötzte damit, indem er sie mit der ganzen Zartheit des Dialekts vorzutragen verstand, öfters seine nähern Freunde. Der milde Geist dieser Lieder hatte sich auf den Jüngling ergossen, dessen feuriges Auge schon die dichterische Seele verrieth. Und ihn foderte der vorhin erwähnte treue, warme Freund des verewigten Schweigger, der Geheime Kirchenrath Seiler, auf, die allgemeinen Gefühle der Rührung bei dem Tode dieses Mannes in einem Gedichte auszusprechen, welches gedruckt werden sollte im Namen einer großen Anzahl Leidtragender, die, aus allen Ständen, sich unterzeichneten, und denen auch die damals in Erlangen lebende Markgräfin von Brandenburg-Baireuth, deren Beichtvater der Verstorbene gewesen war, mit ihrem Hofe sich anschloß. Wir wollen dieses Gedicht hier mittheilen, theils zur Erinnerung an seinen liebenswürdigen, nun auch dahingeschiedenen, Verfasser, theils aber auch aus dem Grunde, weil jeder Leser sogleich fühlen wird, daß man nicht so dichten, im gewöhnlichen Sinne des Worts, sondern so lediglich Wahrheit ausdrücken und darstellen könne. Nur bitten wir sogleich bei dem ersten Verse, nicht zu vergessen, daß von einer nur kleinen Stadt die Rede, und von einem 32 Jahre lang an derselben Kirche wirksamen Lehrer, der sich zugleich des Armenwesens thätig annahm und bei seinen zahlreichen Krankenbesuchen mit den meisten Familien seiner Gemeinde näher bekannt war, dessen Tod daher leicht allgemeinere und tiefere Rührung erwecken konnte, als solches in größern Städten bei ähnlichen Fällen möglich ist.

Bange Klage tönt durch unsre Mauern,
Wehmuthstille wird der Freude Laut,
Jeder Blick verkündet tiefes Trauern,
Mit der Wittwe weint die junge Braut,
In der Armuth ängstliches Gestöhne
Mischen sich der Reichen Klagetöne,
Und des Greises und des Mannes Ach
Hallt aus Kinderlippen rührend nach.

Digitized by Google

O gerecht, gerecht sind diese Schmerzen,
Diese Thränenblicke ringsumher!
Denn der theure Mann nach unserm Herzen,
Unser Freund und Führer ist nicht mehr.
Der zu dir, Religion! uns führte,
Deiner Stimme unsre Herzen rührte,
Deinen Trostkelch uns im Leiden gab,
Ach Ihn decket dieses finstre Grab!

O Religion! die in der Schmerzen,
In des Irrthums und der Thränen Land,
Mit dem Labekelch für wunde Herzen,
Ew'ge Liebe uns herabgesandt;
Sollten wir nicht klagen diesen Todten,
Den zu deines Friedens treusten Boten
Demuth, Liebe und Barmherzigkeit,
Frommer Muth und Hoffnung eingeweiht?

Friede Gottes floß von Seinem Munde,
Friede Gottes stralt' Sein Auge schon;
O wie manche tiefe blut'ge Wunde
Heilte dieser Blick und dieser Ton!
Mächtig beugte er das Laster nieder,
Mächtig hob er die Gefallnen wieder,
Zog sie fort mit himmlischer Gewalt
Zu der Tugend reinem Aufenthalt.

Seinen Namen darf kein Marmor ehren,
Heilig ist Er ohne Leichenstein.
O, es graben diese heißen Zähren
Ihn so tief in unsre Herzen ein!
Glühend steht Er in der Brust der Armen,
Denen Er mit freundlichem Erbarmen
Tröster, Vater, Retter in Gefahr,
Denen Er ein guter Engel war.

Süße Frucht ist oft im Laub verstecket,
Blumen duften, die ihr Blatt verhüllt,
Eine Quelle wird von dem bedecket,
Was so mütterlich sie säugt und füllt:
Rastlos wirkend in der Seinen Mitte,
Oft ein Engel in der Armuth Hütte,
War auch Er so gut und anspruchlos,
Nur in Seiner stillen Demuth groß.

Diese Demuth, diese frommen Triebe,
Gut zu handeln nicht um Ehr und Lohn,
Nur durchglüht von heil'ger Glut der Liebe,
Deiner Flamme, o Religion!
Dies ist deiner Auserwählten Weihe,
Die dir folgen mit geprüfter Treue,
Muthvoll deine heil'gen Pfade gehn,
Und in Eden ihre Palmen sehn.

Also sah'n wir Dich, um den wir weinen,
Freudig, muthig diese Pfade gehn,
Kämpfend, duldend, ringend nach dem Einen,
Dem die Palmen der Vollendung wehn;
Denn umstrahlt vom Licht der Sternenkrone,
Deiner Führerin zum ew'gen Lohne,
Sah'st Du, was an jenem Ziele prangt,
Was nur Hoffnung, Glaub' und Lieb' erlangt.

Du errangst es! — Sie erschien die Stunde,
Die dem Pilger seine Krone bringt,
Wo, geheilt von jeder Erdenwunde,
Er sich auf zu seiner Heimath schwingt.
O Du konntest vor dem Tod nicht beben!
Einen Engel sah'st Du zu Dir schweben,
Einen Engel liebend Dich umfah'n,
Führen zum ersehnten Ziel hinan.

„Trauert nicht, ihr Theuern meinem Herzen!"
Riefst im Vorgefühl der Himmelsruh,
Siegend über dieser Trennung Schmerzen,
Du noch scheidend Deinen Lieben zu:
„Feir't kein Trauerfest an meinem Grabe,
Nein, ein Dankfest, daß gesiegt ich habe;
Preiset ihn, der über Erdenleid
Mich erhob zu seiner Seligkeit!"

Mit den himmelangebrochnen Blicken
Sahest Du den Himmel offen stehn;
Nahe, nahe himmlisches Entzücken,
Nahe, nahe jener Palmen Wehn!
Sanft entsinkt der Pilgerstab dem Müden —
Ruh' umlächelt Ihn und süßer Frieden —
Kommt ihr, denen Spott sein Glaube ist,
Kommt und sehet: also stirbt ein Christ!

Schwebend nun auf Aethers Blumenwegen
Sieht der Sel'ge Himmelsbürger nah'n.
Eine Lichtgestalt fliegt Ihm entgegen,
Ihn vor allen freudig zu umfahn:
Seine Tochter, die Ihm jüngst entrissen,
Will den ersten Himmelskuß Ihm küssen;
Seine Kinder, die Er hier verlor,
Leiten nun als Engel Ihn empor.

Aber nun erklingt die ew'ge Pforte;
Er erblickt der Himmlischen Geschlecht —
Wonnebebend höret er die Worte:
„Gehe ein, du frommer treuer Knecht!
Gehe ein zu deinem ew'gen Lohne!
Nimm sie hin der Lieb' und Demuth Krone!
Was an deinen Brüdern du gethan,
Sieht der Herr als selbst empfangen an".

Siehe, Sel'ger, in der Sel'gen Reihen,
Friedelächelnd oft auf uns herab;
Schwebe, wenn wir es mit Blumen streuen,
Mit des Himmels Wehen um Dein Grab!
Höre, wie von frommer Lieb erhoben
Wir an diesem heil'gen Ort geloben:
Leuchtend wie ein Freund aus jenen Höh'n
Soll dahin voran Dein Bild uns gehn!

Doppelter Grund war vorhanden, recht umständlich darzulegen, was bisher vorgetragen wurde, und wie bei einem Ruhepunkt hier zu verweilen. Die Freunde des verewigten, bei seinen Bestrebungen keine Gefahr scheuenden Naturforschers, dessen Leben hier darzustellen ist, werden aus dem Angeführten entnehmen, in welcher Schule des Muthes er gebildet wurde. Befreundet mit dem Gedanken an den Tod, trat er keine seiner größern Reisen an, ohne Alles für diesen Fall wohl geordnet zu haben. Und dies geschah mit besonderer Sorgfalt bei jener letzten Reise und selbst bei jedem bedeutenden Abschnitte derselben. Und er hatte gerade einen solchen Abschnitt gemacht kurz vor der kleinen botanischen Wanderung in schon früher besuchte Gebirgsgegenden, die ihm das Leben kostete. Auch die Blätter seiner Reisebeschreibung, die er jedoch noch revidirt haben würde, und deren Herausgabe daher allein unter Mitwirkung eines neuern gelehrten Reisenden erfolgen kann, hatte er, wie durch ein Vorgefühl geleitet (eingesiegelt und an seinen Bruder überschrieben) einem Bekannten zur Verwahrung übergeben. Nicht einen Unvorbereiteten sollte der Meuchelmord überraschen. Und da es seinen Freunden theuer sein mag, zu wissen, in welcher Stimmung des Gemüths der Verewigte wol möge gewesen sein am letzten Tage seines Lebens, so können sie dies aus dem bisher Angeführten errathen. Denn es ist wol unnöthig, zu erinnern, daß für Schweigger's Familie das Ende des Monats Junius auf eine unvergeßliche Weise bezeichnet war. Die beiden Brüder pflegten sich gewöhnlich in diesen Tagen zu schreiben, auch wenn keine äußere Veranlassung zu einem Briefe vorhanden war. Jeder von beiden wußte die innere Veranlassung. Und sicherlich, als unser Schweigger gegen Ende dieses Monats am 28. Jun. 1821 kurz vor seinem Tode zum letzten Mal eintrat in ein Haus, nämlich in die Kapelle der Eremitage von Quisquina, so gab die Stille dieser einsamen Gegend und die Kapelle (sanctuarium) daselbst, in die er hineinging, Veranlassung genug, Erinnerungen, welche ohnehin in jedem Jahr um diese Zeit bei ihm neu wurden, noch lebendiger ihm vor die Seele zu bringen, zumal an die-

Digitized by Google

sem 28. Junius, dem Begräbnißtage seines Vaters, der nach einer Stunde nun auch sein Begräbnißtag werden sollte. Denn unterdessen er in der Kapelle sich befand, machte außen Michel Angelo Alessi Anstalten zu seinem Morde.

Zweites Bruchstück.

Einiges aus dem Leben Schweigger's in Berlin und in Paris in den Jahren 1805 — 1809.

Mit vieler Munterkeit vertheidigte Schweigger am 15. November 1804 seine Dissertation „Specimen Florae Erlangensis", welche er einigen seiner verdienten Lehrer, namentlich dem berühmten Botaniker Schreber, dedicirt hatte. Er wurde zum Doctor der Medizin und Chirurgie promovirt und reiste dann alsobald nach Berlin, um sich, versehn mit guten Zeugnissen, einer neuen Prüfung zu unterwerfen, oder den sogenannten medizinischen Cursus zu machen. Es ist wahr, daß für manchen unbemittelten jungen Mann diese gesetzlich nothwendige Reise nach Berlin aus jeder Provinz des preußischen Staats, um dort, als dem einzigen dazu bestimmten Orte in der ganzen Monarchie, sich im medizinischen Fache prüfen zu lassen, etwas Drückendes haben mag; für unsern jungen Doctor der Medizin war jedoch diese Wanderung nach Berlin etwas sehr Wohlthätiges. Entnommen hierdurch einem zu engen Kreis (er war bis jetzt noch keine 10 Meilen über seine Vaterstandt hinausgekommen und hätte ohne jene gesetzliche Nothwendigkeit unter seinen Verhältnissen nicht leicht an eine größere Reise denken können) wurde er hierdurch gewissermaßen erst eingeführt in die Welt. Hat ja doch die Weisheit älterer Zeit selbst bei viel geringern Kunstfertigkeiten gesetzliche Wanderjahre vorgeschrieben; wie viel wichtiger müssen dieselben scheinen, wo es auf medizinische Kunst und Wissenschaft ankommt. Nützlich möchte es daher schon in dieser Beziehung scheinen, wenigstens eine von den gesetzlichen Prüfungen des jungen Arztes in einer Universitätsstadt ihm zur Pflicht zu machen, wo er nicht studirt hat.

Unser junger Doctor, eben 21 Jahre alt, aber wegen der Zartheit und Kleinheit seines wirklich damals noch im

Wachsen begriffenen Körpers viel jugendlicher aussehend als er war, kam nach Berlin mit einer Dissertation, die ein kleines Buch vorstellte, welches sogleich seinen Verleger gefunden hatte. Auch der Inhalt dieses Buches kam einem längst gefühlten Bedürfniß zu Hülfe, den Studenten eine Flora in die Hand zu geben von der Umgegend einer Universität, auf welche soeben mit königlicher Freigebigkeit bedeutende Summen verwandt wurden. In keiner günstigern Zeit konnte von einem jungen Naturforscher die Flora Erlangensis geschrieben werden. Bei seinem medizinischen Cursus erwarb sich der junge Doctor Beifall in Berlin und empfahl sich den dortigen Gönnern der Naturwissenschaft und Heilkunde. Unter diesen haben wir vorzüglich zu nennen einen Mann, der auf das ganze Leben unsers Naturforschers den wohlthätigsten Einfluß hatte, ja welchem derselbe im Grunde seine ganze Laufbahn verdankt, den damaligen Herrn Geheimen Oberfinanzrath, jetzigen Staatsminister, Freiherrn von Stein zum Altenstein, einen ausgezeichneten Kenner der Naturwissenschaften und besondern Freund der Botanik, unter dessen vorzüglicher Mitwirkung soeben die Universität Erlangen reich ausgestattet wurde. Diesem hatte Schweigger nicht blos seine Flora überreicht, sondern ihm auch einen Brief von einem Manne überbracht, auf dessen Scharfblick in Beurtheilung der Talente und strenge Würdigung eines wahren wissenschaftlichen Strebens er sich um so mehr verlassen konnte, je weniger derselbe freigebig mit seinem Lobe zu sein pflegte. Wir meinen nämlich ein Schreiben des damals in Baireuth als Arzt und Medizinalrath lebenden Doctors Langermann (späterhin Staatsrathes in Berlin), den Schweigger durch seinen damals gleichfalls in Baireuth lebenden Bruder kennen zu lernen Gelegenheit fand. Glücklicherweise hatte der Herr Geheimer Rath Freiherr von Altenstein auch selbst Veranassung den jungen Botaniker zu prüfen, indem derselbe kurz zuvor ein Herbarium gekauft hatte, das aber nicht ganz geordnet war und auch mehre falsche Bestimmungen enthielt. Er zeigte dieses Herbarium dem jungen Botaniker, welcher, da er so Manches unrichtig bestimmt fand, sich anbot, täglich einige Stunden zu kommen, um die Sammlung nicht blos selbst zu seiner Belehrung durchzugehen, sondern sie auch sogleich zu ordnen. Dieses Anerbieten ward angenommen, und Schweigger erhielt dadurch Gelegenheit, öfters in das Haus und in die Gesellschaft eines Mannes zu kommen, der so einflußreich für sein ganzes künftiges Leben werden sollte, und sich demselben von Seiten seiner Kenntnisse wie seiner

Digitized by Google

Denkweise zu empfehlen. Und hiermit begann eine neue Epoche seines Lebens. Jetzt erst wurde von ihm der Entschluß gefaßt, sich ganz der Naturwissenschaft zu widmen, während er früher das Leben eines praktischen Arztes wählen zu müssen glaubte. Wirklich bot sich ihm auch bald nach glücklich vollendetem medizinischen Cursus Gelegenheit dar, die Stelle eines Kreisphysikus in Küstrin zu erhalten, wozu ihn einer seiner Examinatoren in Vorschlag gebracht hatte. Aber er fühlte dabei mit einmal lebhaft, daß er zu einer andern Lebensthätigkeit bestimmt sei, und höchst ermunternd war es ihm, als ihn der damalige Staatsminister von Hardenberg zu sich rufen ließ und ihn auffoderte, noch ein halbes Jahr lang nach vollendetem medizinischen Cursus in Berlin zu verweilen, um die dortigen naturwissenschaftlichen und medizinischen Anstalten mit mehr Muße benutzen zu können, wozu ihm auch die nöthige Unterstützung gegeben wurde. Ganz vorzüglich regten unsern Schweigger die Vorlesungen Wildenow's an, sowie dessen heiterer belehrender Umgang. Und wie der botanische Garten Berlins von der einen, so wurde namentlich die Walther'sche anatomische Sammlung von der andern Seite sorgfältig von ihm benutzt. Aber, möchte vielleicht Jemand fragen, wie fand sich Schweigger, welcher bisher so eingezogen gelebt, in die feine Berliner Welt, er, der nie an Studentengesellschaften Theil genommen, welche von Einigen als so vorzüglich bildend für das Leben betrachtet werden, ja, der überhaupt schwer zu bewegen war, irgend eine etwas größere Gesellschaft zu besuchen. Jede war ihm lästig, und wenn er ja einmal Theil nehmen mußte, zog er sich so bald als möglich wieder zurück. Kurz er hätte wol einigen Leuten als gar nicht bildungsfähig für die Welt erscheinen mögen. Aber nachdem er sich erst im Stillen gebildet, und, was so leicht nicht ist, mit einiger Klarheit sich sagen gelernt hatte, was er wolle, dann war er auch bald gebildet für die Welt, und in einem vielleicht mehr als gewöhnlichen Grade.

Höchst vortheilhaft wirkte von dieser Seite auf ihn ein der Zutritt zu dem Hause seines vorhin genannten hohen Gönners, der durch sein Interesse für Naturwissenschaft in ihm doppelte Liebe dafür entzündete, gepaart mit der Hoffnung, ihr sein ganzes Leben widmen zu können. Schweigger schrieb von diesen für ihn so ermunternden Verhältnissen, in welche er gekommen, an seinen Bruder nach Baireuth, mit dem er fortwährend in fleißiger Correspondenz stand. Dieser, selbst damals noch nicht aus seinem Frankenlande herausgekommen, aber lebhaft den Nachtheil fühlend einer so engen,

räumlichen Beschränkung, ermunterte seinen Bruder, einen Versuch zu machen, ob er nicht Unterstützung zu einer Reise nach Paris erhalten möchte, um die Fülle der dort aufgehäuften Schätze für Naturwissenschaft benutzen zu können. Der jüngere Schweigger hielt jedoch einen solchen Plan für zu ausschweifend. Daran sei gar nicht zu denken, schrieb er seinem Bruder nach Baireuth zurück; aber dieser bat ihn wiederholt, wenigstens eine darauf sich beziehende Eingabe bei dem königlichen Ministerium einzureichen, und legte sogleich, damit im Falle des Mislingens der Rathgeber selbst die vergebliche Mühe gehabt habe, eine förmlich abgefaßte Vorstellung bei. Schweigger ließ sich zu dem Versuche bewegen, setzte aber in der eingereichten Vorstellung statt Paris vielmehr Wien. Letzteres etwa, schrieb er, möge gewährt werden. Eine gewisse Mäßigung in allen Ansichten und Erwartungen gehörte überhaupt zu seinem Charakter, und dies ist glücklicherweise der Charakter des wahren Reisenden, der mit Vergnügen die Welt sehen will, mag von kleinern Reisen durch Land und Wasser, oder von der größern des Lebens die Rede sein. Jedoch in unserm Falle sollte die Erwartung dieses Reisenden übertroffen werden. Der nachmalige Fürst Hardenberg, damals bevollmächtigter Minister für die Fürstenthümer Anspach und Baireuth, ließ den jungen Erlangischen Doctor zu sich rufen und erklärte ihm, daß er Unterstützung zu einer Reise erhalten werde, wenn er nicht nach Wien, sondern, was viel zweckmäßiger sei für seine naturhistorischen Studien, nach Paris reisen wolle. Dort könne er zugleich naturhistorische Aufträge ausrichten für die Universität seiner Vaterstadt, deren Museen bereichert werden sollten.

Wenn wir vorhin erwähnten, daß die Studienjahre unsers Naturforschers nicht in die glücklichste Periode der Universität Erlangen fielen, so müssen wir nun beifügen, daß er die Früchte dessen, was während dieser Zeitperiode im Werke war, um mit einem Male diese Studienanstalt neu zu beleben, jetzt durch die ihm gewordene Stellung in vollem Maße zu genießen bekam; denn er kehrte im Herbst 1805 mit den ihm erfreulichen ministeriellen Aufträgen und mit der Aussicht, im folgenden Frühjahre seine Reise nach Paris beginnen zu können, von Berlin nach Erlangen zurück. Sein verdienter Lehrer, Präsident von Schreber, vernahm mit Freuden die beabsichtigte Bereicherung des Erlangischen Museums, und verstattete ihm, dasselbe genau durchzugehen, um selbst zu sehen, von welcher Seite besonders neue Ankäufe zu machen sein möchten, in welcher Beziehung er ihn auch seine speciel-

Digitized by Google

len Aufträge gab. Und mit seiner gewohnten wohlwollenden Freundlichkeit kam Esper, dessen schöne, besonders an Zoophyten reiche Sammlung für die Erlangische Universität gekauft worden war, unserm sich zur Reise nach Paris während des Winters 1805—6 vorbereitenden jungen Naturforscher entgegen. Späterhin pflegte Präsident von Schreber, welcher, wie schon vorhin erwähnt, so oft durch seine weitverbreiteten Verbindungen (namentlich mit Missionarien) Sendungen aus den verschiedensten Gegenden der Welt erhielt und in Beziehung auf naturwissenschaftliche Dinge so leicht nicht zu befriedigen war, sich über die von Schweigger in Paris für das Erlangische Museum gemachten Ankäufe stets auf eine sehr verbindliche und freundliche Weise zu äußern.

Wichtiger noch für unsern Reisenden waren die Aufträge, welche er vom Medizinalcollegium in Baireuth hinsichtlich auf die Krankenanstalten in Paris erhielt. Doctor Langermann, damals Medizinalrath in Baireuth, hatte eine Reihe interessanter Fragen aufgeschrieben, welche Schweigger in Briefen an diesen geistreichen Arzt beantwortete. Aus diesen Briefen entstand seine Schrift über die Kranken- und Armenanstalten in Paris, welche Langermann mit Zusätzen und einem Anhange über französische Feldspitäler im Jahre 1809 herausgab.

Der bloße Anblick dieser Schrift zeigt, daß sie nicht in kurzer Zeit entstehen konnte, sondern ein längerer Aufenthalt in jener Hauptstadt nöthig war, um so viele Einzelheiten als Augenzeuge darzustellen. Schweigger verlebte aber dort mehr als 3 Jahre, vom Anfange des Sommers 1806 bis zum Herbste 1809. Erfreulich allerdings für ihn, in solcher Periode entfernt zu sein von seinem Vaterlande, namentlich von dem Baireuther Lande, das während dieser Zeit zur französischen Provinz geworden war!

Indeß blieben diese traurigen politischen Ereignisse, auch abgesehn von dem Einflusse, den sie auf die Stimmung seines Gemüths haben mußten, nicht ohne großen Einfluß auf seine äußern Verhältnisse. Diese aber schien er im ersten Augenblicke wenig zu beachten, ja sie ganz zu vergessen, überwältigt vom vaterländischen Gefühl, als kaum 5 Monate nach seiner Ankunft in Paris die Nachricht von der Jenaer Schlacht eintraf. Durch Ausrufer wurde dieser Sieg in allen Straßen von Paris verkündet, und das Armeebulletin herumgetragen, unter einer Menge von Späßen und Spottliedern der Ausrufer, wie es in Frankreich damals der Gebrauch war. Einer dieser lärmenden Ausrufer sprang unserm

Schweigger entgegen und reichte ihm wie allen Vorübergehenden das Bulletin. Er nahm's, warf es in den Koth der Straße und ging weiter; nicht unbemerkt jedoch von einer in der Nähe befindlichen auflauernden Polizeiwache, die ihn sogleich arretirte. „Warum missfällt Ihnen dieses Bulletin?" fragte der wachehabende Offizier, vor welchen er gestellt wurde; „Weil ich ein Preuße bin", antwortete Schweigger; „Sie wollen also den Untergang Frankreichs", entgegnete der Offizier; „Viel lieber", sagte Schweigger ganz gelassen, „als den meines Vaterlandes". In der That hätte jener leidenschaftliche Ausbruch eines ehrenwerthen Gefühls unsern Reisenden damals sehr nachtheilig werden können, wenn er den Muth verloren hätte bei entgegentretender Gefahr. Jedoch seine Freimüthigkeit überraschte. Man begnügte sich, ihm eine Kleinigkeit von einigen Franken für die Arrestation bezahlen zu lassen, und der Offizier, ergriffen durch die Festigkeit und Unerschrockenheit seines Benehmens, sagte im Weggehen: „Ich wünschte, wär' es möglich, Ihr Freund sein zu können".

Es verdient hier auch ein liebenswürdiger Charakterzug eines nun verstorbenen berühmten französischen Gelehrten aufbewahrt zu werden. Schweigger, der so jung aussah (viel jünger in der That als er wirklich war) und doch bald tüchtige naturwissenschaftliche Kenntnisse bewährte, hatte die Aufmerksamkeit einiger Naturforscher am jardin des plantes, den er fleißig besuchte, auf sich gezogen. Zu diesen gehörte nun auch der treffliche Abbé Hauy, der eben so liebenswürdig war als Mensch wie achtungswerth als Gelehrter. Dieser ehrwürdige Greis, vermuthend, der junge Naturforscher, abgeschnitten durch den Krieg von seinem Vaterlande, möge in Geldverlegenheit kommen, äußerte mit seinem gewohnten Wohlwollen vertraulich gegen ihn, daß er in diesem Falle sich nur sogleich an ihn wenden möge. Der junge Schweigger wußte die ehrenwerthe Gesinnung jenes trefflichen Gelehrten ihrem ganzen Werthe nach zu schätzen, machte aber nicht Gebrauch von seinem freundlichen Anerbieten, sondern beschloß, sich durch eigne Kraft zu erhalten.

Aus der fränkischen Provinzialcasse hatte Schweigger 300 Thaler zu dieser Reise nach Paris erhalten, mit dem Versprechen fortgesetzter Unterstützung, wenn man mit seiner Ausrichtung der empfangenen Aufträge zufrieden sei. An eine weitere Unterstützung von Seiten des Staats war jedoch unter den eingetretenen Umständen natürlich nicht zu denken. Schweigger's in Erlangen lebende, keineswegs begüterte, aber

Digitized by Google

doch auch nicht ganz unbemittelte Mutter that allerdings, was sie vermochte, selbst mit Aufopferung eines Antheils vom Vermögen, aus dessen Ertrag sie lebte. Aber weder Mutter noch Bruder konnten leisten, was beide wünschten, da die französischen Contributionen und ihr länderaussaugendes Einquartirungssystem ihnen hinwegnahmen, was sie so viel lieber unmittelbar nach Paris gesandt hätten. Indeß weiß Jeder, welcher jene traurige Periode mit durchlebt hat, wie dennoch öfters mehr geleistet wurde als man nachher selbst sich zu erklären vermochte. Bald aber dauerte der Mutter die Entfernung des Sohns zu lang, indem sie ihn, besonders unter den kriegerischen Zeitumständen, wo er ihr allerdings zur Unterstützung hätte dienen mögen, sehnlichst zurückwünschte. Nur mit Mühe beruhigten sie die Vorstellungen ihres ältern Sohnes, welcher darauf bestand, daß der jüngere Bruder, wenn nicht die Früchte aller gemachten Anstrengungen verloren gehen sollten, unter den gegenwärtigen Zeitumständen durchaus von Paris aus sich bekannt zu machen suchen müsse, um zu einer seinen Wünschen entsprechenden Anstellung zurückgerufen zu werden. In diesem Sinne schrieb derselbe auch an seinen Bruder nach Paris, welcher, gleiche Ansicht mit ihm theilend, Alles aufbot, bei der keineswegs ausreichenden Unterstützung, welche er vom Hause haben konnte, durch eigne Kraft in Paris selbständig zu werden. Hierbei wählte er nun folgenden Lebensplan. Es konnte nicht fehlen, daß Einige aufmerksam wurden auf den jungen fremden Arzt, der (wozu ihn fortwährend die Correspondenz mit Langermann und dessen geistreiche Bemerkungen und Fragen aufregten) so fleißig die Spitäler besuchte, und den man daher öfters auch in Gesellschaft bekannter französischer Aerzte erblickte. Hierzu kommt, daß es wol Krankheiten gibt, wo Jemand sich lieber einem fremden Arzt, der bald wieder abreist, als einem einheimischen vertrauen mag. Diese Art der medizinischen Praxis, wozu junge Aerzte ziemlich leicht Gelegenheit finden in Paris, ist jedoch nicht die angenehmste, und Schweigger liebte überhaupt nicht sonderlich die medizinische Praxis, sondern wollte sich zum Naturforscher bilden. Daher, sobald er sich so viel verdient hatte, um einige Zeit mit Muße studiren und ganz der Naturforschung leben zu können, zog er sich von den medizinischen Geschäften, so gut es gehen wollte, zurück, miethete eine Wohnung am jardin des plantes und begann seine medizinische Praxis nur dann erst wieder in der Stadt, wenn es Noth that.

Es gibt noch eine andere Art für den jungen Gelehrten in Paris sich Geld zu verdienen, nämlich die, daß er wissenschaftliche Vorarbeiten für Andere übernimmt, welche von diesen wol gut honorirt, aber als ihr Eigenthum uneingeschränkt benutzt werden. Der Druck großer Städte lastet auf den Einzelnen so sehr, daß derselbe Mensch, welcher an einer andern Stelle mit aller Kraft seiner Natur nach Selbständigkeit streben würde, sich leicht hingibt, um als Rädchen in der großen Maschine einförmig umgetrieben zu werden. Aus diesem Sinne, wenn er ziemlich allgemein geworden (was leicht geschieht, wo der Einzelne nichts gilt gegen die Masse), können, wie in physischer so auch in geistiger Beziehung, große Werke hervorgehen, besonders im Einzelnen sehr vollendete Arbeiten. Ja es ist, wenn einmal durch einen bedeutenden Geist die richtige Bahn vorgezeichnet wurde, auf solche Weise vielleicht nur allein möglich, diese Bahn recht zu befestigen und gleichsam eine Appische Straße zu Stande zu bringen, bequem für die Zeitgenossen, förderlich auch der Nachwelt und mit Recht von beiden bewundert. Dennoch lehrt die Geschichte der Wissenschaften, daß dieselben vorzüglich durch die Individualität Einzelner gefördert wurden, und daß, wo diese nicht mehr geachtet, sondern von der Schule, von der Masse, erdrückt wird, ein geistiges Erstarren eintritt. So versteinerte die orientalische Cultur und Wissenschaft in den ungeheuern, schon durch ihre Masse geistig despotisirenden Städten. Darum mögen die deutschen Schriftsteller sich immerhin den Tadel einiger Ausländer, namentlich Franzosen, gefallen lassen, daß man aus ihren Arbeiten zu sehr die Individualität und den Charakter des einzelnen Menschen hervorleuchten sehe; obgleich auch von der andern Seite wir nicht verkennen wollen, daß in Deutschland auch in wissenschaftlicher Beziehung durch das ehrenwerthe Streben, wenigstens in geistigen Dingen ein Freiherr zu sein, die Vereinzelung und Individualisirung mitunter zu weit getrieben wird. Jedoch an dieses vielleicht schon ein wenig zu lange Vorwort soll sich blos die kurze Bemerkung anschließen, daß Schweigger in Paris auch in Beziehung auf das Streben nach Selbständigkeit, unter Verhältnissen, die vielleicht manchen Andern gebeugt hätten, den deutschen Charakter nicht verleugnete, und daher einige ihm für seine äußere Lage allerdings willkommene Anträge ablehnte, welche seine literarischen Bestrebungen in ein zu abhängiges Verhältniß würden gebracht haben.

Dagegen verschmähte er nicht, was besonders in Paris viel weniger gilt, eine Zeit lang Unterricht zu geben an einem

Digitized by Google

Privatinstitute in deutscher Sprache, auf deren Erlernung man während der Kriegeszeit bedacht war. Er hatte bei dieser Lehranstalt es allerdings mit Knaben zu thun. Aber da er ein Freund der Kinder war, so fand er Vergnügen in ihrer Unterhaltung, und er rühmte es späterhin öfters, wie viel ihm diese Lehrstunden in Beziehung auf Gewandtheit in der französischen Sprache genützt. Oft schon wurde die Bemerkung gemacht, daß man im Umgange mit Frauen und mit Kindern am leichtesten die Eigenthümlichkeiten einer fremden Sprache sich aneignen könne. Denn es ist die Hingebung in die Sinnesart eines fremden Volkes, wodurch man sich dessen Sprache aneignet, und ohne solche Stimmung des Gemüths vermag wenig selbst das glücklichste Gedächtniß.

Doch wir haben noch nicht von den naturwissenschaftlichen Arbeiten gesprochen, mit denen Schweigger vorzugsweise in Paris beschäftigt war. Botanik war und blieb sein Hauptstudium, und er ist, wie schon früher hervorgehoben wurde, in dieser Beziehung glücklich zu preisen und erhielt dadurch gewissermaßen einen Ersatz für ein allzu kurzes Leben, daß er gleich vom Anfange seiner Universitätsstudien an das Fach fand, bei dem er verweilen konnte durch sein ganzes Leben, während Andere sich wol öfters in mancherlei verlorenen Bestrebungen herumtreiben, bis ihnen endlich diejenige Beschäftigung vergönnt wird, wozu sie die Natur geschaffen und geboren. Der berühmte französische Botaniker Jussieu war es, dessen Gefälligkeit Schweigger sehr zu rühmen hatte. Ganze Tage brachte er bei diesem Gelehrten zu, beschäftigt mit seinem Herbarium, dessen Durchsicht ihm derselbe mit zuvorkommender Güte und Freundlichkeit verstattete. Allgemein bekannt ist ohnehin die Gefälligkeit der Pariser Professoren am botanischen Garten, und die Bereitwilligkeit, mit welcher die dort aufgestellten berühmten Sammlungen zur allgemeinen Benutzung dargeboten werden. Außer Botanik beschäftigte sich Schweigger in Paris auch mit Zoologie, und er schrieb namentlich eine Arbeit über Schildkröten, welche er der Pariser Akademie vorlegte. Die Akademie nahm seine Arbeit mit Beifall auf und drückte diesen Beifall in einem eignen Schreiben aus, welches dem Werke nach der in Frankreich gewöhnlichen Sitte konnte vorgedruckt werden, damit es als ein mit Approbation der Akademie publicirtes auftrete. Aber Schweigger benutzte späterhin diese Arbeit bei einer Dissertation, welche er in Königsberg zu schreiben hatte, und sie ist daher nie in französischer Sprache erschienen, worin sie ursprünglich abgefaßt war. Aufgefodert aber, die Schildkröten des Pariser

Museums nach dem von ihm der Akademie vorgelegten und von derselben mit Beifall aufgenommenen Systeme zu ordnen, übernahm Schweigger dieses Geschäft noch vor seiner Abreise von Paris im Jahre 1809, und noch jetzt sind in dem dortigen Museum die Spuren dieser seiner Thätigkeit sichtbar.

Die Männer, denen Schweigger Unterstützung bei seinen wissenschaftlichen Bestrebungen verdankte, nannte derselbe dankbar bei Publication seiner Arbeiten. Erfreulich war für den Verewigten in der damaligen Periode auch das Zusammenleben mit seinem Freunde Spix, der nachher als Mitglied der Münchner Akademie nach Brasilien reiste. Diese beiden reiselustigen Naturforscher fanden sich bald zusammen und blieben auch fernerhin, obwol durch den weiten Raum zwischen München und Königsberg getrennt, doch im freundlichen brieflichen Verkehr. Während Spix glücklich in Brasilien war, fand Schweigger bei einer viel kleinern Reise seinen Tod. Mit tiefer Wehmuth erfüllte dieser Gedanke den von Brasilien zurückkehrenden Naturforscher, welcher nun auch nicht mehr unter uns ist. Damals schrieb er bald nach seiner Rückkehr an den Bruder des verunglückten Naturforschers Folgendes, was hier mitgetheilt werden soll:

„Die Nachricht von dem Tode meines so innig geliebten Freundes hat mich sehr betrübt, und lebhaft hat sich mir die Erinnerung an die ganze Vergangenheit wieder erneuert, besonders an die Jahre, die wir zusammen in Paris verlebt haben. Bei der Schilderung seines Aufenthalts in Paris ist aber Schweigger nicht blos als Naturforscher, sondern auch als praktischer Arzt zu betrachten. In der damaligen traurigen Lage seines Vaterlandes, von dem er keine Unterstützung mehr erwarten konnte, war er genöthigt, sich durch medizinische Praxis fortzubringen. Er hatte sich hierin schon ein gutes Zutrauen erworben, mußte aber seine Anstrengungen verdoppeln und zwischen dem jardin des plantes und der Stadt immer hin und her wandeln. Neben seiner eignen Praxis unterließ er nicht, fortwährend die einzelnen Hospitäler zu besuchen, theils um den Stand der temporären Krankheiten, theils um die innere Einrichtung der Spitäler und die Behandlungsart der Aerzte kennen zu lernen. Dabei war er unermüdet, die Schreber'sche und die Wildenow'sche Sammlung sowie die Treibhäuser in Erlangen und in Berlin mit allen neuen Arten, die er mit rastloser Betriebsamkeit zusammenbringen konnte, immerfort zu bereichern. Als seinen größten Gönner schilderte er mir öfters den Herrn Minister

Digitized by Google

von Altenstein, welchen er überaus hoch schätzte und liebte. Viel litt damals der gute Freund bei den traurigen Nachrichten über Krieg und Niederlagen in dem deutschen Vaterlande, so daß ich öfters befürchtete, sein zu großer Enthusiasmus könnte ihn bei den Franzosen verdächtig und unglücklich machen".

Diese Aeußerungen eines Augenzeugen, der zu dem nähern wissenschaftlichen Umgang des Verewigten gehörte, wird den Freunden desselben willkommen sein. Und an die letzte Stelle dieses Briefes mag sich hier ganz zweckmäßig zur Erinnerung an die Zeit, wie sie damals war, und auf welche wir nun heiterer zurückschauen können, ein kleiner Abschnitt reihen aus Schweigger's Buch: „Ueber die Kranken- und Armenanstalten zu Paris". Erst auf den letzten Blättern seiner Schrift (S. 131) kommt der Verfasser auf das hôtel des Invalides zu sprechen.

„Noch habe ich endlich", sagte er, „das berühmte hôtel des Invalides zu erwähnen. Ein interessanter Ort, der die mannichfaltigsten Gefühle erregt! Gemeinschaftlich in langen Sälen (Offiziere in einzelnen Zimmern) wohnen hier mehre hundert verstümmelte, oder auch unter den Waffen grau gewordene Krieger beisammen und erfreuen sich in dem schönen Palast einer sorgfältigen Pflege. Eine angenehme Aussicht auf einer Seite auf einen weiten freien Platz, auf der andern nach dem Marsfelde hin und der école militaire, dann die Unterhaltung mit einer ziemlich reichen Bibliothek lassen ihnen die Abnahme ihrer Kräfte vergessen, während eine mit Hunderten von Fahnen ausgeschmückte Kirche, die so manchem Fremden das Herz beengt, an kraftvollere Jahre sie erinnert".

So schrieb Schweigger im Jahre 1809, und welcher Freund des deutschen Vaterlandes hätte damals auch nur den Gedanken gewagt, daß eben gerade diese Fahnen, durch deren Anblick ihm das Herz so sehr beengt wurde, alsobald wieder in die Hände derer zurückkehren würden, denen sie entrissen waren.

Drittes Bruchstück.

Schweigger's Aufenthalt in Sicilien, sein Tod und was daran sich anschloß.

Wir beginnen diesen Abschnitt mit dem Schreiben eines zugleich mit Schweigger in Sicilien gewesenen achtungswerthen Naturforschers, Herrn D. Albrecht von Schönberg, Archiaters Sr. Majestät des Königs von Dänemark. Leider ist ein Brief, den dieser Gelehrte unmittelbar nach Schweigger's Tod aus Neapel an den Bruder desselben geschrieben hatte, nicht angelangt. Herr v. Schönberg aber, seit der Zeit aus Italien zurückgekehrt, besuchte im Jahre 1828 die Versammlung der Naturforscher in Berlin, wo Professor Schweigger aus Halle, von jener beabsichtigten freundlichen Mittheilung unterrichtet, diesen rühmlichst bekannten gelehrten Dänen bat, so weit es ihm möglich sei, noch aus seinen Tagebüchern jenen verloren gegangenen Brief zu ergänzen. Er empfing darauf ein Schreiben aus Würzburg vom 25. Januar 1829, dessen Inhalt hier im Auszuge (denn der Brief war ursprünglich nicht zur Publication bestimmt) mitgetheilt werden soll:

„Ihr Schreiben vom 29. Dezember hat mich mit Freude und mit Wehmuth erfüllt; mit Freude, weil ich daraus Ihre fortdauernde Freundschaft für mich ersah, mit Wehmuth, weil die Rede darin von einem theuern Verewigten ist, dessen Erinnerung wie ein wunderbares Bild stets meiner Seele vorschwebt, und dessen schreckliches Ende mich auf die furchtbarste Weise erschütterte. Sie wünschten schon mündlich und wiederholen auch schriftlich diesen Wunsch, daß ich den Brief, den ich kurz nach seinem Tode aus Neapel an Sie schrieb (weil er, wie manche andern meiner damals abgesandten Briefe, den Ort seiner Bestimmung nicht erreichte) aus der Erinnerung und aus meinen Tagebüchern, so weit es noch möglich sei, ergänzen möge. Allerdings muß ich wegen der Thatsachen, welche dieser Brief enthielt, außerordentlich bedauern, daß er nicht in Ihre Hände gelangte, da, wenn auch mehre hierher gehörige Nachrichten sich noch vorfinden sollten, solche unter meinen in Neapel zurückgebliebenen Briefschaften und Papieren zu treffen sind; weswegen es mir jetzt unmöglich, das Verlorene zu ergänzen. Einiges jedoch will ich Ihrem Wunsche gemäß aus meinen Tagebüchern mittheilen. Ich kam in Sicilien zu Anfang Novembers 1820 an; die Wuth der verschiedenen

Parteien war so groß, daß man, um ruhig zu leben, sich keinem Menschen mittheilen konnte. Wie in einer Art Gefangenschaft lebte ich dort. Von meiner Familie und meinen Freunden wurden mir nie Briefe zugestellt, alle meine Briefe wurden geöffnet und, wenn sie nicht italienisch geschrieben waren, vernichtet. Auf diese Weise gewissermaßen von der Welt abgesondert, lebte ich bis zum 14. April 1821, wo ich das Glück hatte, Ihren seligen Bruder kennen zu lernen. Somit mögen Sie einen, aber auch nur kleinen Begriff bekommen, von dem, was diese Bekanntschaft in jenem Augenblicke für mich war. Es war am erwähnten Tag etwa um 1 Uhr, als ich in der Bibliothek des Senats zu Palermo arbeitete und einer der Bibliothekare sich in meiner Nähe befand, als ein Fremder hereinkam und bei demselben nach einem Buche fragte. Bald merkte ich, daß der Fremde ein Deutscher sei, obschon Ihr seliger Bruder, denn dieser war jener Fremde, fertig italienisch sprach, und gleich redete ich ihn, durch den Bibliothekar dazu veranlaßt, in seiner Muttersprache an. Es mag Ihnen, so hoff' ich, nicht unangenehm sein, wenn ich Ihnen über diesen mir so theuern Tag die paar Zeilen, die mein Tagebuch enthält, hier wörtlich abschreibe:

„Sonnabend, den 14. April. Als ich in der Bibliothek des Senats arbeitete, machte ich mit großer Freude die äußerst schätzbare Bekanntschaft des D. und Professors A. F. Schweigger aus Königsberg, der mir, wie er ein ausgezeichneter Gelehrter ist, so zugleich als ein sehr freundlicher und biederer Mann erschien". Diese Worte habe ich deswegen hier beigeschrieben, um den Eindruck zu bezeichnen, welchen der Verewigte bei dem ersten Anblick auf jeden Unbefangenen machen mußte.

Am Sonntage Morgens, den 15. April, schrieb der Verewigte Briefe nach Deutschland, und Sie werden unter Ihren Briefen einen von diesem Tage finden, worin er Ihnen einige Zeilen von mir schrieb, welche er die Güte hatte mir vorzulesen. Am nämlichen Vormittage besuchten wir gemeinschaftlich Herrn A. Gallo, Secretär bei der Regierung, und F. Ferrara, Prof. der Naturgeschichte an der Universität zu Palermo. Auch den übrigen Theil des Tages blieben wir zusammen und besahen gemeinschaftlich das Ossunaer Thor (porta Ossuna), welches ihm besonders interessant war, weil Alles beweist, daß das Meer sich sonst bis dorthin erstreckte. Auch die Katakomben, die nebenan sind, und die wir gleichfalls besahen, beweisen dasselbe. Wir fuhren darauf nach dem Irrenhause, was nicht weit entfernt von da liegt, wel-

ches aber damals besonders schlecht eingerichtet war. Wir besuchten auch den Garten des Fürsten Aci, der, schön angelegt, aus dem nämlichen Grunde wie das Ossunaer Thor merkwürdig ist, und zwar um so mehr, als er noch mehr landeinwärts liegt. Den Botaniker Baron Bivona und den Prof. D. Scinà hatte ich an diesem Tage mit Ihrem seligen Bruder zum Mittagessen bei mir eingeladen, damit er diese berühmten Gelehrten sogleich kennen lernte.

Am 16., Montags, war am Vormittage mein verewigter Freund mit Anordnung seiner Reisebemerkungen beschäftigt. Späterhin besuchten wir gemeinschaftlich den botanischen Garten, und er lernte den Professor der Botanik an der Universität und Director des Gartens, Tineo, kennen. Nachmittags besahen wir la casa di correzione, eine Art Straf- und Besserungshaus, und ein Augustinerkloster in der Nähe, was besonders dadurch bemerkenswerth ist, daß es eine vollkommen treue Copie von dem heiligen Hause zu Loretto enthält.

Am 17. April besahen wir einige Hospitäler, als: das große Civilhospital, wo er den durch Schriften bekannten D. F. Calcagni kennen lernte, dann später das conservatorio dello spedaletto, das Hospital de' Benfratelli u. s. w. Des Nachmittags machten wir gemeinschaftlich die Bekanntschaft der jetzt wegen politischer Meinungen abgesetzten, aber verdienten Professoren Deleo und Morici, ersterer damals Lehrer der Physiologie, letzterer der Anatomie.

Am 18. des Vormittags war der Verewigte ausschließlich mit seinem Tagebuche beschäftigt. Nachdem wir zusammen gegessen hatten, besahen wir einige Kirchen, die königl. Begräbnisse, das Lotteriegebäude und andere Sehenswürdigkeiten der Stadt, wobei er, sowie ich früher, sich leicht überzeugte, daß die Reisebeschreiber eine Unwahrheit behaupten, wenn der eine dem andern nachschreibt, daß Palermo nichts für Kunst Merkwürdiges besitze.

Am 19., als am grünen Donnerstage, besahen wir das Hospital der Priester, dessen Kirche höchst merkwürdig ist, dann die kleine Capelle St.-Procopio, wo ein Bild von Morrealese zu sehen ist. Am Nachmittage besuchten wir verschiedene Hauptstraßen der Stadt, jedoch vorzüglich den Cassero, wo die ganze schöne Welt an diesem Tage schwarz und prachtvoll gekleidet spazieren geht.

Am 20., Charfreitags, holte der Verewigte mich ab, um mit mir die verschiedenen schön ausgeschmückten Kirchen zu besehen. Des Nachmittags hörten wir von einem Mönch, der sich auch mit Botanik beschäftigte, und den der Verewigte

Digitized by Google

Tags zuvor kennen gelernt hatte, in der Dominikanerkirche eine schöne Rede, woran eine recht artige Kirchenmusik sich anschloß. Abends lernte der Verewigte noch einige Gelehrte Palermo's, deren Bekanntschaft er zu machen wünschte, in einer Gesellschaft bei mir kennen.

Am 21., als am Sonnabende, waren wir schon vor Sonnenaufgang auf den Beinen, da wir zusammen eine Reise nach Piano de' Greci machten. Diese Wanderung gehört unter vielen genußreichen zu den genußreichsten meines Lebens durch den nähern Umgang mit jenem ebenso unterrichteten Naturkenner als liebenswürdigen Menschen. Ich will von ihm nicht als Gelehrten und Naturforscher reden (seine Werke, die nicht untergehn werden im Strom der Zeiten, reden besser als ich es vermag); aber das darf ich sagen, daß ich unter den Gelehrten aller Nationen, die ich kennen lernte, und deren sind sehr viele, selten einen fand, der mit so ausgebreiteten Kenntnissen so viel Gemüth und Herz verband, dessen Umgang daher mir so genußreich und belehrend gewesen wäre, wie der Ihres seligen Bruders. Aber auch Alles vereinigte sich, um uns auf dieser Reise zum Frohsinn und zu heiterer gegenseitiger Mittheilung zu stimmen. Azurblau in unendlicher Höhe wölbte sich über uns gleichsam durchsichtig die Himmelsdecke, sanfte laue Frühlingslüfte umwehten uns, die herrlichsten krystallklaren Quellen rieselten mannigfaltig gewunden durch grüne Wiesen und fruchtbare Felder von den Bergen herab, die Bäume standen belaubt und beblüht da, Tausende von Pflanzen schickten uns aromatische Düfte entgegen. Dabei ging es bis kurz vor Piano de' Greci bergan, so daß der Pflanzensammler und Naturkundige, der die herrliche Natur um sich recht betrachtete und genoß, doch eben so schnell vorwärts kam als der langsam aufwärtsfahrende Wagen.

Auch zu besondern Betrachtungen über das Schicksal der Gelehrten sollte uns diese Reise führen. Langsam bestiegen wir den sehr hohen, überaus schönen Berg Moarta. Ich wußte, daß der unsterbliche sicilianische Naturforscher Boccone hier die letzten Jahre seines thätigen Lebens zubrachte und auch hier als Mönch starb. Wir ließen den Wagen halten und begaben uns nach dem Cisterzienserkloster. Die Mönche fanden wir größtentheils unten im Vorhofe versammelt. Wir erkundigten uns nach der Grabstätte des Boccone. Die Mönche, etwa 20 an der Zahl, sahen der eine den andern verwundert an und bekannten offenherzig, nie diesen Namen vernommen zu haben, uns auch keine Auskunft über diesen Verstorbenen geben zu können. Vergebens entwickelten wir

ihnen die Verdienste dieses ihres Landsmannes; sie wußten von Allem nichts. Gerade als wir weggehn wollten, kam ein alter Mönch hinzu, fragend, was wir suchten. „Boccone's Grabmal" war die Antwort. „Ja so", sagte er ganz langsam, „es ist wahr, ich habe wol einmal gehört, daß er hier einige Jahre gelebt hat und auch hier gestorben ist; aber in welcher Celle er gelebt hat, wissen wir nicht, eben so wenig, wo er begraben liegt". Ach! wie hätte ich damals ahnen können, daß der Freund, der in seiner vollen Kraft mir zur Seite stand, bald meuchelmörderisch umgebracht, in dem nämlichen Lande unter Unbekannten liegen, und bald vielleicht vergeblich ein Reisender nach seinem Grabe fragen werde.

Nachdem wir von dieser kleinen Wanderung nach Palermo zurückgekehrt waren, schickte der Verewigte sich an, seine Reise durch Sicilien planmäßig zu verfolgen; ich aber wurde schleunigst nach Neapel zurückgerufen. Die übrigen Tage, die wir noch gemeinschaftlich in Sicilien verlebten, verstrichen schnell mit dem Anschaun der Sehenswürdigkeiten in und um Palermo und mit ein Paar kleinen Excursionen, z. B. nach dem Monte Pellegrino u. s. w. Ich verließ eher Palermo als Schweigger, welcher mit mehren sicilianischen Bekannten mich zum Bord des Schiffes begleitete. Bei der untergehenden Sonne sagten wir einander Lebewohl, in der Hoffnung, uns bald in Neapel wieder zu sehen. Im Monat Mai verließ der Verewigte Palermo, seine Reise in der Insel fortzusetzen. Geraume Zeit verstrich, und ich hörte nichts von meinem Freunde, der sonst so regelmäßig seinen Freunden schrieb. Daher bat ich den Baron Bivona, mir Nachrichten von dem Reisenden zu ertheilen. Wie wurde mir zu Muthe, als er mir sogleich antwortete: „Auch ohne Ihren Brief hätte ich Ihnen soeben geschrieben, da hier gerade jetzt die traurige Nachricht angelangt, daß Ihr Freund, der gelehrte Professor Schweigger, unterwegs ermordet worden ist. Die nähern Umstände hierbei kennt man nicht, und der Mörder ist noch nicht entdeckt". Sogleich ging ich zum königl. preußischen Gesandten in Neapel, der auch soeben diese schreckliche Nachricht erhalten hatte, und schrieb auch an mehre Freunde und Bekannte in Sicilien, sie ersuchend, mir wenigstens umständliche Nachricht über diese Gräuelthat mitzutheilen und zur Entdeckung des Thäters mitzuwirken. Alle antworteten sogleich; auch wurde der Mörder entdeckt und nach beendigter Untersuchung verurtheilt, nachdem er das Verbrechen eingestanden.

So großes Aufsehen als diese Gräuelthat im Auslande

Digitized by Google

machte, noch größeres machte sie in Sicilien selbst, wo zugleich eine allgemeine Entrüstung sich unter den Gelehrten zeigte. Wer indeß die Denkweise der Sicilianer überhaupt und namentlich ihre auf Patriotismus sich beziehenden Begriffe kennt, wird leicht einsehen, daß man einen gewissermaßen nationellen Vorwurf, der in dem schrecklichen Ereigniß zu liegen schien, zu mildern sich bemühte. „Es ist sehr zu bedauern", schrieb mir ein sehr achtungswerther Gelehrter, „daß der unglückliche Professor Schweigger, als er von Trapani nach Palermo zurückgeführt wurde, sobald von dort wieder abreiste, ohne die Empfehlungsbriefe, vorzüglich die des Erzbischofs von Palermo, an alle Bischöfe und Mönchsklöster Siciliens abzuwarten". In der That ist nicht zu leugnen, daß die sicilianischen Gelehrten dem Professor Schweigger auf alle mögliche Weise förderlich zu werden suchten, und die eben angeführte briefliche Aeußerung bezieht sich auf folgenden Vorfall: Die Reibung der Parteien in Sicilien war, wie man sich leicht denken kann, in der damaligen Periode ungemein stark, und der Einmarsch einer östreichischen Armee in Neapel hatte diese noch vermehrt. Die königliche Gewalt, die in ihre Rechte eingesetzt war, ertheilte strengere Maßregeln hinsichtlich der Pässe u. s. w., und so wurde das Reisen im Königreiche beider Sicilien, und besonders auf der Insel dieses Namens, selbst dem ruhigsten Fremden sehr schwierig gemacht. Gerade als Ihr seliger Bruder Palermo verlassen wollte und schon seinen Paß in Ordnung hatte, kamen neue Vorschriften von Neapel über die Unterschriften der Pässe. Ohne Zweifel damit ganz unbekannt, verließ er jedoch Palermo und kam glücklich nach Trapani. Indessen war hier, sowie überall in Sicilien, die neue Anordnung der Pässe bekannt gemacht worden. Da nun sein Paß nicht alle gehörigen Unterschriften hatte, so wurde er angehalten, und weil man einige Instrumente und Papiere, die man nicht verstehen konnte, bei ihm vorfand, so wurde er als eine verdächtige Person unter Bedeckung zweier Gensd'armes nach Palermo zurückgeschickt. Alle Gelehrten Palermo's, die ihn kannten, wetteiferten, Bürge für ihn zu sein; unermüdet aber war A. Gallo, so daß Professor Schweigger nicht allein augenblicklich auf freien Fuß kam, sondern auch sogleich von Gallo sein Paß in Ordnung gebracht wurde. Man bot ihm jetzt noch mehr Empfehlungsschreiben für Sicilien an. Aber Schweigger, der schon durch den eben erzählten Unfall viele Zeit verloren hatte, nahm nur diejenigen Empfehlungsschreiben an, die sogleich ausgefertigt wurden, und verließ bald

Digitized by Google

darauf zum zweiten Mal Palermo. So bekannt es nun freilich ist, daß die Bischöfe, Priester und Mönche, vorzüglich also der Erzbischof von Palermo, eine große Gewalt in Sicilien haben, so glaube ich doch nicht, daß ein Empfehlungsbrief von irgend Jemanden im Stande gewesen wäre, einen Meuchelmord abzuwehren. Vermuthungen anderer Art, wie jenes Verbrechen möge herbeigeführt worden sein, will ich kaum berühren. „Professor Schweigger", schrieb mir ein anderer sicilianischer Gelehrter, „hat zu seinem Tode, den ich gewiß recht sehr bedauere, dadurch Veranlassung gegeben, daß er einmal in Gegenwart seines Führers gesagt: Welche unbekannte Schätze hat nicht Sicilien! Und da er zugleich Pflanzen sammelte, dabei manchen entlegenen Ort besuchte und dort verweilte, so wurde der Mörder dadurch veranlaßt zu glauben, er sei ein Schatzgräber". Ein dritter schrieb mir, der Missethäter sei zu dieser Handlung dadurch gereizt worden, daß er das Fernrohr und andere Instrumente, die er für Goldstangen ansah, bei dem Professor Schweigger gesehen. Es ist leicht zu begreifen, daß die Sicilianer durch solche und ähnliche Aeußerungen diese furchtbare Mordthat in einem minder grellen Lichte darzustellen sich bemühten". — —

Der vorstehende Brief des Herrn von Schönberg war als Privatbrief an den Bruder des als Opfer seiner Wissenschaft gefallenen Naturforschers keineswegs zur öffentlichen Mittheilung bestimmt. Indeß genehmigte es dieser achtungswerthe Freund des Verewigten, daß davon auch öffentlicher Gebrauch gemacht werde, als er zu lesen bekam, was ein Herr Johann Heinrich Westphal, der sich den Namen eines bekannten italienischen Arztes, nämlich Tommasini, beizulegen beliebt, unter solcher Mummerei in seinen Briefen aus Sicilien über Schweigger's Tod in die Welt hineinschreibt. Folgendes hat noch besonders hierüber Herr Dr. A. v. Schönberg zur Bekanntmachung bestimmt:

„So verdienstlich es von einem Reisenden sein mag, wenn er seinen Landsleuten aus den von ihm besuchten Ländern Nachrichten mittheilt und selbst persönliche Rücksichten der treuen Darlegung der Wahrheit unterordnet, ebenso tadelhaft ist es, durch flüchtig erhaltene, nicht hinreichend begründete Mittheilungen, die man rücksichtslos nachschreibt, Unwahrheiten zu verbreiten, die einen Schatten werfen auf einen Hingeschiedenen, der sich nicht mehr vertheidigen kann. Letzteres gilt von den unrichtigen Erzählungen des Hrn. Justus Tommasini („Briefe aus Sicilien", Berlin und Stettin 1825) in

Digitized by Google

Bezug auf den in Sicilien ermordeten Professor Schweigger aus Königsberg.

Ich wurde erst sehr spät und zwar durch die Hallische Allgemeine Literaturzeitung (Ergänzungsblätter Nr. 54, Mai 1828, S. 426) auf diese Schrift aufmerksam gemacht, und wunderte mich, daß der Hallische Recensent es geradezu ausspricht, „Herr Tommasini habe nachgewiesen, daß dem Prof. Schweigger selbst bei dem ihn betroffenen Unglück das Meiste zur Last fällt". Man sieht hier leider wieder, wie leicht Unrichtigkeiten Eingang und Glauben finden, welche dazu bestimmt sind, die Handlungsweise eines Andern im ungünstigen Lichte darzustellen. Uebrigens erfährt man doch aus der angeführten Recension, daß unter dem Namen Tommasini ein Herr Joh. Heinr. Westphal verborgen sei. Wenn ich nun in Bezug auf den Tod des mitten in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen verunglückten Schweigger, der als Gelehrter eben so geschätzt wie als Mensch achtungswürdig war, mir einige berichtigende Bemerkungen gegen jene Aeußerungen erlaube, so brauche ich wol nicht erst anzuführen, daß ich auf jeden Fall Gelegenheit hatte, nähere Auskunft als Herr Tommasini über diese Gräuelthat einzuholen.

Die Stelle in dem Werke dieses Herrn Tommasini, worauf ich mich beziehe, befindet sich in einem Briefe vom 25. Mai 1822, Calatagirone datirt, und lautet wie folgt:

„Was nun aber die Gefahr des Reisens in Sicilien betrifft, so möchte wol Alles, was davon gesagt wird, sehr übertrieben und das Meiste sogar ganz ohne Grund sein. Uns ist wenigstens bis jetzt noch Niemand begegnet, der uns auch nur verdächtig vorgekommen wäre; denn an das Banditenansehen, welches den Leuten die Kapuzenmäntel geben, haben wir uns gleich Anfangs gewöhnt und finden keinen Anstoß mehr daran; auch möchte man ihnen sehr Unrecht thun, wenn man von einem Aeußern, das nur dem Fremden, nicht dem Eingeborenen auffällt, auf ihr Inneres schließen wollte. — Dennoch wurde uns aber selbst in Palermo viel von der Unsicherheit der Straßen vorgeschwatzt und uns gerathen (natürlich von Leuten, die ihren Vortheil dabei suchten), einige Campieri zur Bedeckung zu nehmen; wenn wir aber mit den nur so hingeworfenen Behauptungen von Gefahr nicht zufrieden waren und wirkliche Beispiele verlangten, so wußte Keiner ein anderes anzuführen, als das des Professors Schweigger aus Königsberg, welcher im vorigen Jahre nahe bei Girgenti ermordet und beraubt worden. Nun habe ich aber in Girgenti selbst Gelegenheit

gehabt, mich über diesen Vorfall genau zu unterrichten, und ich sehe mich leider nach Erwägung aller Umstände genöthigt, dem Professor Schweigger selbst den größten Theil der Schuld bei diesem Unglücke zuzuschreiben. Ich will Dir den Vorfall erzählen".

„Der Professor Schweigger reist ganz allein, nur von seinem Maulthiertreiber oder Vetturino begleitet, durch Sicilien und kommt nach Girgenti. Hier begeht er die große Unvorsichtigkeit, diesem Vetturino, dem er zu viel traut, nicht blos eine Menge Goldstücke sehen zu lassen, sondern ihm auch sogar eines oder einige zum Verwechseln zu geben, statt, wie es sich gehört hätte, dies selbst zu thun. Der Vetturino, habgierig und betrügerisch wie alle Sicilianer, unterschlägt natürlich etwas von der eingewechselten Münze, und da ohnedies die Goldstücke in den kleinern Städten, wegen Mangel an Verkehr, nie so viel gelten als in Palermo und vielleicht auch in Messina, so bringt er bedeutend weniger, als erwartet wurde, zurück. Darüber macht ihm Schweigger die heftigsten Vorwürfe, schilt ihn Betrüger und noch mehr, und droht, ihn bei der Obrigkeit zu verklagen, ohne zu bedenken, daß es beim Reisen die erste und vorzüglichste Regel sei, immer dahin zu sehen, daß man mit den Leuten, mit welchen man nun einmal zusammenbleiben muß, auch wenigstens ein erträglich gutes Verhältniß erhalte, und daß man selbst bedeutende Opfer nicht scheuen dürfe, um nur Hader und Feindschaft zu vermeiden, was für ihn noch um so nothwendiger war, da er allein mit einem Menschen reiste, der zu einer Nation gehörte, die nicht eben in dem Rufe steht, empfangene Beleidigungen leicht zu vergeben. Wirklich hatte auch der Kerl, welcher sich durch die erlittene Behandlung äußerst beleidigt fühlte, den festen Vorsatz gefaßt, sich dafür, auf welche Art es auch sei, zu rächen; bis zum günstigen Zeitpunkte aber verstellte er sich so gut, daß Schweigger seinetwegen ganz beruhigt ist, vorzüglich da er selbst keinen weitern Lärm von der Sache gemacht hat. Sie reisen also zusammen ab, und leider findet der Bösewicht gleich auf der ersten Tagereise von Girgenti eine Gelegenheit, sein schändliches Vorhaben auszuführen, indem Schweigger ihn unterwegs fragt, ob nicht etwas Wasser in der Nähe sei; der Kerl bejaht dieß, führt auch den ganz Unbesorgten von der Straße abwärts zu einer Quelle, und erschlägt ihn, als er sich bückt das Wasser zu schöpfen, mit einem eigens dazu mitgenommenen Knüttel. Darauf plündert er ihn aus, schleicht sich nach Girgenti zurück und sucht auf ein Schiff zu ent-

Digitized by Google

kommen, wird aber, weil er keinen Paß hat, festgehalten, darauf erkannt, und sogleich über die Ursache inquirirt, warum er seinen Reisenden verlassen habe; er vermag nicht hierüber genügende Auskunft zu geben, verwickelt sich in Widersprüche, gesteht zuletzt Alles und ist hierauf vor Kurzem hingerichtet worden".

Der Herr Tommasini will zwar nicht für Jedermann und vielleicht am allerwenigsten für den Gelehrten schreiben, da er sich z. B. S. 270 gegen seinen Freund folgendermaßen äußert: „Bei Deiner eigenen Reise nach Sicilien wirst Du Gelegenheit haben, Dich hierüber (über Catania) zu unterrichten, es möchte denn sein, daß es Dir wie mir erginge, daß Du nämlich zugleich mit den Büchern, den Homer und Goethe's Gedichte vielleicht ausgenommen, auch alle Bücherweisheit und Gelehrsamkeit auf die Seite würfest, um ganz ungestört in der schönen Natur und mit den hübschen Mädchen zu leben". — Daß Herr Tommasini auf seiner Reise alle Bücherweisheit beseitigen wollte, wird ihm Keiner wehren; aber schlimm scheint es uns, wenn er es mit der Weisheit, deren Element strenge Wahrheit ist, überhaupt nicht so genau nimmt, welches einem Romanschreiber, so lang er nicht den Charakter achtbarer Personen angreift, verziehen werden mag. Die allgemeine Aeußerung des Herrn Tommasini über die Gefahr des Reisens in Sicilien ist so unrichtig, daß man daraus sieht, wie flüchtig er gereist ist, und wie wenig Gelegenheit er gehabt haben mag, ich will nicht sagen mit Gelehrten, denn vor diesen hat er, nach seinen eigenen Aeußerungen zu urtheilen, wol einige Scheu gehabt, sondern mit verständigen, über das Land wohlunterrichteten Leuten, Rücksprache zu pflegen; denn sonst würde er erfahren haben, daß Beraubungen und selbst Mord auf den Landstraßen im Königreiche beider Sicilien dem Fremden besonders und auch dem Landeskinde leider nur allzu häufig begegnen, ja, daß dieses selbst in den Städten Siciliens geschieht. Beraubungen in den Straßen Palermo's, und zwar in den bevölkertsten, sind gar nicht selten; und dieß begegnete dort dem Unterzeichneten im Jahre 1820, wie öffentliche Blätter berichteten. Fremde Namen behalten die Sicilianer nie oder gar selten, und solche Fälle sind so häufig, daß das eine Unglück das andere verdrängt; so mag es denn gekommen sein, daß Herr Tommasini von den Leuten, die über so etwas schwatzten, nur **ein** Beispiel vorgeschwatzt bekam.

Daß die Ausplünderung und der Mord des verewigten Schweigger damals einem Jeden zur Warnung vorgeführt

Digitized by Google

wurde, ist ganz begreiflich, nicht allein weil diese Gräuelthat damals vor Kurzem geschehen und von so vielen gräßlichen Nebenumständen begleitet war, sondern weil Professor Schweigger von Neapel nach Palermo kam, sich dort längere Zeit aufhielt, die Bekanntschaft der dortigen Gelehrten Bivona, Piazzi, Scinà, Gallo, Monti, Dileo, Cacciatore, Ferrara, Calcagni, Tineo u. s. w. machte, welche alle ihn hoch und nach Verdienst schätzten. Kein Wunder also, daß das ihm widerfahrene Unglück ein so großes und allgemeines Aufsehen erregte.

Hätte nun Herr Tommasini bei gebildeten Männern, und namentlich bei diesen und andern Gelehrten in Palermo, über den Tod des verewigten Schweigger Nachrichten eingezogen, so würde er andere Dinge erfahren haben; er würde eingesehn haben, daß die Erzählung, die er hiervon mit Angabe aller Nebenumstände liefert, im Ganzen sowie im Einzelnen unrichtig ist. Von dem Professor Schweigger wird zuerst gesagt, er habe sich mit dem Vetturino in Girgenti veruneinigt, indem er ihm Gold zum verwechseln gegeben. Auf dieser Reise kam aber Professor Schweigger gar nicht nach Girgenti, er war früher da mit einem andern Vetturino in Gesellschaft des Herrn Migliore, der unglücklicher Weise späterhin jenen Vetturino aus seiner Vaterstadt Camerata für ihn miethete. — Camerata, in dessen Nähe der Meuchelmord vorfiel, liegt noch ziemlich weit von Girgenti. Auch erzählt der Mörder in zwei außergerichtlichen Aussagen, die actenmäßig vorhanden sind, nichts von einer Veruneinigung. Bei Gericht aber gab er an, es sei ein Streit entstanden über das Maulthier, welches einmal Professor Schweigger mit dem Holze zu stark gestochen, so daß es verwundet wurde. Aerztliche Untersuchung zeigte, daß die Angabe erdichtet, indem die Wunde später beigebracht war. Außergerichtlich sagte der Mörder: er habe nicht geglaubt, daß die Hinwegschaffung eines Ungläubigen (Incrêdulo) etwas schade; und wiederholt sagte er aus, er habe wol gesehen, daß der Fremde nicht viel bei sich habe; aber etwas glaubte er doch zu finden. Hierdurch ist also widerlegt, daß Prof. Schweigger, wie Herr Tommasini erzählt, ihm eine „Menge Goldstücke" gezeigt habe. Der ganze Ton, worin Herr Tommasini spricht, gibt deutlich genug zu erkennen, daß er der Meinung war, als ob Prof. Schweigger damals seinen ersten Ausflug in die Welt gemacht. Von dem Entgegengesetzten ist die gelehrte Welt unterrichtet. Wie soll man aber die folgenden dem Verewigten angedichteten Beschuldigungen benennen, als ob er den

Digitized by Google

Vetturino gemishandelt? Würden sie nicht, wenn sie wahr wären, ein ungünstiges Licht werfen auf den Charakter des Verstorbenen? Aber wer den Professor Schweigger auch nur ein wenig kannte, wird mit mir überzeugt sein, daß dieß lauter Erdichtungen sind, und wird vielmehr wissen, daß sein Charakter ihn zu Aufopferungen, zur Freigebigkeit, Heiterkeit hinzog, daß er mild, sanft und ruhig war, daß er vortrefflich verstand mit den Leuten umzugehen, wovon ich selbst Beispiele erlebt habe. Einem jeden Unbefangenen wird dieß Alles klar auch durch die gerichtlichen Aussagen, wo seine große Leutseligkeit und Freundlichkeit im Benehmen zu Sprache kam zur Entkräftung der Aussage über den Streit, der wegen harter Behandlung und Verwundung des Maulthiers entstanden sein soll.

So unrichtig nun die vorangegangene Erzählung des Herrn Tommasini ist, eben so unrichtig ist auch der Beschluß derselben. Irgend Jemand in Girgenti hat wol dem Herrn Tommasini die Vortrefflichkeit der Sicilianischen Justiz und Polizei schildern wollen, darum sagte er: der Mörder habe sich nach Girgenti zurückgeschlichen, sei dort sogleich angehalten, „inquirirt worden, warum er seinen Reisenden verlassen habe" u. s. w. Herr Tommasini hat dieß gar zu leicht geglaubt und hat es nacherzählt; aber die Sache verhält sich durchaus nicht so. Der Mörder schlich sich nicht nach Girgenti, sondern ging ganz ruhig nach Camerata, woraus er war, zurück, vergrub dort in seinem eignen Acker das Geraubte, dachte nicht daran zu Schiffe zu entkommen, wozu er Zeit und Gelegenheit genug gehabt hätte, sondern blieb ganz ungestört in Camerata, bis die Justiz durch Briefe vom Preußischen Consul in Neapel und von mir, mit thätiger Hülfe des Oestreichischen Generalconsuls in Sicilien Baron v. Novatzky und A. Gallo in Palermo, aufgeregt wurde. Daß längere Zeit hiermit verstrich, ist begreiflich, und daß der Mörder unterdessen frei herumging, ist eine unleugbare Thatsache.

Endlich darf ich nicht unterlassen, folgende Bemerkung zu machen. Die sicilianischen Gelehrten, die den verewigten Schweigger kannten und schätzten, und jeder redliche Sicilianer wurde über diese Gräuelthat empört; aber um so schrecklicher die Sache war, um desto eher suchte man, gleichsam um die Nationalehre zu retten, auf verschiedene Weise das Grauenvolle des Mordes zu vermindern, bis endlich der dem Verbrecher gemachte Proceß alle ungegründete Vermuthungen beseitigte. Daß aber Niemand zur Zeit, wo die Ge-

Digitized by Google

schichte vorfiel, von einer solchen unwürdigen Beschuldigung sprach, wie sie Herr Tommasini gegen den edeln Verewigten vorbringt, dieses kann ich heilig versichern.

Die Freunde und Verehrer des seligen Schweigger, und deren gibt es gewiß viele, werden diese Zeilen unnöthig finden, und für sie sind sie es auch; aber für die Leser der Tommasini'schen Briefe, welche den Verewigten nicht kannten, habe ich sie geschrieben. Auf jeden Fall kommen keine Persönlichkeiten hier mit ins Spiel, da ich nicht die Ehre habe, den Herrn Justus Tommasini zu kennen.

Möge bald eine Lebensbeschreibung des Verewigten erscheinen. Aus den Actenstücken über seine Ermordung wird sich zeigen, daß jede von mir angeführte Thatsache richtig und somit jede Beschuldigung gegen den Hingeschiedenen grundlos sei. Sanfte Ruhe der Asche des Edlen!"

Dr. Albrecht von Schönberg.

Die Publication dieser Actenstücke, so weit sie auf außergerichtliche sowol, als auf gerichtliche Aussagen des Verbrechers sich beziehen, soll der Reisebeschreibung dieses Naturforschers nach Italien und Sicilien angereiht werden, die vielleicht in einiger Zeit, revidirt von einem neuern gelehrten Reisenden, wird erscheinen können. Es wird daraus hervorgehen, daß der Mörder durch nichts aufgereizt, sondern sein Verbrechen von ähnlicher Art war, wie Kügelgen's Ermordung, jenes ausgezeichneten Künstlers, welcher ganz in der Nähe von Dresden ein Jahr zuvor den Eingebungen der sinnlosesten Raubsucht unterlag, die, „wenn auch nicht viel, doch etwas zu finden glaubte". — Hier wollen wir statt jener Actenstücke etwas von entgegengesetzter Art mittheilen, was an jene entsetzliche Geschichte entweder in der Absicht sich anschloß, um wo möglich durch Gutes das Böse zu besiegen, oder auch zum Ausdrucke menschlicher Theilnahme an dem traurigen Ende eines Mannes, der ein besseres Loos verdient hätte. Denn nicht blos haben die Gelehrten in Neapel und Sicilien, wie schon aus dem soeben mitgetheilten Bericht eines achtungswerthen Naturforschers, der gleichzeitig in Sicilien lebte, hervorgeht, sich vor und nach dem Tode jenes Reisenden die gerechtesten Ansprüche auf Dank erworben, sondern es gilt dies eben so sehr von den östreichischen Behörden, die damals in Sicilien obwalteten, und namentlich von dem östreichischen Generalconsul in Palermo, Herrn Baron von Novatzky, welcher mit recht wohlwollendem Eifer sich

bemühte, zu retten, was noch zu retten war, oder durch Veranstaltung der nöthigen Maßregeln der Gerechtigkeit wenigstens künftige Reisende vor ähnlichem Unglücke zu bewahren suchte. Dankbar ist auch die Gesinnung mehrer Freunde des Verstorbenen zu ehren, welche in dem von ihm angelegten Königsberger botanischen Garten dem in seinem Berufe verunglückten Naturforscher mit aufopfernder Liebe ein Denkmal errichteten. Hierbei aber war es nöthig, sich an ganz allgemeine Beziehungen zu halten, da man vergeblich trachtete, ein Bildniß des Verewigten aufzufinden, das der Künstler bei dem Entwurfe jenes Denkmals hätte benutzen können. Blos aus der Erinnerung versuchte ein Königsberger Maler uns sein Bildniß in einem Oelgemälde wiederzugeben, was aber natürlich nur unvollständig gelingen konnte. Fast ganz verfehlt ist aber der nach jenem Oelgemälde gemachte Kupferstich, welcher sich in dem Buche eines seiner vieljährigen Collegen, der sich stets mit Liebe an ihn erinnerte, in Dr. Vater's „Jahrbuch für häusliche Andacht", 1823, S. 281 befindet. Vergebens wurde Schweigger öfters von den Seinigen gebeten, sich malen zu lassen, eine Bitte, die auch bei der letzten Reise, als er in Wien und als er in Italien war, wiederholt wurde. Aber er fand dazu bei seinem so überaus thätigen Leben nicht Zeit und Muße; und je theuerer ihm die Wissenschaft war, desto leichter vergaß er ihn persönlich angehende Dinge. Gerade darum also mag es hier ganz passend scheinen, vorzugsweise von einer bei seinem Tode zur Sprache gekommenen Angelegenheit zu reden, wo Beziehungen, die von persönlicher Bedeutung sein könnten, bei der Ernsthaftigkeit der Sache von selbst hinwegfallen. Und hierbei wollen wir nun noch etwas länger verweilen.

Wenn es nämlich das Amt der Gerechtigkeit ist, Verbrecher zu bestrafen, damit, zur Abschreckung Anderer, Verderben der Sünde, Böses dem Bösen folge, so ist es, nach vollbrachtem Amte der Gerechtigkeit, um so mehr Pflicht, darauf zu denken, Gutes dem Bösen anzureihen, im Sinne jener lobenswerthen alterthümlichen Sitte, ein Kreuz aufzurichten an der Stätte, wo Jemand ermordet wurde, um die durch Verbrechen entweihte Stelle gleichsam wieder zu weihen durch gute Gedanken der Vorübergehenden. Ein solches Kreuz nun bemühte sich der Bruder jenes Verewigten an der Stätte des Meuchelmordes aufzurichten, und es ist ihm auch bis zu einem gewissen Grade gelungen, obwol jenes Kreuz natürlich auch wieder, sei es durch offene oder geheime Gewalt, umgestürzt werden kann, was Andern überlassen bleiben mag.

Wir wollen näher und umständlicher bezeichnen, was hier gemeint ist.

Wenn an die vorhin erwähnte Ermordung v. Kügelgen's, dessen Tod ein schmerzhafter Verlust für die Malerkunst war, sich etwas angereiht hätte, bestimmt einem Zweige der Malerei und namentlich demjenigen, welchen der Verewigte liebte, förderlich zu werden: so würden wir uns mit Recht darüber gefreut haben. Jedoch so etwas ist nicht sogleich ausgeführt, und manche günstige Umstände müssen sich vereinen, um einen, wenn auch noch so einfachen und noch so sehr ansprechenden, Gedanken zur Ausführung gelangen und ins Leben treten zu lassen.

Diese äußern Umstände waren es nun, welche schon vor dem Tode Schweigger's vorhanden, nach seiner traurigen Ermordung um so mehr den Gedanken hervorriefen an einen sich zunächst auf Ostindien beziehenden wissenschaftlichen Missionsverein, wovon hier mit einigen Worten gesprochen werden soll.

Wir haben schon vorhin erwähnt, daß einer der Vorfahren unsers Schweigger, eine Zeit lang Gesandtschaftsprediger in Konstantinopel, von da aus im Jahr 1581 eine Reise nach Palästina gemacht habe; und noch jetzt ist seine Reisebeschreibung nicht vergessen. Wie dieser alte Vorfahr unsers Naturforschers zunächst durch theologische und diesen verwandte Studien: so wurde sein später Enkel durch Naturwissenschaft veranlaßt, seine Blicke auf den Orient zu richten; und er würde wahrscheinlich noch leben, wenn sein erster Plan, nach Ostindien zu reisen, möglicher Weise hätte ausgeführt werden können. Niemand aber wird wol leugnen, daß theologische und naturwissenschaftliche Beziehungen sich vereinen können, um dieselbe Wirkung hervorzubringen. Diese Vereinigung beider Gesichtspunkte lag bekanntlich im Sinne der zum Theile sehr gelehrten Männer, welche zuerst als Missionare auf Ostindien, China und Japan und zwar nicht ohne bedeutenden Erfolg wirkten. Auch Leibnitz hatte die Vereinigung beider Gesichtspunkte im Sinne bei Begründung der Berliner Akademie und der Beziehung, welche er dieser gelehrten Gesellschaft zum orientalischen Missionswesen zu geben bemüht war. Auch von Francke wurden jene beiden Gesichtspunkte in ihrer Vereinigung nicht unbeachtet gelassen bei Begründung der in Halle neben den Franck'ischen Stiftungen bestehenden Missionsanstalt, sowie denn überhaupt wir darauf angewiesen sind, die Natur als ein Buch Gottes zur Belehrung der Heiden zu betrachten, und man nicht das eine

Digitized by Google

Buch Gottes wegwerfen kann, während man sich anstellt, das andere zu achten. Ohnehin hatte Francke die Beispiele in dem Oriente noch vor Augen, welche zeigten, auf wie bedeutsame Weise dort einzuwirken sei durch Naturwissenschaft. Reich sind daher die älteren, auch selbst nach Francke's Tode noch erschienenen, ostindischen Missionsberichte an naturwissenschaftlichen Beziehungen. Ja die Franck'ischen Stiftungen selbst sind aus dieser Vereinigung theologischer und naturwissenschaftlicher Wirksamkeit hervorgegangen. Und dieser Gedanke wurde dem in Halle lebenden Bruder unsers Schweigger bei seinem ersten Eintritt in die Franck'ischen Stiftungen im Jahre 1819 recht lebhaft vor Augen gestellt. Derselbe sagte darüber Folgendes in einer Vorlesung*), gehalten bei der Stiftungsfeier der Hall'ischen naturforschenden Gesellschaft, am 3. Jul. 1822, an einem Tage, der zugleich Beziehung hatte auf seinen ein Jahr zuvor um dieselbe Zeit in Sicilien ermordet aufgefundenen Bruder:

„Als ich in diese Stadt kam, nahm jenes Gefühl, das sich aller Fremden beim ersten Eintritt in die Franck'ischen Stiftungen bemächtiget, bei mir noch einen eigenthümlichen Charakter dadurch an, daß einer der würdigen Directoren, mir eben entgegen kommend in den Gebäuden, meiner freudigen Verwunderung über das Große, was hier aus so kleinem Anfang hervorgegangen, noch einen neuen mich überraschenden Gesichtspunkt darbot. Herr Kanzler Niemeyer äußerte mir nämlich bei dieser ersten Unterhaltung, daß die Wissenschaft, zu deren Vortrag ich hierher gerufen, es vorzüglich gewesen, welche beitrug zu dem Aufblühen dieser Anstalt und sie erhob zu solcher Bedeutung. So neu und überraschend mir diese Bemerkung war, so einleuchtend fiel die Wahrheit derselben ins Auge bei Anführung einiger Thatsachen aus älterer Zeit, welche sich auf die bekannten Hall'ischen Arzeneien bezogen, die für Francke ein so über alle Erwartung großes Hülfsmittel wurden zur Förderung seiner Zwecke. Und sehr natürlich wurde ich hierdurch schon in den ersten Tagen meines hiesigen Aufenthaltes zur Betrachtung veranlaßt, wie die medizinische und naturwissenschaftliche Seite jener Anstalt, im Geiste des gegenwärtigen Standpunkts der Naturwissenschaften, zu erweitern sein möchte. Aufgefodert nun vor zwei Jahren in der öffentlichen Versammlung unserer naturforschenden Gesellschaft zu sprechen, ergriff ich diese Gelegenheit,

*) S. „Jahrbuch der Chemie und Physik", Bd. 7. S. 344.

einige Ansichten, welche über jenen Gegenstand sich mir dargeboten hatten, mit wenigen Worten zur Prüfung vorzulegen. Aber ich selbst hielt mich natürlich für unberufen, Hand an ein Werk zu legen, worüber ich nur mit Zurückhaltung mich zu äußern getraute. Wohl hätte Mistrauen in meine eignen Ansichten, sowie manche andere in einer an Hoffnung armen Zeit den Muth niederschlagende Betrachtung, mich gänzlich abhalten können, auch nur einen (sei es gelingenden oder mislingenden) Versuch der Art zu wagen. — Jedoch es gibt Lagen und Augenblicke im Leben, wo alle andern Betrachtungen weichen einer einzigen, die da hervortritt. Eine solche Lage, ein solcher Augenblick war für mich gekommen, als die Nachricht von der Ermordung meines Bruders, mitten in seinen naturwissenschaftlichen Bestrebungen, eintraf aus Sicilien. Es schien meiner und schien des Todten unwürdig, mich der Trauer, so gerecht sie war, blos leidend hinzugeben. Zu fördern vielmehr, wofür jener gestorben, solches geziemte sich; und die Stimmung meines Gemüths, wenn ich mich neben die Leiche des Erschlagenen versetzte, zeigte die Art an, wie solches geschehen müsse. So entstand jene den Mitgliedern dieser Gesellschaft hinreichend bekannte Auffoderung zur Theilnahme an einem den Franck'ischen Stiftungen sich anschließenden Vereine für Verbreitung von Naturkenntniß und höherer Wahrheit".

In der Ankündigung dieses Vereins heißt es: „Wie ein solcher zunächst auf Ostindien sich beziehender Verein bestehn und gedeihen, ja sich mit der Zeit allein durch sich selbst erhalten könne, ergibt sich aus der Betrachtung der Sache selbst und ist auch schon in der kleinen Schrift: „Ueber die älteste Physik und den Ursprung des Heidenthums aus misverstandener Naturwissenschaft" *) hinreichend angedeutet. Durch den Verkauf der Hallischen Arzneien wurde in früherer Zeit jährlich ein sehr bedeutender reiner Gewinn erhalten, der in einzelnen Jahren bis zu vierzigtausend Thalern stieg, und welchem diese Anstalt außer der Wohlthätigkeit der damaligen Zeitgenossen vorzüglich ihre Begründung verdankt. Unsere Zeit liebt keine Art von Geheimmitteln, sie ist denselben vielmehr abgeneigt, und nicht ganz mit Unrecht. Aber wenn, wie zum Theil es schon in früherer Zeit geschah, die Missionarien sowol Merkwürdigkeiten der Kunst als der Natur, na-

*) Unter diesem Titel erschien die in der öffentlichen Sitzung der naturforschenden Gesellschaft zu Halle am 3. Juli 1820 gehaltene Vorlesung, welche auch Bd. 1, S. 223—252 des „Jahrbuches der Chemie und Physik" für 1821 abgedruckt ist.

Digitized by Google

mentlich aber gewisse rohe Arzeneistoffe aus fremden Welttheilen einsenden, für deren Echtheit die Gewissenhaftigkeit der Einsender bürgt, und ich möchte sagen, schon der Name der Franck'ischen Stiftungen selbst: so wird es leicht sein, eine von dem ehrwürdigen Francke gestiftete, auf Naturwissenschaft sich ihrem Wesen nach beziehende Anstalt, im Geiste dieses ausgezeichneten Mannes, dem Bedürfnisse der Zeit gemäß fortzuführen und zu erweitern; und wir dürfen hoffen, in solchem Geiste nicht ohne Erfolg zu arbeiten".

Die verewigten Directoren der Franck'ischen Stiftungen, Dr. Knapp und Dr. Niemeyer unterzeichneten (am 29. Okt. 1821) diesen Plan mit folgenden Worten: „nachdem unser College uns diesen Plan mitgetheilt, so haben wir nicht nur Alles innig mit empfunden, was ihm dazu die nächste Veranlassung gegeben hat, sondern auch seine Gesinnungen gegen die unserer Leitung anvertrauten Stiftungen auf das dankbarste erkannt. Möge der Erfolg seine Bemühungen krönen und belohnen". Es wurden auch Exemplare dieser ersten Ankündigung des Vereins, unter freundlicher Mitwirkung der eben genannten Directoren, an alle Missionsplätze gesandt, um wieder den Sinn, Naturmerkwürdigkeiten an die Franck'ischen Stiftungen einzusenden, wie solches in früherer Zeit geschah, bei den Missionarien zu erwecken. Naturwissenschaftliche Bemerkungen waren, wie Dr. Knapp sich gelegentlich hierüber äußerte, in frühern Missionsberichten nicht selten gleichsam die Würze der brieflichen Mittheilung, wodurch die Aufmerksamkeit der Leser angezogen und ihnen das Leben und die Wirksamkeit der Missionarien von verschiedenen Seiten gezeigt wurde. Auch ist es genugsam bekannt, daß sich einige der würdigsten älteren Missionarien wahre Verdienste in naturwissenschaftlicher Hinsicht erworben und sich durch gründliche Kenntniß der Länder, welche sie besuchten, ausgezeichnet haben.

In Berathung mit jenen ehrwürdigen Directoren der Franck'ischen Stiftungen wurden daher die Statuten jenes Vereins entworfen, um einem Hohen Königlichen Ministerium zur Genehmigung vorgelegt zu werden. Ja im ersten Paragraph dieser Statuten, den wir hier mittheilen wollen, ist die Stelle, welche sich auf Francke's Wirksamkeit bezieht, selbst mit den ausdrücklich von Niemeyer beigefügten Worten geschrieben. Es heißt daselbst: „Der Verein zur Verbreitung von Naturkenntniß und höherer Wahrheit schließt sich den Franck'ischen Stiftungen an und ist als eine Erweiterung der medizinischen und naturwissenschaftlichen Seite

dieser Anstalt zu betrachten. Da nämlich für Francke die Hallischen Arzeneien ein über alle Erwartung großes Mittel wurden zur Beförderung seiner Zwecke und den Missionarien nicht selten den ersten Zutritt und den gewünschten Eingang verschafften: so werden wir in diesem Sinne zeitgemäß einen Schritt weiter gehn und mit gründlichen medizinischen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstete Reisende in fremde Länder senden, auf welche wir wirken wollen, namentlich nach Ostindien, dem dringenden Bedürfnisse daselbst, und dem von indischen Missionarien, ja sogar von Landeseingeborenen, ausgesprochenen Wunsche gemäß".

Die Statuten dieses Vereins*), deren ersten Paragraphen wir hier angeführt haben, wurden durch den um die wissenschaftlichen Anstalten des Preußischen Staates hochverdienten Herrn Staatsminister Freiherrn von Altenstein Sr. Majestät dem Könige zur Allerhöchsten Genehmigung vorgelegt, und die Mittheilung der Königlichen, die Bestätigung dieses Vereins enthaltenden Cabinetsordre ward von dem Hohen Ministerium der geistlichen Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten mit einem Rescripte vom 24. Nov. 1822 verbunden, woraus hier folgende Stelle hervorzuheben.

„Bei dem nützlichen und wohlthätigen Zwecke, welchem sich dieser noch in der Bildung begriffene Verein, zu Folge der vorläufigen eingereichten Statuten, gesetzt hat, und bei der nahen Verbindung, in welcher derselbe mit den Franck'ischen Stiftungen in Halle stehen wird, haben Se. Majestät der König Allergnädigst geruht, durch die abschriftlich beigeschlossene Allerhöchste Cabinetsordre diesem Vereine die Allerhöchste Bestätigung zu ertheilen".

Man sieht also, daß dieser Verein als wirklich begründet zu betrachten ist, indem Se. Majestät der König nicht blos im Allgemeinen die demselben zu Grunde liegenden Principien gebilligt, sondern ausdrücklich auch als Motiv der Bestätigung die den Statuten gemäße Verbindung dieses Vereins mit der bei den Franck'ischen Stiftungen bestehenden ost-

*) Man findet diese Statuten außer dem „Jahrbuche der Chemie und Physik" von 1823 oder Bd. VII., S. 351—360 auch im Anhange mitgetheilt zu der zweiten (aus diesem Jahrbuche besonders abgedruckten) Abhandlung Schweigger's „Ueber die älteste Physik und den Ursprung des Heidenthums aus einer misverstandenen vorhistorischen Naturwissenschaft", Nürnberg 1823. Gleichfalls sind sie abgedruckt im „Allgem. Anz. der Deutschen" vom 16. und 20. Okt. 1823, Nr. 282 und 286., so wie auch in der „Isis", 1826, Bd. II, S. 132—136.

Digitized by Google

indischen Missionsanstalt ausgesprochen haben. Diese den beiden Instituten gleich vortheilhafte Verbindung erlangte dadurch gesetzliche Kraft. Und eben deswegen wurde von einem Hohen Königlichen Ministerium, in einem an das Directorium der Franck'ischen Stiftungen gerichteten Rescripte vom 15. Dez. 1824, noch eine nähere Bestimmung der Grundsätze verlangt, denen gemäß die beiden Institute zusammenwirken sollen, in welcher Beziehung die zuerst eingereichten Statuten blos als vorläufige bezeichnet sind. Und in der That scheint es nicht einmal nöthig, daß diese beiden Anstalten auf verschiedene Individuen ihre Wirksamkeit beziehen, sondern sie werden dieselbe, wenigstens in den meisten Fällen, zur Ausbildung und Unterstützung derselben Missionarien vereinigen können. Denn vollkommen wird der von jenem Vereine beabsichtete Zweck erreicht, wenn die ostindischen Missionarien mit theologischen Kenntnissen, wie es in früherer Zeit der Fall war, auch diejenigen naturwissenschaftlichen vereinigen, welche nothwendig sind, um auf Ostindien wirken zu können. Viel leichter wird offenbar ein Unterrichteter, dem von Seiten wissenschaftlicher Institute Beförderung und Unterstützung zu Theil werden kann, in Ostindien sein Fortkommen finden und die beabsichteten religiösen Zwecke erreichen, als solches einem ununterrichteten oder einseitig blos mit theologischer Wissenschaft bekannten Missionare möglich ist. Unsere Universitäten, bei denen zum Theile selbst für Lehrer der Sanscritsprache gesorgt, bieten alle Hülfsmittel zur gründlichen Ausbildung ostindischer Missionare dar, und das bei der Hallischen ostindischen Mission (wie wir anzunehmen Grund haben) ungefähr vorhandene Capitalvermögen von etwa 20,000 bis 30,000 Thalern reicht durch seinen jährlichen Ertrag, dem ohnehin gewöhnlich noch viele außerordentliche Beiträge sich zugesellen, vollkommen hin (selbst wenn wir den kleinen jährlichen Zuschuß*) welchen bis jetzt jener

*) Das Vermögen des Vereins beträgt gegenwärtig ungefähr tausend Thaler; es wird aber bald bedeutend mehr betragen, wenn er wirklich in Wirksamkeit treten kann, und namentlich darf nicht übersehn werden, daß wir dann ganz bestimmt auf Unterstützung gelehrter Gesellschaften und Akademien rechnen dürfen, welche zum Theile schon zugesagt ist. In sofern also ist die Unterstützung, welche jener Verein den ostindischen Missionarien gewähren kann, keineswegs gering anzuschlagen. — Ja es wäre leicht gewesen, schon jetzt weit mehr Beiträge zu erhalten, wenn der Stifter dieses Vereins (der es nicht für erlaubt hält, alle und jede Beiträge auch zu den besten Missionszwecken geradezu anzunehmen) nicht mehre ihm gemachte wirklich aufopfernde Anerbietungen abgelehnt hätte,

Verein gewähren kann, noch kaum in Anschlag bringen), um nicht blos einem, sondern vielleicht auch zweien wissenschaftlich gebildeten Missionarien einen festen Anhaltpunkt zu geben, dessen sie allein bedürfen, um vielseitig wirken zu können auf eine nicht allein für Indien, sondern auch für ihr Vaterland nützliche Weise. Daß also durch diese dem Allerhöchsten Decrete Sr. Majestät entsprechende vereinte Wirksamkeit beider Institute, jenes ältere sowol, als dieses neuere

weil es offenbar doch zuerst auf zweckmäßige Benutzung der für ostindische Mission wirklich schon vorhandenen Hülfsmittel ankommt. Indeß überließ derselbe den Ueberschuß vom Ertrage des „Jahrbuches der Chemie und Physik" (jährlich mindestens funfzig Thaler) vom Jahre 1825 an bis zu Ende des Jahres 1828 (wo er aufhörte Mitherausgeber zu sein) der Casse des Vereins und wird bald eine in noch näherer Beziehung auf diesen Verein stehende Zeitschrift beginnen, welche die Resultate seiner fortwährend gehaltenen Vorträge über Urgeschichte der Physik und den Ursprung des Heidenthums aus einer misverstandenen vorhistorischen Naturwissenschaft enthält, Resultate, welche wenigstens von der Seite sich bewährt haben, daß sie ganz geeignet sind, Interesse am ostindischen Missionswesen zu erwecken. Aus dem Ertrage dieser Zeitschrift kann vielleicht, wenn sie Beifall findet, ein neuer Beitrag an die Casse jenes Vereins abgegeben werden. In den letzten Jahren wurden jedoch Beiträge für diesen Verein blos unter der Bedingung angenommen, wieder zur Disposition der Geber gestellt zu werden, wenn derselbe nach Verlauf eines halben Menschenalters, von seiner Stiftung an gerechnet, also bis zum Jahre 1836 oder 1837 noch nicht von unserm Vaterlande aus in Wirksamkeit treten kann, und es wurden daher mehr Subscriptionen für den Fall, daß der Verein sein Ziel erreiche, als wirkliche Beiträge gewünscht. Auch solche Subscriptionen sind erfolgt; namentlich von achtbaren Mitgliedern der Missionsanstalt zu Barmen, deren Vorstand in einem sehr schönen, am 14. März 1829 von dem Lehrer der Naturwissenschaft an dieser Missionsanstalt, Herrn Richter, geschriebenen Briefe, das reinste und lebhafteste Interesse an dem Zwecke dieses Vereins mit dem Zusatz ausdrücken ließ, daß man bei der Missionsanstalt zu Barmen sich schon durch Erfahrung von dem hohen Nutzen der Naturwissenschaften für Missionszwecke überzeugt habe. Da die Barmer Missionsanstalt ein bestimmtes Land, nämlich Afrika, vor Augen hat, und nicht blos von Bekehrung der Heiden im Allgemeinen redet, so bot sich natürlich sogleich der Gedanke dar, daß in den vom Handel abgeschnittenen Ländern blos technisches Geschick oder Heilkunde den Missionaren ihre Subsistenz zu sichern vermöge, und einer von den im vorigen Jahre von Barmen aus nach Afrika gesandten Missionaren machte daher zuvor sein chirurgisches Examen in Jena. — In der That, was der Verein zur Verbreitung von Naturkenntniß und höherer Wahrheit verlangt, sind Dinge, die sich im Grunde von selbst verstehen, so bald man nicht blos von Bekehrung der Heiden im Allgemeinen reden, sondern sich zu einem nach menschlicher Wahrscheinlichkeit (welche blos von denen, die da Zeichen und Wunder sehen wollen, auf eine frevelhafte Weise unberücksichtiget gelassen werden kann) einigen Erfolg versprechenden Handeln in einem bestimmten Wirkungskreis entschließen will.

sich ihm anschließende, nothwendig gewinne, leuchtet von selbst ein, sowie es denn ausdrücklich von den verewigten Directoren der Hallischen ostindischen Missionsanstalt in jenen vorhin erwähnten mit ihrer Zustimmung Sr. Majestät dem Könige überreichten Statuten geradezu ausgesprochen wurde, daß jener Verein Etwas beabsichtige, „was dem dringenden Bedürfnisse in Ostindien und dem von indischen Missionarien, ja sogar von Landeseingeborenen, ausgesprochenen Wunsche gemäß sei".

Der beabsichtete Zweck, an den schrecklichen Tod eines wissenschaftlichen Reisenden etwas anzuschließen, was andern wissenschaftlichen Reisenden, die zugleich noch höhere im Tod allein tröstliche Gedanken im Auge behalten wollen, förderlich und hülfreich werden könne, dieser beabsichtete Zweck ist also, wie man aus dem bisher Dargelegten sieht, als wirklich erreicht zu betrachten. Denn mit gutem Grunde kann man dasjenige als erreicht ansehen, was rechtlich begründet wurde, und was daher rechtlicher Weise nicht ohne Erfolg bleiben kann und darf, sei es auch, daß man nur langsam sich dem Ziele nähern könne, oder daß sogar für einige Zeit das Samenkorn gleichsam begraben werden müsse, um unvermerkt wieder ins Leben zu kommen. Wirklich aber ist dieser Verein schon darum als ins Leben getreten zu betrachten, weil die Kaiserlich Russische Akademie der Wissenschaften zu St.-Petersburg schon im Jahre 1826 ihm nicht blos ihre Unterstützung zusagte (seit dieser Zeit jährliche Beiträge für ihn einsendend), sondern auch selbst sogleich vier Reisende im Sinne dieses Vereins nach China auszusenden beschloß, welche, den Absichten dieser erleuchteten Akademie gemäß, schon im Jahre 1829 mit einer dahin zu sendenden Mission abgehn sollten.*) Die bekannten Kriegsereignisse traten allerdings störend in den Weg; jedoch der Beschluß dieser einflußreichen Akademie eines so großen Reiches kann nicht ohne Erfolg bleiben, selbst wenn die Umstände eine noch längere Zögerung in Ausführung der Absichten und Wünsche derselben herbeiführen sollten.

*) S. „Jahrbuch der Chemie und Physik" (das in den Jahren 1825 — 28 als eine Zeitschrift obigen Vereins erschien), Jahrg. 1826. 2. Bd., S. 132, vergl. auch Jahrg. 1828. 2. Bd., Vorwort, S. IX.

Digitized by Google

Anhang

über einen Leibnitz'ischen Missionsplan und ein darauf sich beziehendes der Berliner Akademie der Wissenschaften vom Könige Friedrich I. gegebenes Gesetz, dessen Ausführung der eben erwähnte Verein beabsichtet.

Nach allen dem, was bisher von jenem Vereine zur Verbreitung von Naturkenntniß und höherer Wahrheit erzählt wurde, möchte wohl Jemand fragen, warum denn unter uns noch so wenig für die Sache geschehen sei, besonders da in Deutschland gleichfalls einige achtungswerthe Societäten *) sich nicht blos freundlich über diesen Verein aussprachen, sondern ihn auch theilnehmend förderten. Fehlt es etwa an jungen Männern, welche, religiösen und wissenschaftlichen Sinn vereinigend, geneigt wären zu wissenschaftlichen ostindischen Missionarien sich auszubilden? Gerade das Gegentheil ist der Fall, wie durch Thatsachen sich nachweisen läßt. Was stand also bisher hemmend im Wege? Man weiß, daß kleine Hindernisse im Leben oft schwerer zu beseitigen sind, als größere, die herausfordern zur Bekämpfung, während dort nur der Sieg zu gewinnen ist durch Zögerung und durch Geduld. Davon also zu sprechen, gehört nicht zu unserm Zwecke. Jedoch einige andere, jenen Verein betreffende Dinge kann zweckmäßig scheinen, noch als Anhang anzureihen in folgender recht eigentlich zu obiger Lebensbeschreibung gehörigen Beziehung.

Schweigger, gewissermaßen von einer Ahnung des ihm bevorstehenden Geschickes geleitet, hinterließ ein Testament, welches den Wunsch aussprach, nach seinem Tode noch irgend einem braven Studirenden durch seinen Nachlaß hülf-

---

*) Zuerst unter allen wissenschaftlichen Gesellschaften schloß die medizinische Privatgesellschaft der Aerzte zu Stralsund sich diesem Verein an, ohne alle äußere Veranlassung, blos angeregt durch das Interesse für die Sache selbst, welches ihr vormaliger Director, Dr. C. G. Sager, auf eine den liebenswürdigen Charakter jenes Verewigten sehr schön bezeichnende Weise darlegte. Dem Beispiele dieser Stralsunder Gesellschaft folgte die an Senkenberg's Stiftungen in Frankfurt am Main sich anschließende naturforschende Gesellschaft, bekannt mit der Lage des Orients durch einen ausgezeichneten Reisenden, dem diese wissenschaftliche Gesellschaft, wie überhaupt die Naturwissenschaft, so Vieles verdankt.

Digitized by Google

reich und förderlich zu werden. Da es ihm als einem Unverheiratheten wehe that, einsam zu sterben, ohne einen Sohn zu hinterlassen, der sich seiner erinnern könne: so wünschte er nach dem Tode noch einen Adoptivsohn zu gewinnen, und empfahl in demselben Testamente seinem, damals gleichfalls noch unverheiratheten, einzigen Bruder diesem Beispiele zu folgen. Eine eigenthümliche Art von Pietät leitete ihn bei diesem Wunsche. Jedoch er bezeichnete Niemand mit Namen, dem, gleichsam als Adoptivsohne, der Nachlaß übergeben werden solle. Und schon darum (abgesehen davon, daß gesetzliche Adoption blos dem gestattet ist, der das funfzigste Jahr überlebte) war sein Testament juridisch ungültig, wenn es auch nicht einige schwer ausführbare Nebenbestimmungen enthalten hätte, deren bessere Regulirung er einem ausgezeichneten Juristen, jenem schon früher genannten Jugendfreunde, Herrn Oberappellationsgerichtsrathe Brater in München, welcher zum Testamentsexecutor ernannt war, überlassen zu können glaubte. Das Testament war abgefaßt unmittelbar vor der Reise, im Andrang einer Menge von Geschäften, und ein geistreicher Jurist sagte mit Recht, nachdem er es gelesen, es gehe daraus blos hervor, daß man eben so wenig unmittelbar vor einer großen Reise, als unmittelbar vor dem Tode sein Testament machen solle. Auch jener eben genannte gemeinschaftliche Freund der beiden Brüder fand in diesem Testamente manches, was ihm der Denkweise seines verewigten Jugendfreundes fremdartig zu sein schien; ja sogar der Verewigte selbst, welcher in der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Königsberg, um einige angefangene Arbeiten zum Abschlusse zu bringen und als literarischen Nachlaß der Welt übergeben zu können, wirklich übermäßig gearbeitet hatte, schrieb von Rom aus an seinen Bruder: „nun erst kommt mein Frohsinn wieder, nun erst bin ich endlich wieder der Alte". Im Sinne dieser römischen Stimmung war also das juridisch ungültige und buchstäblich kaum ausführbare Testament aufzufassen, wenn etwas dem Sinne des Verstorbenen gemäßes erreicht werden sollte; und in diesem Sinne beschloß der Bruder desselben es ganz allein auszuführen. Der natürlichste Gedanke, welcher sich darbot, schien ihm zuerst zu sein, dem Dahingeschiedenen nicht einen, sondern mehre Söhne dem Geiste nach zu gewinnen durch jenen an seinem Grabe gestifteten Verein und diesen also zum Erben einzusetzen. Bald aber wurde es zweifelhaft, ob dieser Verein sein Ziel erreichen, oder wenigstens bei uns unter den gegebenen Verhältnissen in Wirksamkeit treten könne. Daher wurde nach

Digitized by Google

mancherlei Berathungen mit dem vorhin genannten brüderlichen Freunde, der überhaupt als alter Familienfreund zu betrachten, der Entschluß gefaßt, sich so nah als nur irgend thunlich an die Worte des Testaments zu binden. Im Geiste desselben bemühte sich also der zu Halle lebende Bruder unsers Naturforschers, durch den ihm zukommenden Antheil aus dem Nachlasse, einem Studirenden nützlich zu werden, welcher, bekannt mit den Verdiensten des als Opfer der Wissenschaft Gefallenen, seine rastlose Thätigkeit sich zum Vorbilde nehme und in diesem Sinne, einer alten akademischen Sitte gemäß, von ihm (nach eingeholter höherer Genehmigung) den Beinamen empfange. Schweigger-Seidel machte, nach Vollendung seiner medizinischen Studien, sich vortheilhaft bekannt durch eine mit Beifall aufgenommene Inauguraldissertation, welcher von einem seiner höchst achtbaren Gönner, dem berühmten Sprengel, einige zugleich mit Beziehung auf den vormaligen Königsberger Botaniker freundlich geschriebenen Worte als Anhang beigefügt wurden. Späterhin trat derselbe durch eine zweite Dissertation als Privatdocent auf und machte sich auch als Literator durch Bearbeitung des naturwissenschaftlichen Theils von Ersch's „Handbuch der Literatur" bekannt. Und schon darum also, weil der Herausgeber einer chemischen Zeitschrift als solcher vorzugsweise auf literarische Thätigkeit angewiesen ist, konnte das „Jahrbuch der Chemie und Physik" keinen bessern Händen als den seinigen übergeben werden, um so mehr, da derselbe seit zwei Jahren als außerordentlicher Professor der Medizin auf der Hallischen Universität angestellt, neuerdings noch in rühmlicher Thätigkeit ist als Director eines pharmaceutischen Instituts, welches gegenseitig wieder dem „Jahrbuche der Chemie und Physik" förderlich werden kann. Offenbar waren also, auch nach dem Urtheile des vorhin erwähnten ursprünglich zum Testamentsexecutor ernannten Jugendfreundes des Verstorbenen, die letzten Wünsche desselben nicht blos erreicht, sondern übertroffen. Dennoch wollte zum Ueberflusse der Bruder desselben (seiner ursprünglichen Idee getreu) noch tausend Thaler, gleichsam im Namen jenes Verewigten, der Hallischen ostindischen Missionsanstalt im Jahre 1826 übergeben, jedoch unter der beigefügten Bedingung, daß, wenn jener an diese ostindische Missionsanstalt sich anschließende Verein, nach Verlauf eines halben Menschenalters von seiner Begründung an, also bis zum Jahr 1836 oder 1837, noch nicht in Wirksamkeit treten könne, obige zunächst für die Zwecke dieses Vereins bestimmte Summe wieder ihm oder seinen Erben zur Dispo-

Digitized by Google

sition zu stellen sei. Die Gründe dieser Bestimmung, welche überhaupt auf alle jenem Vereine vom Jahr 1826 an übergebenen Beiträge ausgedehnt ist, sind im Jahresbericht über denselben von 1825 und 1826 zu lesen.*) Jedoch die Annahme jener tausend Thaler wurde abgelehnt von dem Directorium dieser ostindischen Missionsanstalt. Und in der That, als der Stifter jenes Vereins späterhin einige bestimmtere (wenn auch bis jetzt nur unvollständige, allgemeinere) Mittheilungen erhielt von den für diese ostindische Missionsanstalt schon in älterer Zeit gemachten Stiftungen: so überzeugte er sich bald, daß es nicht eben Geld sei, womit dem Hallischen ostindischen Missionswesen zunächst und vorzüglich gedient werden könne, sondern daß es nach der höchst wichtigen Regeneration des ganzen Unterrichtswesens in Indien, welche von einem im Jahr 1813 erschienenen Parlamentsdecret ausging, zunächst und vorzüglich darauf ankomme, nuu im Sinne der hierdurch herbeigeführten neuen Verhältnisse die schon vorhandenen nicht unbedeutenden Hülfsmittel zu benutzen, welche natürlich ohne alle Principien der Gewissenhaftigkeit zu verletzen, als übergeben einer ostindischen Missionsanstalt, nicht zu andern auch noch so vortrefflichen, aber nicht zunächst auf Ostindien sich beziehenden Missionszwecken verwandt werden können.**) Sobald man

*) Vergl. „Jahrb. der Chemie und Physik", 1826. Bd. III. S. 513—515, und 1828. Vorrede, S. XII.

**) Wenn man sagen wollte, daß in dem Begriff einer Missionsschule zur Bekehrung der Heiden im Allgemeinen auch Indien mit begriffen sei, und man daher wol einige von den zu speciellen Zwecken bestimmten Geldern zu diesem allgemeinen, alle speciellen umfassenden, Zwecke verwenden könne: so würde dies auf eine weder in rechtlicher noch moralischer Beziehung zu billigende Sophisterei hinauslaufen. Der Begriff einer Missionsschule zur Bekehrung der Heiden im Allgemeinen existirt für diejenigen gar nicht, denen es nicht um die Schule als Schule, sondern um das Leben zu thun ist. Jede Schule und jede Universität ist zugleich Missionsschule, indem sich unter den Zöglingen derselben auch solche finden werden, die zum Missionswerke durch Geist und Herz, sowie durch aufrichtige (nicht von Zufälligkeiten abhängige) Neigung und christliche Erkenntniß berufen sind. Blos von specieller Bildung solcher im Allgemeinen vorbereiteter Jünglinge für einen bestimmten Missionszweck durch Studium dessen, was gerade auf das Land sich bezieht, wohin der Missionar gesandt werden soll, kann verständiger Weise die Rede sein. Denn darnach bestimmt sich erst die Lehrweise. Wird eine Mission zu ganz uncultivirten Völkern beabsichtet, so kann selbst eine Handwerksschule oder Agriculturschule zur letzten speciellen Vorbereitung recht gut geeignet sein, wie das Beispiel der Brüdergemeinden uns gelehrt hat, welche mit dem glücklichsten Erfolge für Missionszwecke kleine Colonien

aber nur die nähere Kunde, welche wir in der letzten Zeit von den Verhältnissen in Ostindien erhalten haben, und namentlich die neuesten erfreulichen Erfahrungen der Baptisten-Missionarien zu berücksichtigen geneigt ist: so wird sogleich und nothwendig auch das erreicht werden, was der mit Beziehung auf den Orient und zunächst Indien gestiftete Verein zur Verbreitung von Naturkenntniß und höherer Wahrheit beabsichtet.

Selbst die Erinnerung an den Lehrer jenes Naturforschers, an dessen allzufrühem Grabe jener Verein gestiftet wurde, die Erinnerung an den berühmten Naturhistoriker Schreber, der, wie schon vorhin erwähnt, stets mit Missionarien im Verkehr war und selbst, seiner religiösen zum Sinne der Brüdergemeinde hinneigenden Denkweise nach, der vortrefflichste ostindische Missionar gewesen wäre, wenn seine Lebensumstände ihn auf diese gewiß mit Freudigkeit von ihm betretene Bahn geführt hätten; selbst die Erinnerung, sag ich, an diesen hochverdienten Lehrer unsers verewigten Schweigger kann hier eine wohlbegründete Veranlassung darbieten, noch Einiges über den Gegenstand beizufügen, von welchem zu sprechen wir begonnen haben, besonders da wir nebenbei auch noch Veranlassung erhalten werden, Einiges anzuführen, was sich auf die letzte Reise des Verewigten bezieht, aus dessen Leben hier Bruchstücke mitgetheilt wurden.

Wir nehmen also den Faden der Erzählung wieder auf. Es handelte sich, wie wir schon anführten, nach der von Sr. Majestät dem Könige allergnädigst vollzogenen Bestätigung des Vereins zur Verbreitung von Naturkenntniß und höherer Wahrheit zunächst davon, die Grundsätze zu bestimmen, nach denen derselbe mit der Hallischen ostindischen Missionsanstalt, woran er sich anschloß, zusammenwirken solle. Die Bestimmung dieser Grundsätze verlangte ein an die verewigten Directoren der Franck'ischen Stiftungen gerichtetes Hohes Ministerialrescript vom 15. Dez. 1824. Bei einer sehr freundlichen Berathung über diesen Gegenstand wurde jedoch der be-

---

von Handwerkern aussandten. Missionare im Allgemeinen etwa dadurch bilden zu wollen, daß man sie durch specielle Schulen bewahre, Einwendungen gegen das Christenthum zu hören, hieße (wenn so etwas ernstlich gemeint sein könnte) so viel, als Seeleute dadurch bilden wollen, daß man sie in warmen Stuben aufzieht, um sie ja recht ängstlich vor jeder Erkältung durch Sturm und Wetter zu bewahren. Wenn man sagt, man müsse den Jüngling daran wagen, um den Mann zu gewinnen: so wird solches doppelt und dreifach gelten, wo von Bildung wahrer, kräftig wirksamer Missionare die Rede sein soll.

Digitized by Google

absichtete Zweck nicht befriedigend erreicht. Damals nämlich war die Hallische ostindische Missionsanstalt noch in Abhängigkeit von einer englischen, der Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß (Society for promoting christian knowledge), ohne deren Zustimmung (die den verewigten Directoren der Franck'ischen Stiftungen im vorliegenden Falle sehr zweifelhaft schien) man nicht handeln zu können glaubte. Derselben englischen Gesellschaft wurden im Jahre 1824 zehn tausend Thaler in einer einzigen Sendung zum ihr angemessen scheinenden Gebrauch in Ostindien von Halle aus übermacht. Gegenwärtig aber hat sich diese Gesellschaft aus eignem Antriebe (dem Namen nach aufhörend) an eine andere angeschlossen, an die Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums im Auslande (Society for the propagation of the gospel in foreign parts) deren Zweck mit Beziehung auf Indien zugleich (weil solches zur Erreichung des Endzweckes erforderlich) auf Verbreitung europäischer Wissenschaft*) sich bezieht. Ueberhaupt hat durch das Parlamentsdecret von 1813 das ganze Unterrichtswesen in Indien, welches bis dahin auf eine beispiellose Weise von der reichen ostindischen Compagnie vernachlässigt worden war, eine andere und bessere Gestalt erhalten. Eben daher beabsichtete Kanzler Niemeyer in seinem letzten Lebensjahre, wie er ausdrücklich mit gewohnter Freundlichkeit und Humanität erklärte, bei der Wahl eines neuen Missionars im Jahre 1827 einen solchen zu finden, der auch bildungsfähig im Sinne jenes Vereins sei, was aber bei dem ersten Versuche, der überhaupt nicht zum Ziel einer Sendung nach Ostindien führte, eben so wenig gelang, als die in demselben Jahre 1827 unmittel-

*) Vergl. den neuesten Hallischen Missionsbericht: „Neuere Geschichte der evangelischen Missionsanstalten zur Bekehrung der Heiden in Ostindien", Stck. 76 (od. Bd. 7, Stck. 4), S. 278 und 297. Wir erfahren hier, daß von der Society for the propagation of the gospel in foreign parts an den höhern auf Bekehrung der Heiden in Ostindien abzweckenden Schulen (Collegien genannt), namentlich und zunächst in Calcutta, Professoren mit einem Gehalte von 700 Pfund Sterling, d. i. 4200 Thaler, angestellt werden, während die minder unterrichteten Missionare als Katecheten in den untern Schulen, oder auch als Prediger (zunächst bei schon bestehenden christlichen, zur englischen Kirche gehörigen, Gemeinden angestellt) einen Gehalt von 200 bis 300 Pfd. oder 1200 bis 1800 Thlr. beziehen. Gerade aber nach gelehrter Bildung wird von der Gesellschaft bei neuen Missionarien, die man ihr empfehlen will, ausdrücklich gefragt, weil natürlich Elementarlehrer besser im Lande selbst erzogen und gebildet, oder für englische Schulen und Kirchen unmittelbar aus England genommen werden.

bar nach Ostindien gemachte Sendung von zwei tausend Thalern in Gold zur Anlegung neuer Schulen ein erfreuliches Resultat herbeiführte. Vielmehr traf im folgenden Jahre eine sehr unerfreuliche Nachricht ein.

Gerade aber die Anlegung zweckmäßiger Schulen in Ostindien, wodurch allein dem Christenthum Eingang verschaft werden kann, ist es, was der Verein zur Verbreitung von Naturkenntniß und höherer Wahrheit beabsichtet, da von dieser Seite die Brahminen selbst*) die Hand bieten und nur der Weg verfolgt werden darf, der seit einigen Jahren auch von den Baptisten-Missionarien mit so vielem Glück eingeschlagen wurde. Wirklich, das Ziel jenes zunächst auf Ostindien berechneten Vereins ist erreicht, wenn die zugleich Religion und Wissenschaft verbreitenden Schulen der Baptisten-Missionarien und die eben erwähnten Collegien der neuern Londner Missionsgesellschaft zum Vorbilde genommen**) und darnach die Grundsätze bei der Wahl und Ausbildung

*) Schon im 69. Stück der Hallischen Missionsberichte kommt folgende Stelle vor aus einem zu Madras am 10. August 1818 geschriebenen Briefe des Missionars Deocar Schmid: „Als ein Zeichen der Zeit in Indien verdient die Einrichtung einer Unterrichtsanstalt für junge Hindus betrachtet zu werden, wozu der Plan von Hindus selbst entworfen wurde. Sie führt den Namen Collegium und soll aus einer niedern und aus einer höhern Schule bestehen, welche letztere Akademie genannt wird. In der Akademie soll Unterricht in der Geschichte, Chronologie, Geographie, Astronomie, Mathematik, Chemie und andern Wissenschaften ertheilt werden. Wenn man weiß, daß das ganze jetzige Religionssystem der Hindus auf höchst unrichtigen und verkehrten Begriffen in den eben genannten Wissenschaften beruht: so muß man sich freuen, daß die sonst alle europäische Literatur und Wissenschaft verachtenden Hindus nun selbst Anstalten errichten, die ganz gewiß, wiewol größtentheils ohne ihr Wissen und Wollen, viel dazu beitragen werden, das Reich der Finsterniß in Indien zu zerstören und das Reich des Lichts an dessen Stelle zu begründen".

**) Vergl. auch „Jahrbuch der Chemie und Physik", 1826, 1. Bd., S. 378, wo eine Stelle aus einem englischen Missionsbericht mitgetheilt wird über die im Jahre 1825 zuerst in bengalischer Sprache im Collegio zu Serampore gehaltenen Vorlesungen, wo Professor Mack Chemie vortrug. Es heißt in jenem aus Indien geschriebenen Berichte: „Da das System des indischen Polytheismus großentheils auf falschen Principien hinsichtlich der Naturwissenschaften beruht, so hoffen die Vorsteher jenes Collegiums, daß diese Reihe von Vorlesungen nicht anders als in doppelter Hinsicht nützlich sein kann, für die Religion sowol als für die Wissenschaft". Vergl., was Herr Hohlenberg (erster Regierungsrath in Sarampore) über diese gelehrte Schule der Baptistenmissionare und ihre, das Vertrauen der Hindus erweckende, Wirksamkeit in einem Briefe an den Prof. Schweigger mittheilt, a. a. O. und Bd. III, S. 509.

Digitized by Google

ostindischer Missionare geregelt werden. Etwa folgende vier Hauptgrundsätze wären dabei anzunehmen, welche wir geflissentlich noch anführen wollen, damit der Leser mit einem Blicke recht deutlich überschaue, worauf allein die von unserm Verein ausgehenden Anträge gestellt sind:

1) Da jeder Missionar wenigstens das gesetzliche Alter der Majorennität erreicht haben muß, so ist vorauszusetzen, daß ein für Ostindien gewählter Missionar seine akademischen, zunächst auf Theologie und orientalische Philologie sich beziehenden Studien auf eine beifällige Weise vollendet habe. Unter diesen Candidaten werden wir bei der gegenwärtigen Einrichtung der Schulen nicht selten auch solche finden, welche von der Schule gute mathematische Vorkenntnisse mitgebracht und auf der Universität die mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien nicht ganz vernachlässigt haben, was von Studirenden, die nicht ihr Augenmerk auf Brodwissenschaften allein gerichtet, ohnehin nicht leicht geschieht. Wer so vorbereitet ist, und zugleich religiösen Sinn genug hat, um den Beruf eines Missionars als einen der edelsten anzuerkennen und mit Freudigkeit zu wählen, der kann sich dann leicht in zwei bis drei Jahren noch speciell zum ostindischen Missionar durch ein besonderes streng auf Indien sich beziehendes Studium vorbereiten, sei es, daß er vorzugsweise das Studium des Sanscrit wähle, oder der indischen Astronomie, oder gewisser Theile der Naturwissenschaft und Medizin*), welche ihm, den Erfahrungen älterer

*) Schon im Jahre 1711 (erzählt Knapp in seiner 1796 geschriebenen „Uebersicht der evangel. Missionsanstalten in Ostindien von ihrem Entstehen an") wurden verschiedene mathematische Instrumente nach Tranguebar an die unter Francke's Mitwirkung begründete Missionsanstalt gesandt, woraus doch offenbar folgt, daß einige der damaligen Missionare mathematische Instrumente zu gebrauchen verstanden. Medizinische Kenntnisse aber sich zu erwerben, mußte besonders von Francke den Missionaren empfohlen werden, da er ihnen die Hallischen Waisenhaus-Medicamente mitgab, wobei es offenbar nicht die Absicht sein konnte, Arzeneien in die Hände von Unkundigen zu bringen, die nicht einmal Interesse nehmen an Natur- und Arzeneiwissenschaft, was jedoch keineswegs den ältern Missionaren vorgeworfen werden kann, da selbst ihre zum Theil auf Naturwissenschaft sich beziehenden Berichte und an die Franck'ischen Stiftungen eingesandten naturhistorischen Merkwürdigkeiten das Gegentheil beweisen würden. Indeß waren in neuerer Zeit einige ostindische Missionare so gänzlich in der Natur- und Heilkunde unerfahren, daß am Ende der Bischof von Calcutta sich genöthigt sah, die Hallischen Waisenhaus-Medicamente, welche so viele Jahre lang aus der ostindischen Missionscasse erkauft worden waren, gänzlich zu verbie-

Digitized by Google

und neuerer Missionare gemäß, nützlich und förderlich in seinem Berufe werden können. Uebrigens werden unter denen, welche auf der Universität die Sanscritsprache oder Urgeschichte der Astronomie und Physik auf die rechte Weise studiren, ohnehin, wie die Erfahrung gelehrt hat, nicht selten Einige sein, welche sich durch eben diese Studien angeregt und erweckt fühlen, indische Missionare zu werden, was ihnen jedoch nur dann zu gestatten, wenn sie auch sonst die zu einem Missionar erfoderlichen Eigenschaften besitzen. Dieser ehrenvolle Beruf ist blos darum in der Geltung gesunken, weil man die Foderungen zu sehr herabstimmte; er wird in der Achtung steigen, wenn wir diese Foderungen, wie billig, höher stellen, und wir werden die tüchtigsten Missionare haben, sobald wir sie ernstlich verlangen.

2) Blos von dieser eben bezeichneten Periode der speciellen Vorbereitung an kann der, welcher sich zu einem ostindischen Missionar bilden will, Ansprüche auf Unterstützung aus der Missionscasse machen, also erst nach Vollendung seiner akademischen Studien und nach darauf sich beziehendem wohlbestandenen Examen. Denn dies muß schlechterdings verhütet werden, daß Jemand den Beruf eines Missionars darum wähle, weil ihm andere Aussichten fehlen.

3) Vor dem Abgange nach Indien hat jeder Missionar noch ein besonderes Examen zu bestehn, welches sich speciell auf diejenigen Kenntnisse bezieht, die er dort braucht. Denn sollen wir bei Besetzung von Missionsstellen weniger gewissenhaft sein, als bei Besetzung der Stellen im Vaterlande?

---

ten, was sicherlich nicht geschehen sein würde, wenn die Missionare (gleich den Schwedischen Landgeistlichen, welche gesetzlich zugleich geprüfte Aerzte sein müssen) wenigstens mit den nöthigsten Vorkenntnissen ausgerüstet gewesen wären, um unter einem so einfach lebenden, sich selbst des Weins enthaltenden Volke, wie die Indier sind, mit Rücksicht zugleich auf das Klima, angemessenen Gebrauch, z. B. von jenen geistigen Extracten, zu machen, woraus zum Theile die Waisenhaus-Medicamente bestehn. Gerade von naturwissenschaftlicher Seite sind also durch besser unterrichtete Missionare die von unkundigen gemachten Fehler wieder gut zu machen; um so weniger also wäre es zu billigen, wenn man sich jetzt dem ostindischen Missionswesen entziehen wollte, wo es sich davon handelt, einige früher vorgekommene Fehler zu verbessern, obwohl die zweckmäßige Wahl und Ausbildung würdiger ostindischer Missionare, wie sie das Bedürfniß der Zeit verlangt, allerdings keine ganz leichte Sache ist, während (was freilich viel leichter ist) bloße Geldsendung nicht im Geiste der Stiftung liegt, da man von Francke nicht Geld, sondern gut gewählte und zur Brauchbarkeit für eine Sendung nach Ostindien ausgebildete Missionare verlangte.

Digitized by Google

Wenn also hier bei jeder Stelle ein Examen erfoderlich ist, das sich speciell auf die bei der Verwaltung der Stelle nöthigen und nützlichen Kenntnisse bezieht, warum nicht auch dort?

4) Da der Staat, allen rechtlichen Principien gemäß, die Oberaufsicht über alle Stiftungen älterer Abkunft führt, besonders wenn sie öffentlichen, ohnehin unter der Aufsicht des Staates stehenden, Anstalten vertraut sind: so ist einem Hohen Königl. Ministerium jährlich Rechenschaft über die zweckmäßige Verwaltung auch dieser auf das Missionswesen sich beziehenden Stiftung abzulegen. Selbst das Publicum kann mit Recht genaue Berichte über die vorhandenen Hülfsmittel und die zweckmäßige Benutzung derselben, mit Angabe der Gründe, verlangen.

Daß diese Grundsätze nicht blos dem beabsichtigten Zweck angemessen, sondern auch allen sonst im Staate geltenden Principien gemäß seien, wird gewiß Niemand in Zweifel ziehen. Höchstens könnte der Director der Missionsanstalt in Neapel, von welchem Schweigger in seiner Reisebeschreibung einiges mittheilt, Einwendungen dagegen zu machen finden, indem derselbe hinsichtlich auf wissenschaftliche Bildung der Missionare allerdings von ganz andern Grundsätzen ausgeht. Wir wollen die Stelle aus Schweigger's Reisebeschreibung hierher setzen:

„Die Propaganda zu Neapel enthält eine Missionsanstalt, die vorzüglich auf China berechnet ist. Chinesen erhalten dort Unterricht, um späterhin in ihrem Vaterlande die christliche Religion zu verbreiten. Sie werden von der Anstalt ganz unterhalten. Diese künftigen Missionarien heißen collegiali und ihre Zahl ist jetzt nur neun, nämlich sechs Chinesen mit Namen Han, Pan, Nien, Cien, Van, Tan und drei Griechen. Der eine Chinese ist schon sechsundzwanzig Jahre lang in der Anstalt. Ein Zimmer enthält eine ansehnliche Sammlung von Portraits chinesischer Missionare, die zum Theile Märtyrer wurden. Glaubenslehren sind fast der einzige Unterricht, daneben etwas Lateinisch. Eigentliche gelehrte Bildung wird nach der Antwort des Priors als der Mission hinderlich vermieden. — Oft sollte man sogar glauben, die Geistlichkeit wolle den Weg der Bekehrung einschlagen, der nach Boccaccio's Novellen auf einen Juden so kräftig wirkte u. s. w."

In der That heißt es doch aller geschichtlichen Wahrheit Hohn sprechen, wenn man eine gelehrte Bildung als der Mission hinderlich darstellen will, besonders wo von orientalischen Missionaren und hier namentlich von chinesischen die

Rede ist. Nur allzu bekannt ist es, wie der blinde Eifer unwissender Bettelmönche in China zerstörte, was mit Besonnenheit durch wissenschaftliche Missionare auf eine die Bewunderung der Welt erregende Weise begründet worden war. Und abgesehn davon, gewiß auch mit Beziehung auf Wissenschaft (da es ja nur **eine** Wahrheit gibt, die sich nicht in der einen Beziehung verachten und in der andern hochschätzen läßt) gilt das Wort des gelehrtesten, unter den Heiden am meisten wirksamen Apostels: „ihr seid Kinder des Lichtes und Kinder des Tages; ihr seid nicht von der Nacht und der Finsterniß". Wäre gelehrte Kenntniß und Wissenschaft der Verbreitung des Christenthums im Auslande nachtheilig, so müßte sie es auch im Inlande sein, und der fromme christliche Eifer müßte dann überhaupt gegen gelehrte Kenntniß, worauf zum Theile selbst die Fundamente des Christenthums ruhen, müßte überhaupt gegen Wissenschaft gerichtet sein. Uebrigens kann man nicht behaupten, daß Grundsätze, wie sie jener Prior aussprach, ursprünglich im Geiste der römischen Propaganda liegen. Gregor XIII., der durch seine Seminarien gewissermaßen den Grund legte zur römischen Propaganda, stellte vielmehr ganz die entgegengesetzten Grundsätze auf. Es wurde auf seine Veranlassung sogar eine eigenthümliche orientalische Druckerei angelegt zum Drucke solcher Schriften, welche dazu dienen könnten, gelehrte Kenntnisse in dem Oriente zu verbreiten, um die orientalischen Völker durch wissenschaftliche Belehrung wieder auf den Weg des Heiles zurückzuführen, wie Tiraboschi*) sich ausdrückt. Gregor XIII. handelte hier ganz im Geist eines berühmten alterthümlichen Physikers Roger Baco's, welcher schon gegen Ende der Periode der Kreuzzüge in seinem an Clemens IV. gerichteten Werke den Rath gab, statt durch Waffen, vielmehr durch Wissenschaft dem Christenthume Sieg im Oriente zu gewinnen, und namentlich durch demonstrative Wissenschaft, durch Naturlehre, die, wie er mit Recht sich ausdrückt, nicht durch Argumente beweist, sondern durch **Werke**, in denen, bei jeder neuen Enthüllung verborgener Naturwahrheiten, eine

---

*) S. Tom. VII. P. 1. Tit. 1. Cap. V. No. XI. p. 195. Hierauf machte der gelehrte Recensent der Schrift des Herrn Prof. Gartz über die arabischen Interpreten des Euklid's (Herr Ephorus Hauber zu Maulbronn, dem ich noch andere hierher gehörige interessante Mittheilungen verdanke) zuerst in der „Allgem. Literaturzeitung", 1824, Nr. 20, S. 154 aufmerksam, weil unter andern auch eine arabische Uebersetzung des Euklid's zu dem von Tiraboschi bezeichneten Zwecke gedruckt wurde.

Digitized by Google

fortwährende Offenbarung Gottes sich kund gibt. Gewiß ist also, wie Roger Baco sich ausdrückt, der Beweis durch Werke kräftiger, als der durch Argumente, was in mehr als einer Beziehung zu beachten, wenn davon die Rede ist, Eingang dem Christenthume zu verschaffen.

Doch wir wenden uns wieder zur neuern Zeit. Wer die verewigten Directoren der Franck'ischen Stiftungen, Knapp und Niemeyer, nur einigermaßen aus ihren Schriften kannte, wird nicht zu leugnen vermögen, daß die Principien, welche soeben hinsichtlich auf zweckmäßige Wahl und Ausbildung ostindischer Missionare aufgestellt wurden, ganz dem Geiste dieser aufgeklärten Theologen gemäß seien. Indeß konnten diese hochbejahrten achtungswerthen Männer bei der Hallischen, mit einer englischen Societät in Verbindung stehenden, Missionsanstalt nicht ganz unabhängig handeln. Aber sie sprachen es oft und wiederholt aus, daß sie keineswegs mit den Leistungen der in letzter Zeit ausgesandten Missionare zufrieden seien. Und da nun selbst jene englische Missionsanstalt, mit welcher die Hallische von ihrer Begründung an in Verbindung stand, es anerkennt, daß sie mit der bisher befolgten zu einseitigen Wirksamkeit nicht ausreichen könne und sich eben darum, wie schon angeführt wurde, einer andern anschloß, welche wissenschaftliche und religiöse Zwecke zugleich vor Augen hat und in deren Geist die vorhin aufgestellten vier Hauptgrundsätze durchaus begründet sind: so haben die gegenwärtigen Herren Directoren der Franck'ischen Stiftungen keinen Anstand genommen, zu erklären, daß, wenn nur die ersten, bei Uebernahme des Directoriums sich zusammendrängenden, besonders durch die langwierige Krankheit des jüngstverstorbenen Directors Jacobs sehr angehäuften, Arbeiten beseitigt seien, sie sehr gerne bereit sein wollen zu einer freundlichen mündlichen Berathung im Sinne des vorhin erwähnten Hohen Ministerialrescripts vom 15. Dez. 1824, damit das der ausdrücklich erklärten Willensmeinung Sr. Majestät entsprechende Ziel, daß der Verein zur Verbreitung von Naturkenntniß und höherer Wahrheit nicht blos dem Namen, sondern der That nach mit der Hallischen ostindischen Missionsanstalt in Verbindung stehe, endlich einmal erreicht werden möge.

Aber auch noch von einer andern Seite bieten sich erfreuliche Aussichten dar, wenn es nämlich gelingt, einen großartigen Gedanken wieder bei uns ins Leben zu rufen, den Leibnitz mit vieler Wärme auffaßte, den er durch die Auctorität des Staates wirklich geltend zu machen wußte und der

Digitized by Google

dennoch späterhin in dem Grad unterdrückt und aller Wirksamkeit beraubt werden konnte, daß er zum großen Schaden für geistige Cultur und Wissenschaft sogar fast in gänzliche Vergessenheit *) gerieth.

Leibnitz, von dem nachmaligen Könige von Preußen, Friedrich I., im Jahre 1700 aufgefodert, den Plan zu entwerfen zu einer Akademie der Wissenschaften, welche in Berlin zu begründen die Absicht war, reichte seine Vorschläge ein, die sich im fünften Bande seiner von Dutens gesammelten Schriften, S. 175—179 abgedruckt finden, worin er ganz besonders Folgendes hervorhebt, was wir in wörtlicher Uebersetzung hier mittheilen wollen:

„Einer der wichtigsten Punkte, welchen die Akademie ins Auge zu fassen haben würde, wäre die Verbreitung des Glaubens durch Wissenschaft (un point des plus importans seroit la propagation de la foi par les sciences), indem sie Licht und Cultur bringend einwirkte auf entfernte Völker. Die Erfahrung hat gelehrt, daß Mathematik und Medizin vorzüglich Eingang den Missionaren verschaffen. Und da Rußlands Beherrscher geneigt ist, solche Unternehmungen zu begünstigen durch sein großes Reich, so würde das gute Einverständniß Sr. Majestät mit demselben den Missionaren, die man nach Indien und nach China senden wollte, leicht die Mittel darbieten, dorthin zu gelangen, und angeknüpfte Handelsverhältnisse würden für die Kosten einer solchen Unternehmung entschädigen, und wir würden die Erzeugnisse und die Kenntnisse dieser Länder und Völker zum Austausche der unsrigen erhalten. Tausend an-

*) Nicht einmal auch nur historisch erwähnt findet man die Sache in irgend einer neueren Schrift, die einzige Stelle ausgenommen in Hutton's „Philosoph. and mathematical dictionary", London, 1815, wo es heißt unter dem Artikel Academy (der sich zugleich auf die Entstehungsgeschichte der einzelnen Akademieen bezieht) dem von Leibnitz ausgehenden Antrag gemäß seien bei der Berliner Akademie ursprünglich folgende vier Classen angeordnet gewesen: 1) für Physik, Chemie, Medizin; 2) für Mathematik, Astronomie, Mechanik; 3) für deutsche Sprache und vaterländische Geschichte; 4) für orientalische Gelehrsamkeit und orientalische Mission, oder nach Hutton's Ausdruck oriental learning particularly as it may concern the propagation of the gospel among infidels. Jedoch schon in den Denkschriften der Berliner Akademie von 1746, wo in der Einleitung von der ursprünglichen Verfassung der Akademie die Rede, wird diese letzte Classe, mit Hinweglassung der Leibnitz'ischen Hauptidee, blos bezeichnet als la classe des langues et des antiquités orientales.

Digitized by Google

dere Dinge lasse ich unerwähnt und verfolge der Kürze wegen, was ich hier berührte, nicht im Einzelnen".

Wer mit den Leibnitz'ischen Schriften nur einigermaßen vertraut ist, kennt den religiösen Sinn, den eine Fülle von Stellen in seinen Werken, wie in seinen Briefen, aussprechen, und weiß es, wie sehr sich Leibnitz namentlich auch für das Missionswesen interessirte und wie ausgedehnt seine Correspondenz mit den Missionarien namentlich in China war, wo der europäischen Wissenschaft*) es schon eine Zeit lang gelungen, das Ziel zu erreichen, daß die christliche Religion gleiches Recht mit der Landesreligion hinsichtlich auf öffentliche Lehre und Verbreitung hatte, wobei man getrost, ohne mehr zu verlangen, der Wahrheit selbst den Sieg hätte überlassen können. Man weiß indeß, wie Unwissenheit der Bettelmönche und thörichter Fanatismus wieder zerstörte, was im Oriente, in Japan wie in China, und zum Theil auch in Indien, durch Wissenschaft gewonnen worden war. Leibnitz ahnete den übeln Ausgang, den einige herrschsüchtige Schritte der päpstlichen Gewalt herbeizuführen drohten; und zu spät kam der Plan zur Begründung einer Akademie der Wissenschaften in China selbst, worüber sich der chinesische Missionar Bouvet mit Leibnitz brieflich unterhielt.

Uebrigens suchte Leibnitz in Europa dahin zu arbeiten, daß nicht, wie leider so oft schon geschah, eine Religionspartei bei dem Missionswerke wieder zerstöre, was die andere aufbaute, vielmehr wenigstens in Beziehung auf vorläufige wissenschaftliche Belehrung der Völker ein gemeinschaftliches Zusammenwirken der verschiedenen christlichen Religionsparteien durch Hülfe der Akademien begründet werde. Und eben deswegen waren seine Wünsche und Bestrebungen vorzüglich auch dahin gerichtet, in Dresden und ganz besonders auch in Wien, die Begründung einer Akademie der Wissenschaften zu bewirken und zwar, wie sich von selbst versteht, nach denselben Grundsätzen, die er für die Berliner Akademie in Vorschlag gebracht hatte, und die in Berlin auch wirklich

*) Neque enim majus (schreibt Leibnitz Bd. V, S. 459.) propagandae christianae religionis in oriente impedimentum esse judico, quam quod populi illi historiae universalis ignari, demonstrationes capere non possunt, nisi se dent in disciplinam litterisque nostris imbuantur. Und gerade darum beabsichtiget die in London gebildete „Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums im Auslande" ganz vorzüglich in Indien die Verbreitung europäischer Wissenschaft und fordert gelehrte Kenntnisse von den dahin zu sendenden Missionarien, wie vorhin schon angeführt wurde.

angenommen wurden. Namentlich was den wissenschaftlichen Missionsplan anlangt, so spricht in der Stiftungsurkunde der Berliner Akademie vom 11. Jul. 1700 der nachmalige König Friedrich I. Folgendes aus:

„Nachdem auch die Erfahrung giebet, daß der rechte Glaube, die christlichen Tugenden und das wahre Christenthum sowol in der Christenheit als bei entlegenen noch unbekehrten Nationen, nächst Gottes Segen, denen ordentlichen Mitteln nach, nicht besser als durch solche Personen zu befördern, die nebst reinem unsträflichen Wandel mit Verstand und Erkenntniß ausgerüstet sind: so wollen wir, daß unsere Societät der Wissenschaften*) sich auch die Fortpflanzung des wahren Glaubens und der christlichen Tugenden unter unserer Protection angelegen sein lassen solle".

Und in der Einweihungsrede, womit diese wissenschaftliche Gesellschaft am 19. Januar 1711 von dem Staatsminister v. Printzen, im Namen des Königs eröffnet wurde, wird es unter Anderm auch als Zweck der Akademie hervorgehoben: ut, institutis non ad finitimos solum Christianos, sed et ultimos Barbaros commeantibus, disseminandae Evangelicae veritatis studium et fama Servatoris nostri Jesu Christi eisdem gentibus pedetentim importaretur. Und obwol dieser (dem Leibnitz'ischen Antrag gemäß) zunächst auf den Orient sich beziehende Missionszwek als Aufgabe für die gesammte Akademie zu betrachten: so wurde dennoch in dieser speciellen Beziehung noch eine besondere Classe der Akademie für orientalische Wissenschaft**) begründet, während außer der mathematischen und physikalischen Classe auch noch eine

---

*) Durch dieses sehr weise Königliche Decret (abgedruckt in der „Histoire de l'Academie royale depuis son origine avec les pieces orig.". Berlin 1750, S. 253) ist das Princip ausgesprochen, daß der Staat sowol wissenschaftlichen als geistlichen Behörden die Oberaufsicht über das Missionswesen zu übertragen habe, indem es demselben in keiner Beziehung gleichgültig sein kann, ob die Zwecke des Missionswesens erreicht werden, oder nicht, d. h. ob Tausende der inländischen Armuth entzogen und im Auslande verschwendet, oder auf eine verständige, der Verbreitung des Christenthums wirklich förderliche, zugleich dem Inlande wie dem Auslande heilsame, Weise verwandt werden.

**) Nach dem Ausdrucke eines spätern Decrets vom 3. Jun. 1710 „literatura insonderheit orientalis, wie solche zur Fortpflanzung des Evangelii unter den Ungläubigen nützlich anzuwenden sein möchte", durch welchen Ausdruck wir an den vorhin (S. 66) mit Tiraboschi's Worten erwähnten Plan Gregor XIII. erinnert werden.

Digitized by Google

besondere Classe für deutsche Sprache und deutsche Alterthümer*) vorhanden war. Mit Recht sagt Herder:**) „Zwei würdige Namen stehen auf dem Grundsteine der Königlichen Societät der Wissenschaften in Berlin, der Name der Königin Sophie und Leibnitz. Des letzten Plan zu dieser Societät ist eben so reich an wachsender Nutzbarkeit als für die Wissenschaften umfassend; es förderte nicht, als man in der Mitte des Jahrhunderts von ihm abwich und eine ausländische Akademie in Deutschland nachbilden wollte. Hätte Leibnitz seinen Plan auch in Dresden und Wien zu Stande bringen, die Societäten verbinden und nach einerlei Gesetzen landesmäßig einrichten können, wir wären vielleicht andern Ländern in mehrerem voraus. — Nie verlasse die Akademie der Geist ihres Stifters!" Und dann ist vielleicht zu hoffen, daß bei einer Revision der Gesetze der Akademie auch jener höchst geistvolle Leibnitz'ische auf das orientalische Missionswesen sich beziehende Antrag wieder zu Sprache komme; besonders da die Ausbildung und Aussendung wissenschaftlich gebildeter Missionare nach Indien gegenwärtig eine leichte Sache ist, theils bei der Einrichtung unserer Universitäten, die alle wissenschaftlichen Hülfsmittel darbieten, theils bei den äußern Hülfsmitteln, welche schon großentheils die Hallische ostindische Missionsanstalt gewähren könnte und dem mit Leibnitz'ischer Denkweise einstimmigen, auf das Praktische (den wirklichen Erfolg) berechneten, Sinn ihrer Stiftung getreu, auch gern gewähren würde.

Wirklich ist gleichsam jenes alte Leibnitz'ische akademische Statut wieder erneut bei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St.-Petersburg, indem sie, wie vorhin schon erzählt wurde, vier wissenschaftliche Missionare nach China zu senden beschloß. Auch ist es erfreulich zu sehen, mit welcher Theilnahme Cuvier im neuesten Bericht über die Arbeiten der Pariser Akademie vom Jahre 1828 gelegenheitlich von den glücklichen Bemühungen der von den Brüdergemeinden und von den Baptisten ausgehenden Missionaren in Amerika redet, um die amerikanischen herumschweifenden Wilden in Dörfer zu versammeln und zur Agricultur anzuleiten. Man erinnert sich dabei mit Vergnügen an die älteste Geschichte der Pariser Akademie, welche bei ihrer Gründung keineswegs

*) Nach dem Ausdrucke des Gesetzes: „für deutsche Sprache sammt denen vornehmlich alten geistlichen und weltlichen Geschichten des Vaterlandes".

**) Herder's „Sämmtl. Werke", 1829. Zur Phil. Bd. XI, S. 339.

Digitized by Google

theilnahmslos, oder unthätig für das Missionswesen war; vielmehr reisten, was schon Montucla in seiner „Geschichte der Astronomie" hervorhebt, wenige jesuitische Missionare nach China, Japan und Indien ohne Instruction der Akademie: „sie hatten (sind Montucla's Worte) vor ihrer Abreise häufige Conferenzen mit Cassini und andern Mitgliedern der Akademie, man versah sie mit Instrumenten u. s. w." Es waren also gelehrte Missionare, welche man aussandte, und einflußreich für die Welt und die Wissenschaft war ihre Sendung. Dagegen ging man in neuerer Zeit bei dem Missionswesen nur allzu oft von dem Voltaire'schen Grundsatz aus, als ob Geist, Talent, Gelehrsamkeit sich nicht vertrage mit Religiosität, und bedeutende Summen wurden von solchen ihrem Principe nach widersprechenden (gleichsam Voltaire'schen) Missionsinstituten verschwendet, wodurch das Missionswesen in der öffentlichen Achtung sank, während seine wissenschaftliche Seite fast in gänzliche Vergessenheit gerieth. Glücklicher Weise kommt die wissenschaftliche Seite desselben wieder von Zeit zu Zeit auch in gelehrten Blättern zur Sprache; ja sie wird selbst von Missionsgesellschaften, die redlich ein bestimmtes Feld bearbeiten und namentlich auf den Orient wirken wollen, wieder ins Leben gerufen, wie wir schon nachgewiesen haben. Und allen Reisenden, welche die Gegenden besuchen, von denen die erste menschliche Cultur ausging, stellt sich das wissenschaftliche Bedürfniß jener gegenwärtig in ein so trauriges, mit tausend Misverständnissen alterthümlicher Wissenschaft zusammenhängendes, Heidenthum versunkenen Länder in so lebendiger Klarheit vor Augen, daß Seetzen*) während seines Aufenthaltes in Aegypten eine ganze Abhandlung schrieb, um die Akademieen zur Begründung einer wissenschaftlichen Propaganda (wie er sich ausdrückt) aufzufordern, was er recht eigentlich als die Bestimmung der Akademieen betrachtet, wie sich solches denn auch streng historisch durch die Entstehungsgeschichte**) derselben nachweisen läßt.

Wenn aber in neuerer Zeit die Akademieen ihre Reisenden vorzüglich in der Absicht aussandten, um ihre zoologischen, botanischen und mineralogischen Sammlungen zu ver-

*) Ein für die Petersburger Akademie der Wissenschaften geschriebener Auszug aus dieser Abhandlung soll in einem Hefte der vorhin (S. 54) angekündigten speciell auf den Verein zur Verbreitung von Naturkenntniß und höherer Wahrheit sich beziehenden Zeitschrift mitgetheilt werden.

**) Auch hiervon mehr in derselben Zeitschrift.

Digitized by Google

mehren: so ist zu erinnern, daß solches in Indien, wo freilich noch Vieles zu finden wäre, den gelehrten Sammlern nicht leicht gelingen wird bei der gegenwärtigen Lage der Verhältnisse. Gerade dieser Umstand hat den Tod des Naturforschers herbeigeführt, aus dessen Leben vorhin einige Bruchstücke mitgetheilt wurden; denn er würde wahrscheinlich noch unter uns sein, wenn er, wie sein erster Wunsch war, nach Indien hätte reisen können zu einem Volke, das den aus älterer Zeit stammenden guten Ruf der Zugänglichkeit und Milde auch in neuerer Zeit sich noch erhalten hat. Da derselbe seine zoologischen Studien vorzüglich auf die der Pflanzenwelt näher stehenden Thiere richtete: so würde ihm für sein Studium der Zoophyten Ostindien eine reiche Ausbeute dargeboten haben. Er schrieb in dieser Beziehung (was hier anzuführen ganz an seiner Stelle) in einer Eingabe vom 19. Sept. 1819 an ein Hohes Königliches Ministerium Folgendes:

„Am zweckmäßigsten scheint für meinen Plan eine Reise nach Ostindien. Denn mehr als ein Drittel der bis jetzt bekannten Zoophyten lebt im indischen Meere, und namentlich der größere Theil derjenigen, welche anatomisch und physiologisch noch gänzlich unbekannt sind. Hierzu kommt, daß für Zoologie überhaupt und für Botanik eine reiche Ausbeute zu hoffen wäre und zugleich Gelegenheit sich darböte, unvollständig bekannten Gewächsen nachzuforschen, von welchen Rinde, Wurzel oder andere Theile im Handel vorkommen. Leider stehen diesem Plane große Hindernisse im Wege: die ostindische Compagnie erschwert möglichst das Reisen in ihren Besitzungen, und streng ist es den Schiffern verboten, ohne ausdrückliche Erlaubniß Reisende mitzunehmen. Es möchten daher mehre Monate verfließen, ehe es durch die englische Regierung gelingt von der ostindischen Compagnie Erlaubniß und Empfehlungen zu erhalten. Da ferner nur zu bestimmter Jahreszeit die Schiffe nach Ostindien abgehen, so könnte leicht eine Zögerung von ein bis zwei Jahren entstehen. Nicht minder bedenklich ist die Schwierigkeit der Sendungen nach Europa. Aerzten, Chirurgen und andern Officianten der Compagnie wird es sehr zur Empfehlung gerechnet, wenn sie naturhistorische Gegenstände überschicken, theils für die Sammlung des ostindischen Hauses, theils als Geschenke für einzelne Mitglieder der Compagnie. Nach allen Nachrichten, welche ich in London erhielt, würde auf Unterstützung von Seiten der Officianten wenig zu rechnen sein, und kaum auf gewissenhafte Ueberlieferung der ihnen anver-

trauten naturhistorischen Gegenstände. Ueberdies möchte eine Reise nach Ostindien, welche vier bis fünf Jahre dauern würde, sehr theuer werden u. s. w."

Unter diesen Umständen sollten die Akademien am wenigsten vergessen, was wir den ostindischen Missionaren auch in wissenschaftlicher Hinsicht verdanken. Denn bei einem längern Aufenthalte kann möglich werden, was unerreichbar ist während einer kürzern blos auf naturhistorische Sammlungen und Beobachtungen gestellten Reise; und weit ausgedehnter ist der Wirkungskreis einer wissenschaftlichen Pflanzschule, als der eines einzelnen Reisenden. In der That, die erste Kunde von der noch jetzt nur theilweise bekannten indischen Astronomie verdanken wir den Nachforschungen älterer wissenschaftlicher Missionare. Dieselben waren es auch, welche den so schweren Zugang zu der lange Zeit verborgen gehaltenen Sanscritliteratur eröffneten, die in neuerer Zeit mit Recht die Aufmerksamkeit des gebildeten Europa's erregt und zur Stiftung von Professuren für Sanscrit die Veranlassung gegeben hat. Und schon darum verdient die wissenschaftliche Seite des Missionswesens alle Aufmerksamkeit unserer gelehrten Akademieen.

Und so wollen wir denn das bisher Besprochene getrost mit Worten der Hoffnung schließen. Denn wir sprechen von etwas, das höchstens scheintodt gemacht werden kann, aber immer wieder neu aufleben wird, wie wir eben daraus recht deutlich sehen, daß bei allen dem, was neuerdings durch den Verein zur Verbreitung von Naturkenntniß und höherer Wahrheit zur Sprache gebracht wurde, es sich eigentlich blos von Wiederbelebung handelt alter Leibnitz'ischer schon ins Leben eingeführter, aber daraus für einige Zeit wieder verdrängter Ideen.

Zwei Wünsche in religiöser Hinsicht treten in den Werken jenes ausgezeichneten Geistes vorzüglich hervor. Der eine Wunsch war, daß die beiden sich nahe stehenden, aber damals noch das Anathema von den Kanzeln gegen einander aussprechenden Kirchen, die reformirte und die lutherische, sich zu einer einzigen evangelischen vereinigen möchten. Der zweite Wunsch war die Vereinigung wo möglich aller christlichen Kirchen im Missionswesen, durch Vermittelung wissenschaftlicher in ihren Mitgliedern alle diese Kirchen vereinigender Akademieen, denen die Verbreitung demonstrativer, jede höhere Belehrung vorbereitender Wissenschaft, oder, wie Leibnitz sich ausdrückt, Verbreitung des Glaubens durch Wissenschaft zu übertragen sei. In Beziehung auf diese beiden

Digitized by Google

Wünsche war die Hoffnung jenes geistvollen und religiösen Philosophen vorzüglich auf Preußens erleuchtete Beherrscher gerichtet. Wir haben gesehen, daß Preußens erster König jene Verbreitung des Glaubens durch Wissenschaft, dem Leibnitz'ischen Antrage gemäß, seiner neugestifteten Akademie zum Gesetze machte. Aber bei weitem schwieriger schien damals die Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche. Erst nach einem Jahrhunderte sollt' es gelingen diese Aufgabe zu lösen. Und obwol alle Gemüther vorbereitet waren, so erfoderte die Lösung dieser Aufgabe doch noch große Ausdauer eines wohlwollenden Königes, dessen religiöser Sinn sich in einem bedeutungsvollen Leben so vielfach bewährt hatte, daß ihm von dieser Seite nur das vollkommenste Vertrauen entgegenkommen konnte. War nun unsern Zeiten die Ausführung eines Leibnitz'ischen Wunsches vorbehalten, den er selbst zu seinen Zeiten für unerreichbar hielt, warum sollten wir es an Geduld, an Ausdauer, warum aber auch an Hoffnung fehlen lassen, wo es sich von Erreichung jenes zweiten Leibnitz'ischen Wunsches handelt, zu dessen Ausführung schon vor hundert Jahren ein so wichtiger Schritt geschehen war durch ein für die Berliner Akademie förmlich gegebenes Gesetz und durch Begründung einer eigenthümlichen akademischen Classe für orientalische Wissenschaft und Mission. Jedoch es ist hier nicht von einer, sondern von allen Akademieen die Rede, an welche sämmtlich auch der vorhin erwähnte Aufruf Seetzen's von Aegypten aus erging. Und gewiß auf alle Akademieen kann unsere Hoffnung gestellt sein, bei denen noch der Name eines Leibnitz und noch mehr das seiner Ansicht von Akademieen zu Grunde liegende Princip etwas gilt. Oder sollen wir glauben, wie man in neuerer Zeit laut in Ständeversammlungen es aussprechen hörte, daß die Akademieen sich überlebt und für die gegenwärtige Zeit als bedeutungslose, lediglich auf ein Spiel der Eitelkeit berechnete, Institute zu betrachten seien? Gerade dem hier besprochenen Leibnitz'ischen Plane gemäß erscheinen sie als Anstalten für die Menschheit, welche sich nie überleben können, bestimmt vielmehr, immer weiter und weiter ihren Wirkungskreis auszudehnen in fremde Länder, wo sie vorzugsweise (nicht da, wo es ohnehin nicht fehlt am literarischen Verkehr) ihre Correspondenten zu suchen, wo sie wissenschaftliche, zugleich der Verbreitung religiöser Bildung förderliche, Pflanzschulen, gleichsam geistige Colonien, zu begründen haben, woran dann am Ende wol auch für andere wichtige Staatszwecke bedeutsame Colonieen sich anschließen mögen. Dies ist die großartige von Leibnitz auf-

Digitized by Google

gefaßte Idee der Akademieen; und getrost dürfen wir auf frühere oder spätere Ausführung jenes Leibnitz'ischen Planes rechnen. Die Akademie des größten europäischen Reiches, die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu St.-Petersburg, hat, wie schon hervorgehoben wurde, dazu den Anfang gemacht. Andere Akademieen werden nachfolgen, früher oder später. Die Wahrheit ist es, die am Ende von selbst durchdringt und sich Bahn macht, und welche sogar durch ihre Gegner oder Verächter blos gefördert werden kann, indem sie, wenn auch hier und da für einige Zeit unterdrückt, stets von Neuem in noch höherem Glanze wieder aufstrahlt. Blos auszusprechen die Wahrheit und nicht müde zu werden, darauf allein kommt es an; und darin allein bestehe gleichsam die Grabrede am Leichenhügel jenes Erschlagenen, von dessen Leben in diesen Blättern die Rede war.

Beilage.

Ueber die gegenwärtigen äußern Hülfsmittel des Vereins zur Verbreitung von Naturkenntniß und höherer Wahrheit.

Es ist hier ein schicklicher Platz zur Anreihung einer Beilage, um genauer zu bezeichnen, was vorhin, S. 53, über die äußern Hülfsmittel des Vereins zur Verbreitung von Naturkenntniß und höherer Wahrheit gesagt wurde und zugleich den Dank auszusprechen gegen einen Mann, der mit wahrem thätigen Wohlwollen sich für die Angelegenheiten dieses Vereins interessirte und der nun nicht mehr unter uns ist. Das Gedächtniß des durch redlichen wohlwollenden Eifer ausgezeichneten vormaligen Verwalters der ostindischen Missionscasse bei den Franck'ischen Stiftungen in Halle, des zu Anfang des Jahres 1829 verewigten achtungswerthen Inspectors Borgold soll hier dankbar erneuert werden, weil derselbe sich mit Genehmigung der Herrn Directoren der Franck'ischen Stiftungen, trotz vielfacher anderer Amtsgeschäfte, der Verwaltung der Casse dieses Vereins mehre Jahre hindurch, durchaus ohne alle Entschädigung für seine Mühe, die er nie würde angenommen haben, eben so sorgfältig als freundlich unterzog. Eben damit hing es zusammen, daß es gestattet war für den Verein zur Verbreitung von Naturkenntniß und höherer Wahrheit Beiträge auch unter der Nebenaufschrift einzusenden: „abzugeben in der Canstein'ischen Bibelanstalt zu Halle", deren Verwalter jener brave Inspector Borgold war.

Uebrigens wurde allerdings diese Adresse höchst selten benutzt,

Digitized by Google

indem fast alle Beiträge für diesen Verein unmittelbar an den Stifter desselben eingesandt wurden, der sie alsdann, sobald eine Anzahl von Beiträgen eingegangen war, dem ebengenannten achtungswerthen Verwalter der ostindischen Missionscasse einhändigte, welcher darüber eine besondere Rechnung führte. Ausdrücklich war es aber im §. 16. der Statuten jenes zunächst auf Ostindien sich beziehenden Vereins ausgesprochen, daß eine Verwaltung der für denselben einkommenden Gelder, „wenigstens für die ersten Jahre, die Franck'ischen Stiftungen zu übernehmen sich bereit erklärt haben".

Nach dem Tode des verewigten Vorgold wurde daher die Casse dieses Vereins (deren Führung freilich nach und nach beschwerlicher wurde, weil sie schneller herangewachsen als anfänglich zu vermuthen war) an den Stifter desselben zurückgegeben. Und somit blieb also auch nicht die leiseste Spur mehr übrig jener ursprünglich beabsichtigten, den, von Sr. Majestät dem Könige allergnädigst bestätigten, Statuten entsprechenden Verbindung dieses Vereins mit der bei den Franck'ischen Stiftungen bestehenden ostindischen Missionsanstalt.

Während aber der überraschende, durch traurige Nebenumstände besonders ergreifend gewordene Tod eines als Opfer seiner Wissenschaft gefallenen Naturforschers, wie es scheint, allein es war, welcher die erste freundliche Aufnahme einer Idee verschaffen konnte, die hierbei (wie vorhin S. 49 dargelegt wurde) gleichsam von selbst unwiderstehlich sich aufdrang: so dürfen wir nun, nachdem gegenwärtig sich zeigt, daß ganz dieselbe Idee schon von Leibnitz aufgefaßt war und in demselben Staat und in derselben Periode, wo eine ostindische Missionsanstalt durch Francke begründet wurde, höhere Sanction erhalten hatte — so dürfen wir, sage ich, unter solchen Umständen wol mit einiger Zuversicht hoffen, es werde gegenwärtig die Zeit gekommen sein, wo jener im Jahre 1821 entworfene und im folgenden Jahre von Sr. Majestät dem Könige bestätigte Plan der „nahen Verbindung" (S. 52) jenes Vereins mit der bei den Franck'ischen Stiftungen bestehenden ostindischen Missionsanstalt endlich zur Ausführung gelangen kann. Eine bloße Verbindung, der Cassenverwaltung nach (wenn sich auch bei den Franck'ischen Stiftungen wieder ein Mann finden sollte, wie der verewigte Vorgold, der Geneigtheit und Zeit hätte sie zu übernehmen) würde dennoch bedeutungslos, ja durchaus zweckwidrig sein, wenn nicht zugleich die weit wichtigere Verbindung eines freundlichen gemeinsamen Zusammenwirkens zu ostindischen Missionszwecken endlich wenigstens so weit erreicht werden kann, daß darauf sich beziehende regelmäßige Berathungen Statt finden. Denn ein Zusammenwirken nicht für Cassenverwaltung und Geldangelegenheiten, sondern für höhere Zwecke ist hier gemeint, namentlich zur Beförderung eines Zweckes, der nach vieljährigen unangenehmen Erfahrungen den verewigten Directoren der Franck'ischen Stiftungen um so mehr am Herzen lag, je weniger seine Erreichung in der letzten Reihe von Jahren zu ihrer Zufriedenheit gelingen wollte; ich

meine die Ausbildung für Indien geeigneter Missionare, der gegenwärtigen Lage der Verhältnisse in Indien gemäß.*) Als einen Hülfsverein für die Hallische ostindische Mission hatte sich gerade in dieser Beziehung ursprünglich jener Verein angekündiget, als solcher hatte er die Allerhöchste Bestätigung erhalten; aber die Möglichkeit jeder Hülfleistung beruht auf der Annahme der S. 63—65 bezeichneten vier Hauptgrundsätze oder ähnlicher in gemeinsamer Berathung vielleicht aufzufindender noch zweckmäßigerer. Unter den vorläufig wenigstens ausgesprochenen scheint aber der vierte auf öffentliche genaue Darlegung der vorhandenen Hülfsmittel sich beziehende wol der wichtigste von allen. Denn es ist nicht möglich, auch nur ein gehörig motivirtes Urtheil auszusprechen, wenn man nicht genau mit den vorhandenen Hülfsmitteln bekannt ist. Oeffentlichkeit aber liegt ohnehin im Geist unserer Zeit und ist sogar bei Missionsangelegenheiten recht eigentlich dem evangelischen Sinne gemäß.**) Denn wenn die römische Propaganda, vielleicht aus Gründen, welche wahrscheinlich auf eine immer neue Anregung zu Beiträgen der Wohlthätigkeit***) hinauslaufen, es zweckmäßig finden mochte, die wirklich schon vorhandenen Hülfsmittel nicht so ganz genau in offener Darlegung zur Kenntniß des Publicums gelangen zu lassen: so möchten diese Gründe wol schwerlich Anwendung finden auf unsere evangelischen Missionsanstalten, welche (im Vorbeigehen sei es gesagt) nach der Kirchenreformation zuerst unter dem thätigsten Einfluß entstanden eines die Oeffentlichkeit sehr liebenden Mannes, des berühmten Robert Boyle, eines eben so eifrigen Bibelfreundes als Naturforschers; eines Boyle, dem vorzugsweise die Königliche Societät in

---

*) Im neuesten von den Franck'ischen Stiftungen ausgegebenen Missionsberichte wird S. 294 als Aeußerung einer auf Ostindien sich beziehenden englischen Missionsanstalt ausdrücklich hervorgehoben, „daß die Freunde der Missionssache ihr keinen größern Dienst erweisen können, als durch die Empfehlung würdiger und geschickter Missionscandidaten". Aber Candidaten für höhere Lehranstalten, nicht bloße Katecheten sind gemeint, welche besser im Lande selbst gebildet werden, wovon schon in der Note zu S. 61 u. 64 die Rede war.

**) In unserm Falle wird diese Oeffentlichkeit sogar nothwendig zur Widerlegung von Uebertreibungen, da bei Gelegenheit der neuern nur allzubekannten Streitigkeiten über den Hallischen Rationalismus in einem sehr gelesenen Zeitungsblatte sogar „von mehren hunderttausend Thalern Missionsfonds" gesprochen wird, welche den Directoren der Franck'ischen Stiftungen zu Gebote stehen sollen, ohne daß der Staat oder das Publicum bisher davon irgend eine nähere Kenntniß hatte.

***) Eine lateinisch redende Kirche kann leicht durch das zur Bezeichnung christlicher Liebe gewöhnliche Wort caritas, was gleichbedeutend mit dem französischen charité genommen wird, verleitet werden, in der Armuth schon darum gewissermaßen etwas verdienstliches zu suchen, weil sie zum Almosengeben anregt; während doch die wahre christliche Liebe mehr in Verstopfung der Quellen der Armuth besteht.

Digitized by Google

London ihre Entstehung verdankt, so daß man also sagen kann, daß auch bei Begründung dieser berühmten Societät eine Berücksichtigung von Missionszwecken im Geiste wenigstens ihrer Stifter lag. Und dieser Geist hat sich auch in neuerer Zeit nicht unbezeugt gelassen. Denn erwägen wir, daß gleichsam als Tochter jener Londner Societät die asiatische in Calcutta zu betrachten ist: so werden wir jener erstern eben darum einen bedeutenden Einfluß auf das ostindische Missionswesen zugestehn müssen. Denn unstreitig sind gerade durch diese asiatische wissenschaftliche Societät jene neuern bessern Grundsätze bei dem ostindischen Missionswesen angeregt worden, wovon vorhin S. 61 die Rede war und von denen in allen neuern englischen Missionsberichten mit Achtung und Anerkennung ihres hohen Werthes gesprochen wird.

Es ist gewiß nicht zu zweifeln, daß Alles, was hier im wissenschaftlichen, die Oeffentlichkeit liebenden, Geiste wohlmeinend zur Sprache gebracht wurde, eine gute Aufnahme finden werde bei dem gegenwärtigen achtungswerthen Directorium der Franck'ischen Stiftungen, das sich, wie gleichfalls schon S. 67 erwähnt wurde, zu einer freundlichen Berathung über die Art, wie der Verein zur Verbreitung von Naturkenntniß und höherer Wahrheit mit der Hallischen ostindischen Missionsgesellschaft (seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß eng als Hülfsverein ihr verbunden) zusammenwirken könne, wirklich schon seit einigen Monaten bereit erklärt hat, sobald nämlich die jetzt bei der Direction jener Anstalt so gehäuften Geschäfte Zeit zu einer solchen (sei es auch fürs Erste nur vorläufigen) Berathung gestatten werden.

Wir gehen über zur Vorlegung der Jahresrechnung, um die Leser mit den bei unserm Vereine vorhandenen, wenn auch nur noch kleinen Hülfsmitteln vollständig und genau bekannt zu machen.

Gemäß der letzten im Vorworte zum 2. Bande des „Jahrbuches der Chemie und Physik" für 1828, S. VII und VIII mitgetheilten Rechnung war ein Cassenbestand vorhanden

1) An Documenten	750 Thlr.	—	Gr.
Nämlich			
a) Actie der rheinisch-westindischen Compagnie Nr. 1504 *) von .	500 „	—	„
b) in Preuß. Staatsschuldscheinen	250 „	—	„
2) Am baaren Gelde			
a) In Gold 25 Thlr. 16 g. Gr. od.	25 „	20	Sgr. Pr.
b) In Cour. 82 Thlr. 22 g. Gr. od.	82 „	27½	„ „

*) Mit dieser Handelsgesellschaft, die ihre Geschäfte nicht blos auf Westindien zu beschränken, sondern auch auf Ostindien auszudehnen beabsichtigte, schien es den Zwecken dieses Vereins nicht unangemessen in Verbindung zu treten, aus Gründen, welche umständlicher in einem bei der Versammlung der Naturforscher im Jahre 1825 zu Frankfurt am Main gehaltenen, diesen Verein betreffenden Vortrag entwickelt sind. Man findet diese Vorlesung owol in der „Isis", 1826, Bd. II, S. 122—132, als in der Zeitschrift „Hesperus", Jan. und Febr. 1826, Nr. 23, 24 und 28, 29 abgedruckt. Uebrigens schien es nach eingehol-

Vorzulegen ist nun

Ein Nachtrag zu der im Jahre 1828 noch vom verewigten Inspector Borgold geführten Rechnung.

Nr.		Nachtrag zur Einnahme im J. 1828.	Gold Thl.	Gold Gr.	Pr. Silbermünze. Thl.	Pr. Silbermünze. Gr.
		Zinsen der rhein. westind. Comp. von 500 Thlr. Cap. pr. 18$\frac{27}{28}$	—	—	20	—
		Zinsen von 250 Thlr. Staatsschuldsch. von Jan. bis Jul. 1828	—	—	5	—
92	8. Juni	Vom Herrn. Polizeisecretair J. Fr. Schneider in Görlitz 1 Ducat. . .	2	25		
94	23. Jul.	Von der an die Senkenbergischen Stiftungen zu Frankfurt am Main sich anschließenden naturforschenden Gesellschaft 6 Friedrichsd'or	30	—	—	—
			32	25	25	—
		Vorhin angeführter Cassenbestand .	25	20	82	27½
			58	15	107	27½
		Nach Abzug der Ausgabe für den Ankauf von Pr. Staatsschuldscheinen an Werth 100 Thlr. um . .	—	—	90	22½
		bleiben baar	58	15	17	5

---

ter Genehmigung eines Königl. Hohen Ministeriums um so unbedenklicher, diese Actie zu kaufen, da die vom Staate genehmigten Statuten dieser Handelsgesellschaft die Versicherung aussprachen, das Geschäft aufzugeben, sobald nicht mehr als $\frac{2}{3}$ des vorgeliehenen Capitals zurückgezahlt werden könne, folglich eigentlich blos 166$\frac{2}{3}$ Thaler an ein Unternehmen zu wagen waren, das als ein vaterländisches allgemeine Theilnahme erregte, und, wenn es gelang, obigem Vereine sehr nützlich werden konnte für seinen Zweck auf Ostindien zu wirken und von dort aus durch naturwissenschaftlichen Verkehr, den auch Leibnitz bei seinem Plane (s. S. 68) für wesentlich nothwendig hielt, Selbstständigkeit zu gewinnen. Ueberaus schnell ist es freilich so weit gekommen, daß diese Handelsgesellschaft, obwol sie allerdings auf die Nationalindustrie einen vortheilhaften Einfluß hatte, den dritten Theil ihres Vermögens verlor, indem sie selbst den gegenwärtigen Werth ihrer Actien nur zu 67½ Procent oder statt 500 Thlr. zu 337½ berechnet. Sie erfüllt aber auch ihr Versprechen der Aufgebung dieses Geschäftes nun in sofern, als sie das allzu sehr sogleich ausgedehnte Geschäft mehr zu concentriren verspricht. Und es würde doch ein gar zu trauriges Zeichen der Zeit sein, wenn ein Han-

Digitized by Google

Nr.		Einnahme im Jahr 1829 bis April 1830.	Gold		Pr. Silbermünze.	
			Thl.	Gr.	Thl.	Gr.
		Cassenbestand	58	15	17	5
		Zinsen von 350 Th. Staatsschuldscheinen vom Jul. bis Dez. 1828			7	—
		Zinsen von der Actie der rhl. westindischen Comp. vom Apr. $18\frac{28}{29}$			20	—
94.	28. Apr.	Von der Kaiserl. Russ. Akademie der Wissenschaften zu St.-Petersburg eine Anweisung auf 10 Duc.	28	10		
95.	6. Mai	Vom Herrn Polizeisecretär Schneider in Görlitz 1 Duc.	2	25		
		Zinsen von 350 Thlr. Staatsschuldscheinen vom Jan. bis Dez. 1829			14	—
96.	30. März 1830	Die medizin. Privatgesellschaft in Stralsund übersandte durch die Löffler'sche Buchhandlung 3 Friedr.d'or	15	—		
		Zinsen von der Actie der rheinisch-westind. Compagnie vom April $18\frac{29}{30}$			20	—
97.		Aus dem Ertrage des Jahrb. der Chemie u. Physik, das im Jahre 1828 noch als Zeitschrift dieses Vereins erschien *), wurden vom Prof. Schweigger wie gewöhnlich übergeben			50	—
			104	20	128	5

delsverein, für welchen die bedeutendsten deutschen Handelshäuser sich interessiren, und welchen selbst der Staat mit hohem Vertrauen ehrte und förderte, nicht auch endlich einmal in irgend einer Weise, nach so theuer erkauften Erfahrungen, auf eine Gewinn bringende Art seine Geschäfte sollte führen können. Getrost haben wir also obige nun ohnehin nicht zu verkaufende Actie mit Hoffnung besserer Zeiten (worauf unser Verein, der in anderer viel wesentlicherer Beziehung weit unangenehmere Erfahrungen zu machen hatte, ohnehin seiner Existenz nach gestellt ist) zu ihrem Nominalwerth angesetzt.

*) Da die Abbrechung dieser Zeitschrift in gewisser Beziehung nicht ohne Rückwirkung war auf den letzten Jahrgang 1828: so wird sich, was mit Beziehung auf diesen Jahrgang, als Ueberschuß des zum Theile noch rückständigen Ertrags, abgegeben werden kann, eigentlich erst nach der Leipziger Ostermesse 1830 gehörig beurtheilen lassen. Auch wird sich dann erst zeigen, in wie weit die Ausgabe besonderer Abdrücke der interessan-

Digitized by Google

Alle diese Beiträge stehn, aus Gründen, welche im Jahresberichte von 1825 und 1826 umständlich dargelegt wurden*), im J. 1836 wieder zur Disposition der Geber, wenn der Verein bis dahin (nach Ablauf eines halben Menschenalters von seiner Gründung an) noch nicht es so weit gebracht, wirksam ins Leben eintreten zu können. Eben deswegen wurden in der letzten Zeit auch blos Subscriptionen für den Fall gewünscht, daß diesem Vereine wenigstens bis zum Jahr 1836 eine ins Leben eingreifende Wirksamkeit gestattet sei. In dieser Beziehung subscribirte für 1836

Herr Richter, Inspector des Missionsseminars zu Barmen
a) in seinem Namen . . . . 25 Thlr Pr.
b) im Namen seines Herrn Bruders, gleichfalls Lehrers an diesem Missionsseminar . . . 25 " "
Herr Pastor Sander in Wichlinghausen, das zu Barmen gehört . . . . 25 " "

Allen Subscribenten zu einem Stiftungscapitale wurde im letzten Jahresberichte**) das Recht zugestanden, die Jahrgänge der Zeitschrift dieses Vereins von 1825 — 1827 um die Hälfte des Preises zu beziehen, sei es für sich, oder einen an den Fortschritten der Naturwissenschaft (denn vom „Jahrbuche der Chemie und Physik" ist die Rede) theilnehmenden Freund. Dasselbe Anerbieten kann gegenwärtig auf den Jahrgang 1828 derselben Zeitschrift, jedoch, anderer Verhältnisse wegen, vorläufig blos bis zum Schlusse des laufenden Jahres 1830 ausgedehnt werden. — Und da der eben genannte Herr Inspector des Missionsseminars zu Barmen selbst zum Zwecke dieses Seminars Gebrauch von dieser Zeitschrift machen zu können glaubte: so wollen wir nun ein neues Anerbieten für alle Missionsanstalten beifügen. Es soll nämlich jeder, ein geschlossenes mit besonderm Titel versehenes Ganze bildende, Jahrgang desselben Jahrbuches der Chemie und Physik von 1825 — 1827 den Missionsanstalten unentgeldlich (während jeder, drei Bände mit Kupfern umfassende, Jahrgang 8 Thaler im Ladenpreise kostet) zur Versendung an solche Missionsplätze überlassen werden, wo sich in der Naturwissenschaft unterrichtete, der deutschen Sprache kundige Missionare befinden. Namentlich ent-

---

ten von Nöggerath in diesem Jahrbuche (1828, Bd. II.) publicirten Abhandlung über das im Februar 1828 in den Rheingegenden und den Niederlanden verspürte Erdbeben, Gewinn bringend war für die Casse des Vereins, zu deren Besten diese besondern Abdrücke veranstaltet wurden. Diese, sowie eine andere in der Note zum letzten Jahresbericht S. 8 erwähnte Berechnung ist späterhin nachzutragen. Uebrigens ist der Ertrag dieser Zeitschrift für die Casse des Vereins etwas höher anzuschlagen, als er jährlich angesetzt wurde, da auch alle andern, z. B. durch den brieflichen Verkehr herbeigeführten, Ausgaben für die Zwecke dieses Vereins gleichfalls stets auf Rechnung dieser zur Beförderung desselben herausgegebenen Zeitschrift bestritten wurden.

*) Jahrb. der Chemie und Physik, 1826, Bd. III., S. 513 – 516.

**) Jahrb. d. Ch. u. Phys., 1828, Bd. II., Vorrede, S. 12.

Digitized by Google

hält der Jahrgang 1826 zwei Abhandlungen, die sich auf Entstehung des Heidenthums aus mißverstandener vorhistorischer Naturwissenschaft*) beziehen, nebst manchen andern die wissenschaftliche Seite des Missionswesens betreffenden Mittheilungen. Uebrigens stehen sogleich alle drei, 9 Bände umfassende, Jahrgänge unentgeldlich zu demselben Zwecke zu Diensten und zwar, sofern sie sollten benutzt werden können, in mehrern Exemplaren, wenn vielleicht schon an mehrern Missionsplätzen der Naturwissenschaft kundige Missionare sich befinden. Wenn man, wie S. 63 erwähnt wurde, schon im Jahr 1711 an die unter Francke's Mitwirkung in Tranquebar begründete Missionsanstalt mathematische Instrumente sandte: so werden dabei auch mathematische und naturwissenschaftliche Schriften nicht gefehlt haben. Vielleicht gelingt es also unserm Vereine, durch das eben gemachte Anerbieten, den Missionsanstalten einigermaßen wenigstens nützlich zu werden.

Ueberblick.

Unser Verein besitzt außer den bedingsweise für das Jahr 1836 gemachten Unterzeichnungen zu einem Stiftungscapitale, deren Vermehrung vorzugsweise gewünscht wird:

1) An Documenten:

Früher vorhandene	850 Thlr. Pr.
Neu erkaufte	200 = =
	1050 Thlr. Pr.

*) Die ältern gelehrten Arbeiten über vorhistorische Astronomie haben durch Jomard's, von Messungen ägyptischer Pyramiden ausgehende, höchst beachtungswerthe Untersuchungen über die auf vorhistorische Erdgradmessungen sich beziehenden Maaße der Alten (mitgetheilt im 7. Bande der Description de l'Égypte) eine bedeutende Stütze erhalten. Dagegen erscheint die leidige Absprecherei, welche aus der Vorwelt nichts will gelten lassen als Steine und Versteinerungen, lediglich als ein Ausdruck eitler Selbstgenügsamkeit. Gleichsam um diese Absprecherei zu beschämen, haben sich die Materialien für obigen mit Beziehung auf das Missionswesen höchst wichtigen Gegenstand in der letzten Zeit in dem Grade vermehrt, daß eine vorzugsweise diesem Gegenstande gewidmete Zeitschrift begonnen werden kann, welche zugleich jenen Leibnitz'ischen in den vorhergehenden Blättern zur Sprache gebrachten Missionsplan mehr hervorzuheben bestimmt ist. Wenn daher Einige riethen, von jenem Leibnitzischen Missionsplane zu schweigen, wie man ja auch nicht mehr rede von Leibnitz'ischen Monaden — (gegen welche jedoch unsere Atomisten gar nicht Ursache haben vornehm zu thun): — so soll vielmehr im Sprechen für diese nicht blos scheinbar (wie so Manches, was von den Freunden der Mikrologie hoch gepriesen wird) sondern wahrhaft wissenschaftliche und eben so wahrhaft religiöse Angelegenheit die Stimme stufenweise verstärkt werden, zu welchem Zwecke die so eben angekündigte neue Zeitschrift ganz gut geeignet sein wird.

2) Am baaren Cassenbestande:	Gold		Pr. Silbermünze.	
	Thlr.	Gr.	Thlr.	Gr.
Vorhanden waren	104	20	128	5
Nach Verwechselung von 12 Friedrichsd'or und 14 Ducaten	99	20		
in Silbermünze zu			112	2
blieben	5		240	7
Nach Abzug der Ausgabe für die so eben erwähnten neu erkauften Documente (Preuß. Staatsschuldscheine von 200 Th. zu 203 Thlr. nebst den am ersten Jul. wieder zu erhebenden Zinsen vom Januar an) um			205	15
bleiben	5*)		34	22

Es wird nicht abzuleugnen seyn, daß dieser am Grabe eines Naturforschers, der ein Opfer seiner Wissenschaft wurde, im Leibnitz'ischen Sinne gestiftete wissenschaftliche Missionsverein in kürzerer Zeit, als bei seiner isolirten Stellung (die ihn jeder andern Wirksamkeit beraubte, als der zu reden von vergessenen Dingen) man erwarten mochte, mehr äußere Hülfsmittel erhalten hat, als wol diejenigen für möglich gehalten hätten, die nichts hier sahen, oder sehen wollten, als wenn auch gut gemeinte, doch unausführbare, wol ihrer Gegenwirkung, aber nicht ihrer Erwägung werthe Ideen. Um so höher aber sind diese ersten durch sehr achtbare Unterstützung gewonnenen 1000 Thaler ihrem innern Werthe nach anzuschlagen, da manche selbst von Wohlhabenden gemachte, aber, unter den gegebenen Verhältnissen, allzu aufopfernd scheinende Anerbietungen abgelehnt wurden, obwol sie für diesen Verein als gute Zeichen den größten Werth hatten und den Stifter desselben, zum Theil als Beweise der Liebe einiger seiner ehemaligen Zuhörer und fortwährenden Freunde, zu besonderem Danke verpflichteten und ihm theuer bleiben werden in der Erinnerung.

*) So eben während des Druckes dieser Blätter gehen wieder 3 Friedrichsd'or ein für die Casse dieses Vereines, übersandt von der achtungswerthen medicinischen Privatgesellschaft in Stralsund, was mit gebührendem Danke sogleich hier noch in einer Note anzuzeigen.

Digitized by Google

Johann Heinrich Dombrowski,

General der Cavalerie, Senator Woiwode des Königreichs Polen, Ritter des weißen Adlerordens, Commandeur des königlich polnischen Militairkreuzes, Großkreuz der Ehrenlegion und der eisernen Krone u. s. w.

Von Karl Falkenstein.

Das Leben dieses zweiten Helden des Nationalaufstandes im Jahre 1794, dieses Veteranen aus der Zeit der Unabhängigkeit Polens, ist so genau verbunden mit allen Ereignissen, welche auf den Fall des Reiches die letzten Stralen der untergehenden Sonne seines Ruhmes warfen, daß es der Faden zu sein scheint, an den sich die Begebenheiten der neuesten Geschichte der uralten Heimath der Sarmaten reihen.

Der große Haufe alltäglicher Menschen verschwindet von der Erde wie der Nebel vor dem Glanze der Sonnenstralen. Bei denen aber, welche die Natur hervorheben wollte durch den Stempel der Geistesgröße, werden auch gewöhnliche Ereignisse des menschlichen Lebens durch Bedeutsamkeit ausgezeichnet.

General Dombrowski, dessen Geschlecht sich schon in den frühesten Zeiten des Alterthums in der Gegend von Krakau niederließ und seinem Namen durch manche Waffenthat Gewicht und Ansehen zu verschaffen wußte, wurde im Jahre 1765 in der alten Hauptstadt des Reiches, Krakau, geboren.

Von seinen ersten Jugendjahren, die schon darum bei jedem großen Manne nicht ohne Bedeutung sind, weil darin die Keime seiner künftigen Entwickelung liegen, weiß die Ge-

Digitized by Google

schichte wenig zu erzählen. Nur so viel konnte der Verf. dieses Aufsatzes von einem der vertrautesten und ältesten Freunde des Generals erfahren, daß er bei mäßigen Talenten in der Schule durch Fleiß zu ersetzen wußte, was manchem seiner Mitschüler durch die Kraft des hervorstechenden Genies in weit kürzerer Zeit gelungen war. In diesem anhaltenden Fleiße aber und in der rastlosen Ehrbegierde, wenn auch weniger von der Natur mit leichter Fassungsgabe ausgerüstet, dennoch keinem seiner Studiengenossen nachzustehen, lag wol die Festigkeit des Charakters begründet, der ihm in der Folge die Ausführung der schwierigsten Pläne zum Kinderspiel werden ließ. Das bescheidene Mistrauen in seine Kräfte verlieh ihm von der ersten Jugend an jene Umsicht und kluge Prüfung des Verstandes, die ihm selbst in spätern Jahren, in Augenblicken der Gefahr und der Bedrängniß nie eine übereilte That zu bereuen Veranlassung gab.

Auffallend und nebst ihm vielleicht nur wenigen Menschen eigenthümlich war die Gewohnheit, kein Brot zu essen, unter was für einer Gestalt und aus was für Bestandtheilen es auch immer zusammengesetzt sein mochte.

Unter allen Ergötzlichkeiten, denen sich die Jugend in ihrer unbefangenen Freude hingibt, war das bei der Knabenwelt so allgemein beliebte Soldatenspiel seine liebste Unterhaltung, wobei er, was nicht übergangen zu werden verdient, sich weniger an dem Commando als am Wachestehen und den dem gemeinen Manne zukommenden Functionen ergötzte, als hätte er sich recht eigentlich instinktmäßig durch das Gehorchen zum Befehlen vorbereiten wollen.

Der einsichtsvolle Vater, der schon eine Reihe von Jahren als Generalmajor in kurfürstlich sächsischen Diensten stand, ließ dem Sohne ganz freie Hand bei der Wahl seines künftigen Berufs. Noch hatte dieser das vierzehnte Jahr nicht vollendet, so entschied er sich mit besonderer Vorliebe für den Militairstand und trat als Junker in die sächsische Armee. Denn als Rußland, welches in der Aufhebung der besten polnischen Regimenter und in der Schwächung der Nationalkriegsmacht das sicherste Mittel zur Unterjochung Polens gefunden zu haben glaubte, den Militairetat auf 16,000 Mann herabsetzte, waren die jungen Polen genöthigt, das Kriegshandwerk außerhalb der Grenzen ihres Vaterlandes zu erlernen.

Der junge Dombrowski begann daher seine kriegerische Laufbahn in der Armee des Kurfürsten von Sachsen, in welcher sein Vater einst als General gestanden hatte. Hier

Digitized by Google

diente er vom Jahre 1788—91 mit solcher Auszeichnung, daß ihn der edle Friedrich August bald zu seinem Generaladjutanten ernannte.

In jener denkwürdigen Zeit aber, als das unglückliche Polen, um sich aus seiner Erniedrigung emporzuarbeiten, die zerstreuten Söhne des Vaterlandes zu seiner Vertheidigung herbeirief, eilte unter den Ersten Dombrowski dem heimischen Boden zu und trat als Vicebrigadier in Madalinski's berühmte Brigade der Nationalcavalerie. Schon an dem Feldzuge des Jahres 1792 nahm er lebendigen Antheil; doch die Morgenröthe der Wiedergeburt Polens ward bald durch düstere Wolken des Unglücks getrübt. Aber ein Volk, das die Hoheit seiner Bestimmung zu erfassen und zu begreifen vermochte, konnte nicht ruhmlos fallen, konnte nicht wie ein Schattenbild spurlos untergehen. Wie auch die Lage der Dinge durch die selbstsüchtigen heimlichen Plane der benachbarten Cabinete immer mehr und mehr tragisch zu werden anfing, der Nationalmuth war, wenn auch geschwächt, noch nicht gesunken. Auf die betrübende Epoche des Constitutionsreichstags folgte die glänzende Epoche Kosciuszko's, an welche Dombrowski's Name sich unzertrennlich knüpft.

Schon an dem Feldzuge von 1792 hatte er kräftigen Antheil genommen. Doch war es erst das Jahr 1794, wo er während des Befreiungskrieges die Augen seiner dankbaren Waffengefährten aufsichzuziehen Gelegenheit und, seinen Namen in dem Buche der Geschichte auf immerdar einzugraben, von dem Schicksal die Vergünstigung hatte.

Zum Generalmajor ernannt, übernahm er den Befehl über den linken Flügel der Schlachtlinie bei Warschau, und bei der Belagerung der Hauptstadt wußte er durch Tapferkeit und kluges Benehmen zugleich über die Feinde des Vaterlandes und über die Verleumdungen des Neides zu siegen. Man kann den 2. Juli als den Tag ansehen, an dem die Belagerung von Warschau ihren Anfang nahm. Die größte Hälfte dieses Monats verstrich jedoch, ohne daß von der einen noch der andern Seite ein bedeutendes Unternehmen stattgefunden hätte. Das kleine Gefecht bei Blonie zwischen den beiderseitigen Vorposten, wobei jede Partei sich den Sieg zuschrieb, kann nicht in Betrachtung kommen. Die Polen bildeten einen ungeheuern Halbcirkel vor Warschau. Ihrem linken Flügel gegenüber standen die Russen, und vor

Digitized by Google

Wola und Mariemont die Preußen, deren Centrum der König Friedrich Wilhelm II. in eigner Person commandirte

Am 27. Juli wagte der Feind den ersten Angriff. Preußische Husaren umzingelten das Dorf Wola, überrumpelten die Vorposten und drängten die darin befindlichen Jäger zurück. Dagegen schlugen aber die Batterien des Generals Zajonczek den Sturm der preußischen Infanterie mit glücklichem Erfolg ab. Der 28. Juli verstrich unter einer gegenseitigen, aber unwirksamen Kanonade. Den 31. fing Friedrich Wilhelm an, die Polen von 4 Uhr des Morgens bis 11 Uhr des Mittags mit Bomben und Granaten zu beschießen, die aber meistentheils in der Luft zerplatzten. Nun zündete Zajonczek's Artillerie das Dorf Wola an und trieb so den Feind aus seinem Posten. Dieser schlich sich heimlich in das Dorf Szczensliwice und setzte sich darin fest. Die Polen ließen sie einige Tage in dem ruhigen Besitz desselben. Endlich aber befahl der Oberbefehlshaber, diesen Zufluchtsort mit glühenden Kugeln zu beschießen, welche so gut gerichtet waren, daß das Dorf im Augenblick in Flammen stand und sich die Preußen in größter Unordnung daraus zurückziehen mußten.

Während dieser Kanonade setzte sich die feindliche Cavalerie gegen den rechten Flügel der Polen in Bewegung. Sobald aber die Pinski'sche Brigade aufbrach und die Batterien des Generallieutenants Mokranowski zu spielen anfingen, zog sich der Feind zurück.

Die Russen waren unterdessen auch nicht ruhig gelassen worden. Der General Dombrowski, der bei Czerniakow commandirte, griff sie am 2. Aug. sowol in der Fronte als von der Flanke an und eroberte Augustow und die Zawadzki'sche Kempe. Er vertrieb den Feind bis hinter Willanow, zog sich aber wieder nach Augustow zurück, wo er eine ansehnliche Beute von Lebensmitteln machte.

Den 16. griff er sie abermals an, und zwar mit gleichem Erfolg. Der 28. Aug., an welchem Dombrowski die auf dem rechten Flügel verloren gegangene Stellung bei den schwedischen Schanzen wiedernahm, sich bei Pawonzki mit Ruhm bedeckte und so die bedrohte Sicherheit Warschaus herstellte, jener Tag eröffnete gewissermaßen eine Reihe glänzender Waffenthaten, welche die Hoffnung des Vaterlandes und die Nationalehre der polnischen Truppen neu begründeten. Kosciuszko belohnte diesen wichtigen Dienst mit einem eigenhändigen Belobungsschreiben und überreichte dem Helden im Namen des Vaterlandes einen Ring mit dem darauf

Digitized by Google

eingegrabenen Datum und der Inschrift: „La patrie à son défenseur!“ *)

Als endlich auch in Großpolen der General Mnienski, Castellan des Palatinats von Cujavien, den Aufstand des Volkes bewirkt und die Beihülfe der Edlern in Anregung gebracht hatte, sodaß der König von Preußen sich veranlaßt sah, die Belagerung von Warschau aufzuheben, erhielt Dombrowski von dem Oberbefehlshaber der vereinten Macht die Weisung, nach Preußen vorzudringen und die Bemühungen der redlichen Kämpfer an der Grenze zu unterstützen.

Am 13. Sept. 1794 setzte er mit seinem in 3 Colonnen abgetheilten Corps über die Bzura, griff die Preußen auf verschiedenen Punkten in der Flanke an, machte einen großen Theil derselben zu Gefangenen, nahm ihnen mehre Magazine nebst Proviant- und Munitionswagen und eine Casse von 60,000 polnischen Fl. weg und stieß endlich mit Beute beladen zu dem Schlachthaufen des Generals Madalinski. Nach der Besetzung von Gnesen durch polnische Truppen drang Dombrowski unerschrocken vorwärts, jedoch mit abwechselndem Glücke. Plötzlich wurde er ganz wider sein Vermuthen von dem Obersten Szekuli bei Labyszyn angegriffen; aber trotz dieses Ueberfalls verließ er als Sieger die Wahlstatt.

Hierauf besetzte er Lukna, wo man ein großes Proviantmagazin, reichliche Vorräthe von Salz, Eisen und Tuch gefunden hatte, und nahm den Preußen auf der Weichsel mehre Barken weg, welche mit Munition aller Art beladen waren. Diesen Streifzug aber beendigte er mit der glänzenden Einnahme der Stadt Bromberg, hinter deren Mauern und Gräben sich der Parteigänger Szekuli verschanzt hatte, wo derselbe auch 3 Tage darauf an den Folgen seiner erhaltenen Wunden starb.

Der Zug nach Großpolen zur Unterstützung des Aufstandes in dieser Provinz ist eine von jenen kriegerischen Unternehmungen, in denen das Genie und die taktische Bildung des Feldherrn ihre Ueberlegenheit über Zahl und Tapferkeit bewähren. Kosciuszko vertraute das Gelingen jener Unternehmung Dombrowski an, und der glänzende, jede Erwartung übertreffende Erfolg rechtfertigte die kluge Wahl und

*) Dieser Ring, den der General bis zu seinem Tode nie wieder vom Finger zog, befindet sich gegenwärtig in der ausgezeichneten Sammlung von Waffen und polnischen Alterthümern aller Art, welche die kunstsinnige Fürstin Czartoryska in ihrem Schlosse zu Pulawy aufbewahrt.

Digitized by Google

das Zutrauen des Oberbefehlshabers. Dombrowski eilte aber vorerst noch mit einem Corps leichter Infanterie längs dem linken Ufer der Weichsel den Preußen auf dem Fuße nach. Hier wagte er, trotz allen Regeln der Taktik mit seiner geringen Mannschaft einem 10 Mal stärkern Feinde die Spitze zu bieten; allein der Erfolg dieser unbedachtsamen Bravour war, wie man voraussehen konnte: sein Detaschement wurde gänzlich geschlagen und bis auf einen kleinen Theil, der sich unter dem Oberstlieutenant von Hinrichs nach Graudenz rettete, aufgerieben, er selbst schwer verwundet, Bromberg wiedererobert und ganz Westpreußen der Willkür des Feindes blosgegeben. Dennoch zog er seine geschlagenen Truppen mit solcher Geschicklichkeit durch die Landposten der russischen Armee hindurch, daß er allgemeine Bewunderung erntete. Wie 34 Jahre vorher (1760) bei Gelegenheit des geschickten Rückzuges der Oestreicher nach der Schlacht bei Liegnitz Friedrich der Große voll Verwunderung ausrief: „Von Loudon muß man retiriren lernen; gleich einem Sieger räumt er das Feld!" so sah jetzt das sämmtliche Offiziercorps mit freudiger Anerkennung auf Dombrowski. Er erhielt aufs Neue zum Danke für seine Waffenthat von der Regierung ein Belobungsschreiben und einen Ehrensäbel, auf dem die ebenso rühmlichen als wohlverdienten Worte in polnischer Sprache eingegraben waren: „Das dankbare Vaterland seinem Vertheidiger!"

Das feindselige Schicksal, welches Polen seit dem unglücklichen Ausgange der Schlacht von Maciejowice (10. Okt. 1794) verfolgte, indem mit des gefangenen Kosciuszko bedeutungsvollen Worten: „Finis Poloniae!" der Stern der Freiheit untergegangen war, setzte allen weitern Fortschritten Grenzen. Die Bemühungen einzelner Gutgesinnten und Braven waren nur noch dem krampfartigen Zucken der Glieder eines verstümmelten Körpers vergleichbar, aus dem die Seele entwichen ist.

General Dombrowski, zur Rettung der geängstigten Hauptstadt herbeigerufen, gab einen neuen Beweis seiner überwiegenden Talente, indem er während seines ganzen Rückzuges, auf einer Strecke von mehr als 40 Meilen, durch ein bestürztes Land und umringt von einem an Zahl überlegenen Feinde, alle Vortheile des Sieges erhielt. „Dieser Rückzug", sagt ein in alle Geheimnisse der höhern Strategie eingeweihter Augenzeuge, „war ein wahres Meisterstück der Kriegskunst". Nie stemmten sich einem von größerer Macht gedrängten Kriegerhaufen mehr Hindernisse in dem Weg; 3 preußi-

Digitized by Google

sche Truppenabtheilungen, wovon eine jede größer war als Dombrowski's Corps, hatten den Befehl, ihn zu umzingeln und von den Seinigen abzuschneiden. Doch er wußte sie durch geschickte Wendungen zu täuschen und kam auf solche Weise manoeuvrirend wohlbehalten und mit großem Vorrath von Munition in der Hauptstadt an.

In keinem auch noch so verwickelten Falle die Geistesgegenwart verlierend, schlug er auch jetzt mehre Rettungsmittel vor und war vor Allem der Meinung, die sämmtlichen Posten zu räumen, um damit die Weichsel zu besetzen; denn nach seiner Berechnung konnte sich die Gesammtmacht des polnischen Heeres auf 40,000 Mann belaufen. Der Vorrath an Geschütz mochte gegen 200 Kanonen, und die Casse an 10 Millionen polnischer Gulden (ungefähr 6,100,000 franz. Franken) betragen.

Hierauf rieth er, Warschau und die nächste Gegend zu verlassen und mit Hinwegnahme alles Dessen, was sich transportiren ließ, sowie aus den Wenigen, die der Sache der Unabhängigkeit treu geblieben, eine Centralregierung im Hauptquartiere zu begründen.

An dem Tage, an welchem der preußische Generallieutenant von Schwerin den Commandanten von Warschau, Orlowski, zur Uebergabe der Stadt auffoderte (2. August), hatte General Dombrowski bei Czerniakow festen Fuß gefaßt, die Russen angegriffen und sie aus ihrer Stellung zurückgetrieben. Am 16. August versuchte er einen zweiten Angriff, der anfangs sehr glücklich ablief; allein später sah er sich, der Uebermacht der Russen weichend, genöthigt, nach Willanow zurückzuweichen.

Nach seinem Plane sollte auch der König der Armee folgen und auf diese Weise das Schicksal der Republik nicht von dem Verhängnisse der Hauptstadt abhängen lassen. Außerdem rieth er, keine Anstrengung der Kräfte zu schonen und Alles aufzubieten, um sich den französischen Truppen zu nähern, welche schon am linken Rheinufer angekommen und auf dem Punkte waren, die damals noch zerstreuten und in 2 Hauptarmeecorps (am Rhein und in Schlesien) abgetheilten Preußen auf beiden Flanken anzugreifen.

Dombrowski lebte der festen Ueberzeugung, daß eine Armee von 40,000 tapfern Polen, an deren Spitze der König und die Häupter der Regierung sich befänden, eine Nationalversammlung gebildet haben würde, der man nicht so leicht gewagt hätte Gesetze vorzuschreiben, und zweifelte keinen Augenblick, daß Unterhandlungen gepflogen und ein vor-

Digitized by Google

theilhafter Friede abgeschlossen worden wäre. Hätte dieser Plan in eben dem Maße, als es Dombrowski wollte, Ausführung gefunden, so würde jetzt die Verwirklichung desselben eine der schönsten und glänzendsten Stellen in dem Buche der neuern Geschichte einnehmen.

Welch ein Anblick mußte es nicht für Jeden sein, dem die persönliche Freiheit und das unveräußerliche Recht des Eigenthums noch für etwas Höheres als für ein bloßes Institut der Politik erscheint, die letzten Ueberreste einer hingeopferten Nation, ihren König an der Spitze und die Waffen in der Hand, ein Land räumen sehen, das eine usurpatorische Macht nach freier Willkür überfallen hatte! Wie großartig und wie würdig zur Ueberlieferung für die Nachwelt wäre es gewesen, jene Republik, die kaum dritthalb Jahre zuvor die Fesseln aristokratischer Vorurtheile zersprengt und den stolzen Fuß auf das Königthum gesetzt hatte, nun, das Unglück auch im Purpur ehrend, einem entthronten Könige ein sicheres Asyl bereitend zu erblicken!? Allein, so schön auch diese Hoffnung war, der edle Pole mußte ihr entsagen. Schon am 7. November 1794 erhielt Dombrowski zu Tomczyce die Nachricht, daß der oberste Kriegsrath seinen Vorschlag als zu kühn und beinahe unausführbar verworfen habe. Um die Einwohner der Hauptstadt nicht zu sehr in Bestürzung zu versetzen, hatte man sich entschlossen, sie in Vertheidigungszustand zu setzen; als wenn einige in Eile aufgeworfene Wälle und Batterien sie vor dem Angriffe der gesammten russischen Kriegsmacht zu schützen im Stande gewesen wäre. Ueberdies waren die Umstände nicht mehr so günstig als zur Zeit, da sie den Bedrohungen der Preußen entging. Kosciuszko's Gefangenschaft hatte die moralische Kraft aller Polen gelähmt. Zu dem Mangel an Lebensmitteln und Kleidern gesellten sich sehr bald alle Unbilden einer kalten regnerischen Winterzeit. Jeder Stral von Hoffnung verschwand.

In diesem Augenblicke allgemeiner Bestürzung und Noth kam der wilde Suworoff vor Pragas (auf dem rechten Weichselufer, Warschau gegenüber) Mauern an, und nie wurde das: „Veni, vidi, vici“ (Kommen, Sehen und Siegen war eins), womit Julius Cäsar eine Siegesnachricht an seine Freunde berichtete, besser verwirklicht als hier. Doch dies gilt nur in Hinsicht auf die Schnelligkeit des Marsches. Denn die Belagerung selbst war eine der hartnäckigsten, deren die Geschichte gedenkt. Ein entsetzliches Blutbad hat den letzten Akt des großen Insurrectionstrauerspiels beendigt. Bereits am 1. November kamen die russischen Streifpartien bis in

Digitized by Google

die Nähe des verschanzten Lagers, und den 3. kündigten die Lärmkanonen von den Wällen von Warschau allen Vertheidigern derselben den Entschluß der Russen an, die Verschanzungen von Warschau anzugreifen. Alles eilte sogleich auf den ihm angewiesenen Posten. Einem jeden Haufen ward seine eigne Batterie zur Vertheidigung übergeben. Die letzten Kräfte wurden zusammengefaßt, und mit jenem Muthe und jener Todesverachtung, welche nur die Verzweiflung einzuflößen im Stande ist, griff man zu den Waffen, um dem herrschsüchtigen Feinde Widerstand zu leisten. Aber was vermögen 12,500 Mann (woraus das ganze Corps der Polen noch bestand), in dem Raum einer deutschen Meile vertheilt, gegen 17,000 sieggewohnte Russen, die unter Anführung eines der größten Feldherrn des Jahrhunderts auf Einem Fleck eindrangen? Den 3. Nov. fand zwar noch kein förmlicher Sturm auf Praga statt. Man beschoß sich blos von beiden Seiten aus dem groben Geschütz und blieb die Nacht unter dem Gewehr. Aber den 4. früh um halb 6 Uhr begann der Angriff der Russen unter einem schrecklichen Artillerie- und Kleingewehrfeuer. Schon um 6 Uhr hatten sie bereits auf dem rechten Flügel einige Batterien erstiegen, nahmen so die übrigen Verschanzungen im Rücken und eilten unverzüglich der Weichselbrücke zu, um sich derselben zu bemächtigen und die übrigen Truppen dadurch von Warschau selbst abzuschneiden.

Alles drängte nun der Brücke zu. Je näher man ihr kam, desto größer wurde das Gewühl, und bald war es gänzlich unmöglich durchzukommen. Funfzehntausend Menschen, von denen wenige dem Tode entrannen, drängten sich auf einem sehr engen Raum zusammen, quetschten zum Theil sich selbst oder stürzten sich Einer den Andern in den 3 Klaftern tiefen Fluß, oder wurden am Ende der Brücke von den Bayonnetten der andringenden Russen empfangen. Wo das Auge hinblickte, sah es nur Verzweiflung und Tod. Vor sich der verschlingende Abgrund der Weichsel, hinter sich das Schwert und die Kugeln der keinen Pardon gebenden Feinde. Zwischen Packwagen, Kanonen, Munitionskarren, zwischen Cavalerie und Infanterie drängten sich Greise, Weiber, Kinder, Juden, Christen und hülflose Lazarethkranke und wurden auf das jämmerlichste erdrückt, überfahren, erschossen, gespießt oder in das Wasser gestürzt.

Selbst des Freundes Herd sollte keine Zuflucht mehr gewähren. Von den Wällen der Stadt wollte man in dem nämlichen Augenblicke auf den Feind feuern und tödtete seine

Digitized by Google

eignen Brüder. An 15,000 Menschen, darunter 7000 Juden und gegen 2000 Weiber und Kinder, wurden so ein Opfer der entflammten Blutgier der russischen Krieger. Und ihr Führer, der sonst so großartige Suworoff, sah diesem empörenden Schauspiele ohne Rührung zu. Das Wehklagen der Weiber, das Gestöhne und Röcheln der Sterbenden, das Aechzen halberdrückter Greise und das Angstgeschrei der hülflosen Kinder prallte ab an seinem eiskalten Herzen, das sich aus einem reißenden Thiere in diese menschliche Gestalt verirrt zu haben schien.

Dies ist die Eroberung von Praga, welche manche Schriftsteller eine Heldenthat genannt haben. Der Sturm von Praga ist dem von Oczakoff (sprich Otschakoff) an die Seite zu setzen, gleich blutig, gleich fürchterlich und alles menschliche Gefühl empörend, eine Frucht von Katharina's II. Ehrgeiz und Herrschsucht. Die Pfade dieser Regentin sind, wo sie im Kriege wandelte, mit Blut bezeichnet, und ihre Siege werden, bei den anderweit großen Eigenschaften dieser Monarchin, dem Geschichtschreiber Mühe machen sie zu erzählen, wenn er seinen Lesern den grausenhaften Anblick von leichen besäten Gefilden ersparen will.

Während des Angriffs hatte Dombrowski den Preußen in der Nähe von Rawa Widerstand geleistet; nach der Einnahme von Warschau aber kamen die letzten schwachen Ueberreste des polnischen Freiheitskampfes dem linken Weichselufer entlang, sich mit diesem Feldherrn zu vereinigen.

Jetzt sah man erst die Klugheit des von ihm gegebenen Rathes ein; jetzt wollte man ihn mit Anstrengung aller Kräfte befolgen; allein es war zu spät. Das Heer zeigte schon die Spuren einer nahen gänzlichen Auflösung. Der König hatte dasselbe verlassen und sich in die Arme der Sieger geworfen. Alle seine Anhänger und alle furchtsamen, charakterlosen Menschen, die stets nur von dem Mächtigern Heil und Rettung hoffen, hatten die vaterländischen Fahnen verlassen. Dombrowski aber hielt standhaft aus. Bei Sochazew an der Bzura durchbrach er den preußischen Cordon. Das Grenadierbataillon von Hollwedel hatte diesen Posten besetzt und konnte dem Feinde den Uebergang über den Fluß nicht streitig machen, denn der Fürst Joseph Poniatowski hielt es en échec, um die Vertheidigung auf ihn zu locken und so jene Durchbrechung des Cordons dem General Dombrowski zu erleichtern.

Das Bataillon, unter der Anführung seines braven Majors von Schenk, wehrte sich 4 Stunden lang mit preußischer

Tapferkeit gegen eine weit stärkere Truppenanzahl, bis ihm endlich von dem Regimente von Schwerin Verstärkung zugeschickt worden war, bei welcher Gelegenheit sich die Polen zurückzogen, allein gegen 500 Tode auf dem Kampfplatze ließen.

Von nun an war Dombrowski's ganze Sorge darauf gerichtet, daß der mit jedem Tag sich verschlimmernde Zustand der Insurrectionsarmee dem Feinde nicht so sichtbar werde. Es galt die Bedeckung einer großen ungeheuern Blöße, die eine ganze Nation dem Hohngelächter einer rohen Siegerschar Preis zu geben drohte. Auch dies umsonst! Die Soldaten warfen, von Hunger und Kälte gequält, ihre Gewehre weg, die Artillerie blieb stecken, weil keine Pferde den abgematteten Kanonieren die Arbeit erleichterten, Alles lief auseinander und suchte durch Flucht und Raub und Plünderung sein Heil.

Die russischen, preußischen und östreichischen Truppen brauchten nur den Fliehenden auf ihren Fußstapfen nachzufolgen, um die letzten traurigen Ueberreste ihrer Habe einzuzusammeln. Doch das Maß des Elends war noch nicht voll, Polen sollte noch tiefer sinken. Auf einmal wurde auch der letzte schwache Schimmer von Hoffnung durch die Trauernachricht von Dombrowski's Gefangennehmung ausgelöscht. Mit ihm geriethen fast alle noch übriggebliebenen polnischen Generale in die Hände der Feinde.

Suworoff, der, trotz seiner Roheit und der ihm oft und vielleicht nicht mit Unrecht Schuld gegebenen grausamen Freude an Unterjochungen und Unterjochten, doch nicht das Gefühl der Ehrfurcht für Tapferkeit und Vaterlandsliebe verleugnen konnte, nahm unsern Helden sehr gut auf, behandelte ihn fortwährend mit Auszeichnung und verschaffte ihm sogar einen Reisepaß nach Deutschland.

Bei seiner Durchreise durch Berlin wurde Dombrowski dem Könige von Preußen vorgestellt. Auf die Frage: „ob die Polen zufrieden wären? und was sie von ihm als Monarchen dächten?“ gab ihm der freimüthige General zur Antwort: „Ja, Ew. Majestät! Die Polen sind zufrieden, und Allerhöchstdieselben können ganz auf ihre Treue uud Ergebenheit rechnen, dafür stehe ich mit meinem Haupte ein, wenn Sie einen ihrer Söhne auf den Thron von Polen setzen und eine constitutionnelle Verfassung einführen wollen“.

Von dieser aus reiner Vaterlandsliebe ohne Furcht und Hoffnung ausgesprochenen Antwort betroffen, beobachtete der König einige Minuten lang ein tiefes Stillschweigen; hierauf

das Gespräch wieder anknüpfend, konnte er nicht umhin, im Angesicht seines ganzen Hofstaats dem Muth, der Ausdauer und der Energie der polnischen Nation Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Um diese Ueberzeugung aber auch durch die That zu beweisen, bot Friedrich Wilhelm dem Helden Dienste in seinem Kriegsheere mit Beilegung des Generallieutenantscharakters an, welche dieser indeß, seiner tiefgekränkten Nationalehre eingedenk, standhaft ablehnte. In ihm glühte ein anderer höherer Entschluß, von dessen Reife vielleicht die Wiedergeburt und Vereinigung seines Vaterlandes abhing.

Er blickte tiefer als Viele. Ihm war es nicht verborgen geblieben, daß Polens letzte Stunde geschlagen hatte.

Der größte Theil seiner Streiter ruhte im Grabe oder lag an edeln Wunden leidend darnieder. Die Aufopferung der Uebriggebliebenen war nicht mehr vermögend, den furchtbaren Schluß des Verhängnisses Polens zu beugen. In dieser verzweifelten Lage entwarf General Dombrowski mit dem Selbstvertrauen, wie nur das Genie in seine eignen Kräfte setzt, den für jene Umstände einzigen großartigen Plan, mit seiner Cavalerie durch halb Europa zu brechen und sich mit Frankreichs Heeren zu vereinigen, deren Losung damals „Freiheit und Gleichheit aller Völker" war.

Dieser Plan kam nicht zur Ausführung. Sowol der damalige Naczelnik, General Wawrszewski, der Nachfolger Kosciuszko's in der Ausübung der höchsten Macht, als auch der große Rath der Nation war gegen denselben. Der Urheber desselben bahnte sich aber einen neuen Weg, den ganzen Umfang des Eifers zu offenbaren, der ihn für sein verlorenes Vaterland durchglühte. Polens geographische Lage, die Unfälle, die es seit einem Jahrhunderte heimsuchten, das Glück und die Macht, um nicht zu sagen die Raubsucht der Nachbarstaaten, Alles schien sich zu vereinigen, um dies unglückliche Land bis auf den Namen zu vertilgen. Da faßte General Dombrowski den glücklichen Gedanken, seinem Volke ein idealisches Vaterland zu schaffen, durch dieses Zauberwort den Nationalcharakter zu heben und die längst entschwundene Hoffnung wieder herbeizuführen.

Während also verschiedene andere Patrioten, meist seine Freunde, sowol in Italien als in Frankreich an der Wiederherstellung des alten Reiches arbeiteten; während der ebenso geistreiche als muthvolle Michael Oginski*) die Angelegen-

*) Verfasser, der mit vieler Sachkenntniß und meist mit diplomatischer

Digitized by Google

heiten Polens bei der ottomanischen Pforte vertrat und diese um Beistand anflehte, begab sich Dombrowski an den Rhein und ließ sich zu Köln dem dort commandirenden französ. General Jourdan vorstellen, der ihn mit großer Auszeichnung empfing und mit Freuden dessen Gesuch um die Erlaubniß zur Errichtung einer polnischen Legion im Dienste der Republik dem Directorium zuzustellen übernahm. Doch überließ Dombrowski in einem so wichtigen Staatsinteresse nichts dem Ungefähr. Er reichte zugleich seine mit vieler Umsicht entworfenen Bedingungen ein.

Das Directorium gewährte, obwol in dem damaligen Zeitpunkte fremde Truppen sich keiner großen Auszeichnung zu erfreuen hatten, jene Bitte unbedingt und ohne Verzug durch ein eignes Decret vom 27. Brumaire l'an IV (18. Nov. 1795). Das französische Directorium konnte darin seinen eignen Vortheil und den Keim einer günstigen Umgestaltung der europäischen Staatsverhältnisse unmöglich verkennen. Deshalb wurde dieser Vorschlag begierig ergriffen und mit begeisterter Eile ausgeführt; und da die polnischen Legionen als Hülfstruppen in den Sold der cisalpinischen Republik treten sollten, so wurde auch mit dieser ein Uebereinkommen (20. Frimaire l'an V) getroffen, das von beiden Seiten heilig gehalten worden ist.

Dombrowski erhielt den Befehl, seinen in polnischer und französischer Sprache abgefaßten Aufruf von Italien aus an seine Landsleute ergehen zu lassen und die Constituirung der Legionen im Mailändischen zuerst zu beginnen. Dies geschah während des Feldzuges der französischen Truppen vom Jahre 1796 am 1. Pluviose.

Die persönliche Hochachtung, die ihm Jedermann zollte, der ihn näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, und die in seiner Heimath sowie im fernen Auslande gleich verbreitet war, zog eine Menge kampfrüstiger junger Leute unter seine Fahnen. Männer aus allen Ständen und aus allen Provinzen Polens, jung und alt, selbst schwer Verwundete und Invaliden strömten herbei, um unter seiner Leitung den verlorenen Ruhm und ein zweites Vaterland zu erkämpfen. Die noch fehlenden Reihen ersetzten die aus Galizien gebürtigen Gefangenen, welche Oestreich zurückbehalten und seinen Regi-

Treue, wenn auch hier und da mit allzu großer Vorliebe für Alexander I. geschriebenen „Mémoires sur la Pologne et les Polonais depuis 1788 jus'quà la fin de 1815" Paris und (Genf, 1826, 4 Bde.)

mentern einverleibt hatte. Jetzt sah man zum ersten Male auf italienischem Boden eine polnische Armee, in ihre Volkstracht gekleidet, in ihrer eignen Sprache befehligt.

Durch dieses unerwartet schnelle Gelingen aufgemuntert, erweiterte das französische Directorium den frühern Plan. Eine zweite Legion wurde in Strasburg errichtet, die meist aus den Gefangenen bestand, welche man den kaiserlichen Truppen am Rhein weggenommen hatte.

Eine jede dieser Legionen war aus 4 Bataillons, 4 Escadrons und einer Compagnie reitender Artillerie, ungefähr 12,000 Mann, zusammengesetzt.

Die Geschichte der Legionen ist zugleich die Geschichte Polens von dessen Theilung an bis zu dessen Wiedergeburt nach dem wiener Congresse. Die zweite Legion kämpfte in den 3 folgenden Feldzügen am Rhein, während die erste, unter dem Commando des Generals Dombrowski noch zu rechter Zeit nach Süditalien aufbrach, um an den glorreichen Waffenthaten der französischen Heere Theil zu nehmen. Bei der Einnahme von Rom im Jahre 1798 zeichneten sich 2 Bataillone derselben vorzugsweise aus. In diesem Zeitpunkte war es auch, wo die Franzosen mit den Polen um den Bürgerkranz des Edelmuthes einen edeln Wettstreit führten, wo die erstern, von jeher Tapferkeit als die erste Männertugend ehrend, den letztern eine schöne Beute überließen, welcher diese wiederum im Gefühle des reinsten Patriotismus die passendste Bestimmung zu geben verstanden. Einige französische Grenadiere fanden bei der Einnahme von Loretto in der Capelle der heil. Maria unter den Votivopfern den Säbel des heldenmüthigen Johann Sobieski, Königs von Polen, der nebst seinen anderweiten Tugenden auch durch den Entsatz von Wien, als die Türken im Jahre 1683 jene Stadt belagerten, seinen Namen unsterblich gemacht und seinen damals geführten Pallasch an den Wänden jenes Heiligthums aufgehangen hatte. Sie gaben den Polen unaufgefodert dieses theuere Unterpfand der Tapferkeit und des kriegerischen Muthes ihrer Ahnen.

Als hierauf von dem gesammten Offiziercorps die Frage aufgeworfen worden war, wie der Säbel, den der Erretter Wiens und der östreichischen Monarchie getragen, auf die würdigste Weise geehrt werden könnte, riefen Alle einstimmig: „Niemand ist würdiger als Polens großer Naczelnik (so viel als Dictator) Kosciuszko!"

Hierauf sollte der Tapferste aus den Großoffizieren be-

Digitized by Google

auftragt werden, nach Paris zu reisen und dem Oberbefehlshaber auf diese Weise ihre Huldigung darzubringen.

Die Wahl fiel auf den General Kniaziewicz und hätte keinen Würdigern treffen können; denn er war nach Dombrowski der erste im Heer. Dieser kühne, damals noch jugendliche Held hatte bei der Eroberung von Rom und Neapel unter Championnet und Macdonald Wunder der Tapferkeit verrichtet und 1802 mit Moreau in der Schlacht bei Hohenlinden den Ausschlag gegeben.*) Ihm wurde das Heiligthum der Armee anvertraut.

Kosciuszko umarmte mit Thränen freudiger Rührung seinen alten Waffengefährten und Freund, den er seit der Schlacht von Maciejowice nicht wiedergesehen hatte, und empfing im Jahre 1799 aus seinen Händen Sobieski's Säbel als letztes Unterpfand seines dankbaren Volkes. Alles, was er als Gegengeschenk zu geben vermochte, war folgender Brief, der, weil er in Kosciuszko's einfach große Seele blikken läßt, unsern Lesern nicht vorenthalten werden darf.

„Citoyen Général!"

„Le sabre de Jean Sobieski, que vous venez de m'envoyer, citoyen Général, au nom de nos compatriotes, illustres par tant de victoires en Italie, j'accepte comme un gage de leur amitié, et je vous prie de leur témoigner mes remercimens et ma reconnaissance. Plût à Dieu que les circonstances permettent de nous unir ensemble pour combattre nos tyrans, les vaincre et déposer nos sabres avec celle de Sobieski dans le temple de la paix, acquise pour la liberté et le bonheur général de nos compatriotes".

„Paris, 27. Frimaire an VIII."

„T. Kosciuszko" **).

---

*) Siehe über diesen Mann, der nicht mit Unrecht von Vielen der „polnische Bayard" genannt wird, die „Biographie des contemporains" (Paris, 1823), Bd. X, S. 129.

**) Bürger, Feldherr!

Ich nehme den Säbel Johann Sobieski's, den Sie mir im Namen unserer durch so viele Siege in Italien berühmt gewordenen Landsleute übersenden, als ein Unterpfand Ihrer Freundschaft an und bitte Sie, denselben dafür meinen Dank abzustatten und meine Erkenntlichkeit zu bezeigen.

Möchte es Gott gefallen, daß wir mit vereinigten Kräften noch ein Mal unsere Unterdrücker bekämpfen und besiegen und dann unsere Säbel

Digitized by Google

Die erste polnische Legion hielt am 3. Mai 1798 ihren Einzug in der alten Hauptstadt der Welt und nahm Besitz vom Capitol. Dieser Tag wird in den Jahrbüchern der polnischen Nation auf ewig merkwürdig bleiben. Von dieser Burg aus, die einst die Welt vor ihrem Jupiterstempel zittern machte und nun, ein friedlicher Sitz der Musen, die schönsten Denkmäler alter Kunst und die Schätze der Wissenschaft bewahrt, erließ Dombrowski jenen denkwürdigen, den Krieger wie den Menschen ehrenden Aufruf an seine Soldaten, worin er alle Polen auffoderte, in den Stunden ihrer Muße den mathematischen Wissenschaften obzuliegen und die schönen Künste zu studiren.

Bald aber wurde die Legion, welche der würdige General befehligte, der Armee beigesellt, die zur Einnahme von Neapel bestimmt war.

Die Polen leisteten den französischen Truppen große Dienste und bewiesen bei jedem Gefechte ebenso viel Tapferkeit und Heldenmuth, als ihr Anführer Geistesgegenwart und Kenntnisse in der höhern Kriegskunst entwickelte. Dombrowski's überwiegende Feldherrntalente waren es, welche Macdonald nach der Einnahme Neapels (1799) bewogen, ihm außer seiner Legion noch das Commando der achten Brigade leichter Infanterie anzuvertrauen, nachdem das Directorium nach der unglücklichen Schlacht bei Magnano (5. Apr. 1799) gewünscht hatte, daß er (Macdonald) sich mit der großen Armee von Norditalien, die sich in der Gegend von Piacenza ausbreitete, vereinigen sollte.

Mit dieser zu den folgenden Waffenthaten an und für sich immer noch unbedeutenden Mannschaft, die nicht die Zahl von 3600 Streitern überschritt, erschien Dombrowski in der Nacht vom 19. auf den 20. Juni 1799 an dem Ufer der Trebia, wo der linke Flügel der französischen Armee gelagert war. Angegriffen von den russischen Vordertruppen unter dem Commando des Fürsten Bagration und des Generals Pawolo Schweykofsky, hielt seine Division lange Zeit mit bewundernswürdiger Tapferkeit und kaltem Blute, trotz den Verheerungen der feindlichen Artillerie, die wüthendsten Angriffe aus. Als endlich die Uebermacht der Russen seinen rechten Flügel zum Weichen gezwungen hatte und durch ei-

---

mit demjenigen Sobieski's in dem Tempel des Friedens aufhängen könnten, den wir für die Freiheit unserer Heimath und für die Wohlfahrt unserer Landsleute errungen haben. Paris, am 27. Frimaire im 8. Jahre der Republik. T. Kosciuszko.

Digitized by Google

nen plötzlich formirten Keil das Centrum der Polen in Unordnung brachte und diese letztern sogar ganz einzuschließen drohte, bildete der unerschrockene Dombrowski mit seiner Legion ein Viereck und war bereit, sich so mit seinen Getreuen bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

In diesem blutigen Kampfe wurde er von einer feindlichen Musketenkugel getroffen, und nur eine wunderbare Fügung der Vorsehung vermochte sein theures Leben noch für mehr als 20 Jahre zu erretten. Die Kugel traf die linke Brust, gerade auf die Stelle des Herzens; allein zum Glücke blieb sie in einem Buche, welches der General in der Seitentasche seiner Uniform trug, stecken und verursachte ihm nur eine leise Contusion. Es war dies ein Exemplar von Schiller's „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs", in welchem Dombrowski alle Abende zu lesen pflegte.

Einige Zeit nach diesem rühmlichen Gefechte, bei dem unser Held mit Thränen in dem Auge auf die große Zahl der gefallenen Polen blickte, übernahm der General Joubert den Oberbefehl über die Armee von Italien und glaubte in Anerkennung seiner Verdienste dem polnischen Brigadier das Commando über das siebzehnte leichte und das fünfundfunfzigste Linieninfanterieregiment übertragen zu müssen. Diese beiden Halbbrigaden, in Vereinigung mit der ersten polnischen Legion, die durch neue Rekruten verstärkt war, erhielten den Befehl, Serravalle zu blokiren und die Vorposten von Stazzano und Cassano-Spinola jenseits der Scrivia zu beobachten. Allein der östreichische General Melas marschirte in unausgesetzten Zügen auf Serravalle los und zwang jene Division, die Blokade dieser Festung aufzuheben.

In dem Winterfeldzuge der Jahre 1799 und 1800 gab Dombrowski, theils unter St.-Cyr, theils unter Massena, neue glänzende Beweise seiner Tapferkeit und seines richtigen Taktes. Er nahm an allen kleinern Gefechten, welche auf den beeisten Gipfeln der Apenninen gegen die Oestreicher geliefert wurden, bis zu dem Augenblicke, wo der rechte Flügel der französisch-italienischen Armee auf genuesischem Gebiete gänzlich eingeschlossen ward, lebhaften Antheil. In einem dieser Gefechte erhielt er eine Wunde, die ihn für kurze Zeit zu dem Dienste untauglich machte. Die polnische Legion wurde nun unter der Führung des Generals Wladislaw Jablonowski dem Armeecorps des Generallieutenants Suchet (nachmaligen Herzogs von Albufera) beigeordnet.

Bald sollte aber der Oberanführer der Polen aufs Neue in Thätigkeit gesetzt werden; denn kaum hatte Bonaparte die

Digitized by Google

Unglücksfälle einzelner Gefechte durch die große Entscheidungsschlacht bei Marengo wieder gut gemacht und so die Scharten des französischen Nationalruhms nicht nur ausgewetzt, sondern sogar seine Siege durch die Eroberung von ganz Italien gekrönt und seinen Namen für die Nachwelt unsterblich gemacht, so befahl er den polnischen Offizieren, in Anerkennung ihrer wichtigen Dienste, noch 2 neue Legionen, eine von 6 Bataillons Infanterie und einem Bataillon Artillerie, die andere nach dem Muster der frühern zu begründen. Wem hätte die Organisation dieser Truppen anders übertragen werden können als dem gewandten und einflußreichen Schöpfer der ersten Legionen, dem wackern Dombrowski?

In unglaublich kurzer Zeit brachte er auch, unterstützt von der thätigen Beihülfe des Generals Michael Wielohorski, das in der That nicht leichte Werk zur Ausführung und stand noch vor dem Jahre 1801 mit 4 herrlichen und eingeübten Bataillons junger Polen am Mincio, wo er die Reserve bildete. Schon am 13. Januar 1801 nahm er den wichtigen Posten von Casa Bianca in der Nähe von Peschiera weg, wo schon Alles zur Belagerung vorbereitet war. Mit dieser Waffenthat hörte Dombrowski's militairische Wirksamkeit in Italien auf. Der Friede von Amiens (27. März 1802) machte den Kanonendonner in den schönen Gefilden der Länder an der Tiber, dem Arno und dem Po verstummen. Im Dienste der cisalpinischen Republik, in der er den Charakter eines Divisionsgenerals, wie früher unter Frankreichs Fahnen, bekleidete, suchte unser Held die traurigen Erinnerungen, welche der Gedanke an sein Vaterland in ihm unaufhörlich rege machte, durch die angestrengteste Arbeit und Mühe bei Organisation des Militairwesens in jenem neuen Freistaate aus seiner Seele zu vertreiben.

Ganz nach dem Beispiele der Legionen in Italien begründete der ebenso tapfere als freisinnige General Kniaziewicz eine Freischar junger Polen in Deutschland. Um aber nebenbei, da unsere Leser den Schöpfer derselben kennen lernten, auch eine richtige Ansicht von den Legionen selbst zu bekommen, möge folgender Bericht aus der Feder eines Mitlegionnairs, der sich früher schon gegen einen Angriff im „Journal für Deutschland", von Friedrich Buchholz, Jahrg. II, Heft 3, mit vieler Umsicht vertheidigt hat *), hier eine Stelle finden:

---

*) Siehe hierüber: „Nemesis", von H. Luden, Bd. X, Heft 3, S. 489 fg.

Digitized by Google

„Kaum war die Kunde von der Errichtung der Legionen in Polen erschollen, als auch Krieger aller Grade, ob ihnen gleich die 3 theilenden Mächte entweder eine Anstellung im nämlichen Range oder vierjährigen Sold anboten, nach Italien eilten, um das vaterländische Heer bilden und auf diese Weise die Hoffnung eines neuen politischen Lebens sichern zu helfen. Alle Hindernisse, wodurch die Regierungen die Auswanderer zurückzuhalten suchten, wurden standhaft überwunden. Es ist fast unglaublich, mit welcher Entschlossenheit und Gewandtheit man sich durch alle Schwierigkeiten und Gefahren hindurchwand. Nicht blos auf der gewöhnlichen Straße über Deutschland und die Schweiz drängte man sich nach Italien; auch über die Türkei, durch das schwarze Meer, den Archipel, den Golf von Venedig wußte man den Weg dahin zu finden. Alte, schon mit manchem Lorber gekrönte Befehlshaber, unter diesen siebzigjährige Greise, die gewiß weder Ruhm noch Ehrenstellen erwarten konnten, stellten sich zuerst ein. Abgelebte Familienväter sandten nicht selten unter Bestreitung bedeutender Reisekosten ihre einzigen Söhne zu den Fahnen des Vaterlandes. Die Legionen hingegen unterhielten stets die engste Verbindung mit der Heimath, mit den Ihrigen. Nur für das Vaterland waren sie im Auslande. Sie bildeten eine Art von magischer Kette, wodurch das scheintodte Polen mit dem lebenvollen Frankreich zusammenhing und dadurch sich die Möglichkeit des Wiedererwachens sicherte".

„Die Bildung der Legionen ging mit einer an das Wunderbare grenzenden Schnelligkeit von statten. Zur Zeit des luneviller Friedens, also nach verschiedenen sehr blutigen Feldzügen, zählten sie 15,000 Mann Fußvolk, Reiterei und Artillerie. Diese Heerschar hatte ihren eignen Generalstab, ihr eignes Geniecorps, eigne Fahnen. Alles war vaterländisch, Alles zweckte darauf ab, die Volksthümlichkeit zu beurkunden und unverfälscht zu erhalten. Je bedenklicher zuweilen die Umstände waren, desto gewissenhafter hielt man selbst auf Kleinigkeiten, wenn sie dazu beitragen konnten, die angestammte Weise und Sitte dem Gemüthe des Kriegers zu empfehlen, die hehren Erinnerungen an Polens glorreiche Vorzeit aufzufrischen und auf jede Weise das Andenken an das theuere ferne Vaterland lebendig zu erhalten. In der Noth behielt man lieber die alten zerrissenen polnischen Monturen, ehe man französische oder italienische angelegt hätte".

„Wie sich die polnischen Legionen in Italien, Neapel, Aegypten, Syrien, auf St.-Domingo, in Oestreich, Preußen,

Digitized by Google

Holland, Spanien, Portugal, Rußland, Polen, Sachsen, Westfalen und im Jahre 1814 auch im Innern von Frankreich mit Ruhm bedeckten, ist weltbekannt. Sie nahmen den thätigsten Antheil an allen Feldzügen der französischen Heere; aber stets blieb ihr Hauptaugenmerk das Vaterland; dieses allein hatte der General Dombrowski bei allen seinen Foderungen, Anträgen, Berichten zum Ziele".

„Konnte wol Habsucht eine Nebenabsicht des polnischen Legionnairs sein? Die französische Regierung bewilligte weder Sold noch Lebensmittel für die überzähligen Offiziere; aber mit welcher Uneigennützigkeit theilten die besoldeten mit ihren Brüdern Geld, Tisch und Quartier! Man ist hier berechtigt, sich auf Offenkundigkeit der Thatsachen zu berufen; denn überall, wo die polnischen Legionen sich aufhielten, hat diese großherzige Gütergemeinschaft, die an die schönsten Zeiten des Ritterthums erinnerte, Bewunderung erregt. Auch nicht ein einziger von den Legionnairen kam bereichert zurück. Im Gegentheil! wie mancher unter ihnen arbeitet noch heute ums tägliche Brod, und wie mancher bezahlt noch heute von der Heimath aus seine damals im Auslande gemachten Schulden! Die Legionen haben so manchen harten Stoß ausgehalten, haben empfindliche Kränkungen verschmerzt; ihren großen Beruf, als Erlöser Polens und Bewahrer der Volksthümlichkeit, haben sie in schweren Prüfungen bewähren müssen. Keine der Geringsten von diesen war die Sendung von 6000 Mann aus ihrer Heerschar nach St.-Domingo. Aber einmal entschlossen, nicht sich selbst, nur dem Vaterlande zu leben, hatten sie auch Herrschaft genug über sich, um ihrem heiligen Zwecke jedes noch so schmerzhafte Opfer zu bringen, sobald es unerläßlich war. Jene Uneigennützigkeit, diese heroische Ergebung, sind sie etwa Kennzüge des Abenteurers?"

„Als nun endlich der ersehnte Auferstehungsmorgen dämmerte und aus den Trümmern des altberühmten Reiches, wenigstens als Vorläufer und Bürge eines neuen polnischen Gemeinwesens, das Herzogthum Warschau sich erhob: da eilten diese Braven, die sich nur deshalb selbst verbannt hatten, um dem Vaterlande eine Freistätte zu stiften, alle ohne Ausnahme der Heimath wieder zu. Keiner ließ sich durch die Aussicht einer glänzenden Laufbahn im Auslande blenden. Nicht einmal Italiens lachender Himmel, nicht einmal Latiums classischer Boden konnte diese Patrioten fesseln, viel weniger die Gewißheit neuer Anstrengungen, neuer Kämpfe sie zurückschrecken. Selbst die schon versorgten Dienstunfähigen blieben nicht zurück. Ein unbezwingliches Sehnen trieb alle

Digitized by Google

dem vaterländischen Boden zu. Warum hätten sie auch länger im Auslande weilen sollen? Der Zweck, welcher sie dahin geführt hatte, dieser heilige Zweck, war ja erreicht".

„Allein im Jahre 1806 rief die Stimme des Vaterlandes; eine gebieterische Stimme, die keine Berechnung von Gewinn und Verlust, keine Entschuldigung mit untergeordneten Verbindlichkeiten, überhaupt keine Einwendungen gestattete; eine heilige Stimme, vor welcher alle Bedenklichkeiten wie alle Leidenschaften verstummen mußten. Es war ja die ins Leben wiederkehrende noch hülflose Mutter, die zu ihrem Beistande ihre Kinder um sich versammelte. Davon handelte es sich in jenem entscheidenden Zeitpunkte, ob wir, ohne Pflichtvergessenheit, ohne die Schmach politischer Nichtigkeit zu verdienen, den einzig günstigen Augenblick, wieder Polen zu werden, versäumen dürften. Die Polen wußten sehr wohl vorher, daß diese Staatsveränderung ihren Wohlstand, wenigstens in der nächstfolgenden Zeit, verkümmern würde. Sie verhehlten sich dies keineswegs, sowie sie innig fühlten, was sie der preußischen Regierung schuldig waren. Aber daß sie über alle Rücksichten dieser Art sich hinwegsetzten, daß sie der Verpflichtung, womit sie dem Vaterlande verhaftet waren, vor den Ansprüchen, die ein fremder Staat an sie machte, den Vorzug gaben, daß sie glaubten, die Volksthümlichkeit um keinen Preis zu theuer erkaufen zu können: dafür verdienen sie nicht Vorwürfe, sondern Achtung".

„Die Schweizer lehnten sich gegen das Haus Habsburg auf. Deutschlands Tacitus, Johannes von Müller, stellt ihre Thaten den großen Beispielen von Freiheitsliebe und Heldensinn, dem classischen Alterthume an die Seite. Die Holländer schüttelten das eiserne Joch Philipps II. ab. Einer der vielseitigsten Urgeister Deutschlands, Schiller, vertauscht die Laute mit dem Griffel der Geschichte, um das kühne Ringen der Geusen gegen den übermächtigen Despotismus der Unsterblichkeit zu überliefern. Das von eben jenem Philipp II. unterjochte Portugal fällt von Spanien wieder ab. Jedermann fand dies damals, Jedermann findet es noch heute billig, natürlich. Olivarez und Philipp IV. waren vielleicht die Einzigen, die im Ernste darüber schalten. Die nordamerikanischen Colonien rissen sich los vom Mutterlande. Ganz Europa staunte den erhabenen Freiheitskampf mit immer steigendem Interesse an; jedes Edeln Brust klopft höher bei den großen Namen Franklin und Washington; der Congreß findet im britischen Parlament an Pitt (dem Vater), Burke und For die eifrigsten Vertheidiger, findet an Deutschlands ge-

Digitized by Google

müthsvollstem Dichter Klopstock, einen begeisterten Lobredner. Wir endlich schieden (denn, genau erwogen, kann man nicht einmal behaupten, daß wir uns losgerissen hätten, daß wir abgefallen wären), wir schieden von einem Staate, dem wir nur 12 Jahre angehörten, von einem Staate, mit welchem wir, bei der wesentlichen Verschiedenheit der Sprache und Volksgesinnung, nie verschmelzen konnten; schieden unter Aufopferungen, die wir noch nicht überwunden haben, die wir aber nie bereuen werden: und uns allein züchtigt man des Uebermuths, der Abenteuerlichkeit, des Undankes!!! Hier darf man doch wol fragen, ob die Logik von der Parteilichkeit bestochen, oder der Wahrheitssinn von einer nach Wagesätzen haschenden Dialektik irregeführt worden sei? In welchem Grade die polnische Nation der Dankbarkeit fähig sei, das hat sie an dem Stifter des Herzogthums Warschau bewiesen. Wir haben bei ihm in den Tagen seines Unglücks, als er unser Vaterland schon preisgegeben hatte, als er von seiner eignen Nation sich verlassen sah, bis auf den Augenblick, da er selbst dem Throne entsagte, mit probefester Anhänglichkeit ausgehalten. Eine gleiche unverbrüchliche Treue, die nur in unserer Dankbarkeit ihre Quelle haben konnte, haben wir dem Könige von Sachsen, unserm ehemaligen Herzoge, bewährt. Und doch war dieser ruhmwürdige Fürst in der unglücklichen Lage, wenig für unser Land thun zu können. Aber die Nation erwog die mislichen Umstände, unter denen er das Steuer führte; und daß Friedrich August die polnische Sprache, Sitte und Verfassung ehrte, dies reichte hin, um alle Herzen an ihn zu fesseln".*)

Um an Dombrowski nicht nur den Feldherrn und Soldaten, sondern auch den Menschen kennen zu lernen, sei eine kleine Episode hier gestattet. Er sprach selten von seinen eignen Thaten, und wenn es geschah, nur mit der größten Bescheidenheit. Von Kosciuszko aber redete er mit einem

*) Ueber die polnischen Legionen siehe: „Gl' Italiani in Russia. Memorie d'un ufiziale italiano per servire alla storia della Russia, della Polonia et della Italia nell 1812", 4 Bde. (Verfasser ist Graf Cäsar de Laugier); Seume's „Spaziergang nach Syrakus"; Gliney's „Voyage en Pologne"; Posselt's „Europäische Annalen", Jahrg. 1804; Buchholz's „Monatsschrift für Deutschl.", Bd. II; Luden's „Nemesis", Bd. X, St. 3, S. 489 fg.; Michel Oginski's „Mémoires sur la Pologne et les Polonais", Thl. 2 u. 3; „Polit. Journal", 1818, St. 4; auch die „Histoire des légions polonaises en Italie, sous le commandement du général Dombrowski", von Leonard Chodzko, 2 Bde., (Paris, 1829).

Digitized by Google

steigenden Enthusiasmus, der ihn auch im spätern Alter nicht verließ, und nannte dessen Namen jedes Mal, wenn er seine Soldaten zu einem Gefechte ermuntern wollte. Die Verehrung für den ehemaligen Dictator von Polen ging so weit, daß er ihm, als wäre er noch sein Oberhaupt, von Tag zu Tag Rapport nach Paris abstattete von Dem, was er an militairischen Operationen bereits ausgeführt hatte oder noch auszuführen gedachte. Wie kann man einen Freund und einen Feldherr, den man in Allem als Vorbild erkennt, mehr ehren?

So feierte er auch an der Spitze seiner Legionen, die einst ihr gesunkenes Vaterland und ihren großen Naczelnik an den Feinden zu rächen hofften, alljährlich den Geburtstag und die Befreiung Kosciuszko's aus der Gefangenschaft mit Siegeshymnen, Kanonensalven und fröhlichen Kriegsliedern.

Im Jahre 1806 flammte auf einmal ein Funke von Hoffnung in seiner vaterlandsliebenden Seele auf, und die Wiederherstellung Polens galt ihm für keine Chimäre mehr. Der Mann des Schicksals, dem die ganze Welt zu gehorchen schien, sprach es laut und deutlich aus, daß es in seinen Planen liege, jenes Reich wieder aus seinem Nichts hervorzurufen.

Wie konnte unter solchen Auspicien ein Feuergeist wie Dombrowski ruhig bleiben. Er erschien nach zwölfjähriger Abwesenheit voll der schönsten Hoffnungen in denselben Palatinaten von Großpolen, welche er in dem Kriege für die Unabhängigkeit (1794) durch Wort und That so sehr zu elektrisiren und für die gute Sache des Vaterlandes zu entflammen gewußt hatte.

Napoleon, dem kein Mittel unerlaubt schien, um zu seinem Zwecke zu gelangen, und dessen Scharfblick in der Politik es nicht entging, daß ihm die Polen zur Ausführung seiner Plane unumgänglich nöthig seien (denn er konnte weder gegen Preußen, noch Oestreich, noch Rußland zu Felde ziehen, ohne sie auf seiner Seite zu haben), hatte bereits angefangen, durch heimliche Emissarien die Gemüther des polnischen Volks auf ihre einzige große Hoffnung aufmerksam zu machen. Er trug Sorge, daß die polnischen Gefangenen, welche das Kriegsglück in seine Hände spielte, den Legionen in Italien zur Vervollständigung ihrer Compagnien beigesellt oder damit neue bei der Rheinarmee gebildet wurden, und arbeitete überhaupt im Stillen daran, Adel, Bürger und Landmann dem französischen Scepter gewogen zu machen. Noch vor

Digitized by Google

der Schlacht bei Austerlitz ward ein Abgesandter insgeheim nach Warschau geschickt, um die Gemüther auf den Wechsel der Dinge vorzubereiten, die damals schon in seinem Plane lagen. Aber erst nach dem Feldzuge gegen Preußen und Rußland trug er kein Bedenken mehr, seinen Entschluß zu offenbaren.

Zuerst wandte sich Napoleon an Kosciuszko, von dessen Einfluß und Ansehen bei den Polen er Alles erwarten konnte, und schmeichelte diesem edeln, vom reinsten Patriotismus beseelten zweiten Cincinnatus lange mit der schönsten Hoffnung für seine Heimath und führte mit klugen glatten Worten das Zauberbild der Wiederherstellung Polens an dessen Auge vorüber. Aber nur zu bald verschwand vor Kosciuszko dieses traumähnliche Phantom. Er hatte einsehen gelernt, wie wenig man sich auf die Versprechungen der Mächtigen dieser Welt verlassen könne, und wie wenig Eroberer geneigt seien, den großen Gedanken von Bürgerglück und Menschenwohl in ihre Seele aufzunehmen.

Nichtsdestoweniger bot Fouché damals auf Befehl seines Gebieters all' sein Ueberredungstalent auf, ihn für des Kaisers geheime Pläne zu gewinnen, oder durch Androhung des Aeußersten zu schrecken. Umsonst! Weder Ueberredung, noch Bestechung, noch Furcht waren die Hebel, womit ein Kosciuszko zu bewegen war. Seiner Ueberzeugung folgend, schlug er zu wiederholten Malen und stets mit ernstern und bestimmtern Worten jeden Antrag aus. „Ich werde mich nie an irgend ein Unternehmen anschließen, das man in Polen auszuführen gedenkt", gab Kosciuszko dem französischen Minister bei der letzten Unterredung zur Antwort; „es wäre denn, daß der Kaiser meinem Vaterlande einen eignen, aus Polen bestehenden Staatsrath, eine freie Verfassung und seine alten Grenzen wiedergäbe".

„Und wenn man Sie, Herr General! mit gewaffneter Macht dazu zwänge?" erwiderte der Herzog von Otranto. „Dann würde ich in ganz Polen bekanntmachen, daß ich gefangen und gemisbraucht sei und an nichts freiwilligen Antheil habe". „Eh bien! Nous nous passerons de vous", waren die letzten Worte des erzürnten Fouché. Der Kaiser knirschte bei der Nachricht, daß es ein Einziger wagen konnte, ihm auf dem Gipfel der höchsten Macht, in einem Augenblicke, als alle Fürsten auf ihren Thronen vor ihm zitterten, eine so schnöde Antwort zu ertheilen. Doch besaß er wieder auf der andern Seite Seelengröße und Edelmuth genug, eine solche Festigkeit des Charakters zu ehren.

Digitized by Google

Indeß benutzte er bald darauf den Umstand, daß an den von der geheimen Polizei eines Savary und Fouché auf das strengste bewachten Kosciuszko keine Briefe oder Boten gelangen konnten, und ließ von Paris aus unter dem 1. November 1806 eine Proclamation an die polnische Nation im Namen ihres angebeteten Oberbefehlshabers ergehen, worin er sie an ihre frühern Heldenthaten erinnert und sie dringend auffodert, den Waffen Frankreichs beizutreten und unter Napoleons Schutz ihre alte Freiheit wieder zu erkämpfen.

Jedermann, besonders aber die Polen, die ihn noch immer enthusiastisch liebten, glaubten nichts Gewisseres, als daß er in dem Augenblicke, wo sie diesen Zuruf empfingen, schon in ihrer Mitte sei. Doch dieser Glaube ward nicht erfüllt. Daher zweifelte man bald allgemein an der Echtheit jenes Manifestes, und Kosciuszko selbst, der abgeschlossen von allen politischen Verhältnissen lebte und von Fouché's Argusaugen auf das strengste bewacht wurde, fand erst im Jahre 1814 Gelegenheit, dasselbe öffentlich zu widerrufen und einen so niedrigen Misbrauch seines Namens aufzudecken; denn kein gleichzeitiges Blatt hätte es während der Regierung Napoleons gewagt, seine Widerrufung jenes falschen Manifestes aufzunehmen.*)

Doch Frankreichs Kaiser war nicht der Mann, wegen eines fehlgeschlagenen Versuches den einmal gefaßten Plan aufzugeben. Nachdem seine Pfeile an Kosciuszko abgeglitten waren, stand er keinen Augenblick an, die Feder des Mannes zu gebrauchen, der nach dem Naczelnik den meisten Einfluß auf den Geist des polnischen Volkes ausübte. Die Schlachten von Jena and Auerstädt waren geschlagen (den 14. Okt. 1806), Napoleon hielt 13 Tage nach jenem Ereigniß an (den 27 Okt. 1806) seinen Siegereinzug in die Residenz der alten brandenburgischen Fürsten und richtete von da aus seinen Alles bezwingenden Blick nach Polen, der Pforte Rußlands. Er befahl**) den 2 angesehensten Generalen jener Zeit, dem tapfern Dombrowski und Wybicki (einst Repräsentant der Städte während des Reichstages von 1791),

---

*) Diese mit wohlberechneter Arglist und gutem Rednertalente abgefaßte Proclamation, welche Einige Alexander Berthier, Andere dem Herzog von Rovigo zuschreiben, ist enthalten in dem Anhang zu Karl Falkenstein's „Th. Kosciuszko, Polens letzter Oberfeldherr", Leipzig, 1827, unt. d. Tit.: „Authentische Aktenstücke", Nr. XXIII, S. 282—286.

**) Siehe: Oginski's „Mémoires sur la Pologne et les Polonais". (Paris, 1826), Thl. II, S. 336.

Beide von der Nation herzlich geliebt, einen Aufruf vertheilen zu lassen, welcher folgenden Inhalts war.

„Polen!"

„Napoleon der Große, der Unüberwindliche, rückt an der Spitze einer Armee von 300,000 Mann in Polen ein. Ohne in die Geheimnisse seiner Pläne und Absichten unberufenerweise eindringen zu wollen, sei es unser einziges Bestreben, uns seiner Großmuth werth zu machen".

„Ich will sehen (so hat er zu uns gesprochen), ob Ihr verdient, eine Nation zu sein? Ich gehe nach Posen, da werden meine ersten Entwürfe zu Euerm Besten gemacht werden".

„Polen! von Euch hängt es ab, selbständige Wesen zu sein und ein verlorenes Vaterland wiederzuerlangen. Euer Rächer, Euer Schöpfer ist erschienen. Eilt ihm von allen Seiten entgegen, wie bedrängte Kinder ihren zu Hülfe eilenden Vater empfangen. Bringet ihm Eure Herzen, Eure Arme. Erhebet Euch insgesammt, beweiset ihm, daß ihr bereit seid, Euer Blut zu vergießen, um Euer Vaterland wiederzuerobern. Er weiß, daß Ihr entwaffnet seid; er wird Euch mit Waffen versehen".

„Sammelt Euch, Polen, unter die Fahnen Eures Vaterlandes. Bald wird, von Napoleon dem Großen berufen, Kosciuszko, Euer alter Naczelnik, zu Euch reden. Schon jetzt weilt er in Eurer Mitte. Unterdessen empfanget dieses Zeichen seines hohen Schutzes. Erinnert Euch, daß der Aufruf, der Euch nach Italien berief, um Euch dort in eine Legion zu sammeln, Euch nicht betrogen hat. Diese Legionen sind es, die den Beifall des unüberwindlichen Helden in den Augen von ganz Europa verdienten, die ihm den ersten Begriff von dem polnischen Geiste und dem polnischen Nationalcharakter beibrachten".

„Im kaiserl. Hauptquartier, Berlin, d. 1. Nov. 1806".*)

(Unterzeichnet) Dombrowski.
Wybicki.

Die Wirkung dieses Aufrufs war außerordentlich. Von allen Seiten strömten Freiwillige herbei, um sich unter die siegreichen Adler der Franzosen zu reihen, deren Einzug in Warschau einem wahren Triumphzuge glich. Am 16. Nov.

---

*) Nach Bornschein's „Geschichte von Polen", S. 400, ist dieser Aufruf vom 3. Nov. datirt.

hatte General Dombrowski zu Posen schon 4 Regimenter von neuen Rekruten gebildet. Mit einer Schnelligkeit, der nur die allgemeine Landesbewaffnung in der begeisterten Periode unter Kosciuszko glich, war eine nicht unbedeutende bewaffnete Macht auf heimischem Boden errichtet, und der edle Commandant der Legionen bahnte ihr, zugleich die Pflichten des Feldherrn und Soldaten erfüllend, durch sein eignes Beispiel den Weg zum Ruhme. Er machte sie auf die Ehre aufmerksam, an der Spitze jener alten Garde zu fechten, welche sich schon durch so viele Siege hervorgethan; und das erste Zusammentreffen mit dem Feinde gab den Augenzeugen den glänzendsten Beweis, wie wenig die ehemaligen Schlachtberichte von dem Wege der Wahrheit abgewichen, welche die Tapferkeit des polnischen Volkes während des Insurrectionskrieges so rühmend anerkannten.

Zwei Divisionen, an deren Spitze Dombrowski stand, machten gleich Anfangs den linken Flügel der Armeeabtheilung des Marschalls Mortier aus; später erhielten sie nebst den badischen und königlich sächsischen Truppen die Ordre, Danzig zu belagern. Nach dem siegreichen Gefechte bei Graudenz nahm Dombrowski am 1. Februar 1807 mit 7000 Polen seine Stellung bei Mewe am linken Ufer der Weichsel. Bald darauf durch ein Corps badischer Truppen unter dem Befehle des französischen Generals Mesnard verstärkt, beschloß er, das Detaschement Kanoniere, welches von Danzig aus nach Dirschau commandirt war, aus diesem wohlverschanzten Posten herauszuwerfen; doch die Preußen, dadurch keineswegs außer Fassung gebracht, marschirten voll Muthes dem Feinde entgegen, fanden aber an den Polen einen so hartnäckigen Widerstand, oder wurden, da beide Theile angreifend waren, so heftig in der Fronte angefallen, daß sie sich genöthigt sahen, zuerst in die Vorstadt und dann innerhalb der Thore selbst sich zurückzuziehen, wo Dombrowski die Stadt nach einem um so blutigern Treffen einnahm, als die polnischen und badischen Truppen, durch den hartnäckigen Widerstand gereizt, beschlossen hatten, keinen Pardon zu geben.

Er führte bei Dirschau die Colonnen selbst ins Feuer und wurde schwer verwundet; doch verließ er den gefährlichen Punkt nicht eher, als bis alle, selbst die äußersten Schanzen und Laufgräben dieser Stadt erobert waren.

Kaum von dieser Wunde geheilt, wurde er in demselben Feldzuge in der Schlacht bei Friedland, in der seine Division so viel zum Siege beitrug, abermals verwundet.

Unser Held nahm ferner bei der Belagerung von Dan-

zig bis zur Uebergabe dieser Stadt den thätigsten Antheil. Nach dem Frieden von Tilsit schlug er sein Hauptquartier mit den polnischen Nationaltruppen in Posen auf.

So vieljährige, mit so viel Eifer geleistete Dienste, dem Vaterlande geweiht, aus denen er nichts als ehrenvolle Narben davontrug, belohnte der Kaiser der Franzosen, der wahres Talent zu würdigen verstand, mit einer den Verdiensten entsprechenden Freigebigkeit, nachdem er ihn schon früher mit dem großen Adler der Ehrenlegion und mit dem Commandeurkreuze des Ordens der eisernen Krone ausgezeichnet hatte. Allein Dombrowski's edler Geist verschmähte es, sich in Wohlleben und Ueberfluß der Ruhe hinzugeben, so lange er zum Dienste des Vaterlandes noch Kraft besaß.

Der Feldzug von 1809 eröffnete seinem Thateneifer ein neues Feld. Als die Feindseligkeiten zwischen Oestreich und Frankreich aufs Neue begonnen hatten, verdrängte die 4 Mal stärkere Armee der Oestreicher den Fürsten Joseph Poniatowski vom linken Weichselufer und zwang ihn, Warschau zu räumen. Jetzt ersah Dombrowski darin seinen Vortheil, daß er mehre fliegende Corps von gut eingeübten Tirailleurs dem Feinde in dem Rücken manoevriren ließ. Bald war es ihm auch gelungen, 10,000 Mann zusammenzubringen, um sich mit dem Fürsten Poniatowski, der die Oestreicher auf ihrer Flucht bis Krakau verfolgte, zu vereinigen. Darauf begab er sich an die Grenzen von Galizien.

Am 16. und 23. Mai griff er die Oestreicher zwischen Bromberg und Czenstochowa an, drängte sie weiter als die erste dieser Städte zurück und schützte die zweite sowol als auch die Brücke von Thorn gegen die feindlichen Cavalerieangriffe. Als Posen von einem feindlichen Ueberfalle bedroht wurde, erschien Dombrowski wie ein Rettungsengel in dessen Mauern; und die mitten im Getöse fremder Waffen zur Gegenwehr aufgebrachte Mannschaft befreite unter seiner Anführung nicht nur Großpolen, sondern trug durch kühne Bewegungen an der Bzura zur Befreiung der Hauptstadt bei und theilte nach Beendigung des Krieges die Ehre des glänzenden Erfolges dieses Feldzugs.

Im Jahre 1812, als die Feindseligkeiten durch Napoleons Riesenplan, von dem europäischen Rußlande aus sich einen Weg zur Herrschaft Indiens und zur Unterjochung des größten Theils von Asien zu bahnen, heftiger als je zuvor wieder begonnen hatten, war Dombrowski aufs Neue mit dem großen Gedanken beschäftigt, die Unabhängigkeit Polens wiederherzustellen. Er machte in dieser Absicht dem Fürsten Po-

Digitized by Google

niatowski, welcher das Amt eines Kriegsministers und Obergenerals der gesammten Truppen des Herzogthums Warschau versah, den Vorschlag, in allen an der Grenze gelegenen Garnisonen eigne Waffendepots zu lassen, um alle gefangenen Polen sowie alle Ueberläufer aus der östreichischen, russischen und preußischen Armee in die bereits organisirten Regimenter aufzunehmen. Durch Anwendung dieser Maßregel hätte man ja nach den Fortschritten der großen französischen Armee an der Dwina, am Dnieper, in der Ukraine und in Podolien zuverlässige Corps begründen können. Die große Armee wäre auf diese Weise durch treuergebene und mit der Localität vertraute Soldaten vom Rücken her gedeckt gewesen und würde an diesen für jeden Unglücksfall eine Reserve von 20,000 Kriegern, die auf das erste Zeichen schlagfertig im Felde standen, an der Weichsel sich herangebildet haben. Doch der Fürst Poniatowski, obgleich er dem edelmüthigen Bestreben Dombrowski's alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, wollte nicht auf diese Idee eingehen, theils weil er befürchten zu müssen glaubte, durch diese ängstliche Vorsicht Napoleon zu misfallen, theils weil es ihm in seiner Zuversicht auf die Unüberwindlichkeit der französischen Adler gar nicht denkbar schien, daß ein unter so glücklichen Auspicien begonnener Feldzug je ein unglückliches Ende nehmen könnte.

Zu gleicher Zeit faßte der rastlos thätige Dombrowski den Entschluß, die Wiedergeburt Polens durch Errichtung von Clubs oder vaterländischen Vereinen, die, frei von allem fremden Einfluß, blos die Interessen der verwaisten Heimath ins Auge fassen sollten, befördern zu helfen. Diese Clubs, deren Existenz gleichsam im Keime schon bedroht wurde, bildeten nach und nach den Mittelpunkt und die Seele jener geheimen Gesellschaften, welche Rußlands Herrscher von dem Momente an, als sie das Protectorat von Polen übernahmen, so vielfältig beunruhigten.

Im Laufe des ewig denkwürdigen Jahres 1812 commandirte unser Held eine von den 3 Divisionen des fünften Armeecorps der sogenannten großen Armee und nahm seine Stellung im ehemaligen Weißrußland. Die sechszehnte Division commandirte General Zajonczek (das Hauptquartier zu Dobrzyka), die siebzehnte Dombrowski (Hauptquartier zu Stary Pobolow), und die achtzehnte General Kniaziewicz, welcher sein Hauptquartier zu Pelikowicze aufschlug. Hier wurde er aufs Neue in die Ereignisse des Feldzugs hereingezogen, um dessen Glück oder Unglück zu theilen. Ein neuer Schauplatz seiner Thaten war eröffnet.

Nachdem er durch einige lithauische Regimenter Verstärkung erhalten und das am Dnieper gelegene Mohilow besetzt hatte, drang er vorwärts, zeigte sich von allen Seiten, manoeuvrirte besonders mit seiner trefflichen Cavalerie in allen Directionen mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und unterhielt eine beständige Communication mit dem Generalstab des Fürsten Schwarzenberg und des Generals Reynier.

Kleinere Detaschements seiner Legionen, unter dem Befehl des Obersten Hornowski, Major Fontana und Hauptmann Wenzyk und Paradowski, bivouakirten in der Gegend von Hlusk, Sluck, Pinsk und bei andern zwischen der französischen und östreichischen Armee gelegenen Städten und dehnten sich bis an den Bug bei Olesko und Kowel aus.

Mit dem Kern seiner ihm anvertrauten Macht, hauptsächlich mit dem Regimente des Obersten Malachowski, zog er sich nach Swislocz, um von da aus die Festung Bobruysk zu beobachten; denn er war mit einer der wichtigsten Aufgaben des von Napoleon entworfenen Operationsplans beauftragt worden, jene Festung einzuschließen und für die Deckung des Rückens der gegen Moskau vordringenden großen Armee zu wachen. Der russische General Hertel griff ihn im Monat September mit 12,000 Mann Infanterie und 1000 Mann Cavalerie in seiner verschanzten Stellung an; allein ohne Erfolg. Als nach dem Brande von Moskau, von dem die Nachricht schon am 22. Sept. durch den General Pakosz im polnischen Heere verbreitet wurde, die Lage der Dinge eine ganz andere Wendung nahm, und sich die französische Armee in Eilmärschen zurückziehen mußte, trug General Dombrowski an der Spitze seiner Division und mit den Ueberbleibseln des fast gänzlich aufgelösten Poniatowski'schen Corps zur Förderung des schwierigen Uebergangs über die Berezina (26. Nov. 1812) wesentlich bei, wo er, wie bei allen entscheidenden Vorfällen, die Brücke bedeckend mit wahrem Heldenmuthe seine Person preisgab: eine Flintenkugel zerschmetterte ihm die Hand.

Doch vermochte weder diese neue Lähmung, noch seine durch vieljährige Strapazen angegriffene Gesundheit die Schwungkraft seines Geistes zu schwächen. Er hatte den Befehl, zwischen Minsk und Wilna eine ununterbrochene Verbindungslinie zu erhalten und, als der mit dem Terrain am meisten vertraute Feldherr, für die Erhaltung der Waffenplätze Minsk und Borissow Sorge zu tragen.

Er rückte am 15. Nov. auf erstere Stadt zu; allein der damalige Gouverneur von Minsk, Nikolaus Bronikowski,

verlor im Drange der Begebenheiten den Kopf, räumte diese Festung und zog sich mit ungefähr 3000 Mann in die Nähe von Borissow zurück, indem er sowol 5000 Kranke in den Hospitälern als auch ungeheuere Vorräthe von Munition und Lebensmitteln, welche durch den Patriotismus der Einwohner jener Provinz gebildet worden waren, zurückließ.

Als Dombrowski in Borissow anlangte, war seine Division auf ungefähr 4000 Mann und 20 Kanonen zusammengeschmolzen. Er hoffte an der Berezina das Armeecorps des Marschalls Oudinot zu finden; allein zu seinem großen Erstaunen fand er seine Erwartung getäuscht. Statt dessen traf er den russischen Admiral Tschitschakoff, welcher die Armee von Volhynien commandirte und nun Borissow im Sturm angriff.

Der Gouverneur dieser Stadt hatte den Fehler begangen, seine ihm untergebenen Truppen nicht gehörig zusammengezogen und mit der Division Dombrowski zur rechten Zeit vereinigt zu haben. Daher war dieser letztere außer Stande, der 10 Mal stärkern Macht mit Erfolg die Spitze zu bieten, und kam dadurch selbst in die größte Verlegenheit; dessenungeachtet wußte er in seiner Geistesgegenwart und langen Kriegserfahrung die nöthigen Mittel aufzufinden, um sich mit Ruhm und Ehre aus der Schlinge zu ziehen, und gelangte endlich, in guter Ordnung sich zurückziehend und ohne Unterlaß kämpfend, auf den Anhöhen von Niemanica an, wo er zu der Heeresabtheilung des Herzogs von Reggio stieß.

Erst gegen das Ende Dezembers traf er wieder in Warschau ein. Im Jahre 1813 erschien Dombrowski von Neuem auf dem Felde der Ehre. Der Fürst Joseph Poniatowski reorganisirte seine Truppen in Warschau. Er aber bildete eine andere polnische Division am Rhein, erschien mit derselben in der Herbstcampagne als Verstärkung des siebenten Armeecorps und zeichnete sich besonders in den Treffen bei Teltow, Großbeeren und Jüterbock aus. In der Schlacht bei Leipzig behauptete er bis zum letzten Augenblicke des Rückzugs die wichtige Stellung, an die sich der linke Flügel der französischen Armee lehnte, und vertheidigte besonders mit großer Unerschrockenheit die hallische Vorstadt gegen die ungestümen Angriffe der Preußen.

Der Feldzug von 1814, welcher dem erschöpften Europa den Frieden gab, war auch das Ziel der Waffenthaten Dombrowski's. Die politische Umgestaltung der europäischen Mächte änderte auch die Verhältnisse Polens; aber unangetastet blieben die Rechte, welche sich auf Tugenden, Verdienste

und allgemeine Achtung gründeten. Nach der Abdication Napoleons wußte der Kaiser Alexander die polnische Armee dadurch für sich zu gewinnen, daß ihr Hoffnung der Unabhängigkeit ihres Vaterlandes gemacht wurde. Unter den Generalen und ausgezeichnetsten Offizieren, welche in ihr Vaterland zurückkehrten, liest man die Namen: Dombrowski, Kniaziewicz, Woyczynski, Sokolnicki*), Chlopicki, Wielhorski, Kamieniecki, Paszkowski, Krukowiecki, Uminski, Vinzenz und Isidor Krasinski, Falkowski, Kurnatowski, Redel, Tolinski, Maletski, Sierawski, Rautenstrauch und Kasimir und Stanislaus Malachowski. Auch unser Held folgte dieser Hoffnung. Er war der Erste der Polen, welche zu den Berathschlagungen der russischen Militaircommission berufen wurde. Als hierauf der Monarch sich zum Könige von Polen proclamirt hatte, beehrte er ihn mit dem Grade eines Generals der Cavalerie und verlieh ihm die Würde eines Senators-Woywoden und das Großkreuz des weißen Adlerordens.

Kaum war Dombrowski am 7. Juni 1814 zu Warschau angekommen, so schickte er seine vertrautesten Offiziere in alle Theile des Großherzogthums, um die polnischen Soldaten aus allen Truppengattungen, welche sich dort aufhielten, zu versammeln. In der Proclamation, die er zu diesem Beruf bekanntmachen ließ, bemerkt man folgende Stellen:

„Die Großmuth Alexanders hat uns, die wir bei den Legionen gestanden, die alten Waffen zu tragen erlaubt und mir gestattet, die Ueberreste der polnischen Armee in unser Vaterland einzuführen. Mit dieser Gnade noch nicht zufrieden, haben Se. Majestät die Nothwendigkeit erkannt, die Nationalkraft zu verstärken, und deshalb alle Landeskinder, welche den letzten Krieg mitgemacht haben, und selbst diejenigen, welche gefangen worden sind, an dieser Wohlthat Theil nehmen zu lassen geruht".

Solch eine Sprache geziemte sich nicht für einen Mann wie Dombrowski, der unter einem Kosciuszko die kriegerische Laufbahn betreten, unter Championnet, Macdonald und Masséna sie fortgesetzt und unter Napoleon beschlossen hatte. Wie hoch würde er in den Jahrbüchern der Geschichte dastehen,

*) Der Divisionsgeneral Sokolnicki war es, welcher die Ueberreste des Königs Stanislaus Leszczynski von Nancy nach Posen brachte, wo ein Theil der Gebeine jenes Fürsten in der Kathedrale am 5. Aug. feierlichst beigesetzt, der andere aber in die Gruft der Könige nach Krakau abgeführt wurde. Stanislaus Leszczynski war vor seiner Thronerhebung Palatin von Posen gewesen.

Digitized by Google

wenn er, nur dem Vaterlande oder der Hoffnung, dasselbe wiederzuerkämpfen, seinen Arm darleihend, diese Schwäche nicht gegen einen Monarchen gezeigt hätte, der dem großen Naczelnik, als er ihn bei seiner Rückreise vom wiener Congresse zu Braunau um eine freie Constitution für Polen anflehte, die Antwort zu geben veranlaßt war: „Polonais! je respecte et j'apprécie vos efforts pour reconquérir votre patrie et lui rendre une existence digne d'elle; mais une branche, enlevée de l'arbre, où elle a pris naissance, s'y rattache de nouveau, dès qu'on la réunit au tronc, qui faisait sa force. De vous-mêmes dépend votre régeneration future.... Vos destinées sont celles du peuple slave“.*)

Schon in dem Monat August desselben Jahres bestimmten verschiedene Gerüchte, welche sich in Warschau über das von den verbündeten Mächten der polnischen Nation zugedachte Loos verbreitet hatten, einen großen Theil der Offiziere, an Dombrowski ein Schreiben zu richten, worin sie ihn offen um die Absicht ihrer neuen Organisation und über ihr künftiges Schicksal befragten. Es endigte sich mit den Worten: „Verlangen Sie von dem Eroberer Kunde von Dem, was er von uns zu fodern Willens ist. Wir sind zwar in seiner Macht; doch unserm Vaterlande allein gehört unser Arm und Blut, und dies allein kann es von uns fodern. Sobald der Selbstherrscher aller Reußen seine Unabhängigkeit ausgesprochen und bekräftigt hat, werden wir ungesäumt die Waffen auch zum Kampfe für ihn ergreifen. Pflicht und Dankbarkeit werden dann unsern Eifer verdoppeln und unsere Kraft stärken; aber ohne Zusicherung entblößen wir kein Schwert. Dieses wollten wir hiermit erklärt haben, indem wir hinzufügen, daß wir bereit sind, eher die härteste Strafe, Festungs- oder Civilgefängniß zu erdulden, als eine uns entehrende Handlung zu begehen".

In Folge dieser Protestation reichten die Generale Kniaziewicz, Woyczinski, Paszkowski und viele andere Stabsoffiziere ihre Entlassungsgesuche ein. Andere hingegen glaubten, als kurze Zeit darauf die Nachricht von der Wiederherstellung des Königreichs und die Constitutionsacte bekannt wurde, nicht dem Beispiele ihrer Kriegsgefährten folgen zu müssen. Unter diesen war auch Dombrowski. Im Jahre 1815 er-

---

*) Siehe: Lagarde Messence (Graf von), „Les obsèques de Kosciuszko aux tombeaux des roi de Pologne à Cracovie. Poëme“. München, 1819. 4. S. 62.

hielt er dafür das Patent eines General en Chef der Reiterei, wurde zum Senator-Palatin in der Versammlung der polnischen Landstände ernannt und zuletzt noch mit dem Stern des St.-Wladimir- und St.-Annenordens erster Classe geziert.

Seit dieser Zeit zog er sich, um seinen durch Wunden und Strapazen aller Art geschwächten Körper zu pflegen, aus dem activen Staatsdienste zurück und beschloß, wie einst der große Condé zu Chantilly, oder Ludwigs XIV. großer Feldherr Catinat zu St.-Gratien, nur der Landwirthschaft und den Wissenschaften zu leben.

Eine lebendige Sehnsucht zog ihn mit unbesiegbarer Gewalt nach seinem Geburtsorte zurück, den er in früher Kindheit verlassen und nie wieder gesehen hatte. Seine Lieblingsbeschäftigung in diesem Asyl war nebst der neuesten deutschen und französischen Lecture die Anordnung seiner Tagebücher und die Ueberarbeitung seiner überaus wichtigen Kriegsbemerkungen und Denkwürdigkeiten, deren Nichterscheinen im Publicum um so mehr zu bedauern ist und als ein Verlust für die Literatur angesehen werden kann, als er darin die Hauptcharaktere aus der vielbewegten Zeit, in der er lebte, die ersten Staatsmänner der französischen Revolution, Napoleons tapferste Feldherren und die größern Helden der Verbündeten meist als Augenzeuge und guter Beobachter unbefangen und ohne Schminke geschildert hat. Außerdem schrieb er eine „Geschichte der polnischen Legionen in Italien", welches Werk er der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Warschau widmete. Seine nicht unbedeutende Bibliothek, besonders im Fache der ältern und neuern Taktik, Festungsbau, Kriegskunst und Mathematik, sowie seine Sammlung antiker Vasen und anderer Gegenstände, welche er während seines Aufenthalts in Italien gesammelt hatte, und alle seine hinterlassenen Papiere vermachte er ihr ebenfalls durch ein besonderes Legat. Diese gelehrte Gesellschaft, welche ihn bei Lebzeiten unter ihre thätigsten Mitgliedern zählte, ehrte sein Andenken dadurch, daß sie ein besonderes Zimmer zur Aufbewahrung aller dieser Gegenstände einrichten und von einem eigends dazu bestellten Beamten dessen Anordnung und Erhaltung verwalten ließ. Dies Zimmer heißt bis auf den heutigen Tag „Dombrowski's Saal".

Es scheint, als hätte unser Held in den letzten Jahren seiner ebenso thatenreichen als glänzenden Laufbahn viele traurige Erfahrungen in der Freundschaft gemacht, als hätte ihn der Druck und das Unglück seines Vaterlandes tief geschmerzt, und er am Ende seine Leichtgläubigkeit und unbedingtes Ver-

Digitized by Google

trauen auf Menschenwort bereut; denn er hat sich nicht nur von den öffentlichen Geschäften, sondern selbst aus dem Königreiche Polen zurückgezogen.

Schon näherte sich der Tag, welcher in dem, sterblichen Augen unerforschlichen Buche der Allmacht seinem Leben zum Ziele gesetzt war, und man möchte glauben, ein überirdisches Wesen habe ihm einen Ueberblick des ganzen vollendeten Umfangs seines ruhmvollen Daseins gewähren wollen, indem es ihm dessen beide äußerste Punkte, Geburt und Tod, nebeneinander vergegenwärtigte. Kaum zurückgekehrt in den Schooß einer geliebten Familie, ward er von einer Krankheit überfallen, die nur er, wie durch Ahnung, für tödtlich hielt. Ohne die mindeste Bestürzung, ohne Unruhe, ohne eine Spur von Geistesschwäche blickte er mit eben dem kalten gefaßten Muthe auf den herannahenden Tod, mit dem er ihm im Getümmel der Schlachten so oft begegnet war. Der Abschied von der seinem Herzen theuern Gattin, der Segen, den er seinen Kindern ertheilte, gewährte den rührenden Anblick einer rein religiösen, patriarchalischen Handlung. Verwandte, Freunde, Dienerschaft beschäftigten seine zärtliche Fürsorge bis zum letzten Augenblicke. Als er diesen herannahen fühlte, ließ er sich nach alter Heldensitte seinen Säbel reichen, mit dem er einst alle die Schlachten in Italien, bei Eylau, Danzig, Friedland, im theuern Vaterlande mitgefochten, und der an der Berezina in seiner Hand zerschmettert wurde, und ihm befahl er seiner Asche Huth.

Mit gleicher Geistesgegenwart verordnete er, seiner Leiche auch den Säbel mitzugeben, den er zum Gedächtniß seines Zuges nach Großpolen im Jahre 1794 erhalten hatte, endlich auch die 3 Kugeln, die ihn in den Schlachten bei Novi, bei Dirschau und an der Berezina getroffen hatten. Zuletzt bestimmte er die Uniform der Legion zu seinem Sterbekleide, untersagte alles Gepränge bei seiner Beerdigung, und unter den Thränen und Klagen der Umstehenden allein ungebeugt standhaft, ging er am 6. Juni 1818 Nachmittags um halb 3 Uhr nach einer kaum dreitägigen Krankheit auf seinem Gute Winna-Gora im Großherzogthum Posen hinüber ins lichte Reich der Ewigkeit.

So hat es dem Herrn der Schicksale gefallen, den kurzen Zeitraum eines halben Jahres durch 2 große, für Polen nicht mehr zu ersetzende Verluste auszuzeichnen. Noch waren nämlich die Thränen nicht getrocknet, welche jenes unglückliche Land über Thaddäus Kosciuszko's Tod (15. Okt. 1817) ge-

weint, und schon traf dieser gleich empfindliche Trauerfall die Herzen aller vaterlandsliebenden Sarmaten.

Dombrowski nahm die innigste Verehrung Aller, die ihn kannten, nicht nur im eignen Vaterlande, sondern auch in fremden Staaten, sowie die kindlichste Liebe aller Derer, die ihm je untergeben waren, mit sich ins Grab. Die Republik Krakau, deren Hauptstadt stolz darauf ist, die uralten Königsgräber des polnischen Volkes innerhalb seiner Mauern zu bewahren, bat sich die Ehre aus, auch die sterbliche Hülle des Generals Dombrowski an der Seite derjenigen von Johann Sobieski, Joseph Poniatowski und Thaddäus Kosciuszko in der Gruft der Domkirche beisetzen zu dürfen; allein eine mächtiger eingreifende Anordnung hat die Gewährung dieser so bescheidenen und natürlichen Bitte zu verhindern gewußt.

Der Leichnam wurde in aller Stille, nur von den stummen Thränen der Edlern aus seinem Volke gefeiert, zur Ruhe bestattet.

Der Schmerz des gefühlvollen Menschen ist, wie die einsame Lampe bei Gräbern, still und andachtgebietend.

Digitized by Google

Johann Georg von Zimmermann.

Von Heinrich Döring.

Johann Georg von Zimmermann würde in der Reihe denkwürdiger Zeitgenossen einen noch glänzendern Platz behaupten, wenn er nicht durch übertriebene Eitelkeit, die ihn in den letzten Jahren seines Lebens zu einer leidenschaftlichen Polemik trieb, seinen allgemein anerkannten Ruhm als Arzt, als Philosoph und geistreicher Prosaist verdunkelt hätte.

Zu Brugg, einer kleinen Stadt im deutschen Antheil des Cantons Bern, von bürgerlichen Aeltern den 8. Dezember 1728 geboren und der Sohn eines dortigen Rathsherrn, konnte er sich rühmen, von einer Familie abzustammen, die sich seit Jahrhunderten durch Redlichkeit ausgezeichnet hatte. Mehre Mitglieder derselben waren zu den ersten Staatsämtern erhoben worden, und der unermüdliche Eifer, mit welchem sie für das Wohl ihrer Mitbürger gewirkt, erhielt ihren Namen in dauerndem Ansehen.

Zimmermann empfing den ersten Unterricht durch Hauslehrer und wurde in seinem vierzehnten Jahre nach Bern geschickt, um sich dort die nöthige Kenntniß der alten Sprachen, der Mathematik und Naturlehre zu erwerben. Auch das Studium der Philosophie und der schönen Wissenschaften war von seinem dortigen Unterricht nicht ausgeschlossen. Neue Sprachen zu lernen, bot sich ebenfalls Gelegenheit. Vorzügliche Fertigkeit erwarb er sich in der französischen, was er, wenigstens zum Theil, dem Umstande verdankte, daß seine Mutter aus Morges, im französischen Antheil des Cantons Bern, gebürtig und die Tochter eines pariser Parlamentsadvocaten war.

Digitized by Google

Nicht ohne gründliche Vorkenntnisse bezog Zimmermann im Jahre 1747 die Universität Göttingen, um sich der Arzneikunst zu widmen. Daß er dort in dem Hause seines Landsmannes, des als Dichter und Arzt gleich berühmten Haller wohnte, der sich seiner wahrhaft väterlich annahm, hatte besonders auf die Leitung seiner Studien den günstigsten Einfluß. Sich auf ein einziges Fach zu beschränken, genügte indeß seinem Geiste nicht, der nach jener universellen Bildung strebte, welche den talentvollen Kopf von dem gewöhnlichen Gelehrten unterscheidet. Ohne daher seinen Fleiß ausschließlich auf die verschiedenen Zweige der Arzneikunde zu richten, studirte er mit Eifer Mathematik, Physik, Statistik und andere Wissenschaften, für die er in Göttingen die trefflichsten Lehrer fand. Auch das Studium der englischen Sprache und Literatur betrieb er dort mit Eifer; und wie sehr er nach den Ruhm eines vielseitig gebildeten und gründlichen Gelehrten strebte, sieht man sehr deutlich aus einer Aeußerung in einem seiner damaligen Briefe. „Ich führe hier das Leben eines Menschen", schreibt Zimmermann, „der auch nach seinem Tode noch zu leben wünscht". Aber die nachtheiligen Folgen einer zu großen geistigen Anstrengung bleiben nicht aus, und schon in Göttingen zeigten sich die ersten Anfälle jener Hypochondrie, welche für ihn späterhin eine Quelle mannichfacher Leiden ward. Als theoretischer Arzt hatte er einen bedeutenden Namen erhalten, als er, um den Grad eines Doctors der Medizin zu erlangen, seine Abhandlung über die Irritabilität schrieb, in welcher er einen Lieblingsgedanken Haller's, von dessen System abweichend, mit vieler Eigenthümlichkeit ausbildete.*)

Von einer Reise nach Holland und Paris, die er um diese Zeit unternahm, kehrte er nach einigen Monaten im J. 1752 wieder nach Bern zurück. Dort machte er den ersten Versuch zu einer Biographie Haller's, die er einige Jahre später vollständig herausgab.**) Ein in Briefform und in

---

*) Diese noch jetzt sehr geschätzte Abhandlung führt den Titel: „Dissertatio physiologica de irritabilitate, quam publice defendet Jo. Georgius Zimmermann". Göttingen, 1751, 4. Eine italienische Uebersetzung erschien unter dem Titel: „Sulla insensibilità ed irritabilità di alcuni parti degli animali, dissertazioni de Signori Zimmermann e Castel, transportate in lingua italiana del P. Gian. Vincenzo Petrini etc". Neapel, 1756.

**) „Leben des Herrn von Haller", von Dr. J. G. Zimmermann, Stadtphysikus in Brugg. „Whose mind contains a world and seems

Digitized by Google

französischer Sprache geschriebener Aufsatz*), welcher die vorzüglichsten Lebensumstände seines großen Lehrers enthält, gibt einen auffallenden Beweis, wie gewandt er sich im Französischen auszudrücken wußte. Noch während seines Aufenthalts in Bern kam Haller dahin, den seine schwankende Gesundheit schon nach einigen Wochen bewog, für immer dort zu bleiben und seine Stelle in Göttingen aufzugeben. Als Zimmermann auf Haller's Wunsch dessen Familie von Göttingen abholte, knüpfte sich das Band der Freundschaft zwischen beiden bald noch fester. Eine Verwandtin Haller's, von nicht gewöhnlicher Geistesbildung und vieler Sanftmuth des Charakters, wurde Zimmermann's Gattin, und die Liebe für seine Vaterstadt bewog ihn, das in Brugg erledigte Physicat anzunehmen. Aber gerade die rastlose Thätigkeit, in die ihn sein gegründeter Ruf als praktischer Arzt versetzte, genügte seinem freurigen, rastlos fortstrebenden Geiste nicht. Jede neu erlangte Kenntniß machte ihm nur das Bedürfniß fühlbarer, in den verschiedenartigsten Fächern des menschlichen Wissens fortzuschreiten. Seine Lecture blos auf die Kunst, die er übte, einzuschränken, war ihm ein unerträglicher Gedanke. Die besten moralischen, philosophischen und historischen Schriften, Reisebeschreibungen und schönwissenschaftlichen Werke in lebenden und todten Sprachen wurden mit Eifer von ihm gelesen. Aber diese mannichfachen Studien vermochten nicht das Gefühl der Leere und Beschränktheit zu unterdrücken, das sich ihm während seines Aufenthalts zu Brugg nur zu oft aufdrang. Seine dortige Situation war freilich von der in Bern und Göttingen durchaus verschieden. An den genannten Orten hatte er mit Männern und Jünglingen in Verbindung gestanden, die, durch Geistesvorzüge und Kenntnisse mannichfacher Art ausgezeichnet, der Unterhaltung ein nicht gewöhnliches Interesse gaben. In solchen Gesprächen hatte Zimmermann seine Einsichten vermehrt, seine Urtheilskraft geübt. Auch in wissenschaftlicher und literarischer Hinsicht hatte er dort, wo ihm so viele Hülfsmittel zu Gebote standen, nicht

---

for all things fram'd". Zürich, 1755. Eine im Jahre 1760 projectirte Umarbeitung dieses Werks unterblieb. Auch das Leben Haller's, welches Zimmermann nach dessen Tode im J. 1778 ankündigte, ist nicht erschienen.

*) „Lettre a Mr** (Herrnschwand), célèbre médecin, concernant Mr. de Haller," im „Journal helvétique", November, 1752; deutsch in den (züricher) „Neuen Sammlungen vermischter Schriften", Bd. 1, S. 4, und im Auszuge in Lauw's „Helvet. Lexikon".

Digitized by Google

zurückbleiben dürfen. Alles dies vermißte er in Brugg, und die Folge davon war, daß er sich einsam zurückzog, weil ihm seine jetzigen Umgebungen nicht genügten. Er besaß nicht die Kunst, sich in Welt und Menschen zu schicken und einem neuen Verhältniß die günstigste Seite abzugewinnen. Eben die feste Idee, daß er sich in Brugg nicht wohl fühlen könne, raubte ihm den Genuß jedes Vergnügens und ließ ihn die Einsamkeit suchen, zu der ihn seine durch ein zartes und höchst reizbares Nervensystem genährte Hypochondrie unwiderstehlich hinzog. Merkwürdig war es indeß, daß diese Stimmung ihn keineswegs abhielt, seine Berufspflichten aufs gewissenhafteste zu erfüllen. Vielleicht trat hier die Liebe für seine Kunst vermittelnd ein; denn eine merkwürdige Krankheit fesselte ihn so, daß ihn nichts hätte bewegen können, seinen Patienten zu versäumen. Sanft und mit sorglicher Theilnahme erkundigte er sich nach dem Befinden des Kranken, und nie verließ er dessen Zimmer anders als mit tröstenden Worten und mit einem freundlichen Gespräch, welches das Gefühl des Leidens beschwichtigte. Schien aber seine Hypochondrie mit dem Eintritt in ein Krankenzimmer gänzlich von ihm gewichen zu sein, so kehrte sie, wenn er zu Hause eilte, mit verdoppelter Stärke zurück. Selbst den Bitten seiner Gattin gelang es nur selten, ihn zur Theilnahme an einem Gesellschaftskreise zu bewegen, aus welchem er, wenn er ihn besucht, mit unbefriedigten Erwartungen zurückkehrte. Zwar machte er sich selbst oft Vorwürfe über die Befriedigung dieses Hanges zur Einsamkeit; aber der Reiz, den sie für ihn hatte, war zu groß, um ihm widerstehen zu können. Selbst in Augenblicken, wo der Dämon der Hypochondrie von ihm wich und in ihm den Wunsch nach geselliger Mittheilung rege werden ließ, wurde er auch dann, wenn er ihm wirklich Gehör gab, durch sein Verhängniß plötzlich wieder aus der Gesellschaft der Menschen hinweggerissen. In Gemüthsstimmung, welche ihn indeß zur Ausübung und dem Studium der Arzneikunde, zur Lecture mannichfacher Schriften und zu literarischen Arbeiten keineswegs untüchtig machte, bildete sich neben mehren Abhandlungen und Aufsätzen in Journalen*) in ihm (1756) die erste Idee zu seinem Werke „Ueber die Einsamkeit". Erst 30 Jahre später erschien diese geistreiche, an psychologischen Bemerkungen

*) In der zu Zürich herausgekommenen Zeitschrift: „Der Erinnerer", in der eben daselbst erschienenen „Neuen Sammlung vermischter Schriften" und in andern Journalen.

reiche Schrift in der vollendeten Gestalt, welche ihres Verfassers fortgesetzte Beobachtungen ihr nur geben konnten. In jene Zeit (1756) fällt auch der Plan zu seinem Werke „Von der Erfahrung in der Arzneikunde"*), das allein hinreichend wäre, seinem Namen ein bleibendes Denkmal zu setzen. In einer Anwandlung von poetischer Laune hatte er ein Jahr zuvor ein Gedicht: „Die Zerstörung von Lissabon", geschrieben, doch ohne Absicht, es drucken zu lassen. Als dies indeß ohne sein Wissen durch einige seiner Freunde, welche ein günstiges Urtheil darüber fällten**), geschehen war, widmete Zimmermann diesem Gedicht eine abermalige Durchsicht und ließ es zu Zürich 1756 erscheinen. In seinem Werke: „Vom Nationalstolz"***), durch das er seinen Ruhm im größern Publicum gründete, findet man jene Schärfe des Verstandes, verbunden mit der Herzenswärme und hinreißenden Beredtsamkeit wieder, welche seine Schriften fast ohne Ausnahme charakterisiren. Das physische und moralische Wohl des Menschen durch Schilderung erhabener Gefühle und gemeinnütziger Wahrheit befördern zu helfen, galt ihm in Allem, was er schrieb, als Hauptzweck. Der Scharfblick, mit dem

*) Es erschien zu Zürich 1763—64 in 2 Theilen. N. A. in einem Bande ebendaselbst 1787. Vergl. „Allgem. deutsche Bibliothek", Bd. 2, St. 1, S. 137 fg., Bd. 3, St. 1, S. 23 fg., Bd. 6, St. 1, S. 14 fg.; „Allgem. Literaturzeitung", 1787, Bd. 1, Nr. 75, S. 710. Außer einer italienischen Uebersetzung von Antoni erschien eine französische unter dem Titel: „Traité de l'expérience en général et en particulier dans l'art de guérir, par Mr. Zimmermann" Paris, 1774. 3 Bde. Fr. Kasimir Medicus: „Brief an Herrn J. G. Zimmermann über einige Erfahrungen aus der Arzneiwissenschaft". Manheim, 1766 (vergl. „Allg. deutsche Bibliothek", Bd. 8, St. 1, S. 78 fg.).

**) Unter Andern Wieland, dem es von Breitinger mitgetheilt worden war. S. Wieland's „Auserwählte Briefe" Zürich, 1815. Bd. 1, S. 177 fg.

***) Zürich, 1758. 6. Aufl. ebendas. 1789. Vergl. „Bibliothek der schönen Wissenschaften", Bd. 4, St. 1, S. 551 fg.; „Briefe, die neueste Literatur betreffend", Thl. 9, St. 143, S. 21 fg.; Klotz's „Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften", Bd. 3, St. 12, S. 630 fg. „Allgem. deutsche Bibliothek", Bd. 10, St. 2, S. 161 fg., Bd. 92, St. 2, S. 611. Eine französische Uebersetzung erschien unter dem Titel: „De l'orgueil national, traduit de l'allemand de Mr. Zimmermann". Paris, 1769, 12. Verfälscht und verstümmelt ist die englische Uebersetzung, welche unter dem Titel: „Essay on national pride", zu London 1771 erschien. Besser ist folgende: „Essay on national pride, to which are added memoirs of the author's life and writings. Translated from the original german of the late celebrated Dr. J. G. Zimmermann, by J. H. Wilcocke" London, 1797. Eine russische Uebersetzung hat der Graf von Woronzow geliefert.

er den Menschen in der politischen und großen Welt beobachtet, wobei ihm seine Naturkenntniß als Arzt wesentliche Dienste leistete, und der Reichthum an Beispielen aus der Geschichte aller Zeiten wie aus dem täglichen Leben gab seinen Betrachtungen etwas Geistreich-Unterhaltendes. Wenn die Kunst und Originalität seines Styls etwas zu wünschen übrig gelassen hätte, so wäre es Reinheit gewesen. Unverkennbar war in den meisten seiner Schriften ein Anflug von Satyre, der um so auffallender hervortrat, wenn man ihn mit dem sanften und gefälligen Benehmen verglich, zu welchem Zimmermann die gesellschaftlichen Rücksichten und die Sanftmuth seines Charakters im Umgange nöthigten. Um so lebhafter riß ihn in seinem einsamen Studirzimmer der angeborene Hang hin, jede Thorheit und Lächerlichkeit scharf zu rügen.

Daß sein Schriftstellerruhm gegründet und ziemlich allgemein anerkannt worden war, schien schon daraus hervorzugehen, daß er von den angesehensten gelehrten Gesellschaften zum Mitgliede aufgenommen ward. Aber er fühlte sich deshalb nicht glücklicher. Vielleicht war es eben diese Celebrität, die ihm die Beschränktheit seines Wirkungskreises um so lebhafter empfinden ließ. Diesen zu erweitern, wurde nun sein sehnlichstes Verlangen. Aber die von ihm oder Andern in dieser Hinsicht entworfenen Pläne scheiterten an äußern Schwierigkeiten, vielleicht auch an Zimmermann's Hypochondrie und der damit verbundenen Unentschlossenheit. Er hatte einen Ruf als Professor der Arzneikunde nach Göttingen erhalten, einen andern nach Bern. Aber diese Aussichten zerschlugen sich nicht minder als die Einladung zur Stelle eines Leibarztes und Bibliothekars des Königs von Polen. Es ergingen noch andere Anträge an ihn, die, wenn sie auch nicht eben einen glänzenden Posten verhießen, doch wenigstens Beweise des ehrenvollen Vertrauens waren, das man in ihn setzte. Auch der als Wieland's Gönner bekannte Graf Stadion, der sich von seiner Stelle als erster Minister des Kurfürsten von Mainz auf sein in Schwaben gelegenes Gut Werthaußen zurückgezogen hatte, wünschte Zimmermann als Arzt und Gesellschafter in seiner Nähe. Aber die mit der Zusicherung einer angenehmen Wohnung verbundene nicht unbedeutende Pension vermochte nicht, Zimmermann einem Orte zu entziehen, den er zu klein fand, um ihn noch mit einem kleinern zu vertauschen.

Am entsprechendsten schien seinen Wünschen noch die Stelle eines königlich großbritannischen Leibarztes in Hanover, die ihm im Jahre 1768 angeboten wurde. Als er Brugg

Digitized by Google

verließ, geschah es mit der Hoffnung auf glücklichere Verhältnisse und ein froheres Leben. Beides war indeß für ihn, dem die Hypochondrie jeden Genuß trübte, auch in Hanover nicht zu finden. Schon in dem Umsturz seines Reisewagens vor dem Thore der genannten Stadt glaubte er ein böses Omen zu erblicken. Seine Schwiegermutter hatte das Unglück, bei dieser Gelegenheit das Bein zu brechen; und kaum war er in Hanover angekommen, als ihm der Tod seine thätigsten Gönner raubte. Vorfälle dieser Art vermehrten seine Kränklichkeit und machten ihm seine Krankenbesuche höchst lästig. Auch die kleinen Neckereien, welche ihm die Eifersucht eines seiner Collegen zuzog, würden auf ein minder reizbares Gemüth keinen so bedeutenden Eindruck gemacht haben. Nur die völlige Unbekanntschaft mit seinem Charakter kann es entschuldigen, wenn einige Personen in Hanover glaubten, Zimmermann werde sich Alles gefallen lassen, um nur ihr Wohlwollen zu erwerben. Zudringlichkeiten dieser Art entlockten ihm manche mismüthige Aeußerung, vorzüglich in Bezug auf das weibliche Geschlecht. „Die Damen", sagte er einst, „welche mit Georg II. Kaffee getrunken haben, bilden sich ein, ich stehe so zu ihrem Befehl wie zu dem seinigen". Während er dem Grundsatz treu blieb, daß die Krankheit und nicht der Kranke die Zahl und Zeit der ärztlichen Besuche zu bestimmen habe, verstieß er auf mannichfache Weise gegen den Dünkel einzelner Personen, die sich's ohnedies nicht angelegen sein ließen, ihm seinen Aufenthalt in Hanover angenehm zu machen.

Auch häusliche Leiden bedrohten ihn. Der Schmerz über die wankende Gesundheit seiner Gattin und Kinder würde noch tiefere Wurzeln bei Zimmermann geschlagen haben, wenn ihn nicht das allgemeine Zutrauen, das seiner ärztlichen Praxis geschenkt ward, zu einer ununterbrochenen Thätigkeit und heilsamen Zerstreuung genöthigt hätte. Durch die große Zahl der einheimischen und fremden Kranken, wie dadurch, daß man ihn aus dem ganzen Norden consulirte, wurde er seinem Trübsinn entrissen. Jede Stunde des Tages gehörte ihrem bestimmten Geschäft an. So lebte er mehre Monate, und einige Reisen zu fürstlichen Personen, welche bei schweren Krankheiten ihn um Rath zu fragen wünschten, waren seine einzige Zerstreuung. Auch sein Aufenthalt in Pyrmont darf dahin gerechnet werden, obgleich der dortige Brunnen nach 2 Jahren eine nachtheilige Wirkung auf seinen körperlichen Zustand äußerte. Das Zuströmen vieler Kranken, die ihn

Digitized by Google

um Rath zu fragen wünschten, raubte ihn freilich in Pyrmont die zur Stärkung seiner Gesundheit nöthige Ruhe.

Sehr schmerzlich war für ihn im Jahre 1770 der Tod seiner Gattin, die mehre Monate unbeschreiblich gelitten hatte. Doch auch ihn nöthigte um diese Zeit ein sehr complicirter Leibesschaden, dessen erste Spuren sich schon zu Brugg gezeigt hatten, zu einer höchst schmerzhaften Operation. Sie wurde in Berlin unternommen, wohin Zimmermann im Jahre 1771 gereist war, um von dem berühmten Meckel sein Uebel untersuchen zu lassen, der den Fall merkwürdig genug fand, ihn in einer eignen kleinen Schrift zu beschreiben.*) Als die Operation von dem Generalchirurgus Schmucker unter Meckel's Beistand glücklich vollendet und Zimmermann wieder so weit hergestellt war, um ausgehen zu können, ward ihm in Berlin der Umgang der berühmtesten Gelehrten und achtungswerther Personen aus allen Ständen zu Theil. Die größte Ueberraschung aber war es für ihn, als er erfuhr, daß der große Friedrich sich nach ihm erkundigt und den Wunsch geäußert habe, ihn zu sprechen.**) Durch Herrn von Catt ward Zimmermann Friedrich II. vorgestellt, den er auf einem eisernen Feldbett ruhen fand, gehüllt in einen einfachen blauen Mantel, auf dem der schwarze Adler gestickt war. „Treten Sie näher, Hr. Zimmermann", sagte der König, als Zimmermann etwa 10 Schritte von ihm entfernt stand; „ich höre, daß Sie Ihre Gesundheit in Berlin wieder erlangt haben und ich wünsche Ihnen Glück dazu".***) „Sire", antwortete Zimmermann, „ich habe mein Leben in Berlin gefunden, aber in diesem Augenblicke finde ich ein größeres Glück".****) Als ihn Friedrich fragte, ob er sich bei der Operation habe binden lassen, entgegnete Zimmermann: „Nein, Sire, ich habe meine Freiheit behalten wollen" †); worauf der König lächelnd sagte: „Ach! Sie haben sich als ein wackerer Schweizer be-

---

*) „Tractatus de morbo hernioso congenito singulari et complicato, feliciter curato". Berlin, 1771. Deutsch von E. G. Baldinger, Berlin und Stettin, 1772.

) Vergl. die Schrift: „Schreiben des Hrn. Leibmedicus Z (Zimmermann) in H. (Hanover) an einen seiner Freunde, die Unterredung mit Sr. Majestät dem Könige von Preußen betreffend" Frankfurt und Leipzig, 1774.

***) Approchés, Mr. Zimmermann! J'apprens que vous avez retrouvé votre santé à Berlin, et je vous félicite.

****) Sire, j'ai trouvé la vie à Berlin, et dans cet instant je trouve un bonheur plus grand encore.

†) Non Sire! j'ai voulu conserver ma liberté.

Digitized by Google

tragen".*) Friedrich fragte ihn hierauf nach seinem Geburtsort, und wo er studirt, erkundigte sich nach Haller, Tissot und andern berühmten Aerzten, deren Schriften er gelesen hatte, und ließ sich endlich in ein Gespräch über medizinische Gegenstände ein, nach den Symptomen der verschiedenartigsten Krankheiten und deren Heilart sich erkundigend, doch nicht selten den Ernst durch scherzhafte Fragen unterbrechend, z. B. wie viel Kirchhöfe er (Zimmermann) angefüllt habe.**)

Die Zeit, welche Zimmermann in Berlin zubrachte, war für ihn eine der glücklichsten Perioden seines Lebens. Schon das Gefühl, von einer langen und schmerzhaften Krankheit wiederhergestellt zu sein, gab ihm eine seltene Heiterkeit, die aber wieder einer tiefen Schwermuth wich, als kurz nach seiner Ankunft in Hanover die operirten Theile wieder schmerzhaft wurden. Vergeblich suchte er, in seinen häuslichen Verhältnissen, im Kreise seiner Familie Trost zu finden. Auch hier schien ihm keiner geblieben zu sein, seit alle Mittel vergeblich gewesen waren, die verlorene Gesundheit seiner Tochter wiederherzustellen, die endlich nach fünfjährigen Leiden starb. Auf einem Sohne ruhte nun seine ganze Hoffnung; aber auch sie war schwankend, weil auch diesem Kinde keine dauerhafte Gesundheit verliehen zu sein schien. Das Verschwinden eines Ausschlags, dem der Knabe von Kindheit an unterworfen gewesen, drückte seinen Geist nieder und versenkte ihn nur zu oft in eine bei seinem Alter ungewöhnliche Apathie und Schwermuth. Um so größer war Zimmermann's Freude, als ihm Briefe aus Göttingen, wohin sein Sohn zu Ende des Jahres 1772 gegangen war, sein völliges Wohlbefinden und die Entwickelung seltener Geisteskräfte meldeten. Aber sein zartes Nervensystem war den gewaltigen Anstrengungen nicht gewachsen, mit denen er seine Studien in Strasburg betrieb, wohin er von Göttingen gegangen war. Er versank in die tiefste Schwermuth, und wiederholte Briefe an seinen Vater enthielten dringendere Bitten, ihm eine Reise nach Frankreich, England und Holland zu erlassen, als ein Anderer angewendet haben würde, die väterliche Einwilligung dazu zu erhalten. Bald darauf verlor er völlig den Verstand, den er zwar nach 2 Jahren wieder erhielt, dann aber durch die Wiederkehr des Uebels, das durch kein Mittel zu bannen war, 20 Jahre lang in der Schweiz lebte, dem Aeußern nach gesund, aber mit völlig zerrütteten Geisteskräften.

*) Ah! vous vous êtes conduit en bon Suisse.

**) Combien de cimetières avez-vous remplis?

Auf den Rath seiner Freunde schritt Zimmermann, der sich jetzt gänzlich verwaist fühlte, zu einer zweiten Ehe. Obgleich 30 Jahre älter als seine Lebensgefährtin, schien sie durch die Sanftmuth und Liebenswürdigkeit ihres Charakters ganz für ihn geschaffen und ein freundlicher Schutzengel, der ihn in seinem Alter aufrechterhielt und leitete. Seine Menschenscheu schien von ihm gewichen zu sein, und während er seine Gattin in Gesellschaften führte und selbst welche gab, war er öfters durch Gesprächigkeit und heitere Laune die Seele solcher Cirkel.

Eine Frucht dieser Stimmung war die Vollendung seines Werkes: „Ueber die Einsamkeit"*), das theils den Gesprächen mit seiner vieljährigen geistreichen Freundin, der Regierungsräthin v. Döring in Hanover, seinen Ursprung verdankt, theils dem Mystiker und Schwärmer Jakob Hermann Obereit**), der in einer Schrift: „Die Einsamkeit der Weltüberwinder nach innern Gründen erwogen u. s. w." (Leipzig, 1781), Zimmermann hart angegriffen hatte. Dieser fühlte sich besonders durch eine Satyre Obereit's***), die er gegen das Werk: „Ueber die Einsamkeit", gleich nach der Erscheinung desselben richtete, sehr verletzt, und nur der Beifall, der ihm von allen Gebildeten zu Theil ward, tröstete ihn bei seiner

*) 4 Thle. Leipzig, 1784—85. Seine frühern „Betrachtungen über die Einsamkeit" erschienen zu Zürich 1756; sodann ein Fragment: „Von der Einsamkeit", zuerst im „Handverschen Magazin" mitgetheilt, Leipzig, 1773. Vergl. den „Deutschen Merkur", August 1784, Anzeiger. S. 113 fg, Oktober, Anzeiger, S. 159 fg.; „Allgem. Literaturzeit.", 1785, Bd. 2, Nr. 101, S. 113 fg., Nr. 149, S. 301 fg., Nr. 150, S. 305 fg.; „Allgem. deutsche Bibliothek", Bd. 61, St. 1, S. 141, Bd. 71, St. 2, S. 311. Eine französische Uebersetzung erschien unter dem Titel: „La solitude considérée relativement à l'esprit et au coeur; traduit de l'allemand de Mr. Zimmermann". Von Mercier. Paris, 1790. Eine englische: „Solitude, considered with respect to its influence on the mind and the heart etc. Translated from the french of J. P. Mercier". London, 1791. Eine italienische: „Saggio sopra la solitudine del Sgr. J. G. Zimmerman. Trad. del tedesco". Von Antoni. Vincenza, 1788.

**) Gest. 1798 zu Jena. Vergl. Schlichtegroll's „Nekrolog" auf das Jahr 1798, Bd. 2, S. 1—100.

***) „Supplik an philosophische Damen zur Besänftigung der großen flammenden Autorschaft über die Einsamkeit des königl. großbritan. Hrn. Hofraths und Leibarztes Zimmermann in Hanover. In 3 Aufwartungen von dem Verf. der „Einsamkeit der Weltüberwinder", J. H. Obereit, der Philosophie Doctor". Leipzig, 1785. Vergl. „Allg. deutsche Bibliothek", Bd. 77, St. 1, S. 301; „Goth. gel. Zeit.", 1785, St. 97, S. 788.

Digitized by Google

reizbaren Gemüthsart einigermaßen. Die größte Ueberraschung für Zimmermann war aber der entschiedene Antheil, den die Kaiserin Katharina II. dem Werk: „Ueber die Einsamkeit", das ihr ohne sein Zuthun in die Hände gekommen war, zollte.*) Er empfing einen Brillantring von ungewöhnlicher Größe und Schönheit nebst einer goldenen Medaille, und Katharina begleitete diese Geschenke mit den Worten: „An den königl. großbritan. Leibarzt, Herrn Zimmermann, aus Dankbarkeit für so manche schöne Recepte, die der Menschheit im Buche von der Einsamkeit verordnet werden". Als sie, um Zimmermann persönlich kennen zu lernen, ihn auf einige Monate nach Petersburg einlud, lehnte er diese Reise seiner schwachen Gesundheit wegen ab. Katharina ließ nicht nur diese Entschuldigung gelten, sondern entsagte auch mit vieler Resignation einem ihrer Lieblingswünsche. Ihre Achtung für seinen Geist, vereint mit der Sorge für sein körperliches Wohlsein, spricht sich sehr lebhaft in einigen ihrer Briefe aus.**) Auch die in einem derselben ihm angebotene

*) „Votre livre sur la solitude (schreibt die Kaiserin aus Petersburg den 22. Febr. 1785), qu'au premier abord j'ai craint d'ouvrir, parceque, d'après son titre, j'appréhendais, qu'il n'augmentât les dispositions hypocondres, auxquelles je me sentais enclinée depuis quelques mois: ce livre, dis-je, est la première chose, qui en ait empêché et puis diminué l'accroissement. Ce livre a de la force, de la vigueur et du pouvoir sur l'ame. C'est, je crois, le meilleur antidote pour, ou plutôt contre les dispositions hypocondres, qu'on puisse imaginer, à en juger par l'effet, que ce livre premier a fait sur moi etc." (Siehe „Archives littéraires de l'Europe ou mélanges de littérature etc.", Paris und Tübingen, 1804. Bd. 3, S. 212.)

**) Man findet sie unter der Ueberschrift: „Lettres originales de Catharine II, impératrice de Russie, à feu Mr. le docteur Zimmermann", in den eben angeführten „Archives littéraires", Thl. 3, S. 212—233. Vergl. die Schrift: „Zimmermann's Verhältnisse mit der Kaiserin Katharina II. und mit Hrn. Weikard. Nebst einer Anzahl Originalbriefe der Kaiserin". Von Hrn. Marcard, Leibmedicus zu Oldenburg u. s. w. Bremen, 1803. „Lorsque j'ai souhaité", heißt es in dem vorhin angeführten Briefe der Kaiserin, „que vous vivriez ici, aucune consultation de l'art ne guidait ce désir, mais bien celui de faire la connaissance d'un homme d'esprit, de capacité et de connaissances non communes. Mais comme je vois, que vous ne pouvez vous exposer sans risque pour votre santé au mouvement de la voiture, durant un aussi long voyage, et le voyage de mer pouvant aussi avoir ses risques, je me fais une conscience, de vous presser d'avantage sur cet article, d'autant plus, que peut-être la vie d'un grand nombre de vos malades dépend de vos habiles soins, et qu'ici, quoique je suis bien décidée à ne pas vous dire un mot de médecine, assurement d'autres vous accableraient de consultations et

Stelle ihres Leibarztes mit Zusicherung eines Gehalts von 10,000 Rubeln, lehnte Zimmermann ab, erfüllte dagegen aufs pünktlichste ihren Auftrag, dem in der russischen Armee und mehren Städten Rußlands herrschenden Mangel an Aerzten und Chirurgen durch Empfehlung brauchbarer Subjecte abzuhelfen. Für diesen Dienst, den er ihren Staaten leistete, empfing Zimmermann von der Kaiserin den Wladimirorden.

Schon damals, als Friedrich II. ihn, wie früher erwähnt worden, einer Unterredung würdigte, hatte der König, ohne ihn eigentlich um Rath zu fragen, im Gespräch seinen Gesundheitszustand berührt. Als dieser nun im Jahre 1786 sehr bedenklich geworden war, und dem Leben Friedrichs offenbare Gefahr drohte, wurde Zimmermann durch 2 sehr höfliche Schreiben nach Potsdam eingeladen, von wo er aber, da er es nicht wagte, der bereits sehr großen Körperschwäche des Monarchen durch heftig wirkende Mittel zu begegnen, bald wieder nach Hanover zurückkehrte. Kaum dort angekommen, ließ er seine Schrift: „Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredung mit ihm kurz vor seinem Tode" (Leipzig, 1788) erscheinen.*) Ein Brief Mirabeau's an Friedrichs Nachfolger**), in welchem Zimmermann den großen König unwürdig behandelt glaubte, veranlaßte ihn zu einer Ehrenrettung desselben, die er unter dem Titel: „Vertheidigung Friedrichs des Großen gegen den Grafen Mirabeau", erscheinen ließ.***) Aber die genannten Schriften, zu denen noch Zimmermann's „Fragmente über Friedrich den Großen zur Geschichte seines Lebens, seiner Regierung und seines Charakters" kommen****), verwickelten ihn in eine literarische

---

par conséquent vous rendraient moins heureux, que je ne désirerais de vous voir".

*) Vergl. „Goth. gel. Zeitung", 1788, St. 41, S. 337 fg., St. 48, S. 399 fg.; (Joh. Christoph Schmid) „Sendschreiben an den Hrn. Ritter v. Zimmermann, seine Schrift über Friedrich den Großen betreffend". 1788 (ohne Druckort).

**) „Lettre remise à Fréderic Guillaume II, roi regnant de Prusse, le jour de son avénement au trône par le comte de Mirabeau". Berlin, 1787. Vergl. „Goth. gel. Zeitung", 1787, St. 89, S. 723 fg.

***) Hanover, 1787. Vergl. „Allgem. deutsche Bibliothek", Bd. 94, St. 1, S. 193; „Göttinger gel. Anz.", 1788, Bd. 3, S. 198; „Goth. gel. Zeitung", 1788, St. 90, S. 758 fg.

****) Leipzig, 1790. Vergl. „Goth. gel. Zeit.", 1790, St. 28, S. 249 fg., St. 31, S. 273 fg., 1791, St. 39, S. 395 fg., St. 48, S. 444 fg., St. 58, S. 532 fg.; „Allgem. Literaturzeit.", 1791, Bd. 4, Nr. 341, S. 612, 1792, Bd. 3, Nr. 213, S. 332 fg.

Digitized by Google

Fehde, die erst mit seinem Tode endete.*) Der Hauptmisgriff Zimmermann's war die Idee, nachdem er als Arzt, Philosoph und geistreicher Prosaist geglänzt hatte, auch in dem ihm völlig fremden Gebiete der Politik eine ähnliche Rolle spielen zu wollen. Allmälig bestärkt in der Einbildung, daß Alles, was er sagte, weil Er es sagte, belehrend und anziehend gefunden werden müsse, ließ er sich, von hypochondrischen Grillen verfolgt, zu einer leidenschaftlichen Empfindlichkeit hinreißen, die vorzüglich in jenen „Fragmenten über Friedrich den Großen" ohne alle Schonung hervortrat. Seine Unzufriedenheit mit den neuen politischen Veränderungen und Ereignissen ließ ihn darin das leere Hirngespinst eines geheimen Bundes zum Umsturz der Staaten und der Religion erblicken. Weder seine Einsicht noch seine Wahrheitsliebe erschien in vortheilhaftem Lichte, als er rechtschaffene Männer und verdienstvolle Gelehrte, die er kurz zuvor noch selbst gepriesen, mit grundlosen und hämischen Anschuldigungen überhäufte, die eine kräftige Nothwehr rechtfertigten. Manches Nachtheilige, was er über Friedrich den Großen und besonders über den moralischen Charakter dieses Monarchen sagt, hätte, wenn es auch wirklich wahr gewesen wäre, nicht so öffentlich zur Sprache gebracht werden sollen. Aber auch die heftigsten Invectiven gegen Andersdenkende konnten einer offenbaren Erdichtung, einem gleichsam die Geschichte entstellenden Roman, wie man jene „Fragmente" nennen kann, nicht den beabsichtigten Schein der Wahrheit geben. Eine einseitige und leidenschaftliche Polemik füllte nun den größten Theil der Zeit aus, die sonst von Zimmermann zu weit löblichern Zwecken verwendet worden war. Sein Kampf gegen die Aufklärer, Illuminaten und Jakobiner, die er für Eins hielt, verwickelte ihn in einen weitläufigen Briefwechsel, unter andern mit dem berüchtigten Aloysius Hofmann in Wien. Dieser Liebling seines Herzens, wie er ihn nannte, konnte sich rühmen, von Zimmermann über 100 Briefe empfangen zu haben, unter denen mehre eher den Namen von Abhandlungen verdienten. Mit Entbehrung des Schlafs und Resignation auf alle andere Beschäftigungen gelang es Zimmermann, innerhalb eines Monats ein 370 Quartseiten langes Manuscript zu Stande zu bringen, das er, um den weltlichen Arm gegen die ihm verhaßten Aufklärer zu bewaffnen, an den Kai-

---

*) S. unter andern die „Freimüthigen Anmerkungen über Zimmermann's Fragmente über Friedrich den Großen, von einem brandenburgischen Patrioten". 2 Abtheilungen. Berlin und Stettin, 1791 — 92.

Digitized by Google

ser Leopold sandte.*) Tief erschütterte Zimmermann der frühe Tod dieses Monarchen, der dessen Vorhaben vereitelte, auf dem Reichstage zu Regensburg einen Fürstenverein gegen die Illuminaten zu stiften. Zimmermann's Eifer anerkennend, hatte Leopold ihm eine goldene Dose, begleitet von einem freundlichen Billet, zugeschickt, und diese Auszeichnung ermunterte ihn zu einem erneuerten Kampfe mit seinen Gegnern, die ihm freilich seine Invectiven nicht selten mit Wucher zurückgaben.

Aber die merkliche Abnahme seiner körperlichen und geistigen Kräfte, die er im Jahre 1794 spürte, nöthigte ihn nicht nur, jenen literarischen Fehden, sondern auch allen übrigen Geschäften zu entsagen. Seine Melancholie war jetzt bis zu einer beklagenswerthen Höhe gestiegen. Die gänzliche Verstandesschwäche, an der er litt, gestattete der Phantasie eine unbeschränkte Herrschaft über seinen Geist. Der Gedanke, von den Franzosen als Aristokrat verhaftet und gemishandelt zu werden, ließ ihn lebhaft eine Ortsveränderung wünschen. Aber von Eutin, wohin er sich auf den Rath seiner Aerzte begab, kehrte er noch kraftloser und schwermüthiger nach Hanover zurück, als er es vor 3 Monaten verlassen hatte. Seine irre Phantasie spiegelte ihm die seltsamsten Truggebilde vor, und während die Furcht der Verhaftung verschwunden war, glaubte er nun vor Armuth Hungers zu sterben. Auch die klingendsten Beweise vom Gegentheil konnten ihm diese Idee nicht rauben, die in seiner Seele ebenso fest Wurzeln geschlagen hatte als der Gedanke, überall, wohin er komme, Pest und Ansteckung zu verbreiten. Zu dem Widerwillen gegen alle Speisen und Arzneien gesellten sich noch unsägliche Schmerzen an allen Theilen seines Körpers, die ihn kurz vor seinem Tode 3 Tage und 3 Nächte lang zu einem lauten Geschrei nöthigten. So starb er den 7. Okt. 1795 im siebenundsechzigsten Jahre seines Lebens.

Seit zunehmende Hypochondrie seine Welt- und Menschenansicht trübte, waren mehre schöne Züge in Zimmermann's Charakter verschwunden oder wenigstens in den Hintergrund getreten. Die Reinheit und Innigkeit seines Herzens machte ihn zu einem liebenden Gatten und zärtlichen Vater. Sehr empfänglich für Freundschaft, suchte er durch zuvorkommende

*) Dies Opus führt den Titel: „Ueber den Wahnwitz unsers Zeitalters und über die kräftigsten Hülfsmittel gegen die Mordbrenner, die uns aufklären wollen, und gegen die Untergrabung und Vernichtung der christlichen Religion und der Fürstengewalt".

Digitized by Google

Herzlichkeit das Unrecht wieder zu vergüten, das er in einem Anflug übler Laune irgend Jemand zugefügt hatte. Ein Hauptzug seines Charakters war Dankbarkeit, und sein treues Gedächtniß ließ ihn auch nicht den kleinsten Dienst vergessen, der ihm vielleicht vor mehren Jahren erwiesen worden war. Die auffallende Ungleichheit in seinem Benehmen, die Kleinmüthigkeit und Unentschlossenheit bei Vorfällen des gewöhnlichen Lebens war eine Folge seines höchst reizbaren Nervensystems. Eben daher rührte die Empfindlichkeit gegen kleine Unannehmlichkeiten, die er nicht ertragen zu können glaubte, zumal da seine Phantasie sie ihm stets vergrößert darstellte.

Belebt und ausdrucksvoll waren seine Gesichtszüge, sein Aeußeres imposant, sein Körper groß und wohlgebaut. Sein geistreiches Auge, der schöne Kopf, die wohlklingende Stimme trugen nicht wenig dazu bei, den günstigen Eindruck, den seine Persönlichkeit machte, zu vermehren. In seinem ganzen Wesen verrieth sich männliche Kraft und Kühnheit, doch nichts Starres oder Fühlloses.*) Was Manche ihm als Stolz auslegten, war, wenn er sich nicht etwa, wie in den letzten Jahren seines Lebens, durch seine leidenschaftliche Stimmung hinreißen ließ, nur ein edles Selbstgefühl, ein Bewußtsein seiner Kraft und Ueberlegenheit. Seine reiche Phantasie, scharfe Beobachtungsgabe und Bestimmtheit des Urtheils, seine vielfachen Kenntnisse, nicht nur in der Medizin, sondern auch in der Philosophie, Geschichte, der ältern und neuern Literatur, machten sein Gespräch ebenso lehrreich als unterhaltend. Aber auch seinen Schriften liehen jene theils angeborenen, theils erworbenen Vorzüge einen seltenen Reiz und Werth, sodaß er, ungeachtet seine stylistische Kürze mitunter mehr gesucht als natürlicher Ton zu sein scheint, doch den besten Prosaisten aus der zweiten Periode unserer Sprachbildung gleichgestellt zu werden verdient. Nicht blindlings seinem Gefühl folgend, aber auch nicht durch eingeführte Regeln gefesselt, hatte er sich einen eignen Styl aus Grundsätzen gebildet, die er sich aus dem Gebrauche seines Verstandes selbst abstrahirte. Als noch die jugendliche Frische des Gefühls in seinem Gemüth die Oberhand hatte, wirkte die Anstrengung, die er sich gab, in seinen Schriften durch frappante Wendungen zu glänzen, min-

*) Man findet ein Bildniß Zimmermann's von Holzhalb vor Bd. 9. der „Allgem. deutschen Bibliothek", 1768; von H. Pfenninger vor L. Meister's Schrift: „Helvetiens berühmte Männer", 1782; von Geyser vor dem Werk: „Ueber die Einsamkeit", 1784, und vor dem „Leben Zimmermann's", von S. A. D. Tissot. Hanover, 1797.

Digitized by Google

der nachtheilig als in seinen spätern Werken, wo sein Styl an einer gewissen Einförmigkeit und Geschwätzigkeit zu leiden schien. Frei von diesen Fehlern ist sein Werk: „Ueber die Erfahrung in der Arzneikunst", wodurch er sich einen Ruf und ein Vertrauen erwarb, wie beides kein deutscher Arzt in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts besessen hatte. Noch immer kann dies classische Werk dienen, richtige Begriffe vom Ursprung, Gehalt und Einfluß der Erfahrung und ihrem Verhältnisse zur Kunst und Theorie zu verbreiten. Eine Frucht seines eignen Nachdenkens war die aufgestellte Theorie über das Verhältniß der Irritabilität zur Sensibilität, die, obgleich Haller davon abwich, späterhin die herrschende wurde. Wenn nicht höher an Werth, doch von allgemeinem Interesse sind seine Schriften: „Vom Nationalstolz" und „Ueber die Einsamkeit", in denen er seine ausgebreitete Welt- nnd Menschenkenntniß und eine vertraute Bekanntschaft mit der ältern und neuern Geschichte zeigte, deren Belege er sehr glücklich für seine aufgestellten Sätze zu benutzen wußte. Nicht leicht wird Jemand die genannten Werke ohne Belehrung und Befriedigung und ohne Gewinn für die Menschenkenntniß aus der Hand legen. Aber eben die mannichfachen und glänzenden Vorzüge dieser Werke lassen es um so mehr bedauern, daß ihr Verfasser so tief in den Augen des Publicums herabsinken konnte, durch seine Schriften über Friedrich den Großen und sein Zeitalter alle Schwächen seines Kopfs und Charakters gleichsam zur Schau auszustellen.

Digitized by Google

Chronologisches Verzeichniß
von
Johann Georg von Zimmermann's Schriften.

1) Dissertatio physiologica de irritabilitate. 4. Göttingen, 1751.
2) Leben des Herrn von Haller. Zürich, 1755.
3) Die Zerstörung von Lissabon, poetisch entworfen von J. G. Z. Zürich, 1756. 4.
4) Betrachtungen über die Einsamkeit. Ebendas., 1756.
5) Vom Nationalstolz. Ebendas., 1758. 6. Aufl. ebendas., 1789. Nachgedruckt in Karlsruhe, 1783.
6) Von der Erfahrung in der Arzneikunst. 2 Thle. Zürich, 1763—64. 2. Aufl in 1 Bde. ebendas., 1787.
7) Von der Ruhr unter dem Volke im J. 1765 und denen mit derselben eingedrungenen Vorurtheilen; nebst einigen allgemeinen Ansichten in der Heilung dieser Vorurtheile. Zürich, 1767. N. A. 1787.
8) Beschreibung einiger Pockenkrankheiten (ohne Druckort und Jahrzahl).
9) Von der Einsamkeit. Leipzig, 1773.
10) Schreiben des Herrn Leibmedicus Z** (Zimmermann) in H. (Hanover) an einen seiner Freunde, die Unterredung mit Sr. Majestät dem König von Preußen während seines Aufenthalts in Berlin betreffend. Mit einem Gedicht auf diesen Vorfall von der Frau Karschin vermehrt. Frankf. u. Leipz., 1774.
11) An Hrn. Joh. Gottl. Hempel, kön. dänischen Regimentschirurgus. Hanover, 1778.
12) An Herrn Hofrath und Professor Kästner in Göttingen. 1779 (ohne Druckort).
13) Versuche in anmuthigen und lehrreichen Erzählungen, launigten Einfällen und philosophischen Remarken über allerlei Gegenstände. Göttingen, 1779. (Eine von einem Ungenannten veranstaltete Sammlung der Zimmermann'schen Aufsätze im „Hanöverschen Magazin".)
14) Ueber die Einsamkeit. 4 Thle. Leipzig, 1784—85.
15) Anmerkungen zu v. Haller's Abhandlung über das Faulfieber. Ein Geschenk für heilende Landärzte. Solothurn, 1786.
16) Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredung mit ihm kurz vor seinem Tode. Leipzig, 1788.
17) Vertheidigung Friedrichs des Großen gegen den Grafen v. Mirabeau; nebst einigen Anmerkungen über andere Gegenstände. Hanover, 1788.
18) Fragmente über Friedrich den Großen; zur Geschichte seines Lebens, seiner Regierung und seines Charakters. 3 Bde. Leipzig, 1790. (Die beiden nächst vorstehenden Schriften sind mit in dies Werk verschmolzen.)

Digitized by Google

19) De Luc in Windsor an Zimmermann in Hanover. Aus dem Französ. übers. Leipzig, 1792.
20) Lettre d'un vieux militaire à un ami en Hollande, relative à une brochure, intitulée: Essai sur l'armée hollandaise par un colonel des troupes légères. Bern, 1794.
21) Zerstreute Blätter vermischten Inhalts (von einem Freunde Zimmermann's herausg.). 1799 (ohne Druckort).

Einzelne Aufsätze von Zimmermann findet man unter andern in folgenden Schriften:

1) In dem „Journal helvétique", Nov., 1752. (Lettre à Mr** — Herrnschwand — célèbre médecin, concernant Mr. de Haller.)
2) In den „Actis Helvet. physico-mathem. anatom. botan. medicis". Thl. 2, S. 94 fg. (Historia vitii deglutitionis quinque annorum sanati.)
3) In dem „Hanöverschen Magazin", 1771 (Brief über die Kriebelkrankheit); 1772, St. 5 u. 6 (Von der Windepidemie in der Stadt Hanover und der sogenannten Nervenkrankheit); St. 87 (Gegen eine deutsch-französische und insbesondere niedersächsische Mode); St. 96 (Von den Nervenkrankheiten und einer Hülfe gegen dieselben in einem sauern Elixir); 1773, St. 1—4 (Von der Einsamkeit); St. 16 (Encyklopädische Fragen, die Pedanterei, Pedanten und Pedantinnen betreffend); St. 20 (Haller's Beschreibung einer im Canton Bern 1762 beobachteten Epidemie von galligten und faulenden Fiebern. Aus dem Französ.); 1774 (Ueber das Händeküssen; über die Schwatzhaftigkeit; über die Wuth, Briefe ohne Namensunterschrift zu schreiben); 1778, St. 53 (Etwas von den Wirkungen des in Taffia aufgelösten Guajacgummi gegen Gicht und Podagra).
4) Im „Deutschen Museum", Mai 1778, S. 452 fg. (Warnung an Aeltern, Erzieher und Kinderfreunde wegen der Selbstbefleckung, besonders bei ganz jungen Mädchen).
5) In Baldinger's „Neuem Magazin für Aerzte", Thl. 1 (Ueber eine von Kanpf erfundene Maschine zum Dampfklystir).
6) Aufsätze in der züricher Zeitschrift: „Der Erinnerer" und in der (züricher) „Neuen Sammlung vermischter Schriften". Auch an den „Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft zu Zürich" soll Zimmermann Theil genommen haben.

Nachrichten von Zimmermann's Lebensumständen und Urtheile über seine Schriften liefern folgende Werke:

1) Brendel's Programm: De logarithmis parabolicis. 4. Göttingen, 1751.
2) Baldinger's Neues Magazin für Aerzte, Bd. 18, St. 2.
3) Leu's Helvet. Lexikon, Thl. 20, S. 114 fg.
4) F. K. Medicus Brief: An Hrn. J. G. Zimmermann über einige Erfahrungen aus der Arzneiwissenschaft. Manheim, 1766.

Digitized by Google

5) (A. G. Kästner) An Hrn. Hofrath und Leibmedicus Zimmermann in H. Altenburg, 1780.
6) (Küttner's) Charaden deutscher Dichter und Prosaisten, S. 302 fg. Berlin, 1781.
7) L. Meister, Helvetiens berühmte Männer, Bd. 1, S. 334 fg. Zürich, 1782.
8) Denina: La Prusse littéraire, S. 521 fg.
9) (Joh. Christ. Schmid) Sendschreiben an den Hrn. Ritter von Zimmermann, seine Schrift über Friedrich den Großen betreffend. 1788 (ohne Druckort).
10) J. C. Meywerk; Ueber Friedrich Wilhelm den Liebreichen und meine Unterredung mit ihm. Frankf. u. Leipz., 1788.
11) Mit dem Herrn (von) Zimmermann, Ritter des St.-Wladimirordens dritter Classe, königl. Leibarzt und Hofrath in Hanover, der Akademien in Petersburg und Berlin Mitglied u. s. w., deutsch gesprochen von Dr. C. F. Bahrdt. 1790 (ohne Druckort).
12) J. H. F. Quittenbaum, Zimmermann I. und Friedrich II. London, gedruckt in der Einsamkeit, 1790.
13) Freimüthige Aeußerungen über des Herrn Ritter von Zimmermann Fragmente über Friedrich den Großen, von einem brandenburgischen Patrioten. 2 Abtheilungen. Berlin und Stettin, 1791 — 92.
14) J. H. Obereit, Die Einsamkeit der Weltüberwinder nach innern Gründen erwogen von einem lakonischen Philanthropen. Mit Anmerkungen des Herausgebers (Kleuker's in Osnabrück). Leipzig, 1781.
15) Derselbe, Supplik an philosophische Damen zur Besänftigung der großen flammenden Autorschaft über die Einsamkeit des großbritan. Hrn. Hofraths und Leibarztes Z. in Hanover u. s. w. Leipzig, 1785.
16) Doctor Luther und der Ritter von Zimmermann. 1788 (ohne Druckort).
17) Vie de Mr. Zimmermann. Von A. D. Tissot. Dr. M. Lausanne, 1797. (Deutsch unter folgenden Titeln: Leben des Ritters v. Zimmermann. Von Tissot. Hanover, 1797; und: J. G. Z.'s Lebensgeschichte. Zürich, 1797.)
18) J. G. Zimmermann, wie er gesund und krank war, erzählt von E. G. Baldinger in dessen „Neuem Magazin für Aerzte", Bd. 18, St. 2.
19) Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts, S. 527 fg.
20) J. G. Zimmermann's Krankheitsgeschichte, ein biographisches Fragment für Aerzte bestimmt. Von J. E. Wichmann. Hanover, 1796.
21) Beitrag zur Biographie des seligen Hofraths und Ritters v. Zimmermann. Vom Leibmedicus Marcard in Oldenburg. Veranlaßt durch die vom Hrn. Leibmedicus Wichmann herausgegebene Krankheitsgeschichte. Hamburg, 1796.
22) Zimmermann's Verhältnisse mit der Kaiserin Katharina II.

Digitized by Google

und mit Hrn. Weikard. Nebst einer Anzahl Originalbriefe der Kaiserin. Von Hrn. Marcard, Leibmedicus in Oldenburg und erstem Arzte in Pyrmont. Bremen, 1803.

23) Lettres originales de Catharina II, impératrice de Russie, à feu Mr. le docteur Zimmermann (in den „Archives littéraires de l'Europe ou mélanges de litérature", Thl. 3, S. 210 fg. Paris u. Tübingen, 1804).

24) S. Baur, Interessante Lebensgemälde der denkwürdigsten Personen des achtzehnten Jahrhunderts, Thl. 6, S. 476 fg.

25) Dessen Galerie histor. Gemälde aus dem achtzehnten Jahrh. Thl. 4, S. 502 fg.

26 Dessen Neues histor.-biograph.-literar. Handwörterbuch, Th. 5, S. 959 fg. Ulm, 1807.

27) K. H. Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, Bd. 5, S. 632 fg.

28) J. G. Meusel's Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller, Bd. 15, S. 409 fg.

29) Eschenburg's Beispielsammlung zur Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften, Bd. 8, Abth. 1, S. 452 fg.

30) Pölitz's Praktisches Handbuch zur Lecture der deutschen Classiker, Thl. 2, S. 292 fg.

31) Eichhorn's Geschichte der Literatur von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten, Bd. 4, Abth. 2, S. 1038.

32) Wieland's ausgewählte Briefe, Bd. 1, S. 175 fg. Zürich, 1815.

33) Bouterwek's Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit, Bd. 10, S. 317 fg. Göttingen, 1819.

34) Wachler's Handbuch der Geschichte der Literatur, Bd. 3, S. 309. Frankfurt a. M., 1822.

35) Fr. Horn, Die Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen, Th. 3, S. 153 fg. Berlin, 1822.

36) Leidenfrost's Histor.-biograph. Handwörterbuch, Bd. 5, S. 599. Ilmenau, 1824.

37) Raßmann's Literarisches Handwörterbuch der verstorbenen deutschen Dichter, S. 217. Leipzig, 1821.

38) Allgemeine Realencyklopädie (Conversations-Lexikon), 7. Aufl., Bd. 12, S. 518. Leipzig, 1827.

Digitized by Google

Alberto Nota.*)

Alberto Nota wurde gegen das Ende des Jahres 1775 zu Turin geboren, wo seine Aeltern zu den gebildeten und wohlhabenden Familien gehörten. Er war noch Kind als er sein Vermögen und seinen Vater verlor, der es verschwendet hatte, und blieb der Sorgfalt seiner Mutter, einer Schwester des berühmten Pflanzenkundigen Carlo Allioni, und seiner Tante, die ihn sehr liebte, anvertraut. Diesen beiden Frauen verdankte er seine Erziehung. Frühzeitig munterte ihn seine Tante auf, vielleicht im Vorgefühl seiner künftigen Lebensbahn, mit ihren andern kleinen Neffen einzelne Scenen aus Goldoni'schen Schauspielen aufzuführen, während seine der französischen Sprache kundige Mutter ihn bald in den Stand setzte, Molière zu verstehen. Der Knabe fühlte sich zu beiden Schriftstellern so hingezogen, daß er Bruchstücke, die ihm am meisten gefielen, ämsig auswendig lernte, dabei Ton und Geberdenausdruck beachtete und sie dann auf einer kleinen durch ihn aufgerichteten Bühne vor seinen versammelten Gespielen aufführte, um sie zu unterhalten und sich Beifall spenden zu lassen. Dergleichen Kinderspiele würden bei andern zweck- und erfolglos geblieben sein; doch bei dem jungen Albert trugen sie viel zur Entwickelung seines Geistes bei und bereiteten ihn gleichsam auf seinen künftigen Beruf vor. Er war noch nicht 10 Jahre alt, als er es unternahm, eine Art Drama zu verfassen und mit seinen Schulgefährten aufzuführen; späterhin mehr ermuthigt, schrieb er in seinem vierzehnten Jahre ein Lustspiel in 5 Aufzügen und bewarb sich um dessen Aufführung bei einem Liebhabertheater, welches jedoch die Auf-

*) Aus italienischen Quellen.

führung verweigerte. Albert wurde dadurch nicht entmuthigt; er fühlte sich vielmehr zu neuen Studien und Versuchen lebhafter angeregt, und der Tadel, welchen er über seine Leistungen selbst aussprach, kündigte seine sichern Fortschritte in der Kunst an. Die ersten Versuche, welche er auf die Bühne brachte, waren „La marchesa di Gange“ und „Il primogenito ed il cadetto“. Wenn wir diese beiden längst vom Publicum wie auch vom Verfasser verworfenen dramatischen Leistungen anführen, so geschieht es nur, um zu zeigen, wie mühsam und gefahrvoll diese Bahn selbst für Diejenigen zu betreten ist, welche die Natur so sehr dafür begünstigt zu haben scheint.

Der junge Albert schritt lebhaft vor und verband mit dem angenehmen Studium der schönen Wissenschaften das strengere der Weltweisheit, in welcher ihn der Kanonikus Tommaso Faletti unterrichtete, dessen Werke und Lehrsätze verdient hatten, von dem Cardinal Chiaramonti, nachherigem Papste Pius VII., gelobt und vertheidigt zu werden. Als indeß die Verhältnisse seiner Familie ihn zwangen, sich der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen, wurde er im achtzehnten Jahre Advocat, dann im Jahre 1803 unter dem Generalprocurator von Turin angestellt und im Jahre 1811 stellvertretender kaiserlicher Procurator bei dem Gerichtshofe zu Vercelli.

Diese ernsten Beschäftigungen, weit entfernt, den jungen Dichter von seinen Lieblingsstudien abzuziehen, verschafften ihm vielmehr eine lebendigere und genauere Kenntniß von vielen Dingen, welche sich in den Bühnenspielen so treu abspiegeln. Nota hat seine verschiedenen Lustspiele seit dem Anfange unsers Jahrhunderts bis auf unsere Zeit nach und nach gedichtet und je nachdem sich seine Erfahrung erweiterte auf die Verbesserung seiner Stücke fortwährend Fleiß und Sorgfalt verwandt.

Die politischen Veränderungen, welche auch Italien gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts erlitt, mußten nothwendig die Aufmerksamkeit des jungen Nota fesseln; es mußte dieses neue Schauspiel jeden Freund von Neuerungen und eines bessern Zustandes begeistern und in Erstaunen setzen, denn es enthüllte vor den Blicken des Zuschauers große Tugenden und große Laster zugleich. Der junge Dichter, ganz seiner Lieblingsbeschäftigung ergeben, war von den Ereignissen und Sitten, welche innerhalb der Sphäre des Komischen sich bewegen, so durchdrungen, daß er jeden Eindruck anderer Art entweder nicht zuließ oder vernachlässigte; so blieb er Komiker, umgeben von dem tragischesten Schauspiel, welches

Digitized by Google

die Weltgeschichte aufbewahrt hat. Ohne sich also auf irgend eine Weise von den politischen Dingen angezogen zu fühlen, neigte er sich nur dahin, wo er Stoff zu seinem Vorhaben fand, und diesen wußte er auf eine geschickte Weise aufzufassen: das Lächerliche war der Gegenstand seiner Beobachtungen. Fürwahr, die Revolution bot dessen hinreichend dar, und dergleichen Sitten und Laster schilderte Nota in seinen bessern Lustspielen.

Ein besonderes häusliches Ereigniß hatte keinen geringen Einfluß auf den Charakter seiner Komödien. Als Nota einige derselben mit andern Dilettanten aufführte, schien eine schöne Jungfrau, Namens Adelaide, nicht weniger an Glücksgütern als an Talenten reich, sich in ihn zu verlieben. In dem Betragen und dem Umgange der jungen Person glaubte er ganz das Gepräge der Aufrichtigkeit, welche eine dauernde Liebe verspricht, zu erkennen, und nach einigen Jahren vermählte er sich mit ihr. Doch nicht lange währte dieses Glück, und Nota entdeckte bald, daß die Frau aufgehört hatte Geliebte zu sein. Diese Entdeckung betrübte ihn dergestalt, daß er seine Frau und sein Haus verließ und Zerstreuung auf einer Reise durch Italien suchte. Jedoch weder Reisen noch Zerstreuung jeder Art vermochten den traurigen Eindruck aus seiner Seele zu bannen; er wurde schwermüthig, wie auch viele seiner Dichtungen deutlich die Färbung seines düstern Gemüths tragen, und in welchen wir sogar Begebenheiten geschildert finden, welche mit seinen eignen in einiger Beziehung stehen. Das eben erwähnte Verhältniß mit seiner Frau und einige Vernachlässigung von Denjenigen, die ihn am meisten achten sollten, mußte ihm allerdings die Gesellschaft von einer Seite zeigen, die der Schilderung des Komischen nicht sehr günstig war. So verrathen denn viele seiner dramatischen Dichtungen eher einen düstern, nachdenkenden als einen heitern, spöttischen Charakter.

Das erste Lustspiel Nota's, welches die Aufmerksamkeit des Publicums aufsichzog, war: „I primi passi al mal costume“, im Jahr 1808 zu Turin aufgeführt; diesem folgte: „Il progettista“ und „Il nuovo ricco“, das erste wurde ebenfalls in Turin und das zweite in Mailand im J. 1809 auf die Bühne gebracht. Auch im folgenden Jahre wurden in Verona „L'ospite francese“ und zu Anfang des Jahres 1811 „I litiganti“ in Turin gegeben. Die größte Achtung erlangte Nota durch sein Lustspiel „Il filosofo celibe“, welches gegen das Ende desselben Jahres zu Mailand einstim-

migen Beifall erhielt. Der berühmte Dichter Monti und Graf Paradisi, zu jener Zeit Präsident des Senats und des Instituts des Königreichs Italien, welche wegen ihres Ansehens und ihrer Talente eine Art höherer Gewalt in den literarischen Angelegenheiten jener Zeit ausübten, hielten es für Pflicht, dem Verfasser dieses Lustspiels ihre Achtung zu bezeigen und ihn ihres Schutzes zu versichern. Die literarischen Blätter, und besonders die „Bibliotheca italiana“, welche sich unter den bessern Zeitschriften wegen ihrer gehaltvollen Urtheile über Gegenstände des Geschmackes auszeichnete, wetteiferten, den Werth des Stücks in seinem schönsten Lichte zu zeigen. Paradisi schrieb die Beurtheilung eines andern Lustspiels Nota's: „La lusinghiera“, welche auch in die erwähnte „Bibliotheca“ aufgenommen wurde. Lob und ehrenvollen Tadel mit gleichem Danke erkennend, beschloß Nota, sich in Mailand niederzulassen, wo er sich die verdiente Belohnung zu erwerben hoffte, welche ihm Piemont bisjetzt nicht gewährt hatte; doch nach kurzer Zeit sah er seine Hoffnungen schwinden und seinen Zustand sich verschlimmern. Das Königreich Italien fiel, und die Italiener, welche nicht in seinem Bezirke geboren waren, wurden als Fremde betrachtet. Nota sah sich genöthigt in sein Vaterland wieder heimzukehren, und die Restauration, welche größtentheils in der Umänderung des früher Geschehenen, es mochte nun schlecht oder gut sein, bestand, zog auch ihn wie mehre andere ausgezeichnete Männer in ihren Strudel. Er wurde seines frühern Amts beraubt, und da er keine andere gleichbedeutende Stelle erlangen konnte, sah er sich gezwungen, im Jahre 1816 seine richterliche Laufbahn aufs neue zu beginnen. Er erhielt dann beim königlichen Senat einen Theil der Armenadvocatur bis zum Jahre 1818, wo ihn die Regierung zum Intendanten in Nizza ernannte. Im Jahre 1820 wurde er Intendant der Provinz Bobbio; endlich ward er im Jahre 1823 als Intendant in der Provinz San-Remo angestellt, wo er noch gegenwärtig lebt.

Bei so vielem Glückswechsel unterließ Nota dennoch nicht, selbst Diejenigen durch neue Lustspiele zu ergötzen, welche ihn ungerechterweise vergaßen. Das Unrecht nicht achtend, welches ihm von dem Geschick und den Menschen zugefügt wurde, erwarb er sich auf diese Weise die Achtung der gebildetsten Personen, welche ihm Neider und Ungelehrte versagten. Bereits im Jahre 1813 waren auf der Bühne von Bologna „L'ammalato per immaginazione“ und auf der mailändischen „Il benefattore e l'orfana“ erschienen, diesem folgte „La donna ambiziosa“, welche im Jahre

1817 zu Neapel, und „La lusinghiera," welche im J. 1818 zu Turin aufgeführt wurde. Einige Zeit darauf erhielt auf demselben Theater sein Lustspiel „La costanza rara" allgemeinen Beifall; allein es ward von einem fremden Minister heftig verfolgt. Es vertheidigt nämlich in diesem Stücke ein Franzose seinen Neffen, welcher in dem letzten Kriege gegen Rußland gefochten und behauptet, daß die nordische Kälte an dem Siege der Russen Theil gehabt habe. Der fremde Gesandte fand dieses für die Nation, welche er vorstellte, beschimpfend und verlangte vom Verfasser Genugthuung; die fernere Vorstellung des Lustspiels wurde sogleich untersagt, und der Autor erhielt einen derben Verweis. Wiewol nun kurz nachher das Stück freigegeben wurde, fühlte sich der Dichter dennoch so sehr beleidigt, daß er sich vornahm, keine seiner Dichtungen der Bühne ferner zu übergeben. Indeß ermuthigte ihn der Vorstand der turiner Bühne, welcher die Straflosigkeit seiner Stücke stets verfochten hatte, zu neuen Leistungen, und Nota widmete ihm das Lustspiel „La fiera", welches derselbe aufführen, und wobei er dem Dichter eine goldene, mit einem passenden Medaillon und einer ehrenvollen Umschrift geschmückte Dose überreichen ließ.

Diese Auszeichnung aber erweckte ihm nur Misgunst und Verfolgung. Bald fand sich eine Gelegenheit, um den Autor zu stürzen. Ein Schauspieler hatte sich einige Zusätze in seiner Rolle erlaubt, dies sollte den Ausspruch begründen, daß das Lustspiel unsittlich sei, und die fernere Aufführung desselben mußte sofort unterbleiben. Inzwischen ward es einer strengen Prüfung unterworfen, und als man die Beschuldigung grundlos fand, ließ es der König im Jahre 1826 zu Genua aufführen, wo er der Vorstellung selbst beiwohnte. Um diese Zeit erschien auf der turiner Bühne „La novella sposa", gleichfalls dem dortigen Vorstande gewidmet, und es scheint dieses das letzte aufgeführte Lustspiel Nota's zu sein. Doch hat er seitdem ein neues Stück: „Torquato Tasso", vollendet und dasselbe im Jahre 1826 in Florenz einer Gesellschaft vorgetragen, welche sich zu diesem Zwecke im Hause des Grafen Girolamo de'Bardi versammelt hatte. Wir wissen, daß er diese Dichtung sehr werth hält, und wünschen, daß er sie aufführen und drucken lasse.

So sehr auch literarische Eifersucht und Vorurtheile Nota fortwährend anfeinden, so haben sie dennoch den allgemeinen Beifall nicht zu unterdrücken vermocht, welcher seinen Stücken auf den Bühnen Italiens selbst von dem Volke bezeigt wird, dessen Geschmack nie fest steht, und auf dessen

Digitized by Google

Bildung die italienischen Schauspieler bei ihrer bekannten Ungeschicklichkeit nicht eben sehr günstig einwirken können. Die meisten italienischen Schauspieler hat die Uebertreibung in den sogenannten sentimentalen Dramen verdorben, und, wenig in ihrer Kunst erfahren, sind sie ganz unfähig, den einfachen, natürlichen Ton der Wahrheit auszudrücken, welcher dem Nota'schen Dialog besonders eigenthümlich ist. Durch Uebertreibung ihrer Rollen bewirken sie gerade das Gegentheil.

Trotz dieser Unvollkommenheiten, welche oft über das Schicksal eines Lustspiels entscheiden, wurden die Dichtungen Nota's nicht allein während der Vorstellung nach ihrem Werthe gewürdigt, sondern fast noch mehr, wenn sie von fähigen Beurtheilern gelesen wurden. Dies bekunden die vielen Auflagen derselben, welche in Italien erschienen sind, deren letzte, die dreizehnte und vierzehnte, zugleich in Mailand und Florenz*) gedruckt wurden. Ihr Ruf hat sogar die Grenzen Italiens überschritten; mehre derselben sind vor Jahren in Paris ins Französische übersetzt erschienen, wodurch auch in Frankreich ihr Werth bekannt worden. Die „Donna ambiziosa", gleichfalls ins Französische und dann ins Russische übertragen, wurde in Moskau bei Gelegenheit der Krönung des Kaisers Nikolaus gegeben. Der Beifall, den das Stück auch bei jener Feier von allen Classen der Zuhörer erhielt, beweist die Kraft des komisch Wahren, womit Nota's Talent auf alle Stände der Gesellschaft einwirkt. Da jedoch oft gute und schlechte Stücke gleichen Erfolg haben, so sei es uns vergönnt, den innern Werth der Nota'schen Komödien näher zu bezeichnen, indem wir diejenigen Eigenschaften herausheben, durch welche dieser Lustspieldichter sich besonders auszeichnet.

Aus des Dichters eignen Geständnissen und aus den ersten Versuchen seines Talents ersehen wir, wie sich auch seiner die Mode des Sentimentalismus bemächtigt hatte, welche durch den Einfluß der Frederici'schen Dramen zu Anfang dieses Jahrhunderts die Bühnen beherrschte. In diesem Geiste verfaßte er „La marchesa di Gange" und kurz darauf „Il primogenito ed il cadetto", welches späterhin umgearbeitet und unter dem neuen Titel: „L'oppressore e l'oppresso", herausgegeben, dennoch nicht wenig von seinem frühern Wesen behielt.

War es nun ein Ueberrest der Gewohnheit, oder geschah es

*) Beide erschienen im J. 1828. Man vergl. über Nota auch Salfi's „Saggio storico critico della commedia italiana". D. Red.

Digitized by Google

aus Furcht, dem herrschenden Geschmack bestimmt entgegenzutreten: wir finden, daß unser Dichter ihm bald minder bald mehr in den „Primi passi“, im „Atrabiliare“, im „Benefattore“ und in andern Stücken nachgegeben hat. Wenn wir sie jedoch genau prüfen, so sehen wir, daß er, statt blindlings den Misbräuchen des sogenannten Drama anzuhangen, nur insoweit dasselbe kunstvoll nachgeahmt hat, als es die Grenzen des edeln, feinen Lustspiels nicht überschreitet. Nicht, weil sich auch die Griechen und Lateiner in dieser Weise gefallen haben, versuchte Nota die Nachbildung solcher Muster, sondern weil so Viele, welche die Natur ohne Uebertreibung zu erreichen suchten, sie benutzten, indem sie gleichweit von der Alltäglichkeit und komisch-tragischen Ungereimtheit sich entfernt hielten.

Die Kunst Nota's besteht vorzüglich darin, daß er jenen Theil der Natur zu schildern weiß, welcher der komischen Gattung am meisten zusagt, und diese Schilderung leidet sogar bisweilen durch zu große Wahrheit. Die Charaktere, Personen, Begebenheiten und der Dialog sind nämlich so wahr und natürlich, daß man sie oft eher für Copien, für einen bloßen Abdruck des Wahren als für Werke der Einbildung und der Kunst hält. Wir finden bei ihm nicht jene übertriebenen, stark aufgetragenen Züge, nicht jene verblümten, geistreich scheinenden Redensarten, die wol weit mehr Armuth als Reichthum des Geistes zeigen, noch weniger plötzliche Uebergänge von einem Extrem zum andern, die sich gegenseitig aller Wirkung berauben: er vermeidet das Seltsame ebenso sehr als das Sonderbare. Stets die Verbesserung der Sitten beabsichtigend, hat er nicht das Seltene, sondern das Wahrscheinliche gewählt, was Jeder leicht und häufig findet, damit er so auf den größern Theil seiner Leser und Zuhörer bildend einwirkte. Wenn Nota seine Personen treu nach dem Leben zeichnet, damit sie einen nützlichen Eindruck bei dem Zuschauer zurücklassen, so wendet er auch andererseits keine der gewöhnlichen Hülfsmittel an, deren sich mittelmäßige Lustspieldichter nur zu häufig bedienen. Sein Bestreben ist nicht, die Zuhörer zu überraschen und zu täuschen, wol aber, wirksame und dauernde Eindrücke hervorzubringen. Daher verachtet er sogenannte Theatereffecte und grelle Portraitirung. Seine Dichtungen gefallen durch die stufenweise Entwickelung der Handlung. Hier stehen ihm alle Mittel zu Gebote, die Aufmerksamkeit vom Anfang bis zu Ende rege zu erhalten; die Einwirkung der Umstände belebt die Handlung, aber erdrückt sie nicht. Daher die große Regelmäßigkeit

des Sujets, eine Eigenschaft, die wir nicht so häufig bei andern dramatischen Dichtern finden, während er die Hauptfiguren seiner Gemälde kunstvoll hervortreten läßt. Intrigue ist allerdings nicht ausgeschlossen, doch ist diese ungezwungen und natürlich angelegt.

Wir finden oft, daß ein bis gegen das Ende größtentheils gut durchgeführtes Lustspiel bei der Auflösung scheitert: eine Klippe, welche die besten Lustspieldichter, ohne selbst Molière und Goldoni immer auszunehmen, nicht vermeiden konnten. Diese Erfahrung hat Nota benutzt, und wußte er auch nicht stets derselben Gefahr zu entgehen, so hat er doch den Kampf mit ihr nicht vermieden. Dadurch ist ihm mancher glückliche Erfolg zu Theil geworden, besonders da, wo er aus den einfachsten Umständen einen unerwarteten, befriedigenden Schluß entwickelte, als in: „Atrabiliare“. „Ammalato per immaginazione“, in der „Donna ambiziosa“ u. a.

Im Allgemeinen scheint Nota mehr beflissen, die ernste Seite des Lebens zu beschauen und darzustellen als die komische. Wiewol er nun in den Dialog jene Sprüchwörter einzuflechten und jenen Witz hineinzulegen weiß, welche das Lustspiel als sein Eigenthum in Anspruch nimmt, so scheint er dennoch gefürchtet zu haben, darin zu weit zu gehen und das Maß zu überschreiten. Daher begnügt er sich öfter mit jenem Komischen, welches aus der Eigenschaft der Charaktere oder aus dem Zusammentreffen der Personen von selbst hervorbricht, ohne auf das zu achten, welches aus der Rede leuchten könnte; nicht Scherz und Laune, sondern Situationen, Verwickelungen und Contraste erregen Lachen. Zum Beweis dient „Il filosofo celibe“, in welchem der Dichter die anmuthigsten und komischsten Charaktere und Scenen darstellt, ohne irgend ein Bestreben, sie herauszuheben. Wer würde nicht über den festen Vorsatz des Dorvalli lächeln, welcher sich nicht vermählen will, weil er betrogen zu werden fürchtet; oder über die Gutmüthigkeit eines alten Offiziers, seines Onkels, welcher die für ihn passende Frau gefunden zu haben glaubt; dann über die Ansprüche einer alten Witwe, welche einen jungen Mann in sich verliebt glaubt, während er für eine junge Person entbrennt? Ebenso über die Schwester des ammalato per immaginazione, welche ihn von seiner Verheirathung abhalten will, um sich seines Vermögens zu bemächtigen, und über die Aerzte, welche ihren Plan unterstützen; oder über so viele andere natürlich-komische Personen seiner Lustspiele?

Digitized by Google

Dennoch können wir nicht umhin, zu gestehen, daß Nota, vielleicht eine Folge seines durch trübe Lebensverhältnisse zum Ernsten gestimmten Gemüths, in der Schilderung des Ernsten glücklicher ist als in der des Komischen und Lustigen.

Nota hat bisjetzt ungefähr 20 Lustspiele herausgegeben, in denen wir nirgends Wiederholung oder Aehnlichkeit, selbst in den untergeordneten Rollen finden; die Hauptperson dient ihm gewöhnlich zum Titel des Stücks. Sie sind alle Bilder des Landes und der Zeit, welchen der Verfasser angehört, bis auf einige, welche fremden Ländern und Sitten nach ihm bekannt gewesenen lebenden Personen entnommen sind; auch hierin hat er die Schwierigkeiten nach und nach größtentheils besiegt. Man hat Nota den Vorwurf gemacht, daß er oft nur Nachahmungen geliefert; so findet man in dem „Nuovo ricco“ einige Aehnlichkeit mit dem „Bourgeois gentilhomme“ von Molière; Goldoni's „Il vero amico“ scheint zum „Filosofo celibe“ die Idee des Briefs geliefert zu haben, welchen ein junger Mann für seine Geliebte entwirft und den eine alte Heirathslustige für sich geschrieben glaubt. Auch Diderot hat sich dieses Spiel der Zweideutigkeit zugeeignet, weshalb ein lebhafter Streit zwischen ihm und Goldoni entstanden, dem allerdings das Recht der Priorität gebührt. Aber mehr als in einem andern Stücke glauben wir in den „Risoluzioni in amore“ eine Nachahmung des Molière'schen „Dépit amoureux“ oder der Goldoni'schen „Innamorati“ sowol in Hinsicht des Sujets als auch der Nebenhandlungen zu erkennen. Doch welcher der bessern Schriftsteller hat in diesem Zweige des Schriftenthums nicht die Erfindungen eines andern benutzt oder sogenannte Nachahmungen versucht, welche oft zu neuer Gestaltung und sinnreicher Veränderung eines und desselben Gegenstandes Gelegenheit geboten haben?

Nota ist aber auch ganz Original, die Titel abgerechnet, in seinen „Litiganti“, den Racine'schen „Plaideurs“ ganz unähnlich; im „Ammalato per immaginazione“, der mit dem Molière'schen „Malade imaginaire“ durchaus nichts gemein hat, weder in den Charakteren noch in der Fabel; ebenso in der „Vedova in solitudine“, „Costanza rara“, „Fiera“, „Pace domestica“ u. a.

Endlich gebührt Nota allein das Lob, in allen seinen Lustspielen das Gesetz der Sittlichkeit streng beobachtet zu haben, wodurch er sich vor fast allen seinen Vorgängern so sehr auszeichnete. Er gehört nicht zur Zahl Derjenigen, welche, um nur ihrem Stücke Beifall zu verschaffen, das Lustspiel

gern der Eigenschaft, nützlich und belehrend zu sein, überheben und es in eine Posse verwandeln möchten, deren Zweck kein anderer wäre, als zu unterhalten und zu belustigen; er glaubt vielmehr, daß jede Dichtung vor Allem dem Gesetze, nützlich zu sein, sich unterwerfen müsse, diejenige aber am wenigsten sich demselben entziehen dürfe, deren Bestimmung ist, den Zuhörer wie den Leser zu erheitern und zu ergötzen. Daher gestattet Nota dem Muthwillen nicht die geringste Freiheit und erlaubt sich keinen Scherz, der nicht auf Verbesserung der Sitten gerichtet sei.

Was die Sprache und Schreibart Nota's betrifft, so sind wir mit dem Grafen Paradisi ganz einverstanden, dessen Autorität in dieser Hinsicht keine Ausnahme zuläßt. Er behauptet, daß keiner der neuern dramatischen Schriftsteller Italiens vom sechszehnten Jahrhundert ab gleich Nota geschrieben habe, dessen elegante Wortfügung und rein italienischer Ausdruck von Niemanden übertroffen werde. Seine ersten Stücke waren in den frühern Ausgaben nicht ganz frei von Französismen, doch hat er sie nach und nach verbessert, sodaß jetzt alle seine Lustspiele als das beste Muster der Umgangssprache, deren sich die gebildetsten Italiener bedienen, gelten können. Goldoni wurde wegen seiner oft nicht ganz reinen Schreibart vielleicht zu sehr von jenen Kritikern getadelt, die den größten Werth eines Lustspiels in der zierlichen florentinischen Mundart zu finden glauben; Albergati war correcter, und de Rossi noch mehr denn beide; aber keiner von ihnen verstand es, Reinheit des Styls mit Kunst, Leichtigkeit und Natürlichkeit so ungezwungen zu verbinden als Nota.

Digitized by Google

Bengt Lidner.

Ein merkwürdiges Beispiel des größten Zwiespalts im Gemüthe bietet das Leben des schwedischen Dichters Lidner dar, welches wir sowol nach den schriftlichen Mittheilungen seiner Witwe als nach mündlichen Nachrichten seiner noch lebenden Freunde erzählen wollen.

Bengt Lidner war in Gothenburg den 16. März 1759 geboren. Seinen Vater, den Stadtorganisten B. Lidner, verlor er in seinem dritten Jahre; da jedoch seine Mutter, Elisabeth Boëthia, vermögend war, so konnte sie für eine höhere Bildung des Sohnes sorgen; er bekam den, als geistlichen Redner ausgezeichneten Dr. C. J. Brag zum ersten Lehrer. Letzterer fand, wie erzählt wird, in ihm einen sehr trägen Schüler, bis zum elften Lebensjahre, wo der Lehrer eines Tages, da Lidner bei gewöhnlicher Unbehülflichkeit seine Aufgabe ausarbeiten sollte, plötzlich einen knallartigen Ton hörte in dem Kopfe des Knaben, welcher einen Schreckruf ausstieß und sagte, daß er eine schmerzliche Erschütterung von dem untern Rande der Stirn bis zum Hintertheile des Kopfes gefühlt habe. Nachher sollen seine Geistesfähigkeiten sich schnell entwickelt haben, indem er nun gutes Gedächtniß und leichte Auffassungsgabe zeigte, sodaß er mit dem Lobe der Lehrer in der Trivialschule und im Gymnasium seiner Vaterstadt seinen Cursus vollendete.

Inzwischen war die Mutter Lidner's gestorben; dieses hinderte den Fortgang seiner Studien nicht; er wurde von den Verwandten, welche für seine Erziehung sorgten, auf die karolinische Universität zu Lund geschickt, wo er im J. 1774 eine akademische Dissertation: „De novissimis per Europam revolutionibus earumque causis“, herausgab und, wie es heißt, pro

exercitio vertheidigte. Uebrigens sich hier selbst überlassen, trat die Sucht nach starken Getränken und störender Hang zu den schmuzigsten Ausschweifungen hervor, was seine Gesundheit untergrub und sein Glück zerstörte. Da sein unordentliches Leben ihn zum Gegenstande allgemeinen Tadels machte, wurde er von dem akademischen Senate aus den Bezirken der Universität verwiesen und genöthigt, um seinen Gläubigern nicht in die Hände zu fallen, sich heimlich aus dem Lande zu flüchten.

Er ging nach Deutschland, besuchte die Hochschulen zu Göttingen und Leipzig und erhielt zuletzt das Diplom als Doctor der Weltweisheit zu Rostock. Hier hatte er sich mit einem jungen Mädchen von Stande versprochen. Während er aber eines Abends neben der Geliebten in einem Garten saß, sah er, wie es ihm däuchte, seine Mutter, ein anderes Frauenzimmer bei der Hand führend, aus einem Lindengange hervortreten und sagen: „Sieh hier Deine künftige Gattin; diese da bekommst Du niemals!" Bei dieser Erscheinung verstummte Lidner, riß sich von der Seite seiner Braut und kehrte baldigst nach Schweden zurück. Die Verlassene soll 2 Jahre nachher gestorben sein.

Das Burschenleben in Deutschland hatte die Sitten Lidner's nicht verbessert, sondern noch regelloser gemacht. Seine Verwandten, die Alles versuchten, ihn zu retten, verschafften ihm eine Stelle auf einem Schiffe, das von Gothenburg nach China segeln sollte. Die Einschränkung, Beschwerlichkeiten und Gefahren, die er hier ertragen mußte, waren nicht nach seinem Geschmacke; daher verließ er heimlich das Schiff, als es bei dem Vorgebirge der guten Hoffnung ankerte, verkroch sich in einer Höhle am Tafelgebirge und irrte beinahe ein ganzes Jahr in dem armseligsten Zustande in der Gegend der Capstadt umher, bis es ihm glückte, das Mitleiden eines dänischen Schiffers zu erwecken, der ihn mit sich nahm und nach Gothenburg zurückbrachte. Hier verlebte er seine Tage, wie zuvor, in böser Gesellschaft, fast immer berauscht, in schlechten Gast- und Trinkhäusern. Seine Verwandten gaben ihn verloren. Doch fing er gerade in der Verflechtung dieser Verirrungen an, seinen entschiedenen Dichterberuf geltendzumachen. Hiervon war zu hoffen, daß Lidner's Schicksal eine glückliche Wendung erhalten könnte, da Gustav III., dessen glänzende Eigenschaften durch die sonderbare Sucht, Ludwig XIV. nachzustreben, fast verloren gingen, jedem aufkeimenden Talente gern seine Gnadenhand reichte.

Lidner's Angehörige glaubten, er würde sich letzterer würdig machen, wenn er, herausgerissen aus den schlechten Gesellschaften in Gothenburg, in andere ihn über sich selbst erhebende gesellschaftliche Verhältnisse gebracht würde. Man ließ es nicht an Ermahnungen, er nicht an reuigen Besserungsverheißungen fehlen; seine Schulden wurden bezahlt und Lidner in die Hauptstadt geschickt, wo er, von Freunden und durch sein Dichtertalent empfohlen, in der Expedition der königlichen Kanzlei eine Anstellung erhielt.

Bald machte er die Bekanntschaft des Grafen Gyldenstolpe, des Staatssecretairs von Zibeth, des Staatssecretairs Schröderheim und mehrer Großen, welche ihn dem König empfahlen, dessen Gnade er auch persönlich durch ein improvisirtes, schmeichelhaftes Gedicht, in welchem er Gustav III. hoch über den Trajan stellte, sich erwarb. Da der König Alles hervorzog, was seiner Regierung auch literarischen Glanz verleihen konnte, so zeichnete er den genialen Lidner huldvoll aus, um ihn von seinen Verirrungen zurückzubringen. Lidner hatte damals eine mit großem Beifall aufgenommene „Sammlung versificirter Fabeln" (Stockholm, 1779) herausgegeben; zur Belohnung sandte ihn der König nach Paris und empfahl ihn der Aufsicht des schwedischen Gesandten, des Grafen Creutz, der selbst ein ausgezeichneter Dichter war. Es dauerte aber nicht lange, so entspann sich zwischen den beiden Poeten ein heftiger Zwist, und jeder machte dem andern die schwersten Beschuldigungen. Graf Creutz, ein Mann von der feinsten Lebensart, der nur in den gebildetsten Cirkeln lebte, konnte sich nicht mit der rohen Lebensweise Lidner's befreunden und klagte ihn an, daß er, um die Leidenschaft des Trunkes zu befriedigen, seine Bücher verkauft, ihm auch mehre Handschriften entwendet habe; letzteres, um seine Dichtungen mit dem gestohlenen Gute zu schmücken. Dagegen machte Lidner dem Grafen den Vorwurf, daß er ihn rauh und hart behandelt habe, weil er mehre unsittliche Anträge mit verdientem Abscheu zurückgewiesen. Es ist gegenwärtig schwer zu unterscheiden, auf welcher Seite die Schuld lag; wahrscheinlich hatte jeder von beiden daran seinen Theil. Für den Grafen Creutz spricht die aufrichtige Achtung, die Alle, welche ihn näher gekannt haben, ihm willig zollten; wider Lidner dagegen das Unstäte, Unregelmäßige und Unsittliche in seinem Betragen, und noch mehr der Umstand, daß sich unter den hinterlassenen Papieren Lidner's eine noch nicht vollendete Oper: „Rustan", die gar nicht im Lidner'schen, aber ganz im Creutz'schen Style abgefaßt ist, befand, und daß

eine Oper mit diesem Titel dem Grafen Creutz verloren gegangen war.

Doch hiermit sei es, wie es will, die Klagen des Grafen Creutz wirkten so viel, daß Lidner zurückgerufen und von dem Könige, der ihn rettungslos verloren gab, seinem Schicksale überlassen wurde. Da schaffte ihm der Staatssecretair Schröderheim, ein Gönner, der ihm niemals sein thätiges Wohlwollen entzog, einen Platz als Privatlehrer bei dem Freiherrn von Ackerhielm auf Margretelund, einem Rittergute unweit Stockholm, von woher Lidner an Schröderheim einen Brief im Style Werther's, wie er es selbst nannte, schrieb, und der eine Nachahmung von jenem berühmten Briefe im zweiten Buche der „Leiden des jungen Werther's" ist, in welchem dieser den in vornehmer Gesellschaft gehabten Verdruß beschreibt. Da Lidner mit solchen Augen seine Lage betrachtete, war es natürlich, daß er wol nicht lange darin ausdauern würde; er kehrte auch binnen Jahresfrist nach Stockholm zurück.

Hier wurden jetzt 2 geistreiche Zeitgenossen, Karl Michael Bellmann und Thomas Thorild, seine nähern Freunde, die, vorzüglich Thorild, den Lidner zu seinem Aristarch erwählt hatte, sich angelegen sein ließen, sein Dichtertalent auszubilden und nach einem würdigen Ziele zu leiten. Lidner gab im Jahre 1784 4 größere Dichtungen heraus, die durch den rührenden Ausdruck einer tiefen, wehmüthigen Empfindung Aller Herzen ergriffen und den Namen Lidner's, in welchem man eine Andeutung des Charakters seiner Poesie fand (lida heißt im Schwedischen leiden), zu einem der berühmtesten seines Vaterlandes erhoben. Jetzt wurde er auch von mehren Großen, die des geistreichen Königs Aufmerksamkeit zu erregen wünschten, sich gern im Dichterglanze zeigen wollten, aufgesucht und gegen baare Bezahlung gedungen, ihnen seine Feder zu leihen. Man versichert, daß Lidner so 8—10 Reichsthaler des Tages verdienen konnte. Diese Kundschaft breitete sich immer mehr aus.

Da es ihm aber völlig unmöglich war, zu sparen und ein ordentliches Leben zu führen, so reichte der gute Erwerb nie hin, die wüsten Ausschweifungen zu bestreiten. In Schulden verfallen und dem Elende preisgegeben, wollte man ihn, ein damals gewöhnliches Besserungsmittel, unter die Soldaten stecken. Von treuen, ihn bejammernden, nicht verlassenden Freunden ausgelöst, floh er im Herbste 1787 nach Sweaborg in Finnland, wo er von dem Commandanten der Männerskantz mit nordländischer Gastfreundschaft aufgenommen wurde.

Digitized by Google

Kaum wurde es bekannt, daß der gefeierte Dichter dort angelangt sei, so wollte jeder auf Bildung Anspruch Machende unter den finnischen Honoratioren ihm seine Achtung bezeigen. Ein junges Fräulein, Eve Jaquette Hastfer, konnte sich nicht enthalten, ihm in einem glühenden Briefe die Theilnahme zu versichern, die seine tiefempfundenen Lieder in ihrem Herzen geweckt hatten. Lidner's Freunde riethen ihm, von dieser günstigen Stimmung Gebrauch zu machen. Daher begab er sich, in geliehenem Anzuge, nach Åbo, in dessen Nachbarschaft das Fräulein Hastfer wohnte, und traf sie zuerst auf dem einem Major von Torcken gehörigen Landgute. Kaum hatte er sie erblickt, als er sie für das Frauenzimmer erkannte, welches seine Mutter in der zu Rostock gehabten Vision ihm zeigte. Es entspann sich zwischen beiden ein Liebesverhältniß, das bald um so inniger und leidenschaftlicher wurde, da die Verwandten des Fräuleins Hastfer solches misbilligten und ihre Vereinigung mit Lidner zu hindern suchten. Damals verdammte in Schweden, besonders in den entlegenern Provinzen, das Vorurtheil jede Verbindung zwischen einer adeligen Dame und einem Manne von bürgerlichem Stande, welches Vorurtheil noch gegen Lidner gesteigert wurde, da er kein Amt im Staate bekleidete und seine tadelswerthen Unarten nicht lange verstecken konnte. Alle Hindernisse der Hastfer'schen Familie wurden besiegt und das Consistorium zu Åbo zu dem Befehle vermocht, daß die Trauung geschehen durfte. Die Hochzeit wurde 1789 vollzogen; bald nachher führte Lidner, um den Feindseligkeiten der Verwandten seiner jungen Gattin zu entgehen, diese nach Stockholm hinüber.

Während seines Aufenthalts in Finnland hatte Lidner mehre Gedichte bekanntgemacht, die seinen Ruhm unter seinen Landsleuten vermehrten und ihm wieder die Aufmerksamkeit des Königs zuwendeten. Besonders empfahl er sich durch eine Ode an die finnischen Soldaten, um sie für die Absichten des Königs zu gewinnen und gegen den verrätherischen Anjalabund zu stimmen. Der Dichter hoffte jetzt Hülfe aus den Händen des Königs, die auch nicht ganz ausblieb, obschon Gustav III., der ihn in einem Amte nicht eher anstellen wollte, als bis er von seiner Besserung überzeugt sei, ihn immer, so oft er darum bat, auf den kommenden Morgen vertröstete. So hingehalten, dachte Lidner darauf, aus den Resten des von den Aeltern ererbten Vermögens seinen Haushalt zu ordnen. Jene bestanden vorzüglich im Eigenthume eines Hauses zu Gothenburg, aus dessen Ver-

Digitized by Google

kaufe er zum Unterhalte seiner Familie ein nicht unbeträchtliches Capital zu gewinnen hoffte. Um diese Angelegenheit zu betreiben, wollte er im Herbste 1789 selbst nach Gothenburg gehen; eine Krankheit verhinderte ihn; er mußte die Reise bis zum nächsten Frühjahre verschieben, wo eine große Feuersbrunst jene Stadt heimsuchte und alles Eigenthum Lidner's verschlang. Dieses Unglück, welches ihn in dem Augenblicke traf, wo seine Gattin ihm eine Tochter gebar, schien sein Thun und Treiben neu zu beleben, indem er es nicht an Planen fehlen ließ, um sich und den Seinigen anständigen Unterhalt zu sichern; allein die nächsten Mittel hierzu: Sparsamkeit, Häuslichkeit, besonders Mäßigkeit im Genusse starker Getränke, vernachlässigte er nach alter Verwöhnung. Bald wollte er mit Weib und Kind nach England übergehen, wo er mit Dem, was er einzig vom Himmel erhalten zu haben sich rühmte, mit dem Herzen und der Harfe besser als in seinem Vaterlande auszukommen wähnte; bald versuchte er Pränumeration auf 4 Oratorien zu erhalten. Obschon seine Muse geliebt war, hatte man doch zu ihm als Menschen kein Vertrauen und wollte daher die Pränumerationsgelder nicht aufs Gerathewohl zahlen; bald wollte er eine Zeitung, die „Toilette“ genannt, herausgeben, während er die von dem Könige versprochene Amtsverleihung abwartete. Auch dieses kam nicht zu Stande, und zuletzt (1792) vernichtete der Mörderschuß, der das Leben Gustavs III. endigte, alle seine Hoffnungen auf einmal. Nun schrieb er ein Klagegedicht über den Tod seines Königs und ein Lobgedicht über die der Nation wiedergegebene Preßfreiheit, die dem Reichsverweser, dem Herzoge Karl von Südermannland, so gefielen, daß er Lidner's alten Freund, den Staatssecretair von Zibeth, an ihn sandte, um von dem Dichter zu erfragen, zu welchem Amte er sich tauglich hielte. Man beabsichtigte seine anständige Versorgung. Zibeth aber fand Lidner auf dem Todtenbette. „Warum“, stöhnte er, „hat man mir diese Frage nicht eher gethan? Nun ist es zu spät! Ich erwarte jetzt in einer bessern Welt ein höheres Glück, als die Könige der Erde geben können. Doch lasse ich Sr. königl. Hoheit danken und bitten, mein armes Weib und meine kleine Tochter nicht zu vergessen“. Nachdem er Vormittags den 3. Januar 1793 einen rührenden Abschiedsgesang an seine Frau gedichtet, starb er zwischen 12 und 1 Uhr des Nachts und wurde auf dem Kirchhofe Adolf Friedrichs begraben. Um seine Witwe in den Stand zu setzen, ihren Gatten beerdigen zu lassen, brachte ihr der treffliche Dichter und edle

Digitized by Google

Mensch, C. M. Bellmann, 50 Reichsthaler, die er für sie, unter Darbietung eines Trauergedichtes, gesammelt hatte.

Lidner's unglückliche Witwe starb in einem Armenhause zu Stockholm im Jahre 1822, die Tochter, Adelaide Lidner, unverheirathet und schwachsinnig bis zur Geistesabwesenheit, folgte im nächsten Jahre ihren Aeltern aus einem dürftig freudenleeren Leben ins Friedensland.

Regellosigkeit, Haltungslosigkeit und Leichtsinn bildeten Lidner's Charakter, wenn man davon bei einer gänzlichen Charakterlosigkeit reden darf. Er konnte sich in die Verhältnisse dieser Welt gar nicht finden; in seinem Leben vermißte man oft die Anerkennung von Recht und Unrecht, von Tugend und Laster, Pflicht und Verbrechen, sobald es galt, diese Gegensätze durch die That zu beweisen. So konnte er, von dichterischer Begeisterung durchdrungen, Tugend und Religion verherrlichen und bald nachher bei gefülltem Glase jede Beziehung auf Sittlichkeit schmähen und verspotten; ja von seinen besten, in der Tiefe seines Herzens geliebten Freunden konnte er die ehrenrührigsten Beschuldigungen in krampfhafter Anspannung öffentlich vortragen. Wenn man ihn darüber zur Rede stellte, sagte er gewöhnlich: „Ja, ja, ich schwatzte so etwas, man wird doch wol wissen, daß es nicht wahr ist und nicht meine Ueberzeugung war". Zwei junge Männer, die Gebrüder Westerberg, die bei einem der Reichscollegien in Stockholm den Zutritt hatten, machten die Bekanntschaft Lidner's und umfaßten ihn mit warmer Freundschaft. Als sie bei eintretenden Ferien in ihre Geburtsstadt Norköping verreisten, boten sie Lidner an, der damals wie gewöhnlich ohne Wohnung war, ihre Zimmer und Meubles in ihrer Abwesenheit zu benutzen. Bei ihrer Wiederkunft aber fanden sie Lidner berauscht auf dem Boden liegen, die Schränke erbrochen und ihre Kleidungsstücke, Bettzeug, Bücher und Geräthe in verschiedenen Kellern und Bierschenken verpfändet. Lidner, am Ende erwacht, gestand ohne Hehl, daß er so willkürlich mit den Sachen seiner Freunde gehaust hätte, konnte aber nicht zu dem Geständnisse gebracht werden, daß er damit etwas Ehrloses oder Strafbares gethan habe.

Außer der unersättlichen Sucht nach geistigem Getränke beherrschte ihn nicht minder mächtig die kindische Sucht, in einer Kutsche zu fahren; zur Befriedigung dieser an Wahnsinn grenzenden Neigung verschwendete er oft das für seine und seiner Familie Nothdurft mühsam erbettelte Geld. Einst kam er in einen weiten Mantel gehüllt zu Thorild, mit der Bitte, ihm 36 Schilling zu leihen, die er einem Schneider

Digitized by Google

geben müsse, um seine versetzten Beinkleider wieder zu erlangen; er schlug den Mantel auseinander, zeigend, daß er unbehost war. Thorild gab ihm, was er verlangte, mit der Ermahnung, dieses Geld zweckmäßig zu gebrauchen. Lidner versprach es und ging. Kaum aber aus dem Hause, so begegnete er einem Miethskutscher, der mit seinem leeren Wagen die Straße hinunterfuhr. Nun war der Schneider vergessen; anstatt ihn aufzusuchen, stieg Lidner in den Wagen, ließ sich eine Stunde außer der Stadt fahren, wofür er das soeben erborgte Geld zahlte, und kehrte ohne Hosen zu Hause. Am andern Tage suchte ihn Thorild auf, um sich zu unterrichten, wie das Geld benutzt wurde. Er fand Lidner's Gattin in Lumpen gekleidet auf einem Schemel sitzend, mit ihrem nackten Kinde an der Brust; der Hausvater aber selbst lag auf einem Strohbette, an einem Gedichte auf dem schlechtesten Papier schreibend und neben ihm eine große halbausgeleerte Flasche mit Brantwein. Von dem Besuche entzückt, reichte er Thorild das Gedicht hin und erzählte ganz unbefangen, warum seine Hosen noch nicht eingelöst wurden. Thorild zog wieder die Börse, gab aber das Geld der Frau, warnend, keinen einzigen Schilling Lidner zu lassen, bevor dem Nothbedarf der Kleidungsstücke abgeholfen wäre.

Eine dritte Ursache der Armuth, mit der Lidner fortwährend zu kämpfen hatte, war ein höchst weichmüthiges und ihn oft peinigendes Mitleid bei dem Anblicke von Leiden und Noth Anderer. Es war ihm unmöglich, so etwas zu sehen, ohne zu helfen, ohne zu bedenken, daß er sich und den Seinigen oft das Nöthigste entzog. Einmal hatte Lidner Audienz bei dem Könige zu Drottingholm gehabt und von ihm mehre kostbare Geschenke empfangen. Als der Dichter aus dem Schlosse trat, begegnete ihm auf dem Platze ein armes Weib, das ihm ihre Noth klagte, wie sie Witwe sei und 7 kleine Kinder, aber keine Mittel zu ihrer Ernährung habe. Mehr brauchte Lidner nicht zu hören, um sogleich die goldene Kette von der Uhr, die er vor wenigen Minuten von dem Könige geschenkt erhielt, zu knüpfen, sie, wie auch seine silbernen Knieschnallen und alles Geld, was er bei sich hatte, in ein neues seidenes Halstuch zu wickeln und dem Weibe hinzugeben. Der König und die Königin sahen Alles, was geschah, aus einem Fenster des Schlosses und ließen Lidner wieder heraufbringen. Nun wurde er von dem Könige gefragt, ob er das Weib kenne, mit welchem er unweit dem Schlosse gesprochen habe. „Sie war arm, mit 7 vaterlosen Kindern", antwortete Lidner, „und es war mir genug"

Digitized by Google

„Wol ist es herrlich", antwortete der König, „ein gutes Herz zu haben; aber man muß seine Gaben doch nicht leichtsinnig von sich werfen". Und nun wurde ihm sowol von dem Könige als der Königin eine Rolle mit Dukaten geschenkt, mit der Ermahnung, damit gut zu wirthschaften. Dessenungeachtet brachte er nur sehr wenig davon nach Hause.

Unter allen Armen waren die Brandwachen der beständige Gegenstand seines Mitleids, weil sie vom Staate verwahrlost im Elende lebten. Wenn er einer solchen begegnete, warf er ihr so viel Geld, als er bei sich hatte, zu; höchstens behielt er einige Kreuzer für sich zurück.

Kurz vor seiner Reise nach Finnland hatten seine Freunde, um ihm eine bedeutende Einnahme zu verschaffen, mit der Besitzerin der ehemaligen königlichen Buchdruckerei, Frau Fougt, ein Abkommen getroffen, daß sie die gesammelten Schriften Lidner's auf eine würdige Weise verlegen sollte. Doch ein eigennütziger Buchhändler, Holmberg, suchte Lidner auf, machte ihn sich durch einige Gläser Brantwein gewogen und lockte ihm seine Handschriften ab. Da seine Freunde dieses erfuhren, wollten sie wenigstens die kleine Summe, die ihm versprochen war, zu seinem wirklichen Nutzen erspart haben und nahmen darnach Maßregeln. Holmberg aber, der nicht mit ordentlichen Menschen zu thun haben wollte, stellte Lidner vor: wie es ihm weit vortheilhafter wäre, sein Geld gleich zu bekommen, und empfing von ihm eine Quittung über das ganze Honorar gegen Auszahlung von der Hälfte desselben. Gleich nachdem dieses abgemacht war, kam der Capitain Erich Nordfors, einer der nähern und ihm wohlwollenden Bekannten Lidner's, in den Holmberg'schen Buchladen und erfuhr, was geschehen war. Wohl wissend, daß es gleich war, Lidner Geld zu geben oder es in einen Brunnen zu werfen, wünschte er, wenigstens etwas von dem, was er erhalten hatte, zu retten, und eilte nach seiner Wohnung, aber er war nicht zu Hause. Vergebens suchte er ihn überall auf; zuletzt erfuhr er, daß Lidner Arm in Arm mit einer Brandwache auf Norrbro (die nördlichen Brücke) gesehen war. Man suchte nun die Brandwache auf und traf diese und Lidner in einem Bette, beide viehisch berauscht. Von seinem Gelde hatte Lidner nur noch einige Reichsthaler zurückbehalten.

Noch mehre Anekdoten könnten erzählt werden, die alle beweisen, daß der arme Lidner mit dieser Erde nur durch den Druck des körperlichen Bedürfnisses, des bewußtlosen Mangels und Elendes zusammenhing, und daß er einem In-

strumente glich, in welches der Zufall greift mit starker Hand, um klagende und rührende Töne zu wecken. Ihm war es ein unwillkürliches Bedürfniß, sich in Gesang und Dichtung zu ergießen, wie es im Gefühle des Schmerzes einem Andern natürlich ist, zu weinen. Er hatte keine Vorstellung davon, daß ein hohes Verdienst seine Dichtungen verherrlichte. Als ihm Thorild die Handschrift des Gedichts „Spastara" wiedergab, welche dieser bogenweise durchgesehen hatte, sagte Lidner, sorglos dahin blätternd: „Also der Herr Candidat hat nicht mehr übergekreuzt?" Die Kreuze bezeichneten nämlich die Stellen, bei welcher die nachsichtigste Kritik Erinnerungen machen mußte.

Dieses führt uns, nachdem wir Lidner als einen beinahe verlorenen Menschen kennen gelernt haben, dahin, ihn von der glänzenden Seite zu betrachten, die ihn uns eigentlich interessant und lieb, ja in seinem Vaterlande berühmt machte. Wir beantworten die Frage: was war er als Künstler oder Dichter? Der Grundton seiner Poesie war durchaus empfindungsvoll elegisch: eine trauernde halb verzweifelnde Sehnsucht nach etwas Besserm und eine rührende, herzergreifende Klage bei eignem und Anderer Elend. Am reinsten tritt diese Eigenthümlichkeit in seinen größern Dichtungen hervor, mit Ausnahme des Trauerspiels: „Erich XIV." (ein Jugendwerk nach französischer Manier zugeschnitten, ohne Entwickelung der Charaktere, ohne höhere Ideen und Feuer der Diction in sehr schleppenden Alexandrinern), und der Komödie: „Zuletzt wurde doch ein Dichter glücklich", welche gleichfalls in Plan und Ausführung misrathen ist. Nur darin sind diese dramatischen Versuche den berühmtern Dichtungen Lidner's ähnlich, daß sie keine bestimmte, regelrechte Art oder Form haben. Die poetischen Gemälde, welche an diesem Mangel am wenigsten leiden, sind das Gedicht: „Der Tod der Gräfin Spastara", und „Medea", eine Oper in 3 Aufzügen. Das erstere stellt die unglückliche Spastara, eigentlich die Marquisin Spadara aus Aix in der Provence, Tochter des Parlamentsraths Le Feu, dar, wie sie im zweiundzwanzigsten Jahre ihres Alters bei der Zerstörung Messinas 1783 ein Raub der Flammen wurde. Diese elegische dithyrambische Schilderung mütterlicher Aufopferung ist, bis auf einige Uebertreibungen, hinsichtlich der Tiefe des Gefühls, der mimischen Anschaulichkeit der Darstellung, der Kraft und schönen Eigenthümlichkeit der Diction ein wahres Meisterstück. Die „Medea" ist ein entschiedener Misgriff Lidner's, da er aus einem rein tragischen Gegenstande eine phantastisch-romantische Composition, eine

Digitized by Google

Oper bilden wollte. Wahrhaftig artet aller dichterische Schmuck in müßige Zusätze aus: die Furien und Batailleauftritte, durch welche er seinem Gedichte etwas Opernmäßiges geben wollte, sind das Schlechteste von diesem Ganzen, das ein aus dem Hauptmotiv in künstlerischer Ordnung entwickeltes Trauerspiel von elegischer Situation mit starkem lyrischen Ausdrucke ist. Wirkung auf der Bühne kann das Stück nicht machen, deshalb ist es noch nicht in Musik gesetzt. Genau beobachtete Gleichförmigkeit der Versification macht, daß man bei dem ersten Anblicke das Gedicht: „Das Jahr 1783", als vorzüglich regelrecht schätzt; bei mehr Aufmerksamkeit aber entdeckt man bald, wie wenig die zerstreuten Theile sich zu einem organischen Ganzen ordnen. Uebrigens ist es nächst der „Spastara" Lidner's berühmtestes Gedicht; es verdankt seinen Ruf vorzüglich der Episode von der Nonne Laura, deren Klosterband der Kaiser Joseph II. gelöst haben soll; auch ist diese Episode in der That eine der schönsten Blüten der schwedischen Dichtkunst. *) Dagegen ist das wilde und erschütternde Gedicht: „Die Wahnsinnigen", so ganz ohne Objectivität, Gestalt und Zusammenhang, daß man, ungeachtet mancher einzelnen Schönheit, dem Ganzen keinen Totaleindruck abzugewinnen vermag. An dem nämlichen Fehler leidet das größere Gedicht: „Das jüngste Gericht", wo übrigens die Phantasie Lidner's mit verschwenderischer Pracht unerschöpflichen Reichthum offenbart; es bildet aber kein auf Einheit berechnetes Gemälde, sondern stellt eine Reihe von Laternamagica-Gruppen vor. Auch hier sind die Episoden, und besonders die lyrischen, von höherm Werthe als das Ganze. Außer diesen Gedichten von größerm Umfange haben wir von Lidner noch 2 andere: „Messias in Gethsemane" und die „Zerstörung Jerusalems", die er Oratorien nannte. Ein Oratorium ist eigentlich eine erweiterte und fortgesetzte Cantate: das vollständige Gemälde des lyrisch-religiösen Gemüthszustandes der christlichen Gemeinde hinsichtlich einer auf das religiöse Leben bezughabenden Thatsache. Diesem zufolge sind die beiden letztgenannten Gedichte Lidner's keine Oratorien, weder nach Form und Darstellung,

*) Lidner selbst erzählt, daß die „Spastara" und die „Medea" ins Englische, sowie das Gedicht: „Das Jahr 1783", ins Französische und Deutsche übersetzt sein sollen. Wir haben nirgends eine Spur gefunden, welche diese Angabe bestätigt. Doch würden Lidner's Dichtungen, gut übersetzt, in dem für alles Schöne so empfänglichen Deutschlande unstreitig Glück gemacht haben, besonders in den letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts, wo Empfindsamkeit Mode war.

noch nach den geschichtlichen Elementen, die darein verwebt sind, noch nach der Haltung der handelnden Personen. Diese Bemerkung trifft besonders das übrigens sehr ausgezeichnete Gedicht: „Die Zerstörung Jerusalems". Die vermischten kleinern Gedichte Lidner's sind im Allgemeinen von weit geringerm Werthe, da Thorild wenigen unter ihnen seine verbessernde Hand geschenkt hat. Unter seinen Fabeln verrathen mehre eigenthümlichen und poetischen Geist. Seine Oden sind mehr lange elegisch-moralische Gemälde in Versen als der Ausdruck lyrischer Begeisterung. Unter den Idyllen in Geßner'scher Form ist kaum eine einzige auszuzeichnen, ein kleines Stück, „Die Sündflut" genannt, welches durch eine Vergleichung mit der Behandlung des nämlichen Gegenstandes, die wir unter den Schriften des Maler Müller finden, nicht gewinnt. Lidner's Charakter war nicht geeignet, etwas Vorzügliches in der scherzhaften Dichtkunst zu leisten; auch sind alle Gedichte Lidner's von dieser Art, mit Ausnahme eines kleines Stückes: „Der glückliche Schulknabe", in einer üppigen halb Grécourt'schen Manier, ihres Verfassers nicht würdig. Seine Satyre hat den Ton der harmvollsten Bitterkeit, welche des Lebens Jammer zusammenstellt mit Hofesglanze und irdischem Glücke. Laster und Thorheiten weiß er weder zu strafen noch zu verspotten. Doch haben Lidner's Satyren zur Zeit der französischen Revolution gefallen, wo die gewöhnliche Vorstellung von einer epidemischen Verderbniß der höhern Stände über ganz Europa verbreitet war.

Lidner's unleugbare Verdienste bestehen in der Innigkeit seines Gefühls, in dem Feuer und der Pracht seiner Darstellung, in glücklicher Farbenwahl, in überraschender Neuheit der Bildergruppen und in treffender Zweckmäßigkeit des Ausdrucks, während ein tiefer elegischer Schmerz immer an den Grundton seines Saitenspiels mahnt. Nur selten läßt sich sein Genius verleiten, den Unmuth und die Ungunst des Augenblickes durch Affectation und Uebertreibung sichtbar werden zu lassen. In dem engen Kreise, in welchen persönliches Misgeschick seine Dichterwelt bannte, gefiel er sich, mit tautologischen Wiederholungen zu seinem Klagethema zurückzukehren. Die rhapsodische Form seiner Gedichte war eine natürliche Folge seines rastlosen Kampfes mit Lebensverirrungen und Bedürfnissen; unter solchem Drucke der irdischen Verhältnisse geleistet zu haben, was Lidner leistete, bleibt bewunderungswürdig und sichert Lidner's Namen eine ehrenvolle Stelle unter den Dichtern Schwedens.

Digitized by Google

Miszellen und Anekdoten.

Züge aus dem Leben
des
Kaisers Don Pedro von Brasilien.*)

Der Kaiser hat eine besondere Anhänglichkeit an die Kirche da Gloria, und dies, wie man sagt, in Folge des Andenkens an seine verstorbene Gemahlin. Jeden Sonnabend Morgens 9 Uhr kam er regelmäßig beim Glockenschlage in einem Phaethon mit 4 Maulthieren bespannt und von seiner Garde zu Pferde mit einem Trompeter begleitet. Ich folgte ihm öfters auf diesem Wege zur Kirche. Gewöhnlich hält er stille, steigt ab, indem er sich auf seinen Kammerdiener stützt, und ist meistens in vollem Staate. Wenige Menschen aus der Nachbarschaft bilden die Versammlung; sowie er eingetreten ist, folgen sie ihm, und wenn er auf einem an den Stufen des Altars befindlichen Teppich niederkniet, knien sie hinter ihm. Während des Gottesdienstes sieht er ernst und andächtig aus und macht oft das Kreuz. Wenn der Gottesdienst vorüber ist, bricht Alles auf, und er verläßt die Versammlung mitten unter der Mange wie jeder Andere. Gewöhnlich wird er in der Halle der Kirche von Einem oder dem Andern angesprochen, mit dem er sich dann sehr freundlich unterhält. Einst erzählte ihm ein gemeiner Bursche mit einer Ruhe und einer Vertraulichkeit, als wenn er mit Einem von seiner Bekanntschaft spräche, eine Geschichte, worüber der Kaiser herzlich lachte, und wobei sich Alt und Jung um ihn versammelte. Auf dem Rückwege schließen sich wieder Andere an ihn an, mit denen er gleichfalls seinen Scherz treibt, und man bemerkt nichts von Abneigung gegen das profanum vulgus,

---

*) Aus Dr. Walsh's „Notices of Brazil in 1828 — 29“.

nichts Zurückstoßendes, sondern nur die Züge von Huld und Freundlichkeit an ihm. Wenn er wieder seinen Wagen bestiegen hat, geht es in Gallopp davon, sodaß er sich bald in Sand- und Staubwolken verliert.

Ich habe das Glück gehabt, den Kaiser in einer persönlichen Unterhaltung noch näher kennen zu lernen. Ich fand ihn in der Mitte seines Zimmers. Als ich ihn früher auf den Stufen des Thrones mit seinem kleinen Prinzen an der Seite sah, schien er mir ein großer, stattlicher Mann; als ich mich ihm aber jetzt näherte und dicht an ihm stand, sah ich, daß er nur unter mittlerer Größe, aber beträchtlich dick und stark war. Sein Gesicht war voll und schien sehr pockennarbig. Sein Haar war schwarz, am Vorderhaupte stark, er trug einen starken Backenbart und seine Gesichtszüge hatten etwas Rauhes und Abschreckendes, sein Benehmen war, obgleich trocken, doch leutselig und höflich. Als ich mich ihm näherte, sagte er zu mir in französischer Sprache: „Ich bin Ihnen sehr verbunden für die Bücher, die Sie mir durch den Marquez d'Aracaty gesendet haben". „Ew. Majestät beschämen mich; ich hoffe, Sie haben darin etwas Brauchbares gefunden". „O, was das anlangt, so habe ich noch nicht Zeit gehabt, sie zu lesen, übrigens verstehe ich auch nicht viel Englisch". „Mir hat man gesagt, Ew. Majestät sprächen es sehr geläufig". „Nein! ich habe Unterricht bei dem Pater Tilbury gehabt, aber er ist krank geworden, der arme Mann. Wie haben Sie das Innere des Landes gefunden, durch welches Sie gekommen sind?" „O, das Land ist sehr schön, es fehlen ihm nur die Bewohner". „Was halten Sie von unserm botanischen Garten? Ich hoffe, etwas daraus zu machen". „Es wird von großem Nutzen sein, wenn die einheimischen Pflanzen wissenschaftlich geordnet werden". Nach einigen andern ähnlichen Bemerkungen machte ich meinen Bückling und wurde von dem Marquez wieder weggeführt.

Da der Palast einige interessante Gegenstände enthielt, so wünschte ich die Zimmer desselben zu sehen. Man findet hier, außer im Cabinet der verstorbenen Kaiserin, Proben von der Handarbeit des Kaisers. Er ist, wie einst sein Namensverwandter in Rußland, ein guter Mechaniker, und man wird diese merkwürdigen Ueberreste eines zweiten Peters, der der Gründer eines großen Reiches in der neuen Welt war wie jener in der alten, dereinst gewiß der Aufbewahrung in einem Nationalmuseum würdig halten. Als er noch ein Kind war, wurde ihm von dem Obersten Cunningham ein Schiff

Digitized by Google

von Elfenbein als Geschenk von Sir Sidney Smith gebracht. Es war im Fahren zerbrochen worden und konnte nicht ohne einige Geschicklichkeit wieder zusammengesetzt werden. Da foderte er sein Handwerksgeräthe und stellte es in allen seinen Theilen so geschickt wieder her, wie ein Schiffszimmermann. Sein Wohnzimmer ist eine Werkstätte, in der sich eine Dreh- und eine Hobelbank befindet, womit er verschiedene Sachen verfertigt hat. Ueber der Drehbank ist an dem Tafelwerk ein Täfelchen angebracht, wie mir scheint, von seiner eignen Erfindung und von ihm selbst gearbeitet. Es stellt ein Teleskop und ein Hörrohr und ein Vorlegeschloß vor, womit er wol andeuten wollte, daß alle Diejenigen, welche in den Palast kämen, sehen, hören und schweigen sollen. Wenn ich dieses Kunststück früher gesehen hätte, so würde ich vielleicht in Bezug auf die vorhergehenden Mittheilungen verbunden gewesen sein, nicht dagegen zu handeln.

Der Kaiser ist gewöhnlich sehr thätig und mäßig. Er steht alle Morgen vor Tagesanbruch auf, und da er selbst nicht schläft, ist er auch nicht geneigt, Andere schlafen zu lassen. Gewöhnlich schießt er dann in der Nähe des Palastes mit seiner Vogelflinte, bis die ganze Familie wach ist. Um 7 Uhr frühstückt er und beschäftigt oder amusirt sich bis 12 Uhr, wo er dann wieder zu Bette geht und schläft bis 1 Uhr; dann steht er auf und kleidet sich zum Mittagsessen an. Die Brasilier sehen, so weit ich dies beobachtet habe, sehr auf Reinlichkeit und Nettigkeit; und so ist auch der Kaiser. Nie sieht man ihn in schmuziger Wäsche oder unreinen Kleidern. Er speist mit seiner Familie um 2 Uhr zu Mittag, nimmt ein mäßiges Mahl ein, trinkt selten ein Glas Wein mehr als er gewohnt ist und unterhält sich dann mit seinen Kindern, deren Gesellschaft er sehr liebt. Er ist ein pünktlicher und strenger, aber zugleich ein zärtlicher Vater, den sie ebenso sehr lieben als fürchten. Der Baron Marschal, östreichischer Minister, erzählte einmal, er habe ihm einen Besuch gemacht, und da Niemand dagewesen sei, um ihn anzumelden, so sei er ohne Umstände eingetreten: da habe er den Kaiser mitten unter seinen Kindern, spielend, den Rock herunter, gefunden. Er habe sich mit dem größten Interesse allen ihren kindlichen Vergnügungen hingegeben und sei, wie ein zweiter Heinrich IV., gar nicht betroffen gewesen, sich von einem auswärtigen Gesandten überrascht zu sehen. Um 9 Uhr geht er zu Bette. In seiner frühern Erziehung war er vernachlässigt worden und hat auch die verlorene Zeit nicht wieder eingeholt. Indessen ist ihm doch noch einige classi-

Digitized by Google

sche Bildung geblieben, und bisweilen nimmt er wol auch ein lateinisches Buch, besonders das Brevier, das er gewöhnlich in dieser Sprache liest. Er wünschte Englisch zu lernen, und deshalb nahm er zugleich mit seinen Kindern Unterricht bei einem Geistlichen, Hrn. Tilbury, einem Engländer. Nachdem er aber einige Fortschritte gemacht, legte er es wieder bei Seite und fing an Französisch zu lernen, das er auch etwas spricht. Er hat einen englischen Bedienten, von dem er unglücklicherweise auch etwas Englisch gelernt hat. Dieser Bursche soll sich das Fluchen und andere unanständige Reden angewöhnt und sowol der Kaiser als die verstorbene Kaiserin sollen einige von seinen Ausdrücken angenommen haben, ohne den Sinn davon zu verstehen.

Was die häuslichen Ausgaben des Kaisers anlangt, so ist er außerordentlich sparsam. Die große Verschwendung seines Vaters und die gänzliche Zerrüttung der Finanzen hat den Staat in solche Verlegenheiten versetzt, daß er es für nöthig hielt, mit dem guten Beispiel der Sparsamkeit voranzugehen und sich selbst nur auf eine gewisse Ausgabe zu beschränken. In seiner Rede an die constitutionnelle Versammlung sprach er diesen Entschluß mit folgenden Worten aus. „Des Königs Ausgaben belaufen sich auf 4 Millionen; meine übersteigen nicht eine Million. Ich bin entschlossen als ein Privatmann zu leben und verlange nur 110,000 Milreis für meine Privatausgaben, wobei jedoch Das ausgenommen ist, was meine Gemahlin vermöge ihres Ehecontracts zu fodern berechtigt ist". Dies betrug nach dem damaligen Wechselcurs nicht mehr als 10,000 Pfund jährlich. Seine gegenwärtigen Einkünfte, wie sie durch die Kammern bestimmt worden sind, betragen 200,000 Milreis für ihn und 12,000 für seine Kinder. Um nun diesem Vorsatz zu entsprechen, unternimmt er Manches, was ihm Gewinn verschaffen kann, und beobachtet allenthalben die strengste Oekonomie. Er verpachtet seine Fazenda zu Santa-Cruz, um das Vieh darauf zu weiden, was von Rio nach Minas Geraes geführt wird, und läßt sich von jedem Viehhändler bezahlen. Seine Sklaven verkaufen Früchte auf seine Rechnung in den Straßen, wo man sie an den Platten auf ihren Mützen erkennt. Auch soll er eine Revenue von einigen Kaufmannsgewölben beziehen, deren Eigenthümer er ist; er denkt wie Vespasian, daß dem Gelde das Medium, durch das es geht, nicht schadet. In seinen häuslichen Ausgaben ist er gleichfalls höchst sparsam. Seinen Koch hat er nur eine sehr kleine Summe angewiesen, über deren Verwendung er genaue Rechnung fo-

Digitized by Google

dert, und ist sehr ärgerlich, wenn diese kleine Summe bei irgend einer Gelegenheit überschritten wird. Man sagt, daß es zwischen ihm und der verstorbenen Kaiserin zu Mishelligkeiten geführt habe, da er ihre Mildthätigkeit nicht habe beschränken können. Er scheint ausgezeichnete natürliche Anlagen zu haben. In frühern Jahren sich ganz selbst überlassen, in einem Lande, wo jeder Staat um ihn herum sich zu Republiken gestaltete, und wo derselbe Geist sich auch bis zu seinem eignen fortpflanzte, entdeckte er mit großem Scharfsinn die Richtschnur, auf die er sich verlassen konnte, und verfolgte sie mit ebenso großer Geschicklichkeit. Er durfte nicht hoffen, sich der öffentlichen Meinung entgegenzusetzen; aber indem er sie nur zu leiten schien, hat er es jetzt dahin gebracht, sie wirklich zu leiten. Auf diese Art hat er ohne einen gewaltsamen Uebergang Brasilien eine freie Constitution gegeben und es vor Anarchie und Verwirrung, wovon noch kein anderer Staat von Südamerika frei ist, bewahrt. Man sagt jedoch, daß er den Geist der Demokratie ganz abgeschworen habe, und daß er seinen Grundsätzen nach vollkommen despotisch sei. Seine scheinbare Absicht, die constitutionnelle Freiheit zu behaupten, sei nur ein Köder, um damit die Gunst des Volkes zu gewinnen, und wenn er den Enthusiasmus desselben bis zu dem Punkt getrieben, wohin er ihn haben wolle, und sich selbst erst auf dem Thron befestigt habe, dann wolle er erst selbst regieren und die beschwerlichen Volksversammlungen, die er bereits 2 Mal gewaltsam unterdrückt, ganz und gar aufheben.

Digitized by Google

Züge aus dem Leben des Künstlers Blake.

Obgleich sich Blake ein wenig in die zauberischen Gebiete der Poesie verirrte, so schien er doch Herr seines Grabstichels geblieben zu sein und die Liebe zum Zeichnen und Skizziren nicht verloren zu haben. Er war ein treuer Anhänger von Basire und studirte abwechselnd unter Flaxman und Füseli; aber es gehörte zu seinem größten Vergnügen, sich in die Einsamkeit seines Zimmers zurückzuziehen, hier Zeichnungen zu entwerfen, sie durch Verse zu erläutern und sie dann zusammen in dem Zimmer seiner Mutter aufzuhängen. Immer war er bei der Arbeit; Vergnügen belegte er mit dem Namen Müßiggang, Schaulust nannte er Eitelkeit und Geldgewinnst den Tod alles höhern Strebens. „Liebte ich das Geld", sagte er, „so würde ich alle Kraft zum Denken verlieren; Lust zum Gewinn tödtet den Genius des Mannes. Würde ich mich auch im Ueberfluß wälzen und in einer goldenen Kutsche fahren, so müßte ich doch immer der Stimme der Sparsamkeit Gehör geben. Mein Geschäft ist nicht, Gold zusammenzuscharren, sondern solche Kunstwerke darzustellen, welche göttliche Gefühle ausdrücken". Am Tage beschäftigte ihn der Grabstichel, womit er hinreichend verdiente, um anständig zu leben; die Abende verwendete er auf Malerei und Dichtkunst und verband beide so eng in seinen Compositionen, daß eine von der andern nicht wol zu trennen ist. Als er 26 Jahre alt war, verheirathete er sich mit Katharina Boutcher, einem Mädchen von niederer Herkunft, die schwarzäugige Käte, die in einigen seiner lyrischen Dichtungen vorkommt. Sie wohnte in der Nähe von seines Vaters Haus, und Blake wurde auf sie aufmerksam wegen der Weiße ihrer

Digitized by Google

Hand, der Klarheit ihrer Augen und wegen ihrer schönen, schlanken Gestalt, die mit seinen eignen Ideen von Sylphen und Naiaden übereinstimmte. Wie er originell in allen Dingen war, so verliebte er sich auch auf eine andere Weise als ein gewöhnlicher Sterblicher. Eines Abends beschrieb er in einer Gesellschaft die Qualen, die er von einem oder dem andern launenhaften Mädchen erduldet hatte; da sagte Katharina Boutcher: „Ich bedauere Sie von ganzem Herzen". „Sie bedauern mich?" sagte Blake, „dann liebe ich Sie dafür". „Und ich liebe Sie", sagte das offenherzige Mädchen, und so nahm die Liebesgeschichte ihren Anfang. Er versuchte nun, wie gut sie sich in Zeichnungen ausnahm, und wie sich ihre Reize zu Versen gestalteten, und da er immer mehr ihre häuslichen Eigenschaften schätzen lernte, so nahm er sie zur Frau. Lange lebten sie glücklich zusammen. Sie schien ganz für Blake geschaffen zu sein; sie hielt ihn für das größte Genie auf der Erde, sowol was seine Gedichte als seine Zeichnungen anlangt; vor den wildesten Ausbrüchen seiner Einbildungskraft beugte sie ihre Knie und betete ihn an. Sein Hauswesen hielt sie in guter Ordnung, bereitete ihm sein einfaches Mahl, lernte denken wie er dachte und hatte Nachsicht mit seinen unschädlichen Thorheiten. Sie lernte, was eine junge und hübsche Frau selten zu lernen geschickt ist, schöne Kleider, guten Tisch, frohe Gesellschaft und angenehme Einladungen verachten; sie fand den Weg, zu Hause glücklich zu sein, lebte auf die einfachste Weise und war mit dem schlechtesten Anzug zufrieden. Eine gewöhnliche Seele konnte dies Alles nicht thun, und sie, die Blake mit Emphase seine „Geliebte" nannte, war kein gewöhnliches Weib. Sie besorgte die Abdrücke seiner Platten, sie colorirte sie mit leichter und zierlicher Hand, entwarf Zeichnungen in dem Geist von ihres Mannes Compositionen und wetteiferte fast in allen Dingen mit ihm, ausgenommen in der ihm eignen Kraft, Visionen von lebenden oder todten Menschen zu haben, wenn er sie haben wollte.

Am Tage war er ein scharfsinniger, gefühlvoller Mann, der seinen Grabstichel sehr gut zu handhaben wußte und sehr freundlich und angenehm in der Unterhaltung war; des Abends, wenn er sein Tagwerk vollbracht hatte, ließ er seiner Einbildungskraft freien Lauf. Als er die Kupfertafeln verfertigte, welche zu den Werken von Cowper gehören, besuchte er solche Gesellschaft, wie sie das Land, das er bewohnte, darbot, und sprach mit Hayley über Dichtkunst mit einem Gefühl, das dem Verfasser des „Triumphes des Tem-

peraments" ganz fremd war; aber am Schluß des Tages ging Blake an das Seeufer, um seinen Gedanken nachzuhängen und

Mit Todten würdig zu verkehren.

Hier vergaß er die Gegenwart und lebte in der Vergangenheit, hier bildete er sich wahrhaft ein, in früherer Zeit gelebt und mit Homer und Moses, mit Pindar und Virgil, mit Dante und Milton Freundschaft geschlossen zu haben. Er versicherte, daß ihm diese großen Männer als Visionen erschienen und sich mit ihm unterhielten. Milton theilte ihm einmal im Vertrauen ein ganzes Gedicht mit, das noch ganz unbekannt war; unglücklicherweise war es aber nur eine mündliche Mittheilung, und das Gedicht schien, als es Blake recitirte, viel von seinem Glanz verloren zu haben. Wenn man ihn fragte, wie denn diese Geister aussähen, so antwortete er, sie wären alle majestätische Schatten, grau aber leuchtend und größer als die gewöhnlichen Menschen.*) Es war klar, daß die Einsamkeit des Landlebens seiner Einbildungskraft einen höhern Flug verlieh. Seine Frau begleitete ihn öfters bei diesen seltsamen Zusammenkünften; sie sah und hörte nichts, aber sie war überzeugt, daß ihr Mann die Geister hörte und sah. Blake's Gemüth glich stets der ersten Seite in dem Buche des Zauberers von Gramoury, welches machte, daß

Die Spinnweb an des Kerkers Wand
Tapete schien von Künstlers Hand.

Seine Seele konnte das gewöhnlichste Ereigniß in etwas Mystisches und Uebernatürliches verwandeln. Oft sah er auch weniger majestätische Gestalten als die der alten Dichter. „Haben Sie einmal ein Feenbegräbniß gesehen, Madame?" fragte er einst eine Dame, die neben ihm in Gesellschaft saß. „Nein, mein Herr", war die Antwort. „Ich habe es gesehen", sagte Blake, „und zwar erst in der vergangenen Nacht. Ich ging allein in meinem Garten spazieren, tiefe Stille herrschte in den Zweigen und Blumen, und die Luft war ungewöhnlich sanft und lau; da hörte ich einen leisen und angenehmen Ton, ohne zu wissen, woher er kam. Endlich bemerkte ich, wie sich das breite Blatt einer Blume bewegte, und sah unter demselben eine Procession von Geschöpfen, von Gestalt und Farbe wie grüne und graue Heuschrecken, die einen Körper auf einem Rosenblatt trugen, ihn mit Gesang

*) Wem fällt hier nicht Swedenborg's Umgang mit der Geisterwelt ein.

Digitized by Google

zur Erde bestatteten und dann verschwanden. Es war ein Feenleichenbegängniß".

Für seinen Ruf würde es vielleicht besser gewesen sein, wenn er sich mehr an die abergläubischen Ideen seines Landes gehalten hätte; unter Elfen und Feen hätte sich seine Phantasie nach Herzenslust herumtreiben können, ihr volksthümlicher Charakter würde ihn vielleicht in den Banden des durch Ueberlieferung überkommenen Glaubens festgehalten haben, und das Meer seiner imaginairen Gebilde würde dadurch eine Grenze gefunden haben.....

Es würde Bücher füllen, wollte man die Unterredungen, die Blake in Prosa mit Dämonen und in Versen mit Engeln gehabt, alle aufzeichnen, und eine gewöhnliche Galerie würde nicht alle die Köpfe fassen, die er aus seinen visionnairen Besuchen entwarf. Daß diese alle Realität hätten, glaubte er zuversichtlich; ja, sein Enthusiasmus war so ansteckend, daß einige zarte und sensible Personen, die ihn davon sprechen hörten, die Köpfe schüttelten und meinten, es wäre doch ein außerordentlicher Mann, und es möge doch etwas Wahres an der Sache sein. Einer seiner Brüder, ein Künstler wie er, hielt ihn oft dazu an, die Portraits Derer zu zeichnen, die ihm erschienen. Die günstigste Zeit für diese „Engelsbesuche" war von 9 Uhr des Nachts bis 5 Uhr Morgens, und seine geistigen Besuche waren so galant, daß sie auf den Wunsch seiner Freunde erschienen. Bisweilen zauderte jedoch die Gestalt, die er zu zeichnen wünschte, lange, bevor sie erschien, und er saß da, mit dem Pinsel und dem Papier in Bereitschaft, und seine Augen schweiften in der Irre umher; auf einmal aber stand die Erscheinung vor ihm, und er begann sein Werk wie Einer, der nun hat, was er haben will. Als man ihn ersuchte, das Bild von William Wallace zu zeichnen, funkelte sein Auge, denn er war ein Verehrer von Helden. „William Wallace!" rief er aus, „jetzt sehe ich ihn, hier, hier, wie edel er aussieht; reiche mir meine Sachen!" Nachdem er einige Zeit gezeichnet hatte, und zwar mit eben solchem Fleiß und solcher Beharrlichkeit des Auges, als wenn eine lebende Person vor ihm säße, hielt er plötzlich inne und sagte: „Ich kann ihn nicht beendigen, Eduard I. ist zwischen ihm und mir getreten". „Das ist schön", sagte sein Freund, „denn ich möchte auch das Bild von Eduard dazu haben". Da nahm Blake ein anderes Stück Papier und entwarf die Züge des Plantagenet; hierauf war Se. Majestät so artig, wieder zu verschwinden, und der Künstler endigte den Kopf von Wallace. „Ich bitte Sie",

Digitized by Google

sagte ein Mann, der zuhörte, wie Blake's Freund diese Geschichte erzählte, „sah William Wallace aus wie ein Held? und was für ein Mann war Eduard?" Die Antwort darauf war: „Da sind sie, beide hängen hinter Ihnen an der Wand, urtheilen Sie selbst". „Ich blickte hin (sagt mein Berichterstatter) und sah 2 kriegerische Köpfe, beide von gewöhnlicher Lebensgröße. Der von Wallace war edel und heldenartig, der von Eduard streng und blutdürstig. Der erste hatte die Stirn eines Gottes, der letztere das Ansehen eines Teufels". Mein Freund, der mir diese Anekdoten mittheilte und das Interesse bemerkte, das ich an dem Gegenstand nahm, sagte: „Ich weiß viel von Blake, ich war 9 Jahre hindurch sein Gefährte. Ich saß oft an seiner Seite von 10 Uhr des Nachts bis 3 Uhr Morgens, bisweilen schlummernd, bisweilen wachend; aber Blake schlief nie; er saß da mit Pinsel und Papier, um die Portraite Derjenigen zu zeichnen, die er am meisten zu sehen wünschte. Ich werde Ihnen einige dieser Werke zeigen". Hierauf nahm er ein großes Buch mit Zeichnungen heraus, öffnete es und fuhr fort: „Sehen Sie den dichterischen Glanz in diesem Gesichte, es ist Pindar, wie er dasteht als Sieger in den olympischen Spielen! Dieses liebliche Geschöpf da ist Korinna, wie sie den Preis als Dichterin an derselben Stelle gewinnt. Dieses Mädchen ist Lais, die Buhlerin, mit der Frechheit, wie sie sich für ihren Stand schickt; sie trat zwischen Blake und Korinna, und er mußte sie malen, damit er sie wieder aus dem Wege schaffte. Hier! das ist ein Gesicht von einem besondern Gepräge; können Sie errathen, wer es ist?" „Irgend ein Schuft, sollte ich denken". „Ja, und ein kräftiger Beweis von Blake's Genauigkeit, es ist wirklich ein Schuft! der wahre Obermeister der Schufte, den Moses in Aegypten erschlug. Und wer ist dies, können Sie sich einbilden, wer dies ist?" „Ich zweifle, daß er unter die Guten gehört". „Sie haben recht, es ist der Teufel, er gleicht merkwürdigerweise 2 Menschen, die ich nicht nennen darf; einer ist ein großer Jurist, und der andere, ich wünschte ich dürfte ihn nennen, ist ein Urkundenverfälscher. Dieser andere Kopf da? — er spricht für sich selbst, es ist der Kopf des Herodes; er gleicht einem vornehmen Offizier in der Armee!" Hier machte er das Buch zu, und indem er aus einem besondern Schiebfach noch eine kleine Mappe herausnahm, sagte er: „Dies ist das Letzte, was ich Ihnen noch zeigen will, aber es ist das Seltenste von Allem. Betrachten Sie nur einmal den Farbenglanz und den eigenthümlichen Charakter des Dings!" „Ich sehe", sagte ich, „eine nackte

Digitized by Google

Figur mit kräftigem Körper und kurzem Hals, mit brennenden Augen, die sich nach Feuchtigkeit sehnen, und mit einem Gesicht, würdig eines Mörders, einen blutigen Becher in ihren klauenartigen Händen haltend, woraus sie mit Heftigkeit zu trinken scheint. Nie sah ich ein so seltsames Bild, noch ein so seltsam glänzendes Farbenspiel, eine Art von glänzendem Grün und dunkelm Gold, schön lakirt. Was in der Welt ist es denn nun?" „Es ist ein Geist, der Geist von einem Floh, eine Vergeistigung des Dings!" „Sah er dies denn als eine Vision?" fragte ich. „Ich werde Ihnen Alles, was ich darüber weiß, erzählen. Ich kam einmal eines Abends zu Blake und fand ihn mehr als gewöhnlich aufgeregt. Er erzählte mir, er hätte ein wunderbares Ding gesehen, den Geist eines Flohes! „Haben Sie ihn denn gezeichnet", fragte ich. „Nein", sagte er; „aber ich wollte, ich hätte es gethan, ich werde es noch thun, wenn er wieder erscheint!" Darauf sah er ernsthaft in einen Winkel des Zimmers und sagte: „Hier ist er, geben Sie mir meine Sachen, ich will mein Auge auf ihn festhalten. Da kommt er! die trockene Zunge aus dem Munde hängend, einen Becher mit Blut in der Hand und überzogen mit einer schuppigen Haut von goldener und grünschillernder Färbung". Wie er ihn beschrieb, so malte er ihn hin". Kaum wird man diesen Erzählungen Glauben schenken, und doch darf man an ihrer Richtigkeit nicht zweifeln. Ein anderer Freund, auf dessen Wahrheitsliebe ich vollkommen vertraue, besuchte eines Abends Blake und fand ihn sitzen mit einem Pinsel und einem Zeichenrahmen, wie er ein Portrait mit aller scheinbaren Aengstlichkeit eines Mannes entwarf, der weiß, daß er einen übermüthigen Menschen vor sich sitzen hat; er sah auf und malte, und malte und sah wieder auf, obgleich keine lebende Seele da war. „Stören Sie mich nicht", sagte er ganz leise; „es sitzt mir Jemand". „Es sitzt Ihnen Jemand!" rief der Besuch voll Verwunderung aus; „wo ist er und wer ist er denn? Ich sehe ja Niemand". „Aber ich sehe ihn", erwiderte Blake stolz, „da ist er, seine Name ist Lot; in der Bibel können Sie von ihm lesen. Er sitzt hier, damit ich ihn portraitire".

Hätte Blake immer solche närrische Ideen gehabt und nur solche visionnaire Gegenstände zum Gegenstand seiner Arbeiten gewählt, so würde diese Abhandlung die Geschichte eines Wahnsinnigen geworden sein, statt das Leben eines geistreichen Mannes, dessen Arbeiten jeder Zeit und jedes Volkes würdig sind. Eben weil er diesen lächerlichen Phantasien nachhing und dergleichen Visionen auf Verlangen seiner Freunde

Digitized by Google

sah, schuf, zeichnete und stach er eines der edelsten unter allen seinen Werken, die Skizzen zu dem Buche Hiob. Er vollendete diese Suite in einem kleinen Zimmer, das ihm als Küche, Schlaf- und Arbeitszimmer diente, und wobei er keinen andern Umgang hatte als seine treue Katharina und keine andern Revenuen als etwa 17—18 Schilling die Woche. Dieser Erfindungen, wie sie der Künstler zu nennen beliebte, gibt es 21; sie stellen den Mann von Uz vor, wie er seine Würde mitten unter den Anfechtungen des Teufels, den Vorwürfen seiner Feinde und den Beleidigungen seines Weibes zu behaupten weiß. Solche Dinge waren es, in denen Blake glänzte; die heilige Schrift hielt seine Einbildungskraft im Zaume, und er war zu fromm, um von dem Buchstaben abzuweichen. Schritt vor Schritt hielt er sich an die Erzählung; immer einfach und öfter erhaben, wich er nie von dem Gegenstande ab, und nie verdunkelte er den Text durch das Gewicht seiner eignen überströmenden Phantasie. Die folgenden Stellen mögen zeigen, mit welchen erhabenen Gegenständen er es aufnahm. 1) So that Hiob immerwährend. 2) Der Allmächtige wacht über des guten Mannes Haushalt. 3) Satan erhält Gewalt über Hiob. 4) Der Wind der Wüste vernichtet Hiob's Kinder. 5) Und ich allein bin entronnen, um von dir zu reden. 6) Satan schlägt Hiob mit schmerzhaften Beulen. 7) Hiob's Freunde trösten ihn. 8) Lasse den Tag vertilgen, an dem ich geboren ward. 9) Dann ging ein Athem vor meinem Antlitz vorüber. 10) Hiob lachte über den Spott seiner Feinde. 11) Mit Träumen schreckst du mich auf meinem Lager und machst mich fürchten durch Visionen. 12) Ich bin jung und sie sind alt, weshalb ich furchtsam war. 13) Dann überantwortete der Herr Hiob dem Wirbelwind. 14) Wenn die Morgensterne sangen zusammen und die Söhne Gottes jauchzten vor Freude. 15) Siehe den Behemoth, den ich machte mit dir. 16) Du hast erfüllt das Gericht der Gottlosen. 17) Ich habe dich gehört mit dem Hören meines Ohres, aber jetzt erfreut sich mein Auge an dir. 18) Also nahm Gott Hiob an. 19) Jedermann gab ihm auch ein Stück Geld. 20) Es wurden keine Frauen schöner gefunden als die Töchter Hiob's. 21) So segnete der Herr das letzte Ende Hiob's mehr als den Anfang.

Während er sich mit diesen merkwürdigen Schöpfungen beschäftigte, war es ihm empfindlich, daß ihm der geringe Beifall, mit dem ihn die Welt von jeher erfreut hatte, schnell entzogen wurde. Seine wunderliche Phantasie und die eigenthümliche Ausführung seiner Compositionen waren gleich

Digitized by Google

unpassend, um allgemeines Anerkenntniß zu finden; die Nachfrage nach seinen Werken nahm von der Zeit an, wo er seine Pilgrimschaft nach Canterbury unternahm, jährlich ab, und er konnte sich, als er in den Jahren fortrückte, kaum den nöthigen Lebensunterhalt verschaffen. So arm er aber war, so verließ ihn doch nie seine Heiterkeit, niemals ließ er eine Klage laut werden, auch machte er keine Schulden und blieb ein unabhängiger Mann bis an sein Ende. Es ist herkömmlich, das Genie zu preisen, wenn es zu Grabe getragen ist; in der That ein wohlfeiles und bequemes Herkommen. Daß es einen Blake in der Welt gebe, konnte wol wenigen Menschen von Geschmack unbekannt bleiben, auch seine großen Verdienste kannte die Menge; nur seine große Armuth war ein Geheimniß. So aber war er, eine der Zierden des Alters, auf eine elende Dachstube und eine Brotrinde beschränkt und würde vor Mangel umgekommen sein, hätten nicht einige, weder reiche noch mächtige Freunde diese Schande von unserm Vaterlande abgewendet. Einer derselben, Hr. Linnel, vermochte Blake dazu, seine Erfindungen zum Buche Hiob in Kupfer zu stechen; dadurch erwarb er Geld genug, um sich das Leben zu fristen; denn der gute alte Mann arbeitete stets mit allem Feuer der Jugend und mit ebenso viel Geschicklichkeit als Enthusiasmus. Die genannten Kupferstiche sind sehr selten, sehr schön und ganz eigenthümlich. Sie sind in der frühern Manier der Kunst und haben keine Aehnlichkeit mit dem zierlichen und graziösen Styl, der jetzt der herrschende ist. Ich habe davon bisjetzt keine farbige (colorirte) Copie gesehen und bin auch überzeugt, daß das Farbige für die außerordentliche Einfachheit der Zeichnungen und für die Art und Weise, mit der sie behandelt sind, nicht passend sein würde. Die „Gesänge der Unschuld" und diese Erfindungen zum Hiob sind die gelungensten unter den Werken Blake's und sollten in den Sammlungen Derjenigen, welche Natur und Einbildungskraft lieben, nicht fehlen.

Er hatte bereits sein einundsiebzigstes Jahr erreicht, da verließen ihn seine Kräfte. Dabei blieb er aber immer froh und zufrieden bis ans Ende. „Ich triumphire", sagte er, „im Sterben und habe keinen Kummer als den, daß ich Dich verlassen muß, liebe Katharina; wir haben glücklich zusammen gelebt und haben lange gelebt; wir sind immer verbunden gewesen, aber wir werden bald getrennt werden. Warum sollte ich den Tod fürchten? nein, ich fürchte ihn nicht. Ich habe mich bestrebt, zu leben wie Christus gebietet, und habe gesucht, Gott treulich anzubeten in meinem

eignen Hause, wenn ich von Niemand gesehen wurde". Er wurde immer schwächer und schwächer und konnte nicht mehr aufrecht sitzen; er lag in seinem Bette, ohne andere Wartung und Pflege als die seiner Frau, die, selbst alt und schwach, die Hülfe Anderer in Anspruch nahm. Der Alte der Tage*) (The ancient of days?) war ein solcher Liebling von Blake, daß er noch 3 Tage vor seinem Tode, im Bette sitzend und durch ein Polster unterstützt, ihn mit den ausgesuchtesten Farben und in seiner besten Manier malte. Er entwarf und retouchirte wieder, hielt es vor sich hin und warf es dann weg, indem er ausrief: „Da! so wird es gut sein! ich kann es nicht besser machen!" Da sah er seine Frau in Thränen, sie fühlte, daß das seine letzte Arbeit war. „Bleib stehen, Käte!" rief er, „bleibe in der Stellung, die Du eben annahmst, ich will Dich abmalen, denn Du bist mir immer ein Engel gewesen". Sie gehorchte und der sterbende Künstler entwarf ein schönes Bild. Die wahre Freudigkeit, mit der dieser besondere Mann den Tod empfing, machten die letzten Lebensaugenblicke desselben sehr traurig. Er lag da und sang Lieder, und Poesie und Gesang waren beide die Erzeugnisse des Augenblicks. Er beklagte dabei, daß er diese Eingebungen, wie er sie nannte, nicht länger aufzeichnen konnte. „Käte!" sagte er, „ich bin ein veränderlicher Mann, ich stand immer auf und schrieb meine Gedanken nieder, es mochte nun regnen, oder schneien, oder die Sonne scheinen, und Du standest auch auf und setztest Dich an meine Seite, das kann nun nicht länger mehr so bleiben". Er starb den 12. Aug. 1828 ohne merkliche Schmerzen; seine Frau, die bei ihm saß und wachte, wurde nicht gewahr, als er aufhörte zu athmen. (Aus „The family library", Nr. X, Bd. 2, 1830.)

---

*) Wahrscheinlich ein Kupferstich von ihm selbst.

Digitized by Google

Züge aus dem Leben Canning's.

Folgende Anekdote bezieht sich auf den Umstand, daß man es hauptsächlich der Ueberredungskunst Canning's zuzuschreiben hat, daß die Prinzessin von Wales im J. 1813 England verließ.

„Der Verfasser dieses war eines Tages in Gloucester Lodge, während die Prinzessin von Wales eine Unterredung mit Canning hatte, und wurde nach ihrer Entfernung gerade in das Zimmer geführt, das Ihro königl. Hoheit soeben verlassen hatte. Er fand Canning an dem Kamin stehen, tief bewegt; und nach einigen Gegenständen von geringer Wichtigkeit kam das Gespräch auf das interessante Thema des Tages. Im Verlauf dieses ihm so merkwürdig gewordenen Auftritts stützte er zufällig seinen Arm auf das Gesimse des Kamins, als Canning, der gerade die verlassene Lage Ihrer königl. Hoheit beschrieb, wie sie ihm dieselbe soeben geschildert hatte, in großer Bewegung ausrief: „Halten Sie, Ihr Aermel ist jetzt von den Thränen einer Prinzessin feucht geworden". Es war wahr: die Prinzessin hatte da über ihre hülflose Lage geweint, und ich glaube, wenige Stunden darauf hatte Canning, durch ihr Unglück gerührt, sich für sie verwendet und eine Fregatte erhalten, welche sie von England wegführte".

Eine zweite Anekdote Canning's bezieht auf die Beförderung Canning's zum Premierminister.

„Wir fürchten weder die Etiquette zu verletzen, noch einen Verrath an dem uns bewiesenen Vertrauen zu begehen, wenn wir jetzt erzählen, wie mächtig Canning von dem Benehmen des Königs bei dieser Gelegenheit ergriffen ward. Am folgenden Tage, wo er es dem Verf. dieses beschrieb, war er fast außer sich bei der bloßen Erinnerung an die Güte des Königs. Sie waren allein in St.-James, und der wichtige Gegenstand, daß Canning's vormalige Collegen resignirt hat-

ten, sowie die Vorschläge zur Wahl neuer Cabinetsglieder und der Gang, den die Politik für gewisse wichtige Fragen nehmen müsse, wurden auf eine Weise behandelt, die des offenen und männlichen Charakters beider Parteien gleich würdig war. Da gab der König, der eine Zeit lang sich auf die Lehne des Stuhls gestützt hatte, auf dem Canning saß, das königliche Zeichen seines vollkommenen Vertrauens und reichte ihm seine Hand zum Kuß hin; zugleich begleitete er diesen Beweis seiner Gnade mit so aufrichtigen und verbindlichen Ausdrücken, daß der tiefgerührte Minister nichts Anderes thun konnte, als seine Knie umfassen und ihnen das stille Gelübde seiner unbegrenzten Ergebenheit und Liebe ausdrücken. Wir wünschten, wo möglich, diese interessante Scene durch ein historisches Gemälde dargestellt zu sehen: eine Scene, die nicht vergessen zu werden verdient, man mag sich der patriotischen Tugenden des Monarchen oder seines Untergebenen erinnern".

Folgende Anekdote zeigt die wohlwollende, menschenfreundliche Gesinnung Canning's auf eine sehr treffende Weise.

„Der Verf. dieser Zeilen war eines Tages bei ihm, als, ich weiß nicht, ob in den Zeitungen oder durch mündliche Erzählung, die Geschichte einer Frau an ihn gelangte, die mit ihrem Häufchen von Kindern und in Trauer am Ausgange der Dienstwohnung des Lord Sidmouth, damals Secretair des Innern, diesen erwartet und sich ihm in Thränen gebadet zu Füßen geworfen hatte, während die Kinder sich an seinen Rock hingen und in den traurigsten Tönen Gnade für einen Gatten und Vater erflehten, der zum Tode verurtheilt war und eben gerichtet werden sollte. Das Urtheil war, wie es schien, unwiderruflich, und der edle Lord konnte nichts thun als buchstäblich der verzweiflungsvollen Gruppe den Rücken zukehren. Darüber äußerte sich Canning auf folgende Art: „Ich möchte", sagte er, „um alle Macht und allen Einfluß des ganzen Ministeriums nicht in einer solchen Situation und einem solchen Leiden (affliction) ausgesetzt gewesen sein".

Digitized by Google

Biographische Literatur.

Digitized by Google

Digitized by Google

Anzeiger der biographischen Literatur vom J. 1828.

(Beschluß.)

T.

Thielmann. 1) Der General der Cavalerie Freiherr von Thielmann. Eine biographische Skizze mit authentischen Aufschlüssen über die Ereignisse zu Torgau vom Januar bis zur Mitte des Mais 1813. Von K. v. Hüttel, Rittmeister im großen Generalstabe. Gr. 12. 8½ B. Berlin.

— 2) Kurze Erläuterungen und Berichtigung der Irrthümer, welche in der biographischen Skizze des königl. preuß. Generals der Cavalerie Freih. v. Thielmann, herausgeg. von K. v. Hüttel, bis zu des Generals Uebertritt zu den Truppen der hohen Alliirten im J. 1813 enthalten sind. Von Louis de L'Or. 8 B. Dresden, 1829.

— 3) Beitrag zur Biographie und Charakteristik des Generals Freiherrn v. Thielmann. Von Hermann Obereit. Abdruck aus dem „Hesperus". 40 S. Dresden, 1829.

— 4) Beiträge zu der Biographie des Generals Freih. v. Thielmann und zur Geschichte der jüngstvergangenen Zeit. Zusammengestellt und mit (69, großentheils zu ersten Mal gedruckten) Aktenstücken belegt. Von Albrecht Graf v. Holtzendorff, königl. sächs. Hauptmann. XII u. 267 S. Leipzig, 1830.

Nr. 1 ist mit Anstand und Mäßigung zur Rechtfertigung des Generals v. Thielmann, als Gouverneurs der Festung Torgau, geschrieben. Einzelne Umstände sind unrichtig, mehre nicht genau erzählt, viele, besonders aus dem Jahre 1815, ganz übergangen.

Nr. 2 ist eine strenge, oft harte Beurtheilung des militairisch-politischen Verhaltens des Generals in Torgau und nachher, sowie seines Charakters überhaupt.

Nr. 3, von einem wohlunterrichteten Zeugen verfaßt und aus dem „Hesperus" abgedruckt, mildert das Urtheil von Nr. 2 über das militairische Verhalten des Generals im April und Mai 1813 aus triftigen Gründen, würdigt aber das spätere Benehmen desselben aus dem reinmenschlichen Gesichtspunkte. Man vergl. noch desselben Verfs. Erwiderung auf „Einige Worte" in Nr. 138—142 des „Hesperus" vom J. 1829, ebendaselbst

Digitized by Google

Nr. 243—246, und das Schlußwort in Nr. 106 fg. vom J. 1830.

Nr. 4 ist eine aus den reichsten und sichersten Quellen geschöpfte, mit parteiloser Ruhe geschriebene, urkundlich-thatsächliche und vollständige Darstellung des öffentlichen Lebens des Gen. v. Th., sodaß man die Akten über ihn nunmehr als abgeschlossen ansehen kann. Zugleich enthält die Schrift den ersten beglaubigten Bericht über den Feldzug in Sachsen vom J. 1809; außerdem verbreitet sie noch viel Licht über spätere Ereignisse, welche die sächsische Armee betreffen, bis zum J. 1814. Vieles ist ebenso neu als wichtig zur Kenntniß jener Periode und zur Beurtheilung mehrer in die Begebenheiten verflochtener Personen.

Thurn und Taxis, Karl Alexander. Rückblick auf das Leben Karl Alexanders, Fürsten von Thurn und Taxis, Fürsten zu Buchau und Krotoszyn. Eine biograph. Denkschrift. Von Hofr. Aug. Krämer. 10 B. Regensburg.

Der edle Fürst, geb. den 22. Febr. 1770, war durch seine Gemahlin, Theresia, Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, mit dem regierenden Könige von Preußen verschwägert. Er trat die Regierung an den 13. Nov. 1805, wurde mediatisirt den 12. Juli 1806 und starb den 15. Juli 1827.

Tzschirner. Memoria Henrici Theophili Tzschirneri. Von Joh. Aug. Heinr. Tittmann, Dr. und Prof. der Theol. zu Leipzig. 4. 24 S. Leipzig.

Eine lehrreiche Entwickelung der Bildungsgeschichte und der Leistungen des Verewigten.

— Mittheilungen aus des vollendeten Superintend. Dr. H. G. Tzschirner letzten Amts- und Leidensjahren; nebst den bei seinem Tode gesprochenen Worten. Von Dr. J. D. Goldhorn, Prof. der Theol. und Archidiakonus an der Thomaskirche. 2. Aufl. 54 S. Leipzig.

Derselbe hat Tzschirner's Predigten aus der Handschr. herausgegeb. 2. Aufl. 4 Bde.

— Dr. H. G. Tzschirner. Kurzer Abriß seines Lebens und Wirkens. Von K. H. L. Pölitz, Hofr. u. Prof. zu Leipzig. (Aus dessen „Jahrb. der Geschichte und Staatskunst" abgedruckt.) 2. Aufl. 2¼ B. Leipzig.

— Tzschirner's Denkmal. Oder kurze Charakteristik Tzschirner's als Gelehrten, Kanzelredners und Menschen. Von W. T. Krug, Prof. d. Philos. zu Leipzig. 2 B. Leipzig.

— Dr. H. G. Tzschirner. Skizze seines Lebens; nebst seinem Portrait und Facsimile und der Beschreibung seines feierlichen Begräbnisses. 1½ B. Leipzig.

U.

Urslingen. Abenteuerliche Geschichte Herzogs Werner von Urslingen, Anführers eines großen Räuberheeres in Italien um die Mitte des 14. Jahrhunderts; nebst einer Uebersicht der Geschichte

Digitized by Google

der Herzoge von Urslingen am Schwarzwalde. Nach gleichzeitigen Schriftstellern getreu geschildert. Von Prof. Frz. X. Bronner. 20 B. Aarau.

V.

Ventura. Elogio storico del conte Cesare Ventura, marchese di Gallinella, Parmigiano. Von Gius. de Lama. 80 S. Parma.

Vidocq. Mémoires de Vidocq, chef de la police de sûreté jusqu'en 1827, aujourd'hui propriétaire et fabricant de papiers à Saint Mandé. Thl. 1 u. 2. Paris. (Deutsch, 4 Thle. Stuttgart, 1829.)

Ein Polizeispion zeigt sich in dieser widrigen Autobiographie nur im vortheilhaften Brustbilde; daher nahm ihm ein Galeerensklave, sein Mitgefangener, die Rolle des Geschichtschreibers ab und schrieb die

Mémoires d'un forçat, ou Vidocq dévoilé, suivis d'un glossaire d'argot (4 Thle., Paris, 1828 fg.), worin er jenen Oberspion in ganzer Figur darstellt. Vidocq war nach einander Komödiant, Soldat, Seeoffizier, Räuber, Spieler, Schleichhändler und Galeerensklave; endlich wurde er Chef der pariser geheimen Polizei unter Napoleon sowol als unter den Bourbonen bis zum J. 1827. Vidocq's Denkwürdigkeiten fanden so viel Leser in Frankreich, daß bald darauf ein „Essai sur les bagnes" von Maurice Alhoi (Paris, 1829) erschien, wo man die nähere Bekanntschaft eines dritten Schurken, Namens Collet (eines seinem Regimente entlaufenen Capitains, der in Piemont die Rolle eines Bischofs spielte) macht. Zu dieser Literatur der Galeerenschriftsteller gehören noch die „Mémoires d'un forban philosophe" (Paris, 1829), Selbstbekenntnisse eines Ungenannten, welche alles Gräßliche, was man bisher von dem Auswurfe der Gesellschaft kannte, noch übertreffen.

Villanueva. Vida literaria del Sr. D. Joaquin Lorenzo Villanueva, ó memoria sobre los escritos de D. Joaq. Lor. Villanueva. 2 Bde. London.

Villanueva war einer der ausgezeichnetsten praktischen Staatsmänner in der Versammlung der spanischen Cortes in den Jahren 1813 und 1820. Früher hatte er u. d. Namen Lorenzo Astirga eine Schrift gegen des Bischofs Grégoire Werk über die Inquisition herausgegeben, in der Folge deckte er selbst die Ungerechtigkeiten dieses Tribunals auf. In V.'s Schriften findet man schätzbare Nachrichten über Spanien unter der Herrschaft der Jesuiten, sodann über dessen Zustand unter Karl IV. und bis zur gegenwärtigen Epoche. V. lebt jetzt in England.

Volland. Ambrosius Volland, der würtembergische Kanzler. Ein Beitrag zur Geschichte der Herzoge Ulrich und Christoph zu Würtemberg, großentheils nach ungedruckten Quellen. Von L. F. Heyd. $10\frac{1}{2}$ B. Stuttgart.

Digitized by Google

Velde, Van der. Van der Velde's Lebenslauf und Briefe. 9½ B. Mit des Verfs. Bildniß. Dresden.

Diese Schrift ist der 25. und letzte Band von „Van der Velde's Schriften", herausgeg. von C. A. Böttiger und Th. Hell.

W.

Wallenstein. Des Herzogs von Friedland und Mecklenburg, Albrechts von Wallenstein, ungedruckte, eigenhändige vertrauliche Briefe und amtliche Schreiben aus den Jahren 1627—34, an Arnheim (von Arnimb), Aldringer, Gallas, Piccolomini, Tilly; nebst dem Briefwechsel mit Kaiser Ferdinand II., König Ferdinand III., Kurfürst Maximilian I., Trautmannsdorf, Eggenberg, Werdenberg u. A. m. Mit einer Charakteristik des Lebens und der Feldzüge Wallenstein's. Herausgeg. von Friedrich Förster. 3 Thle. Berlin, 1828 fg. Der 1. Th. 27 B. und 2 lithogr. Briefe; der 2. Th. 24 B. und e. illum. Plan; der 3. 30 B. nebst 8 Schrifttafeln.

Jene Briefe sind aus dem v. Arnimb'schen Familienarchive und zum Theil auch aus dem geheimen Archive des k. k. Hofkriegsraths dem Herausgeber mitgetheilt worden. Aus den hier abgedruckten Aktenstücken geht hervor, daß Wallenstein nicht schuldig war. Scesina's Angaben, auf welche Khevenhüller in seinen „Annalen" und Herchenhahn in seinem „Leben Wallenstein's" sich stützten, verdienen keinen Glauben.

Wir verbinden damit eine neuere Schrift:

— Ungedruckte Briefe Albrechts von Wallenstein und Gustav Adolfs des Großen; nebst einem Anhange, enthaltend Beiträge zur Geschichte des dreißigjähr. Krieges. Herausgegeben von F. H. Zober. 7½ B. Stralsund, 1830.

Unter Anderm sieht man aus dieser Schrift, daß Gustav Adolf nicht auf der kleinen Düneninsel Ruden (zwischen Rügen und der Mündung der Peene) zuerst ans Land gestiegen sein kann.

— Wallenstein. Historischer Versuch von J. Sporschil. 9½ B. Mit Wallenstein's Portrait. Leipzig.

Washington. The works of G. Washington hat aus dessen in Mount Vernon hinterlassenen Papieren (Briefe, Reden, Staatsschriften) J. Sparks zu Boston in 12 Bänden seit 1828 herausgegeben.

Wesley. John Wesley's Leben, die Entstehung und Verbreitung des Methodismus. Nach dem Englischen des Rob. Southey bearbeitet. Herausgeg. von Dr. Fr. Adolf Krummacher. 2 Bde. 538 S. Hamburg.

Das engl. Original: The life of J. Wesley and the rise and progress of methodism, erschien zu London 1820 in 2 Bdn. Das

Digitized by Google

Werk ist das belehrendste, das wir über die Geschichte des Methodismus besitzen.

Wilhelm V., Landgraf von Hessen-Kassel. Vom Consistorialrath Dr. Justi, in dessen Taschenbuche: „Die Vorzeit". Marburg.

Wilhelm V., unter den deutschen Fürsten der erste, der mit Gustav Adolf in Bündniß trat, starb 1637. Seine Gemahlin war die hochherzige, als Vormünderin ihres Sohnes, Wilhelm VI., in der Geschichte des dreißigjähr. Krieges ausgezeichnete Landgräfin Amalia Elisabeth.

Wilmot-Warwick. The life and remains of Wilmot Warwick. Herausgegeben von seinem Freunde Henry Vernon. London.

Wit, genannt von Dörring. Ueber die im 1. Bande der Zeitgenossen, Nr. IV, S. 103, angeführte Schrift des Hrn. Joh. Wit, genannt v. Dörring: „Fragmente aus meinem Leben" u. s. w. (der 2. Theil seiner Lebensbeschreibung, welchem der 1. im J. 1830 gefolgt ist), sind mehre Flugschriften zum Theil schon im J. 1827 erschienen, die wir hier nachtragen:

Folgende kleine Schriften des B. J. v. Lindenfels:

1) Freisinnige Bemerkungen über (F.) Joh. Wit genannt v. Dörring's Fragmente aus seinem Leben und aus seiner Zeit. 12. 2½ B. Hamburg, 1827.

2) Joh. Wit, genannt v. Dörring, als Theaterrecensent bewundert. 3 B. Altona, 1827.

3) Joh. Wit, genannt v. Dörring, und Ich, sein vermeintlicher Gegner, vor dem Richterstuhle des Publicums. Als letztes Wort. 6 B. Hamburg, 1828.

Aufmerksamkeit verdient folgende Gegenschrift:

— Das Leben deutscher Jugend in weiland Burschenschaften und Turngemeinden. Materialien zu dem ersten (künftigen, nunmehr 1830 erschienenen) Theile der Fragmente aus dem Leben des Abenteurers Ferdinand Johann Wit, genannt v. Dörring. Magdeburg.

Als Vf. wird Rob. Wesselhöft genannt. Seine Schrift enthält Wit's Rolle, die er in Kiel, Jena, Fulda u. a. O. spielte, um Aufsehen zu erregen, ferner dessen Verbindung mit Dr. Karl Follenius und interessante Nachrichten über diesen Letztern, dessen republicanische Ueberspannung Fries u. A. vergebens bekämpften. Jahn's Ansichten lagen weit von allem Antimonarchismus ab, und die Verbindung der Burschen wollte, obgleich in politische Schwärmerei abschweifend, das gesellige Leben der Studirenden sittlich veredeln und dem Faustrecht entgegenarbeiten.

Wittelsbach. Regentenreihe des erlauchten Wittelsbacher Hauses, mit Beginnung der Agilolfinger, Karolinger; oder genealog. Verzeichniß aller Herzoge und Könige von Baiern, mit den hierzu nöthigen Stammtafeln belegt; nebst einem Anhange der sämmtl. Regenten von der Pfalzgrafschaft am Rhein ꝛc. 2 Bde. 16 B. 10½ B. Tab. Mit Ludwigs I. Bildniß. Dinkelsbühl.

Digitized by Google

Wycliffe. The life and opinions of John Wycliffe. Von R. Vaughan. 2 Bde. London.

Wir haben schon 2 frühere Biographien von diesem Gegner des Papstthums im 14. Jahrh., die von Lewis und die von Gilpin. Die jetzige ist vollständiger, aber Anordnung und Darstellung sind sehr mangelhaft.

X.

Ximenes. Leben des berühmten spanischen Cardinals Franz Ximenes von Cisneros. Aus dem Französ. des Bischofs E. Fléchier übers. Vom Pfarrer P. Fritz. 1. Thl. 22½ B. Würzburg.

Digitized by Google

Biographien und Charakteristiken.

Ludewig I.,[1]
Großherzog von Hessen.

Das Haus der hessischen Fürsten ist eines der ältesten in Europa. Die Herzoge von Brabant sind ihre Ahnherrn. Heinrich I. (das Kind), als Erbe der hessischen von Thüringen losgerissenen Besitzthümer, wurde ihr Stammvater (1247). Das Erstgeburtsrecht war noch wenig im Vollzuge, Theilungen kamen häufig in Anwendung, die letzte und wichtigste im Jahre 1562. Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen, schied durch Testament sein Land in 4 Theile. Die Hälfte mit Kassel fiel dem Erbprinzen Wilhelm (IV.) zu, Ludwig (III.) erhielt ein Viertel mit Marburg, Philipp ein Achttheil mit Rheinfels, Georg, der Jüngste, ein Achttheil mit Darmstadt. Scherzweise gab Philipp als Grund dieser Theilung an: Wilhelm als Erbprinzen gebühre die Hauptstadt; Ludwig sei ein Gelehrter, also Marburg; Philipp trinke gern Wein, also Rheinfels mit seinen Rebenhügeln; Georg sei „ein guter Haushälter", also Darmstadt.

Dieser Landstrich, den Grafen von Katzenelnbogen Jahrhunderte hindurch gehörig und erst durch Philipps Mutter, die Erbgräfin, an Hessen gekommen, war wirklich theilweise vielleicht der unergiebigste; aber besonders an Geld war für Georg ein geringes Erbtheil ausgesetzt (nur 5000 fl.), und es galt, sich einzuschränken. Dies that Georg. Bald sah er den Erfolg. Wohlstand und Größe des Landes stiegen, seine Kasse war gefüllt, dabei baute er, bedachte Schulen,

---

1) Der verstorbene Großherzog schrieb sich Ludewig.

Kirchen, Arme. Georgs Nachfolger waren: Ludewig V., Georg II., Ludwig VI., Ludwig VII. (früh verstorben), Ernst Ludwig, Ludwig VIII., Ludwig IX., — keiner ein Tyrann, alle liebten das Gute, die meisten die Wissenschaft. Freilich, den Einflüssen ihrer Zeit oder ihrer eigenen Neigungen entging keiner. Ludewig V. war nicht so sparsam wie sein Vater; Georg II. ließ sein Land in unglücklicher Neutralität zu Grunde gehen; Ernst Ludwig baute; Ludwig VIII jagte; Ludwig IX. exercirte: und allem diesem, durch Jahrhunderte, brachte Hessen oft große Opfer; aber mit der Geschichte ihrer Zeit dies in Zusammenhang bringend, aus ihr es erklärend, vertritt die Erklärung zugleich einen Theil der Rechtfertigung.

Ein entschiedener Zug im politischen Charakter jener meisten Fürsten war die Liebe für Oestreich. Ludewig V., vor Beginn des 30jährigen Kriegs, Georg II., während desselben, huldigten, obgleich protestantisch, seinen Interessen. Ihre Nachfolger machten dort ihre militairische Laufbahn. Ludwig VIII., ein schöner Herr, liebte Marie Theresien zärtlich, sie fühlte gleiche Neigung gegen ihn, und eine Vermählung wäre zu Stande gekommen, wenn Ludwig in die Rennbahn um die Kaiserkrone hätte treten können. Aber bis ins höchste Alter waren sie sich ergeben und wohlgeneigt. Ludwig IX., zum großen Kummer des Vaters, diente unter Preußen, focht sogar unter Preußen gegen Oestreich. Aber auch er trat noch zuletzt in östreichische Dienste (1764).

So mit diesen allgemeinsten Umrissen beginnen wir die Geschichte Ludewigs I. Sein Vater war jener Ludwig IX., der Soldatenfreund, der begeistert Eingenommene für Preußens Friedrich. Schon in früher Jugend an den Hof des letzten Grafen von Hanau, Johann Reinhards, seines mütterlichen Großvaters, bald nach Hanau, bald nach dem Elsasse gezogen, blieb er auch in jenen Landestheilen (Hanau-Lichtenberg), als sein Großvater gestorben war, sowie später, als er längst die Regierung angetreten hatte. Pirmasens (jetzt rheinbaierisch), noch im Jahre 1735 nur 34 Häuser zählend, brachte er auf 750 Häuser mit 6851 Einwohnern. Sein hauptsächlicher Umgang: Männer; seine Neigung: Soldaten; seine Abneigung: der Adel. Kernig, tüchtig, gerecht, großartig, geistreich, trägt jedes Wort, jede Verfügung von ihm diesen Stempel. Vielleicht, daß auch Geisterfurcht ihn aus den weiten Räumen und hohen Hallen des darmstädter Schlosses bannte, man versichert es wenigstens; doch war es gewiß nur ein begleitendes Motiv; in Pirmasens fesselten ihn Gewohnheit, größere Leichtigkeit, seine oft theuer angekauften,

Digitized by Google

6schuhigen, wohldressirten Soldaten aufzustellen, und, bei hierauf verwandten Kosten, im Uebrigen die Möglichkeit sparsameren Lebens. Nur wenn er nach Ems reiste und in die Gegend von Oppenheim kam, pflegte er aus dem Wagen zu steigen und nach Darmstadt hinüberzublicken.

Schon im Jahre 1741 hatte sich Ludwig IX. mit Henriette Christine Karoline Louise, Prinzessin von Zweibrücken-Birkenfeld, vermählt. Eine der geistreichsten Fürstinnen ihrer Zeit, fein, des trefflichsten Gemüths, den jetzt und späterhin neu erstehenden großen Geistern Deutschlands mit ahnender Sehnsucht horchend, folgte sie im Jahre 1750 dem Gemahle nach Prenzlow in der Uckermark, wo er als preußischer Generalmajor mit seinem Regimente in Garnison stand. Eine kleine Hofhaltung, und doch weit kostspieliger als der Aufenthalt in Buchsweiler, ward eingerichtet, Ludewig, der künftige Erbprinz, hier geboren (14. Juni 1753). Schon waren Besorgnisse eingetreten gewesen, nicht kinderlos, denn zwei Töchter waren bereits aus Ludewigs Ehe entsprossen, wol aber ohne Söhne möge die Ehe bleiben. Nun trat plötzlich das gewünschte Entgegengesetzte ein; über die Obergrafschaft und das Ländlein Hanau-Lichtenberg im Elsaß verbreitete sich deshalb lauter Jubel.

Das Jahr 1755 rief mit der Landgräfin auch den Erbprinzen und die übrigen fürstlichen Kinder von Prenzlow. Sie kehrten nach Buchsweiler zurück. Ludwig IX., in seines Königs Gunst sich fortwährend befestigend und besonders dessen Beifall durch strenge Ordnungsliebe und Präcision in militairischen Uebungen gefangen nehmend, stieg indessen zum Generallieutenant und Oberbefehlshaber eines Armeecorps, kehrte aber bald, dem väterlichen Willen folgend, ins Vaterland zurück (1757). Abermals schlug er seinen Wohnsitz in Pirmasens auf. Die Landgräfin mit den Kindern blieb in Buchsweiler. Doch sahen sich bisweilen die Ehegatten, und noch im Jahre 1763 wurde ihnen ein Prinz (der nachherige Landgraf Christian, gest. d. 17. April 1830) geboren.

Auf Ludewigs Erziehung wirkte also hauptsächlich seine Mutter. „Foemina sexu, ingenio vir“, ließ ihr Friedrich der Große auf die Todtenurne graben. Kein Mannweib, wie der kräftige, geistvolle, aber auch den Grazien huldigende König es gewiß nicht gerühmt hätte, leitete diese Erziehung; aber, war mehr Männliches in ihrem Geiste, als sonst der Fall ist, und wir wol nach jenem Zeugnisse annehmen müssen, so konnte es der künftige Erbprinz als große Gunst des Schicksals betrachten. Denn gingen auch vom Vater „Gerad-

heit des Sinns, Festigkeit des Willens, unbeugsame Achtung für Recht und Wahrheit, unter allen Verhältnissen vorwaltendes Wohlwollen"[2]) schon als Mitgabe des Bluts und der Natur von Vater auf Sohn über; that auch sonst Manches, mehr mittelbar als unmittelbar, das väterliche Beispiel: so fehlte immerhin das tägliche Anschauen, das stets und stets fliegende Wort der Unterhaltung, Aufmunterung und Belehrung, die rüstig, ohne Wort sich zeigende That. Gerade hier aber trat der Geist, der männliche Geist der Mutter in die Lücke. Er harrte vollständig bis zu Ludewigs vollendeter Erziehung aus; zugleich durch Wahl der Lehrer, der Lecture, des Umgangs hatte er auf ihre Vollendung, im höheren Sinne als des bloßen Beendigtseins, mitgewirkt.[3])

Freilich waren jene Lehrer nicht besonders ausgezeichnet. Aber das hielt auch schwer. Einige Franzosen[4]), ein deutscher Theolog gaben Unterricht im Französischen, in Religion, gelehrten Sprachen, Elementarwissenschaften überhaupt und in körperlicher Uebung. Für den Religionsunterricht, noch an das starre Dogma gefesselt, war es eine unergiebige Zeit; um so mehr, als das nahe Frankreich, in ein entgegengesetztes philosophisches Wüthen und religiöses Bilderstürmen verfallen, oft Zweifel hereinwarf, welche gerade, weil sie nirgends vorgesehen und unterbaut waren, um so verderblicher wirkten. Der deutsche Theolog[5]) unterrichtete in jenem Sinne.

Im Jahre 1765 erhielt die Landgräfin, oder richtiger noch damals, die Erbprinzessin von ihrem Gemahle die Erlaubniß, nach Darmstadt überzuziehen; sie hatte es wol schon

---

2) Worte in „Ludewigs I. Personalien" vom Prälaten Dr. Schmidt in Giesen.

3) „Ueber die Grundsätze der Erziehung ist man in der späteren Zeit zu klärern und sicherern Grundsätzen gelangt. Aber der hohe Geist der fürstlichen Mutter Ludewigs war auch in dieser Beziehung dem Zeitalter vorangegangen; ihr heller Blick hatte bereits früher das Richtige gefunden. Entfernt von aller Einseitigkeit, frei von den Fesseln beschränkender Meinungen, hatte sie selbständig mit Weisheit erwogen, wie der Mensch und wie der Fürstensohn erzogen werden müsse, daß nicht die Sorge für das Eine verdrängt werde durch die Sorge für das Andere: nicht die Rücksicht auf das Körperliche durch die auf das Geistige; nicht die Rücksicht auf die Bildung des Herzens durch die auf die Bildung des Verstandes; nicht die Rücksicht auf den Beruf des Menschen durch die auf die Bestimmung des künftigen Regenten" (Worte in „Ludewigs I. Personalien").

4) Ludewigs erster Lehrer hieß Meuron.

5) Sein Name: Ouvrier, ein Berliner; späterhin Superintendent in Giesen.

Digitized by Google

längere Zeit gewünscht, aber die Absicht minderen Aufwandes in Buchsweiler hatte ihr im Wege gestanden. Sämmtliche Kinder, also auch Ludewig, begleiteten sie dahin. Er zählte nun 12 Jahre. In Vielem war schon ein gedeihlicher Grund gelegt; es mußte nur daran fortgebaut, Vieles erweitert, einiges Verfehlte gebessert werden. Das geschah vom darmstädter Gymnasiallehrer Helfrich Bernhard Wenck. Er unterrichtete nebst Ludewig auch dessen übrige Brüder. Viel beruhte in Wenck's, des Kernmannes, Unterricht. Nicht blos Gediegenheit des Wissens und Liebe für solche Gediegenheit, auch Neigung zu manchem einzelnen wissenschaftlichen Institute Darmstadts, zu seinem Gymnasium, seiner Hofbibliothek (Wenck wurde nachher Hofbibliothekar), zu dem einen und andern Anfange von wissenschaftlichen und Kunstsammlungen. Im Jahre 1769 ging Ludewig nach Leiden[6]), der berühmten niederländischen Universität. „Wie groß der Reichthum und Umfang der Kenntnisse war, die er sich eigen gemacht, offenbarte sich in seinem späteren Leben. Zwar trug er dieselben nie zur Schau, und nur Die, welche ihm näher standen, lernten sie kennen und bewundern. Selbst wissenschaftliche Bestrebungen, die für den Gesichtskreis eines Fürsten entfernter liegen, deren Werth daher leichter übersehen und verkannt wird, selbst diese entgingen seinem scharfen Blicke nicht, er wußte sie mit Gerechtigkeit zu würdigen". [7])

Nach beendigten Studien reiste Ludewig durch die Niederlande, Frankreich, England. Die Vermählung seiner Schwester Wilhelmine mit dem damaligen Großfürsten Paul von Rußland (1773) gab ihm Gelegenheit, ein erst 20jähriger Jüngling, in russische Kriegsdienste zu treten. Nicht unvorbereitet that er es. Neben den Künsten des Friedens war ihm auch das Theoretische des Kriegs nicht fremd geblieben. Friedrichs des Großen Taktik galt damals als die erste in Europa. Katharina II. hatte ihre Fahnen gegen die Türkei entfaltet. In immer kühneren Schwingungen sollten sie als Stoßfedern den Adlerfittigen sich gesellen, welche dereinst auf die Sophienmoschee niederrauschten. Doch dauerte damals nur kurz der Kampf. Schon im Jahre 1774 wurde ein für Ruß-

6) Sein Hofmeister war ein Herr von Belisär; Doctor Leisring befand sich in seinem Gefolge; am nächsten und befreundetsten aber stand ihm der Freiherr von Rathsamhausen, mehrere Jahre älter, ein geborner Elsasser und nachher sehr betagt als wirklicher Geheimerath und Regierungspräsident in Darmstadt verstorben.

7) Worte in „Ludewigs I. Personalien".

land vortheilhafter Friede [8]) mit der Pforte geschlossen. Aber auch in diesem kurzen Zeitraume hatte Ludewig viele Proben der Tapferkeit und einer Umsicht gegeben, wie sie den Staatsmann und den Feldherrn zum ausgezeichneten, seinen Ruf, selbst bei schwierigen Verhältnissen, selbst im Unglücke, zum gesicherten macht und keimendes künftiges Glück der Unglücksreise zugesellt.[9])

Unterdessen verlor Ludewig seine Mutter, die Landgräfin (seit 1768). Sie starb am 30. März 1774 in Darmstadt. Wie man jetzt noch ihren Todtenhügel mit darauf befindlicher Urne zeigt, Fremde sich durchs dichte Gezweig des herrschaftlichen Boskets nach ihm hinwenden, die Inschrift der Urne lesen, in die Brieftasche sie copiren, so stand bis ins erste Jahrzehnt dieses Jahrhunderts nicht weit vom Todtenhügel eine kleine, mit Baumrinden belegte Einsiedelei. Dort hatte die Landgräfin ihre Morgenandachten gehalten, dort gelesen und geschrieben. Ein Kapuziner von Holz saß davor. Die Kinder spielten um ihn und das Häuschen.

Theilweise verödet mußte Ludewig das darmstädtische Residenzschloß vorkommen, als er nach dem Tode der Mutter und erhaltenem ehrenvollen Abschiede als russischer Generallieutenant [10]) in die dunkel geschwärzten Hallen wieder einzog; denn damals entbehrten die neuen Schloßtheile sogar noch der Fenster. Mit Bretern zugeschlagen, sahen sie nach Markt und Neustadt hin, und nur das ältere innere Schloß war bewohnt. Hier lebte Ludewig der Wissenschaft, der Kunst, einer stets fortschreitenden Vorbereitung zu seinem künftigen Berufe. Er war ein Mann der Praxis. Das Praktische sprach ihn besonders an. Vieles gab ihm Anleitung zur praktischen Uebung. So Musik, der er sein ganzes Leben treu verblieben, Malerei und Mechanik. Ein Hoftheater bestand damals noch nicht in Darmstadt, obgleich ein Opernhaus, vom Landgraf Ernst Ludwig erbaut (der Ort, wo Landgraf Ludwig VIII. bei einer theatralischen Vorstellung todt niedersank) und nur für Darstellungen durch fürstliche Personen benutzt, schon seit langen Jahren vorhanden war

---

8) Zu Kutschuk-Kainardschi, 22. Juli 1774.

9) Bald 60 Jahre später eilten Ludewigs Phantasien vom Sterbebette aus nach den Fluren der Donau; der Schauplatz jugendlichen kriegerischen Ruhms wurde ihm Ruhe- und Kühlstelle von Alter und Fieber. Auch Napoleon trat ihm da mehrfach vors Auge.

10) Bis zu seinem Regierungsantritte bezog Ludewig in dieser Eigenschaft den entsprechenden Gehalt.

und auch von Ludwig zu Ende der siebziger Jahre mit Decorationen und Maschinen ganz neu versehen wurde. Eine wandernde Truppe gab damals Vorstellungen auf dem Rathhause. Das jetzige Hofoperntheater ist erst seit dem Jahre 1819—20 erbaut, und vielleicht 8 Jahre vorher wurde die ganze Anstalt auf fürstliche Kosten übernommen.

Unter jenen Beschäftigungen, zu denen allerdings vorzugsweise auch das Militair [11]) und bisweilen die Jagd gehörte, reifte dem Erbprinzen ein schönes Verhältniß. [12]) Louise Karoline Henriette, Prinzessin Tochter seines Vatersbruders, des Landgrafen Georg Wilhelm von Hessen, geb. am 15. Februar 1761 und schon seit Jahren durch Bande der Verwandtschaft und der Geselligkeit mit dem Erbprinzen verbunden, sogar seine Hausgenossin, wuchs unter der Hand einer sorgfältigen Mutter zur reizenden, schwärmerischen Jungfrau auf. Man kann noch jezt wenig Ansprechenderes sehen als ihr Bild aus jener Zeit, durch eine Menge farbiger Abdrücke vervielfältigt. Kein Wunder, daß der Erbprinz aus Neigung sich der Base näherte, Neigung dem ernsten, sinnigen, jungen Fürsten von ihrer Seite entgegenkam. Mit allgemeinem Beifalle begrüßte man in Darmstadt und der Umgegend das frohe Ereigniß, und der 19 Februar 1777 sah die beiden am Traualtare. „Sie blieb ihm liebevolle Gefährtin des Lebens unter günstigen und widrigen Schicksalen bis in die späten Jahre“. [13]) Mit gewandtem, klugem Sinne das Passende geistvoll erwäh-

---

11) Der alte Landgraf in Pirmasens drohte mehrmals scherzweise seinen Truppen, er wolle sie nach Darmstadt schicken, wo der Erbprinz, selbst wenn die Sterne am Himmel ständen, exerciren lasse. Diese scherzhafte Drohung beruhte darauf, daß der Erbprinz, der heftigen Sommerhitze wegen erst spät am Nachmittage die Truppenübungen beginnend, sie alsdann aber auch bis zum Abende fortsetzen ließ.

12) Ludewig war früher mit Sophie Dorothee Auguste, Herzogs Friedrich Eugen von Würtemberg Tochter, nachheriger zweiter Gemahlin des Großfürsten, dann Kaisers, Paul von Rußland, verlobt gewesen; aber höhere politische Rücksichten führten zur gemeinschaftlich beschlossenen Aufhebung dieses Verhältnisses. Auch versichert man, daß Ludewig der älteren Tochter seines Oheims Georg, Charlotte, nachheriger zweiter Gemahlin des Herzogs Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, anfänglich zugethaner gewesen sei. Aber die zärtlichere Theilnahme der jüngeren Louise, als er beim munteren Gesellschaftsspiele sich leicht verwundete, habe seine Neigung zu dieser hingeleitet. Welches indessen das nähere Motiv dieser Neigung gewesen sei, sie war unabhängig von politischer Berechnung, kein Opfer der Convenienz oder des Zwanges.

13) Worte in „Ludewigs I. Personalien“.

lend, eine unendliche Kunst entfaltend, Menschen zu behandeln, ohne daß diese Kunst zur Affectation wurde, waren Wohlthätigkeit und Frömmigkeit im Verein mit jenen Eigenschaften die Hauptzüge ihres Charakters. 52 Jahre hindurch mit Ludewig vermählt, feierte sie am 19. Febr. 1827 ihr goldnes Hochzeitsfest, und nach ihrem Tode, der zu Auerbach an der Bergstraße erfolgte (24. Oktober 1829), bei nächtlicher Weile nach Darmstadt gebracht, folgte ihr fürstlicher Gemahl, unerwartet, beinahe unerkannt, nach ausgelöschter Laterne am gewohnten Fuhrwerke von ferne dem Leichenzuge. „Ich habe viel an ihr verloren", sagte er mit zitternder Stimme bald darauf zu einem Vertrauten, und kaum hatte er sich Fassung errungen, diese Worte auszusprechen.

Die Nachkommenschaft, welche aus jener Verbindung sproß, ist, abgesehen von zwei todten Prinzessinnen, folgende:

1) Prinz Ludwig, geb. 26. Dezember 1777, nunmehriger Großherzog;

2) Prinzessin Louise Karoline Theodore Amalie, geb. 16. Jan. 1779, gest. als Witwe des Prinzen Ludwig von Anhalt am 16. September 1811;

3) Prinz Ludwig Georg Karl Friedrich Ernst, geb. den 31. August 1780;

4) Prinz Friedrich August Karl Anton Emil Maximilian Christian Ludwig, geb. den 14. Mai 1788;

5) Prinz Emil Maximilian Leopold Karl August, geb. den 3. September 1790;

6) Prinz Gustav Ferdinand Wilhelm Friedrich, geb. den 18. Dezember 1791, gest. den 30. Januar 1806.

„Die Jahre von seiner Vermählung an bis zum Antritte der Regierung verlebte Ludewig theils in Darmstadt, theils in dem benachbarten Auerbach. Er setzte seine gewohnten Beschäftigungen fort; seine Erholung fand er im Genusse der Kunst und der Natur. Sein Bemühen war vorzüglich darauf gerichtet, das Land und das Volk, welches er dereinst beherrschen sollte, näher kennen zu lernen. Für diesen Zweck benutzte er auch seine einsamen Spaziergänge. Der Niedere hatte ebensowol Zutritt zu ihm wie der Hohe. Gern unterhielt er sich mit dem Landmanne, den er am Pfluge antraf. So weit sein Kreis reichte, suchte er alles Nützliche zu befördern und zu helfen, wo er helfen konnte. Eine besondere Freude war es ihm, Jünglinge zu finden, in denen er aufkeimende Talente entdeckte, denen aber zu ihrer Ausbildung die erfoderlichen Hülfsmittel mangelten. Solche suchte er durch seine Unterstützung für Wissenschaft und Kunst

Digitized by Google

zu gewinnen. Vieles, was er in dieser Hinsicht gethan hat, ist im Verborgenen geblieben, und nur Die, welche ihm näher standen, können Zeugniß davon ablegen. Es war ein eigenthümlicher Zug in der Denkart des Verewigten, daß er jeder Lobrede abgeneigt war. Dem menschlichen Herzen gefällt gewöhnlich das Lob; aber nicht selten muß es gegen Große der Schmeichelei als Werkzeug dienen. Doch nicht blos darum verschmähte Ludewig die Lobrede; vielmehr darum, weil er nicht der Mann des Scheinens war, sondern der Mann des Seins. Er wollte nicht, daß Das, was er thue, zur Schau getragen werde; ihm genügte das Bewußtsein, vollbracht zu haben, was er für Recht und gut erkannt hatte, auch die Lobrede, die auf gerechtem Anerkenntnisse des Verdienstes beruhte, hatte darum für ihn geringen Werth".[14])

Ludwig IX. war indessen (6. April 1790) zu seinen Vätern gegangen. Ludewig — nun Ludewig X. — folgte ihm in der Regierung. Es war eine bewegte Zeit. Bald gingen die hanau-lichtenbergischen Besitzungen Ludewigs, sein großmütterliches Erbe, das Grab seines Vaters, verloren. Frankreichs Drohung und That, die Pflicht der Selbsterhaltung, des Wiedergewinnens vom Verlorenen, des deutschen Reichsfürsten rief zu den Waffen. Was sich damals begeben, ist so groß und gewaltig gewesen, daß selbst ausführlichere Andeutungen hiervon in der Biographie eines Einzelmenschen nur pygmäisch an das Wirkliche sich reihen. In den Hintergrund müssen wir es rücken, wie mit der Landschaft beim Portrait geschieht. Die allgemeine Geschichte jener Zeit sei hier Vervollständiger und Ergänzer.

Viele Hanau-Lichtenberger waren in Folge der Kriegsunruhen und in der lobenswerthen Absicht, dem angestammten Fürsten treu zu bleiben, aus dem Elsaß nach Darmstadt gezogen. Sie veranlaßten die erste hauptsächliche Vergrößerung der Residenz.

Mainz's Einnahme durch Custine (1792), die mainzer Freiheitsscenen, wol auch bisweilen in einzelnen grellen Lichtern nach der rechten Rheinseite und der Residenz hinüberspielend, die Belagerung von Mainz durch die Verbündeten sind Kapitelüberschriften aus dem Buche jener Zeit. Ludewig wohnte der Belagerung mit 5000 Mann bei, nachdem er vorher seine Truppen bei Gießen gesammelt und an den Unternehmungen gegen Königstein und Frankfurt Theil genommen hatte.

14) Worte in „Ludewigs I. Personalien".

„Es geschah in jener Zeit, daß Aufruhr laut gepredigt wurde. Es fehlte nicht an Versuchen, im Geheimen Unzufriedenheit bei den Völkern zu erregen und Empörungen vorzubereiten. Der Schwindel, der von Weltverbesserungen träumte, theilte sich mit, und viele der Schwächern wurden bethört und getäuscht. Es galt die Anwendung ernster und strenger Maßregeln, daß nicht Ordnung und Ruhe gestört werde. Unter solchen Umständen ist nichts leichter, als Verdacht zu fassen ohne Grund, Mistrauen zu hegen ohne hinreichende Veranlassung, Gefahren zu besorgen, wo keine vorhanden sind, und Das, was arglos ist, mit dem Auge des Argwohns zu betrachten. Die Großen der Erde bedürfen in einer solchen Lage der äußersten Vorsicht; wohl ihnen, wenn sie mit eigenen Augen sehen. Denn leicht kann es geschehen, daß durch ihre Umgebungen — sei es aus ängstlicher Besorgniß, oder aus Nebenabsichten in scheinbarem Diensteifer — die richtige Ansicht gestört und Veranlassung zur Ungerechtigkeit gegeben wird. Dies ist die glänzende Seite des Verewigten, deren wir hier gedenken müssen, daß er keinem unbegründetem Mistrauen Raum gab, daß seine edle Seele keinem Argwohne zugänglich war. Er vertraute den Menschen, daß sie oft besser seien, als sie scheinen; den Verirrten betrachtete er als einen Verirrten, der noch der Rückkehr fähig sei. Darum wurden durch ihn keine Maßregeln ergriffen, wie sie von Mistrauen und Argwohn eingegeben werden, und seine Verzeihung versagte er Keinem, der ihm irgend der Verzeihung werth erschien". [15])

Noch andere Stimmen äußern sich so über diese Eigenthümlichkeit Ludewigs [16]); nicht die unwichtigste hiervon ist die

---

15) Worte in „Ludewigs des I. Personalien".

16) W. Butte (jetzt Professor in Bonn) sagte von Ludewig in seinen „Hist.-geogr.-statist.-polit.-kosmopolitischen Blicken in die hessendarmstädtischen Lande", 2 Bde. 1804: „Ein Freund des Kaisers, wie dieser bekanntlich nur wenige hatte, mit dem ehemaligen französischen Hofe in mancherlei günstigen Verhältnissen, durch die Grundsätze der neuen Regierung mit Gewalt aus dem Besitz einer höchst ansehnlichen Revenue gesetzt, bei der sehr verringerten und zu dem obwaltenden, ihm zwiefach unvermeidlichen Kriege vollends nicht hinreichenden Einnahme annoch belastet von einer großen Menge geflüchteter treuer Diener, ließ er dennoch stets den französischen Soldaten volle Gerechtigkeit widerfahren und sprach von den Dingen, die eine Umwälzung in Frankreich, wenn auch gerade nicht eine solche, unvermeidlich gemacht hätten, unter allen Umständen als ein Mann ohne kleinliche Leidenschaft und mit tiefem, theilnehmendem Gefühl für die von dem Uebermuth, der Verschwendung und

Digitized by Google

Stimme des Volks, jener Allgemeinheit von Vielen und Guten, die selbst an sich, im eigenen Kreise, an Kindern und Verwandten erprobten, daß er politische Verketzerungssucht hasse und wohl wisse, Uebereilung von Absicht zu scheiden, die Absicht aus Zeit und Umständen zu erklären, zu entschuldigen, was da und dort und überall geschehen, im Zusammenhange zu erblicken und so die einzelnen Erscheinungen richtiger zu würdigen.

Indessen tobten fortwährend Kampf, Sieg, Niederlage. Ludewigs Truppen kämpften am Rhein, im Elsaß, den Niederlanden (1793, 1794). Ein Theil zog nach Triest (1795). Er sollte, in großbritannischem Sold, nach Gibraltar übergeschifft werden. Doch geschah's nicht, und er kehrte nach Hessen zurück (1797). Hier war auch indessen der Hof wieder angelangt, welcher sich bisher in Sachsen bei Leipzig aufgehalten hatte. Mainz, von den Verbündeten (1793), dann wieder von den Franzosen (1797) genommen, die Friedenstractate in Rastadt (1797), der Separatfrieden mit Frankreich (1799) — neue Kapitelüberschriften für den aufmerksamen Leser der Annalen jener Zeit.

Was er erfaßt, treu, mit allen Kräften festzuhalten, war Princip von Ludewigs Leben als Regent und als Mann. Damals wie späterhin erprobte er dies, und gewiß nicht auf Rosen bettete ihn das Verhängniß, als er so mannichfaltige Proben bestand. Damals lockte Frankreich. Nicht sein süßes Locken brachte ihn zum Frieden und später (1806), durch rheinischen Bundesbeitritt, auf die Seite der Verheißung; nein, nur Zwang, Brandschatzen, Geißelraub, drohender Einfall [17]), bevorstehende Vernichtung der Dynastie, Umkehr der Ordnung des Landes. Aber nun (1806) war er auch Frank-

---

dem Aberglauben gedrückte Menge. Man weiß doch, wie selten dieses sogar von den Leuten geschah, die oft nur ein selbst nagelneues Pergament durch jene Revolution nicht einmal verloren, sondern nur bedroht glaubten. Er las in der Periode, wo Freimüthigkeit so Vielen für Verbrechen galt, nach wie vor die Sachen, welche aus der Feder Wieland's, v. Archenholz's, v. Henning's, Posselt's u. A. kamen, und gab damals der Landesuniversität mehre sprechende Beweise, daß er ein Feind aller politischen Verketzerungen sei. Auch nicht Einer im ganzen Lande wird sich rühmen oder vielleicht schämen können, damit sein Glück gemacht zu haben". — Herr Butte versichert bei diesen Bemerkungen, daß sie durchaus wahr seien und auf selbstgemachten Beobachtungen ruhen.

17) Ludewig hatte sich im Jahre 1806 nach Giesen zurückgezogen, um Preußen näher zu sein, dessen Truppen damals in dortiger Gegend standen; da besetzte General Augereau einen Theil des Landes.

reichs, oder vielmehr weniger Frankreichs (denn Ludewig lebte und starb ein deutscher Mann in jeder Bedeutung des Wortes) als eingegangener Verpflichtungen treuer Genosse. Später, da Napoleons Glückskugel rückwärts rollte, konnte nur der siegende Sturmschritt der Verbündeten ihn zum Beitritt veranlassen. Die Schlacht bei Hanau (Ende Oktobers 1813) war vorgefallen, und schon zeigten sich russische leichte Truppen in der Residenz; Anfang Novembers rückten Baiern daselbst ein, der Hof war geflüchtet, blos Landgraf Christian, der Bruder des Großherzogs, in Darmstadt geblieben, die Staatskasse sollte mit Beschlag belegt werden, und erst am 2—5 Nov. 1813 schloß Ludewig durch seinen Bevollmächtigten mit den verbündeten Mächten die frankfurter Convention.

Aber zwischen dieser frankfurter Convention und jenem mainzer Separatfrieden, der uns der innern Verbindung wegen zu zeitlich Entfernten riß, wie viel Soldatenausrüstung, Kriegeszug, Ländererwerb, Länderverlust, ernstes Sinnen auf Bestehendes, leichtes Verfliegen solcher Bestrebungen durch dazwischengetretenes mächtigeres Gewicht von Zeit und Umständen! Der politischen Geschichte gehört zu, nach Ziffern und mit ihren Gemarkungen die bald erworbenen, bald wieder verlornen oder ausgetauschten Besitzungen Hessens anzugeben. Hier finden nur Summe, kurze Uebersicht ihre Stelle. Hanau-Lichtenberg, schon längere Zeit verloren, ward im luneviller Frieden (1801) förmlich an Frankreich abgetreten. Durch den Reichsdeputationshauptschluß (1803) gingen die Untergrafschaft Katzenelnbogen an Nassau-Usingen, andere Landestheile an Baden über. Dagegen vergrößerte Hessen seine Provinz Starkenburg (vielmehr erhielt sie jetzt erst diesen Namen von der Bergveste Starkenburg bei Heppenheim) durch Erwerb pfälzischer und mainzischer Aemter, und mit dem Herzogthume Westfalen erhielt es eine neue dritte Provinz (die zweite: Oberhessen, ist großentheils Stammland).

Die unglücklichen Folgen des französisch-östreichischen Krieges (1805) für Deutschland sind bekannt. Der deutsche Reichskörper, eine hohe, betagte, aber zerrüttete Heldengestalt, sank. Ludewig trat endlich zum rheinischen Bunde (12. Julius 1806), wurde Souverain und Großherzog mit königlicher Würde. Nicht mehr Ludewig X. war er jetzt, der erste Großherzog dieses Namens aus dem Hause Hessen, Ludewig I.[18])

---

18) Ludewig folgte in der Schreibung seines Namens mit e dem Beispiele Ludewigs V., Landgrafen von Hessen-Darmstadt. Früher unterzeichnete er Ludewig L. (Landgraf). Der jetztregierende Groß-

Digitized by Google

Durch neue Ländererwerbungen[19]), besonders standesherrlicher, wurde die eigene politische Erscheinung mit vorbereitet, daß gegenwärtig vielleicht fast ein Fünftel des Großherzogthums Hessen aus standesherrlichem Gebiete besteht.

Der französisch-preußische (1806), französisch-spanische und französisch-östreichische Krieg (1809) nahm nun Truppen, Munition, Opfer aller Art des neuen Rheinbundesglieds in Anspruch. Bei der Belagerung von Badajoz, in den Schlachten von Aspern und Wagram fochten hessische Truppen. Der wiener Frieden (1809) vergrößert abermals das Großherzogthum. Der französisch-russische Krieg (1812) führt auch hessische Truppen nach dem Norden. Ein Prinz ihres Hauses (Prinz Emil) befehligt sie. Traurige Rückkehr. Der Kampf, nach Polen, Preußen, Sachsen gedrängt, lichtet fortwährend die Schar der Hessen, und ihre Ergänzung ist nöthig. Besonders bei Lützen waren sie im Feuer. Die Schlacht bei Leipzig löste sie in Flucht auf. Viele wurden gefangen, ihr Prinz und Anführer selbst. Der frankfurter Convention wurde oben schon gedacht, und wie sie beinahe zu spät gekommen.

Doch wir treten hier in das Gebiet der neueren Geschichte; auch die allgemeinste Andeutung derselben ist nicht mehr nöthig. Hessische Linientruppen und Freiwillige zogen zwar gegen Frankreich (1814 und 1815), aber sie wurden nur in ein unbedeutendes Gefecht verwickelt. Epoche machte für Hessen und seinen Regenten (denn dieser Verlust that ihm menschlich-wehe) die Abtretung von Westfalen an Preußen. Auch andere kleinere Landestheile kamen ab an Baden, Hessen-Kassel, Baiern, Preußen. Dagegen erhielt Ludewig Rheinhessen als neue dritte Provinz und mehrere diesrheinische Besitzungen. Vorher: „Großherzog von Hessen, Herzog von Westphalen u. s. w.", hieß er nun: „Großherzog von Hessen und bei Rhein u. s. w." (7. Juni 1816). Beim Antritt seiner Regierung 300,000 Einwohner auf 100 Quadratmeilen vorfindend, zählt jetzt sein Land 185 Quadratmeilen mit 680,989 Einwohnern. Im neugeschaffenen deutschen Bunde nahm er die neunte Stelle ein.

---

herzog von Hessen, gleich seinen andern Vorgängern, schreibt Ludwig (ohne e); ebenso der Erbgroßherzog.

19) Ueber diese sowie frühere und spätere Ländererwerbungen und Verluste geben genauere Auskunft: Ludewigs Biographie im „Deutschen Regentenalmanache für 1827", S. 59—114; und von Türkheim's „Histoire généalog. de la maison de Hesse". Strasburg.

So war endlich Friede geworden; mindestens nach außen. Aber im Lande selbst hob sich's gährend; Misverstand, Hetzerei, Absicht mancherlei Art, häufig gute, als Unkraut, oder Passionsblume, oder Lorbeer aufgeblüht vom Gewittersommerregen der vorausgegangenen Freiheitskriege, äußerten besonders im hessischen Odenwalde ihre Wirkungen. Truppen mit Kanonen marschirten, Commissarien gingen ab, das Wort: demagogische Umtriebe (wie im übrigen Deutschland), kam auf, Versammlungen von Gemeinden für politische Zwecke wurden als strafbar untersagt, Arretirungen fanden statt; — Alles endete friedlich. Der officielle Versöhnungsact war die Verfassungsurkunde vom 17. Dezember 1820, nachdem das landständische Edict vom 18. März desselben Jahres in der Ständekammer Spaltung verursacht, von allen Mitgliedern der zweiten Kammer für unvollständig und ungenügend, von ihrer Minderzahl sogar für so anticonstitutionell erklärt worden war, daß ein Schwur darauf, selbst die Möglichkeit von Abänderungen hinzugezählt, mit ihrem Gewissen sich nicht vertrage.

Allgemeiner Beifall lohnte den Großherzog für jene liberale, vernünftige Verfassung. Er selbst war ihr treuer Anhänger. Obgleich schon in höhere Jahre vorgeschritten, als sie zur Anwendung kam[20]), nothwendig da und dort durch sie beschränkt, findet sich doch nirgends ein leiser Anklang, daß ihm in den Sinn gekommen sei, etwas davon aufzuheben, rückwärts an ihr zu rütteln. Nein, immer empfing er mit Huld seine Stände. „Wir wollen Andern ein Muster sein"; „auf mich können Sie stets rechnen", sagte er bei solchen Gelegenheiten. Von Alter und Kummer gebeugt, an der Schwelle des Grabes, nahm er noch im November v. J. in Person die Eröffnung des Landtages vor. Es war das letzte Mal[21]).

Ludewig liebte Recht und Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Gesetzlichkeit. Nicht ahndete er persönlich, was ihm persönlich widerfahren. Noch vor einigen Jahren schrieb er auf die Anzeige eines solchen Vorfalls: „Zur Rüge durch die vorgesetzte Behörde" (und die Forstrüge erfolgte auch mit etwa

---

20) Die am 1. Oktober 1806 aufgehobenen hessischen Landstände waren keine im Sinne des Jahrhunderts.

21) Der letzte Landtagsabschied (1827) war allerdings hinsichtlich mehrer Beschlüsse der Landstände etwas streng abweisend; aber der verantwortliche Minister vertrat nicht blos nach der Verfassung, sondern auch in der Ueberzeugung des Publicums diese Strenge.

Digitized by Google

40 Fl.), wo viele Andere entweder selbst gestraft oder neben der Rüge noch mindestens Ungnade vergeben hätten. Der Seele Ludewigs war dieses fremd.

Wo ein Friedensstrahl zwischen dunkeln Kriegswolken hervorbrach, wie bemüht war er, ihn zu nutzen, ja selbst die Kriegsjahre brachten eine Menge organischer und Fundamentalgesetze.[22]) Nicht blos die dicken Bände, zu welchen

22) Es werden hier mehrere genannt: Uebers Einbringen der Eheweiber (2. März 1795); die Zeugenverhöre (3. März 1797); die Beförderung und Beschleunigung einer unparteiischen Justiz (17. März 1797); Aufhebung der Untheilbarkeit der Güter (1811), mit Erläuterung (1813); Aufhebung der Leibeigenschaft (1809, 1811, 1813, 1815); Abkauf und Besteuerung der Frohnden (1812); Verwandelung der Zehnten in Grundrenten (1816), mit erweiternden diesfälligen Verfügungen (1817, 1818); Abkauf fiscalischer Grundrenten (1821); Ablösung der Privatzehnten (1824); Lotto und Lotterien; Abschiedsmäkler; Einführung eines gleichmäßigen Maß- und Gewichtsystems (1817); Abtretung von Privateigenthum zu öffentlichen Zwecken (1821); Medicinalordnung und Medicinaltaxe (beides 1822); Aufhebung des Abtriebrechts (1812), nebst Erläuterung und Einschärfung (1812, 1820); Ab- und Zuschreiben in Brandkatastern, Flurbüchern, Steuerkatastern; das Militairstrafgesetzbuch (1822); Unterricht, Reception und bürgerliche Gleichstellung der Juden; Competenzconflicte von Justiz- mit Administrativbehörden; über Advocatur-, Procuratur-, Notarstaxen; über Beamtendiäten; mehrere Stempel- und Taxordnungen (1809, 1811, 1821); Einführung, Handhaben und Controle der Schutzpockenimpfung; Einführung des Armenrechts in Rheinhessen; über Auswanderung (1821); auswärtige Lotterien; eine Menge Conventionen mit deutschen und europäischen Staaten wegen Freizügigkeit, Uebernahme der Vaganten, Bestrafung der Forstfrevler, leichterer Einführung der Producte, gerichtlicher Insinuationen, Auslieferung der Deserteurs, wechselseitiger Armenrechtsgestattung, Büchernachdrucks u. s. w.; Aufhebung des Mühlenbannrechts; Aufhebung des Bannrechts eines Zunftdistricts gegen den andern; Zunftfähigkeit der Abdecker (1820); über Bearbeitung von Civil- und Criminalgesetzgebung (1816 und 1821); die Civildienerwitwencassenverordnung (1808), mit Abänderungen und Ergänzungen; Declaration wegen der staatsrechtlichen Verhältnisse der Standesherren (1807); Edict darüber (1820); die Civil-, die Militairdienstpragmatik (beide 1820), erstere mit Nachtrag (1827); mehrere Verordnungen über Dienstvergehen der Staats-, besonders der öffentlichen Forstdiener; über Verantwortlichkeit der Minister und obersten Staatsbeamten (1821), mit Nachtrag (1824); über Wildschaden (1810), nebst Nachträgen (1810—1813); Forstorganisationsedict (16. Jan. 1811), mit Zusätzen und Erläuterungen; Aufhebung des Fornicationsprocesses und der Fornicationsstrafen (1821); das Brachliegen des dritten Theils der Gemarkungen (1808); übers Bebauen von Güterstücken; Beschädigung der Obst- und andern Bäume, besonders an den Chausseen; Verwandlung der Naturalbesoldungen der Staatsdiener in Geld; eine neue Brandassecurations-

sie anwuchsen[23]), zeugen davon; ihr reicher, körnerschwerer Gehalt geht mit daraus hervor, daß an den meisten in Folge der Verfassung nichts zu ändern, nein, nur dasselbe Princip in mannichfaltigern Anwendungen zu erweitern war. Das Wildschadengesetz z. B. gilt heute noch als Palladium bürgerlichen Eigenthumsrechtes; andere gründeten freie Gewerblichkeit[24]), Besserung des Ackerbaues, Erhöhung des Menschengeistes, Gleichheit vor dem Gesetze[25]), Unabhängigkeit des Richteramtes. Die Rechtspflege war von der Verwaltung geschieden und kein Staatsdienst mit einem Banne belegt, den nur das Zauberwort: Graf, oder Freiherr, oder Edler auf und zu[26]), zu lösen vermochte.

---

ordnung, mit Verfügungen wegen Besichtigung und Abschätzung von Brandschäden und Brandversicherungsbeiträgen; provisorische Oberappellationsgerichtsordnung (1804); Aufhebung der Beschränkung des Studirens von Bürgers- und Bauerssöhnen; Organisation der obersten Staatsbehörde (1821); das Recrutirungsgesetz (1821); Errichtung einer Pfarr- Witwen- und Waisenanstalt in Rheinhessen (1824); über Verwaltung des Gemeindevermögens (1812, 1815); über Gemeinheitstheilungen (1808, 1814); Gemeindeordnung (1821); Eintheilung der beiden älteren Provinzen in Landgerichts- und Landrathsbezirke, hiermit verbundene Scheidung von Justiz und Administration auch in der Unterinstanz, und entsprechende Organisation (1821, 1823); Organisation des Staatsraths (1821); Organisation der Rentämter, des Forstwesens, der Districtseinnehmereien (1821—1823); über freie Bewirthschaftung der Privatwaldungen (1819); das Staatsschuldentilgungsgesetz (1821); Errichtung einer Schullehrer-Witwen- und Waisenanstalt; die Proceßordnung für Westfalen (1. April 1804); mehrere Bauverordnungen; das Organisationsedict vom 12. Oct. 1803, nebst Zusatz vom selben Tage und 9. December 1803 u. s. w.

23) Eigenbrodt's „Handbuch der großherzogl. hessischen Verordnungen vom Jahre 1803 an". 4 Bde., 4. 1816. 1817. 1818.

24) Vergl. die Handelsverträge mit Baden (1824), Preußen (1828), Baiern und Würtemberg (1829).

25) Hierhin gehört namentlich die Aufhebung der Steuerfreiheit von Einzelnen (1807, 1816).

26) Ludewig war kein Adelsfeind wie sein Vater. Aber der Bürgerliche war ihm gleich schätzenswerth. Bürgerliche berief er in seine Collegien, zu seinen unmittelbarsten Räthen. Der adelige Offizier hatte keinen Vorzug vor dem bürgerlichen. Ein Bürgerlicher, der auch bürgerlich blieb, diente ihm viele Jahre lang als Generallieutenant. Ein Bürgerlicher (vgl. unten) war über 50 Jahre sein Vertrautester, ja sein Freund. Noch als Westfalen zu Hessen gehörte, hob Ludewig die Bestimmung von Familienfideicommissen auf, wonach der Inhaber nur eine Person von ritterbürtigem Adel oder von einer bestimmten Religion ehelichen dürfe.

Digitized by Google

Noch reichere Fülle sproß in Folge der zum Vollzuge gekommenen Verfassungsurkunde. Die Druckbände der landständischen Verhandlungen[27]), die Regierungsblätter seit 1820, viele Nachrichten in politischen Blättern zeugen davon; hier muß ein allgemeineres Beziehen genügen.

Oben schon wurde bemerkt: Ludewig war kein Mann des Prunks, weder als Fürst noch als Private. Großherzog durch die Zeitumstände, nicht als Ziel mühsamen Ringens geworden, fügte er sich in gewisser Art seiner neuen Würde, wie er sie zu handhaben verstand. Daß er einen Hausorden stiftete (25. Aug. 1807), war beinahe das Einzige, was Bezug darauf hatte; sodann das Führen der entsprechenden Titel und, erst ganz spät, das Vorfügen von: „aller", zu seinen Prädicaten: gnädigst u. s. w. Nicht die Wohnung änderte er[28]), kein Prachtzusatz wurde für die bürgerlich-einfache und beschränkte bereitet, keine Schildwache mehr angestellt. Ueberhaupt der einfachste Mann in Speise, Trank, That, Wort, Umgebung, war er es besonders bei seinem öffentlichen Erscheinen, was in den letzten Jahren sich nur noch auf Theaterbesuche und Spazirfahrten beschränkte.[29]) Stets bei jenen Gelegenheiten in voller Uniform, trug er bei diesen gewöhnlich einen zugeknöpften blauen Ueberrock, den Kopf unbedeckt (selbst bei Regen) oder mit der Mütze, die Droske ohne Decke.

Daß Ludewig Kassel nicht unbedingten Vortritt als Bun-

---

27) Bei der zweiten Kammer der hessischen Landstände herrscht doppelte Oeffentlichkeit, ist sogar dort Gesetz: nämlich durch Druck der Verhandlungen und unverschlossene Galerie; die erste Kammer hat nur das erstere.

28) Seit den achtziger Jahren bewohnte Ludewig den Theil des fürstlichen Residenzschlosses, welcher, mehr im Styl einer einfachen Privatwohnung, mit zwei Stockwerken und in seiner Fronte dem Paradeplatz und Exercierhause zugekehrt, 1786 vom Chevalier Morelli erbaut wurde. Ueberhaupt war von da an, eine Reise nach Berlin, einige Reisen nach Paris, die erzwungenen Reisen der Flucht (1796, 1799, 1813), seine Feldzüge in den neunziger Jahren und einige andere kürzere Reisen abgerechnet, Darmstadt Ludewigs regelmäßiger Aufenthalt. In den letzten Jahrzehnten entbehrte selbst Auerbach seines längeren Besuchs.

29) Ludewig suchte am liebsten durch schattige Waldwege seine Fahrt, und sein Leibkutscher, der auf des Großherzogs Befehl Bordhut und Prachtlivree mit einfacher Mütze und Ueberrock vertauschte, mußte wahrhaft die Umgegend Darmstadts zu diesem Behufe studiren. Die schöne Ludewigshöhe bei Darmstadt verdankt ihre gefälligere Einrichtung solcher fürstlichen Waldfahrt.

desglied gestattete, war in der ihm obliegenden fürstlichen Pflicht begründet. Aber in Aachen sprach Kassel die Königskrone an. Ludewig that gleichen Anspruch dar, bestand aber aus klugen Rücksichten keineswegs darauf, weil die Ausführung die Civilliste nur beschweren würde. Die Mächte lehnten zu Ludewigs Gunsten jenen Wunsch ab. [30])

Wie früher sein Westfalen, nahm auch die neue Rheinprovinz Ludewigs Thätigkeit und Fürsorge in Anspruch. Es ist wahr, niemals konnte er sich mit ihrer Erwerbung vollständig versöhnen; niemals betrat sein Fuß die Rheinprovinz. Er sah wohl ein, daß Manches, für die andern Provinzen beendigt, in tausend Mühen erbaut, durch sie in seinem Bestehen bedenklich gemacht, wol ganz mit Anderm zu vertauschen sein würde. Ja schon jetzt kam dies im Einzelnen häufig vor. Aber wenn sein gebildeter Geist zugleich erkennen mußte, daß dadurch noch Gediegneres und Freisinnigeres aufgeschlossen würde, als bisher vorhanden gewesen, so setzte ihn das mit über die neue Beschwerde weg, und den Bewohnern von Rheinhessen, wie er überhaupt keine Persönlichkeit kannte, war er deshalb nicht weniger gewogen. Auch sie, obgleich nicht mit Enthusiasmus „Hessen", achteten in ihm den Mann, den geprüften Regenten, den wohlmeinenden, redlichen Greis.

Ludewig war auch tolerant; nicht blos politisch, wie oben schon erwähnt und kürzlich gewürdigt worden, auch religiös. [31]) Dies zeigt die neue katholische Kirche [32]) in Darm-

---

30) Verhandlungen der zweiten Kammer der Landstände vom Jahre 1821. XIV. S. 14.

31) Ludewigs eigene Religiosität schien vielleicht Manchem nicht entschieden genug, weil er den öffentlichen Gottesdienst selten besuchte; aber in diesen äußeren Beziehungen verfiel er der Richtung seiner Zeit. Anders, versichern seine „Personalien", seien die inneren gewesen. „Sein hoher Sinn offenbarte sich besonders in Bezug auf das Kirchliche und Religiöse. Er war überzeugt, daß die edelste Gabe, welche die Vorsehung dem edelsten ihrer irdischen Geschöpfe verliehen hat, die Vernunft ist, — die zwar, wie jede Gabe der Gottheit, miskannt werden kann, aber, richtig erkannt, nie im Widerstreite mit dem Glauben stehen wird. Aber er wußte auch, daß die Religion das Eigenthümlichste ist, was der Mensch besitzt, daß sie unzertrennlich mit seinem innigsten Dasein in Verbindung steht. Er vertraute daher auf die Eintracht zwischen der Vernunft und dem Glauben; aber mit der zartesten Schonung beurtheilte er die Verschiedenheit der Ansichten und Glaubensmeinungen und gab nicht zu, daß auf irgend eine Weise das religiöse Gefühl eines Schwächern verletzt werde".

32) Bis zu Ludewigs Regierungsantritt durften sich die Katholiken

Digitized by Google

stadt, die reich von ihm unterstützt wurde; dies zeigt die kirchliche Vereinigung von Lutherischen und Reformirten, die er nicht hemmte, eher förderte, obwol er Bedenken trug, positiv hier in Stimmung und Gemüth einzugreifen. Von jenem zeugt unter Anderm die Errichtung der Freimaurerloge[33]) in Darmstadt, und daß seit langen Jahren ein Mann sein Leibarzt war, der 1792 und 1793 den heftigsten mainzer Freiheitsfreunden sich beigesellte. Aber der Mann verstand sein Fach vollkommen, er war geistreich, helldenkend; genug, ihm denselben schätzbar zu machen.

Aufklärung durch Schule und Kirche, äußeres Anschauen und inneres Betrachten, Wirken hierfür durch Wissenschaft und Kunst waren die Pole, worin sein Leben kreiste. Denkmäler hiervon sind die Universität Giesen, von ihm erst wiederum neu geschaffen und billig deshalb Ludoviciana geheißen; mehrere besser dotirte Gymnasien; neu angelegte Schulen, besonders der Residenz; die reichen Sammlungen von Gemälden, Naturalien, Antikenabgüssen und Kunstschätzen aller Art in Darmstadt; die Künstler, die sich durch seine Unterstützung zu bilden vermochten (einer der jüngsten und talentvollsten ist der Kupferstecher Jakob Felsing in Mailand); allgeübte Redefreiheit, der er nie, selbst nicht unter Napoleon, in den Weg trat; Preßfreiheit, da er mindestens die Censur im Sinne derselben üben ließ.[34])

---

nur in einem Privathause zum Behufe gottesdienstlicher Verrichtungen versammeln. Alsbald erlaubte er, daß sie öffentlich wurden.

33) 1816. Ueberhaupt wurde unter Ludewigs Regierung ungeheuer viel in Darmstadt gebaut. Im Jahre 1790 nur 9500 Einwohner zählend, hat es deren jetzt 22,000. An die schon genannten Gebäude reihen sich: die neue Cavaleriecaserne, das neue Collegienhaus, das neue Militairlazareth, die neue Infanteriecaserne. Dabei eine Menge trefflicher Privatgebäude mit frisch durchschimmerndem Grün, große öffentliche Plätze, quellende Brunnen, freundliche Gärten, gefällige Promenaden. Der Schloßgraben wurde botanischer Garten. An Schulen öffneten sich die Schulen für Zeichnen-, Maler- und Baukunst, die Kriegsschule.

34) Freies Wort ging durch Ludewigs Land wie volle, schwere, unverdorbene Münze; wenn mehr gesprochen als geschrieben, so lag es darin, daß man überhaupt im Hessischen nicht viel schreibt, einige öffentliche Blätter mit breiten alten Privilegien in den Weg sich stellen, und das Publicum in dieser Beziehung etwas kühl ist. Aber das „Montagsblatt", was im Jahre 1828 10 Monate lang in Darmstadt erschien, schrieb scharf, oftmalen bitter, und keine Rüge erging deshalb. Seine eigene Person wollte Ludewig am wenigsten sichergestellt; mit wol deswegen, weil er seiner Absicht sich am bewußtesten war. Dabei traute er auf die Macht der

Thätigkeit war Ludewigs Seelenbad. Mit dem grauenden Morgen, selbst als hochbetagter Mann, verließ er das Lager. Nun wechselten Lecture[35]), Vornahme schriftlicher Arbeit, Regierungsgeschäfte[36]) (nie ließ er etwas liegen), Notenstudium streng gegliedert mit einander. Treuer Gehülfe bei dem Meisten von diesem war ihm sein Geheimcabinetssecretair, nunmehriger wirklicher Geheimerath Schleiermacher[37]) in Darmstadt. Seit 1779 in jener Stellung, hatte er das Vertrauen, ja die Freundschaft seines Fürsten unwandelbar besessen; er war die hauptsächlichste Veranlassung, daß so treffliche Kunstschätze, meist billig erkauft, einen Saal an dem andern im fürstlichen Residenzschlosse füllen, und der geistig überflutende Zinsertrag eines ansehnlichen Capitals dem Publicum allwöchentlich geöffnet wird, Zeichner aber und Maler dort beschäftigt sind.

Als endlich Schwäche der Augen dem Großherzoge das Arbeiten am Abende nicht mehr verstattete, verlegte er jene Spazirfahrten in die Abendstunden, um dadurch Zeit zu gewinnen. Selbst die Musikproben vernachlässigte er jetzt, und

---

Wahrheit. Jenes Bewachen seines selbständigen Verhältnisses gegen Napoleon ging auch unter andern noch daraus hervor, daß er zwar durch Edict vom 1. August 1808 den Entschluß bekannt machte, den Code Napoleon als Gesetzbuch im Großherzogthume einzuführen, aber doch dieses niemals zur Vollziehung kam. Immer wußte er dem Andringen hierzu auszuweichen.

35) Die neuesten politischen und gelehrten Blätter mußten ihm jeden Tag in aller Frühe gebracht werden. Von auswärtigen Zeitungen kamen ihm durch die Post zu: „Journal des harras", „Journal de Francfort", „Journal de Paris", „Morgenblatt" mit „Kunst- und Literaturblatt", „Schwäbischer Merkur", „Allgemeine Zeitung", „Frankfurter Oberpostamtszeitung", Preußische Staatszeitung", „Jenaische" und Halle'sche „Literaturzeitung", mit Ergänzungsblättern, „Göttinger gelehrte Anzeigen", „Leipziger musikalische Zeitung". Aber auch außerdem las Ludewig viel; das Neueste war ihm nicht unbekannt; mit Musik lagen Karten, Risse, belletristische und gelehrte Schriften auf seinem Tische.

36) Berichte der Behörden, Vorstellungen der Petenten, Alles, was ihm als Regent zu Händen kam, las Ludewig vollständig, genau, und oft erschien seine Verfügung mit einer Wendung, welche, daß Jenes geschehen war, unwiderleglich bezeugte. Im Styl ungesucht, natürlich, treffend, leicht, deutlich, schrieb er zugleich bis ins höchste Alter eine gefällig zierliche Handschrift, und die ganze Resolution war von seiner Hand.

37) Sollte dieser würdige Mann ein glückliches, reichbegabtes Greisenalter nicht dazu verwenden wollen, Ludewigs Biographie, mindestens in vollständigen Einzeltheilen zu schreiben, oder doch das Material dazu zu hinterlassen?

Digitized by Google

die Kälte des letzten Winters hielt ihn nicht ab, stundenlang, oft im eindämmernden Schlafe und nachdem man ihn mit Mühe zum Sitz gehoben hatte, durch die erstarrten Wälder zu fahren.

Liebhaber und Kenner der classischen Musik, ermüdete er nicht bei ihrem Anhören ins kleinste Detail; daher kam es, daß die Proben ihn regelmäßig mehr ansprachen als die Aufführung selbst. Gluck („Iphigenie in Tauris"), Piccini („Dido"), Mozart („Don Juan", die „Entführung" u. s. w.), Sacchini, M. v. Weber („Freischütz", „Euryanthe", „Preciosa"), Spontini („Olympia", die „Vestalin") galten für seine Lieblingsmeister. Von komischen Opern sah man nur Fioravanti's „Sängerinnen auf dem Lande", und auch hier mußten manchmal einzelne Partien ernst gespielt werden. Rossini's „Tancred", den er gleichfalls bisweilen aufführen ließ, war das letzte Stück, was ihn ins Theater lockte; kurz vorher hatte er Chelard's „Macbeth" neu aufführen lassen; früher, mit wunderbarer Pracht der Costume und Decorationen: Spontini's „Nurmahal" und Auber's „Stumme".

Wohl wandte Ludewig viel auf diese Darstellungen (verhältnißmäßig oft noch mehr auf die Privatverhältnisse, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, von darstellenden Künstlern und Musikern), in gewissem Sinne zu viel, aber doch in keinem zu viel, wenn dies „zu viel" als herber und gerechter Vorwurf gelten soll. Musik, die man heutzutage durchaus als Operistin verkleidet haben will, und bei der man allerdings oft über ihre Flitter der Klänge vergißt, war seine einzige Lieblingsneigung. Reisen, Weiber, Jagd, Militair, was oft Andere anzieht, hatte keinen besondern Reiz für ihn. Nach der Fabel war die Musik die erste Grundlage zur Gesittung der Menschen, die Städtegründerin: also theilte er gern ihre Genüsse an Andere. Ueber die Summe der ihm bewilligten Civilliste und sein Privatvermögen stand ihm die Verfügung frei. Constitutionen sichern dem Fürsten, daß er mit Recht und ohne Widerrede das Seinige gebrauche; einfach deshalb, weil der Begriff von dem „Seinigen" genau bestimmt ist.[38])

---

38) Oft und viel wurde über Ludewigs Theatervorliebe gesprochen und geschrieben. Bisweilen wurde er gerade deshalb als ein zweiter Cosmus gepriesen, und nicht weniger traf ihn deshalb bisweilen ein feindlicher Angriff. Besonders Wit in seinen „Fragmenten" warf einen scharfen Seitenhieb dorthin. Aber selbst die erwiesene Thatsache träfe nicht das beabsichtigte Ziel. Für Ludewig fällt auch noch, wie oben bemerkt, der Umstand in die Wagschale, daß er mit der größten Liberalität das Publicum an seinen Schöpfungen Theil neh-

Ludewig, wie jeden Menschen, traf neben den Unfällen des Staats auch mancher häusliche Kummer. Prinz Gustav, sein jüngster Sohn, starb, 14 Jahre alt, in Braunschweig (1806). Prinz Friedrich, sein dritter Sohn, trat zur katholischen Confession über (1808); eine Heirath, nicht standesmäßig (1804), veranlaßte den Prinzen Georg, seinen zweiten Sohn, aus kaiserlichem Kriegsdienst zu treten; auf zwei Brüder seiner durchlauchtigsten Gemahlin, die Landgrafen Ludwig Georg Karl und Georg Karl, häuften sich Schulden; der Schwiegersohn, Prinz von Anhalt (1802), sowie dessen Sohn, sein Enkel (1818), starben frühe. Zuletzt noch, wenige Monate vor seinem Tode, hatte er den Kummer, seine Gemahlin, seinen Schwager, den Landgrafen Georg Karl (Jan. 1830), seine Schwester, die verwitwete Großherzogin von Sachsen-Weimar (Februar 1830), zu verlieren. Doch besonders sein Enkel, der jetzige Erbgroßherzog, Ludwig von Hessen, machte ihm manche Freude. Oft sah er ihn bei sich und gab ihm Zeichen seiner Gewogenheit.

Ludewig selbst war mittlerweile der stille Engel genaht. Mitte März 1830, unerwartet, erschien über sein Befinden das erste Bulletin. Er war kein Freund der Aerzte und ärztlicher Mittel, noch weniger liebte er, Aufhebens über körperliches Befinden zu machen; er selbst machte keins davon. Vielleicht schon 20 Jahre an einer offenen Fußwunde leidend, ertrug er, bisweilen mit einigem Zorn, doch sonst vollkommen ergeben diese große Unbequemlichkeit.[39]) Und nun Bul-

---

men ließ; und wol durfte ein Misbehagen, wenn oft dieselbe Oper sechs-, oder acht- oder zehnmal sich folgte, was ihm, dem Kenner, zusagte, sich damit ausgleichen, daß erhöhte Preise selbst nicht bei der Sonntag und Paganini vorkamen, und daß eine Masse Freibillets (man versichert, es seien deren 7—800 gewesen), den Aufwand der Bevölkerung Darmstadts aufs Theater unermeßlich verminderte. Endlich fällt jene entschiedene Neigung zum Theater mit allerdings bedeutendem Kostenaufwand in einen verhältnißmäßig kleinen und den letzten Theil von Ludewigs Leben. Zieht übrigens die Kritik das Maß und das Zweckliche des von ihm erfolgten Theaterzuschusses (jährlich zuletzt dem Vernehmen nach gegen 300,000 Fl.) vor ihren Richterstuhl, dann bringe sie auch in Anschlag, daß Irrthum im Calcul, zu leicht entsprechende Herzensgüte, oder auch Täuschungen hier einwirken können, wie sie häufig dem Besten, beinahe immer dem Altersschwächlichen am nächsten sind.

39) Ludewig war sonst regelmäßig gesund. Es beruhte dies auf regelmäßiger Lebensweise und früh geübter Körperabhärtung. Noch als Greis wusch er täglich seinen Kopf mit eiskaltem Wasser. Daß er sich im letzten strengen Winter so wenig schonte (vgl. oben), war Mitveranlassung seines früheren Todes.

letins! Sie wurden ausführlicher, specieller, oft sogar widerlich speciell. „Die las er nicht; wenn Hoffnung bestände, daß er sie jemals läse, faßten die Aerzte sie nicht ab, nicht so ab"; in der Art äußerte sich das Publicum. Wechselfieber, Gicht, Husten mit Auswurf folgten, lösten sich ab, wirkten mit schlaflosen Nächten auf den Greis übel ein. Es ging eine Sage, daß er die Osterzeit seinem Befinden für gefährlich gehalten habe — um Ostern 1828 war er gleichfalls schwer krank — und so geschah es. Am 6. April 1830, am nämlichen Tage, wo vor 40 Jahren sein Vater gestorben, am Tage seines Regierungsantritts, starb auch er. Die erste Stunde des Nachmittags war seine letzte.

Ungeheuchelte Theilnahme sprach sich über seinen Hingang aus. „Der alte Herr" war todt; nicht mehr fuhr er über die Straßen, grüßte da-, dorthin; nicht mehr begegnete ihm der Wandrer im Walde, fragte nicht mehr, welch hoher, tiefgekrümmter Mann so gemüthlich mit dem Kutscher sich unterhalte; in die Theaterloge trat er nicht mehr, mit der Linken den Tact fingernd, in der Rechten den Tubus vorm Auge. Ach, als er Anfangs Januar 1830 zum ersten Male wieder das Theater besuchte, welcher Beifall und Jubel schallte ihm entgegen, wie wohlwollend dankte er! — Und nun alle diesem entrückt, nach großen Schmerzen, in stiller Ergebung.

Am 9. und 10. April 1830 ward die Leiche im sogenannten weißen Saale des großherzogl. Residenzschlosses in Darmstadt feierlich ausgestellt. Als General gekleidet lag Ludewig im Sarge. Der verzogene Mund gab Zeugniß vom Nervenschlage, der plötzlich noch zum Uebel hinzugetreten war; sonst die größte, gefälligste und ansprechendste Aehnlichkeit.

Am 10. April Abends 9 Uhr war die Beisetzung. 12 Generale und Stabsoffiziere trugen den Sarg zum Leichenwagen. Der Zug, nach Anleitung des erschienenen Programms, setzte sich in Bewegung. Dicht hinterm Leichenwagen ging der Geheimcabinetssecretair Schleiermacher; eine Stelle im Zug, die ebenso sehr ihn ehrte als Den, der sie ihm anweisen ließ. Dann folgte Se. k. H. der jetzige Großherzog, die übrigen Prinzen des Hauses nebst ihrem Dienst, die Standesherren u. s. w. So ging der Zug in die Stadtkirche. Schon seit Stunden war sie von Menschen dicht gefüllt, Emporbühne und Kirchstühle schwarz drapirt und beschlagen. Chorgesang, Orgel, geistliche Rede; von fern bisweilen ein Kanonenschuß. „Gott", begann der Hofprediger Zimmermann, „ist allein König; denn er ist der König Himmels und der

Erde".[40]) Leise hoben hierauf die Leichenträger den Sarg von der Estrade, wohin er dem Chor, den Grabsteinen seiner erlauchten Ahnen gegenüber, gestellt worden war, und trugen ihn hinab in die Gruft. Abermals Orgelklang. Die Leichenbegleitung kam zurück, die Grabesthüre ward verschlossen, und die großherzogliche Familie begab sich auf die Emporbühne. Koslovsky's Oratorium ward abgesungen, eine der wenigen Bestimmungen, die der Großherzog in Voraussicht seines Todes getroffen.

„Fassen wir sein Bild[41]) noch in eins zusammen", sagt der Verfasser eines Nekrologs in der „Abendzeitung" über ihn, „und legen es auf seinen Sarg dankbar nieder: ordnungsliebend, regelmäßig, einfach und abgehärtet in seinen äußeren Bedürfnissen; kenntnißreich, unermüdlich thätig und vielseitig gebildet; fest, beharrlich und getreu; gerecht, menschenfreundlich und voll natürlicher Güte, Höflichkeit und Feinheit gegen Vornehm und Gering; gelehrt, kunstkennend und kunstgeübt, ein Beschützer der Wissenschaft und Kunst, der Gelehrten und Künstler; tolerant und liberal in dem edelsten Sinne des Wortes; freisinnig und hochherzig in seinen Ansichten. Selbst Napoleon, ja sogar die Periode des allgemeinen Mistrauens der Regierungen gegen den Geist der Zeit konnten ihn nicht vermögen, ängstliche Befehle gegen Aeußerungen über politische Gegenstände ergehen zu lassen und sie zu rügen; und wo er es nothgedrungen that, wie leicht war er zum Verzeihen geneigt, wie gern verzieh er. So

---

40) Die schönste politische Parentation sprach Ludewig der dirigirende Staatsminister Freiherr du Thil in der gemeinschaftlichen Ständesitzung am 7. April 1830. Augsburger „Allgemeine Zeitung", Num. 101, S. 403 fg.

41) Körperlich abgebildet wurde Ludewig oft, obgleich er nicht gerne saß, in Kupfer, auf Stein, mit Oelfarben, in Gyps. Diese letzteren Arbeiten, von einem darmstädter Dilettanten, obwol keine Kunstwerke, geben vielleicht, mindestens für die spätere Zeit seines Lebens, Ludewigs Aeußeres am besten; sie wollen damit eine Unbill ausgleichen, welche die Stempelschneidekunst auf den Kronthalern von 1825 gegen ihn übte. Seine wichtigste Abbildung findet sich auf dem Rathhause in Darmstadt, gelegentlich seines goldenen Hochzeitsfestes von Gläser gemalt und als Pendant von dem Bildnisse seiner durchlauchtigsten Gemahlin. Lebensgroß, Kniestück, den Körper vorhängend, aber noch kräftig, wohl aussehend und tüchtiger Gestalt, das Gesicht voll des Ausdrucks freundlichen und gefaßten Ernstes, hat er soeben die Verfassungsurkunde unterschrieben; ein Regenbogen mit keimendem Sonnenscheine tritt an die Stelle eines vorübergegangenen Gewitters, lieblich prangt die bekannte Landschaft, und Darmstadt lagert sich im Hintergrunde.

Digitized by Google

kannte ihn Jeder und sagte es sich: „Nur der Nachlaß der Kräfte in hohen Jahren konnte seinen hohen Geist und Willen schwächen, nie ganz beugen". So kannte ihn sein ganzes Volk und sagte es sich: „Wurden Fehler unter seiner Regierung begangen, sie kamen nicht von ihm, dem gebildeten, vorurtheilslosen, hochverständigen, dem einsichtsvollen, besten, menschenfreundlichsten Regenten, welcher das Glück seines Volkes stets eifrig und beharrlich wollte und die Aufklärung in seinem Geiste trug, die sich in den siebziger, achtziger und neunziger Jahren über Deutschland ruhig entfaltete und ausbreitete". Er ruht nun, allgeliebt und allverehrt, beweint und gesegnet, in Gottes Frieden nach langem, mühevollem, treu vollbrachtem Tagewerk. Es bedarf keines Denkmals, wo aller Herzen von dem unauslöschlichen Andenken erfüllt sind und es als ein heiliges Vermächtniß auf die Nachwelt vererben; und soll ein äußeres sein — Darmstadt ist es mit seinen Tempeln und Gebäuden für Religion und Kunst, für Wissenschaft und Aufklärung, für Erdenglück und ewige Menschenbildung!" —

Hiermit schließen auch wir diesen Aufsatz. Zur Wiederholung jener Worte berechtigte uns die freundliche Erlaubniß ihres Verfassers, des Herrn Archivraths Heumann in Darmstadt. Was wäre auch noch hinzuzusetzen, als etwa das Eine: In doppelter Beziehung müssen wir die Fundamente aufsuchen zum Urtheile über Menschen: unsern Standpunkt, den wir möglichst zu objectiviren haben; ihren Standpunkt, wo es Achtung gilt für achtbare Subjectivität. Bei jenem Standpunkte unterstützt Einsicht, Kraft, Willen; bei diesem positive Kenntniß; bei beiden Redlichkeit, Aufrichtigkeit, Liebe. Einiges der letzteren dürfen wir uns zuschreiben; möge der geneigte Leser von den ersteren nicht so viel vermissen, um deshalb das Bild unangenehm zu finden, was ein Zeitgenosse den Zeitgenossen überreicht.

Friedrich Bouterwek.

Von Heinrich Döring.

Friedrich Bouterwek war den 15. April 1766 zu Oker, einem Hüttenwerke unweit Goslar, geboren, bei welchem sein Vater, der sich Butterweck schrieb*), einen bedeutenden Posten bekleidete und sich dadurch in Stand gesetzt sah, für eine gute Erziehung seiner Kinder sorgen zu können. Er verband mit vielen Kenntnissen in seinem Fache eine strenge Rechtlichkeit und Religiosität. Aber auf Friedrichs Bildung, der sich von seinem jüngern Bruder durch sein ernstes, nachdenkendes Wesen unterschied, hatte er bei weitem weniger Einfluß als seine Gattin, deren moralisches und religiöses Gefühl, verbunden mit einer hohen Begeisterung für alles Edle und Schöne, in Gellert's und Klopstock's Schriften reiche Nahrung fand. Diese in ihrer kleinen Bibliothek befindliche Lecture theilte sie auch dem wißbegierigen Knaben mit, ohne durch den Vorwurf ihres Gatten: sie mache aus dem Jungen einen Narren, sich anfechten zu lassen. So war es Bouterwek's Mutter, die zur ersten Entwickelung und Richtung seines Geistes das Meiste beitrug.

Weniger verdankte er, nachdem der Plan wieder aufgegeben worden war, den achtjährigen Knaben in die Stadtschule zu Goslar zu schicken, dem Unterricht eines Hauslehrers, der kein glänzendes Erziehungstalent besaß. Als dessen Stelle bald darauf ein anderer vertrat, schien Bouterwek in der Religion, Geschichte, Geographie und den Anfangsgründen der Mathematik bedeutendere Fortschritte zu machen.

---

*) S. Meusel's „Gelehrtes Deutschland", Bd. 2. S. 94.

Digitized by Google

Auch im Lateinischen und Griechischen blieb er in diesem Unterricht, den er mit seinem jüngern Bruder und einem Knaben aus der Nachbarschaft gemeinschaftlich genoß, nicht zurück.

Ernst und in sich zurückgezogen, vertiefte er sich schon damals in metaphysische Speculationen, die an einem 13jährigen Knaben befremden konnten. Sehr mismüthig ward er, als man seinen Vorwitz schalt, womit er die Allwissenheit Gottes leugnete, weil sie ihm mit der Freiheit des menschlichen Willens nicht vereinbar schien. Ideen dieser Art wurden durch die in ihm erwachende Neigung zu poetischen Versuchen wieder verdrängt. Eine Elegie von Ovid, mit der er seinen Vater an dessen Geburtstage überraschte, war noch in Prosa übersetzt; bald darauf versuchte er sich in Hexametern. Aber der genannte römische Dichter behagte ihm nicht mehr, seit er die ernste Lebensweisheit des Horaz kennen gelernt hatte. Das Studium der römischen Geschichte, das er damals mit Eifer betrieb, hätte seinem Geiste eine bestimmte Richtung geben können. Sie wurde aber wieder verändert durch das Lesen der Romane, die ihm damals durch die Theilnahme seines Vaters an einer Lesebibliothek in die Hände fielen. Besonders sprach ihn die Sentimentalität in Göthe's „Werther", im „Siegwart", in dem „Briefwechsel dreier akademischer Freunde" und andern Romanen Miller's an. Aber auch die von Hermes, besonders „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", und mehrere aus dem Englischen übersetzte Romane beschäftigten seine jugendliche Einbildungskraft, die auch in den „Musenalmanachen", in Bürger's u. A. Gedichten reiche Nahrung fand.

Nach dem Wunsche seines Vaters sollte Bouterwek sich der Jurisprudenz widmen, um so mehr, da beide in der Abneigung gegen das Studium der Theologie und Medicin übereinstimmten. Aber den vorläufigen Ueberlegungen im älterlichen Hause, welches auswärtige Gymnasium der damals 14jährige Knabe besuchen sollte, um sich auf die Universität vorzubereiten, machten zwei fast zusammentreffende Unglücksfälle ein Ende. Bouterwek's Vater starb im März des J. 1780, gerade in der Woche, wo zwei seiner Häuser in Goslar bei der großen Feuersbrunst, die damals in dieser Stadt ausbrach, in Asche gelegt wurden, ungeachtet diese Nachricht vor dem dabei betheiligten Kranken bis zu seinem Tode geheim gehalten worden war.

Der väterliche Nachlaß war unbeträchtlicher, als man erwartet hatte, und die Mutter zu manchen Einschränkungen genöthigt, die sie bewogen, ihren ältesten Sohn nach Braun-

schweig in die dortige Martinsschule zu schicken, wo er gegen eine sehr billige Pension Wohnung und Beköstigung in dem Hause naher Verwandten erhielt. Dort fühlte er sich zwar nicht fremd, aber doch eine merkliche Beschränkung seiner Freiheit durch die strenge Aufmerksamkeit, womit sein Oheim und seine Tante über die Unverdorbenheit seiner Sitten wachten. Vor rohen Ausbrüchen der Sinnlichkeit war er durch die Grundsätze gesichert, die er aus dem älterlichen Hause mitgebracht hatte. Schon seine romanhaften Vorstellungen von Freundschaft und Liebe hätten ihn von solchen Irrwegen zurückgehalten. Um so weher that es ihm, von jeder Gesellschaft mit Frauenzimmern durch ein strenges Verbot ausgeschlossen zu sein. In den Zirkeln, die er besuchen durfte, fand seine Phantasie keine Nahrung, und in der poetischen Richtung seines Geistes stimmte Niemand mit ihm überein.

Der Platz, den ihm der Rector der Martinsschule nach vorhergegangenem Examen in der ersten Classe anwies, war Bouterwek's damaligen Kenntnissen angemessen, doch nicht seinem jugendlichen Selbstgefühl genügend, das ihn auf einen höhern Anspruch machen ließ. Dies spornte ihn, das Lateinische und Griechische mit größerem Fleiße zu betreiben, und der Rector, obgleich ein Mann von mehr schimmernden als gründlichen Kenntnissen, wußte wenigstens den Wetteifer unter seinen Schülern zu erregen und sich in Respect zu erhalten.

Groß war Bouterwek's Freude, als er sich durch rastlosen Fleiß hinlängliche Kenntnisse erworben hatte, um in das Collegium Carolinum eintreten zu können, das, abgesehen von seinen trefflichen Lehrern, einem Ebert, Gärtner, Remer, Zimmermann, C. A. Schmidt, Eschenburg u. A., auch dadurch, daß es den Charakter einer kleinen Universität hatte, der jugendlichen Freiheit einen größern Raum versprach. Aber Bouterwek konnte an dem fröhlichen Ton, der unter seinen Mitschülern, die sich für so gut wie Studenten hielten, herrschte, nicht Theil nehmen, weil er zu den halben Carolinern gehörte, die den Unterricht genossen, doch nicht in der Anstalt wohnten. So blieb er in der frühern häuslichen Beschränkung, die ihm nicht erlaubte, an irgend einer Lustpartie Theil zu nehmen, auf den Maskeraden mitzutanzen oder in Gesellschaft spaziren zu reiten. Selbst das Schauspiel zu besuchen ward ihm selten vergönnt. Für sein Alter und seine reizbare Constitution hatte er bei diesem Zwange zu wenig körperliche Bewegung, wenn man das Baden und Schwimmen und im Winter das Schlittschuhlaufen ausnimmt, dem er sich zuweilen ohne Erlaubniß hingab.

Digitized by Google

Ohne irgend einen Anlaß in seinen Umgebungen, sich kräftig aus sich selbst herauszubilden, lebte und webte er in jener Periode seines Lebens von 1781 bis 1784 unter Büchern, wiewol er, außer den nöthigen Compendien, selten ein deutsches las und von den in seiner Muttersprache geschriebenen Romanen nur Wieland's „Agathon". Aber während ihm bei seinen auf Kosten der Gesundheit rastlos fortgesetzten Studien die Lieblingsidee vorschwebte, ein Polyhistor zu werden, erhielt sein Geist keine bestimmte Richtung. Nur zu dem Studium der alten Literatur fühlte er sich durch Ebert besonders hingezogen. Ihm verdankte er die Bekanntschaft mit den griechischen Tragikern, mit Homer, Pindar, Plato, Xenophon und Isokrates. Nach Feder's Handbuche studirte er Logik, Encyklopädie der Wissenschaften nach Sulzer. Sein Führer in der Aesthetik, Poetik und Rhetorik so wie in der Mythologie, Theorie und Geschichte der bildenden Künste war Eschenburg, dessen Vorlesungen er mit vorzüglichem Eifer besuchte.*) Aus den Heften, die er in Remer's Vorlesungen über die europäische Staatengeschichte und über die allgemeine Welthistorie nachschrieb, waren nach und nach Quartbände geworden. Nichts machte ihn mismüthiger, als daß er bei mannichfachen Studien nicht auch in der Mathematik bei Zimmermann mit Andern gleichen Schritt halten konnte. Aber den Naturwissenschaften gewann er unter der Leitung jenes geistreichen Mannes ein bleibendes Interesse ab. Sein treues Gedächtniß bewahrte ihm nicht nur eine zahllose Masse von Notizen, sondern war ihm zur Erlernung neuerer Sprachen sehr behülflich. Mit vieler Fertigkeit las er am Ende seiner braunschweig'schen Laufbahn Französisch, Englisch und Italienisch, so mangelhaft er sich auch in den genannten Sprachen auszudrücken vermochte. Vorzüglich groß war seine Belesenheit in der englischen Literatur; aber der Vortheil, den er aus Gärtner's deutschen Stylübungen zog, nur gering.

Nicht erfreulich wirkten auf seinen durch mannichfache Studien angeregten Geist metaphysische Speculationen, in die er sich durch ein an einem sternhellen Abend mit einem Jugendfreunde geführtes Gespräch über die Unsterblichkeit der Seele vertiefte. Wie schwankend auch die Gründe sein mochten, mit denen jener Freund Bouterwek's Ueberzeugung bestritt, so gingen seine Zweifel, je länger er über dies Thema nachdachte, allmälig in entschiedenen Unglauben über. Auf seine

*) Aus Dankbarkeit bestreute er einst nebst einigen Freunden in jugendlicher Begeisterung Eschenburg's Katheder mit Rosen.

Gesundheit hatte dies Gespräch den nachtheiligsten Einfluß. Eine schleichende Hypochondrie bemächtigte sich seiner, und die Natur hatte für ihn alle ihre Reize verloren. Der Fleiß mit dem er wieder seine vorigen Studien fortsetzte, zog ihn zwar von diesen unseligen Speculationen ab, aber das Leben zeigte sich ihm erst wieder von seiner freundlichen Seite, als in den letzten Jahren seines Aufenthalts zu Braunschweig ein geliebter Gegenstand ihn wieder zu Gedichten, und zwar in deutschen Hexametern, begeisterte, in denen er sich seit seinen Knabenjahren nicht wieder versucht hatte

Als Bouterwek, noch nicht völlig 18 Jahre alt, die Universität Göttingen bezog, um sich der Jurisprudenz zu widmen, entwarf er den Plan, diese Wissenschaft mit Eifer zu studiren, sich aber besonders mit dem Staatsrechte zu beschäftigen, um in den höhern Sphären des bürgerlichen Lebens Eingang zu finden. Zu diesem Zwecke suchte er seine Kenntnisse in den neuern Sprachen zu erweitern. Mit besonderer Vorliebe besuchte er Heyne's Vorlesungen über den Horaz. Während er mit diesem Collegium noch ein mathematisches und ein historisches bei Spittler verband, bemühte er sich, nachdem er die Institutionen bei Böhmer gehört, vergeblich, der Jurisprudenz Geschmack abzugewinnen. Heyne, an den er sich in der Verlegenheit über die Wahl eines bestimmten Studiums wandte, rieth zur Philologie. Ohne die Jurisprudenz eigentlich zu vernachlässigen, hospitirte Bouterwek nun öfters in Heyne's philologischem Seminarium, dessen vorzüglichste Mitglieder er nach und nach kennen gelernt hatte. Sein Versuch, den Euripides zu interpretiren, fiel wenigstens nicht zur Unzufriedenheit Heyne's aus, der ihm nun fernern Rath und Unterstützung versprach, wenn er die alte Literatur zu seinem Hauptstudium wählen wolle. Bald aber erwachte wieder das Interesse für die Jurisprudenz. Er hörte fleißig die Pandekten bei Böhmer und ließ sich in dem festen Plane, seine juristischen Studien fortzusetzen, durch nichts irre machen. Zu seinen Lieblingscollegien gehörten außerdem die Experimentalphysik bei Lichtenberg und die praktische Philosophie bei Feder.

Aber das zuletztgenannte Collegium regte ihn zu einer Zeit, wo er sich dem muntern Studentenleben genähert und öfters an fröhlichen Gesellschaften und Lustpartien Theil genommen hatte, wieder zu metaphysischen Speculationen an. Er sah seine frühern, wenn auch noch so dunkeln Lebensideale zerstört, seit ihm aus seines hochverehrten Feder's Munde und Schriften unwidersprechlich hervorzugehen schien, daß die Frei-

Digitized by Google

heit des menschlichen Willens ihre Schranken habe und Tugend nichts Andres sein könne als eine menschenfreundliche, in vernünftige Sympathie sich selbst verwandelnde Selbstliebe. Etwas ganz Andres war ihm das Göttliche gewesen, das er nach seiner frühern Moral in der menschlichen Tugend verehrt hatte, und da er es seinem neuen Systeme des Materialismus nicht anders als nach strenger Prüfung aufopfern wollte, so horchte er um so aufmerksamer auf die Worte seines Lehrers. Aber mit dem neuen System, dem sein Verstand sich nach manchem Sträuben endlich gefangen gab, hatten sich nicht nur seine Lebensansichten durchaus verändert; jenes System verleitete ihn auch, sich einem seiner Natur fremden Leichtsinne zu ergeben Ihm schien es so ziemlich einerlei, was man thue oder treibe, ob man, wie Werther sagt, Erbsen oder Linsen lese. Mit solchen Ansichten hatte auch das Studium der Wissenschaften für Bouterwek seinen frühern Werth verloren. Aufklärung zu verbreiten, schien ihm nur darum nöthig, damit die Menschen die Eitelkeit und Thorheit ihres Strebens, immer glücklicher zu werden, einsähen.

Diese Ideen, die seinen Geist damals sehr bewegten, waren ihm jedoch nicht hinderlich gewesen, zwei Jahre lang in seinem Fache fleißig fortzuarbeiten. Bei Pütter hörte er zweimal Staatsrecht, eben so oft die Pandekten, und nachdem er diese durchgemacht, nahm er am Pütter'schen Practicum Theil. Langweiliger als das Lehnrecht dünkte ihm kein Collegium zu sein. Dagegen gewann er unter Spittler's Leitung die deutsche Geschichte sehr lieb. Sich mit den Naturwissenschaften zu beschäftigen, fehlte es ihm an Zeit, besonders seit ihm das Bedürfniß, seine Ideen öffentlich auszusprechen, immer fühlbarer geworden war.

Die nächste Veranlassung dazu gab Becker's damals erschienene Preisfrage: „Ueber die Hindernisse des Selbstdenkens in Deutschland". Er schrieb eine Abhandlung über dies Thema, das ihm ungemein gefiel, und sandte sie mit einem Motto auf einem versiegelten Zettel ab. Obgleich im Ganzen sehr oberflächlich, enthielt sie doch einige gut gedachte und mit einer Art von Beredsamkeit geschriebene Stellen. Sie ward daher nur des Accessits gewürdigt, doch ihres Verfassers in der „Nationalzeitung der Deutschen" ehrenvoll gedacht. Mehr konnte der 20jährige Jüngling nicht erwarten, der, damals selbst noch ein Anfänger im Denken, sich anmaßte über die Hindernisse des Selbstdenkens in Deutschland öffentlich seine Meinung zu äußern. Noch überraschender war es für ihn, als seine bald nachher (im Winter 1785) gelie-

Digitized by Google

serte Bearbeitung der juristischen Preisfrage für die göttingischen Studirenden: „Ueber das Princip der deutschen Intestaterbfolge", den Preis erhielt.*)

Um diese Zeit, im Sommer 1786, machte er die Bekanntschaft einiger jungen Männer, die sich der Theologie widmeten, aber zum Theil, mit entschiedenen Anlagen zur Dichtkunst, mehr dieser Neigung und Spielen ihrer Phantasie folgten. Durch diese Freunde, denen an poetischen Träumen mehr gelegen war als an aller Gelehrsamkeit, wurde auch Bouterwek immer gleichgültiger gegen das Wissen. Nur um seinem Geiste Beschäftigung zu geben, nicht um zu lernen, nahm er damals zu Büchern seine Zuflucht. In das Innerste seiner Philosophie hatte er jene Freunde nicht blicken lassen, um nicht auch ihnen den innern Frieden zu rauben, den er durch seine metaphysischen Speculationen eingebüßt hatte. Aber ungeachtet er von Systemen der Philosophie damals nichts weiter hören mochte, konnte er doch der Neigung nicht widerstehen, in dem philosophischen Disputatorium bei Feder, an dem er noch immer Theil nahm, manchen paradoxen Einfall zu verfechten. Mit sich selbst und mit der natürlichen Ordnung der Dinge entzweit, erschien ihm die wirkliche Welt so armselig, daß er sich selbst eine andere in seinem Busen zu schaffen wünschte.

Bald behauptete die Poesie vor allen Wissenschaften, mit denen er sich bisher beschäftigt, den Vorzug; sie galt ihm als das wahre Lebenselement eines freien und selbstthätigen Geistes. Die Phantasie verdunkelte seinen Verstand; er lebte und webte in Idealen, die freilich größtentheils Erzeugnisse einer überspannten Phantasie waren, welche das Natürliche verkehrt und verwirrt, um es zu etwas Großem und Außerordentlichem umzugestalten. Das höchste Ziel seines Strebens war Veredelung seines Daseins, und Schiller, dessen Celebrität damals anfing, unter allen Dichtern sein Liebling.**) Auf ein exaltirtes Gemüth, dem die natürlichen Lebensansichten fremd geworden waren, mußten Schiller's „Räuber" einen tiefen und bleibenden Eindruck machen. Aber auch Rousseau's

---

*) S. am Schlusse das Verz. von Bouterwek's Schriften, Nr. 1.

**) In dem Aufsatze: „Ueber Schiller's Genie und Schriften" (zuerst gedruckt in der „Neuen Leipziger Literaturzeitung", 1805, St. 92, 93, 113, dann in Bouterwek's „Kleinen Schriften philosophischen, ästhetischen und literarischen Inhalts", Bd. 1, S. 111 u. fg.), hat er jenem Sänger ein schönes Denkmal gesetzt.

igitized by Google

„Neue Heloise" verfehlte ihre Wirkung nicht. In seinen damaligen Gedichten, theils lyrischer, theils didaktischer Gattung, die nachher in den „Musenalmanachen" und andern Sammlungen gedruckt erschienen*), ersetzt der metrische Wohllaut nur schwach den gänzlichen Mangel an Objectivität. Gleichwol schmeichelte es seiner Eitelkeit, als Bürger, der damals in Göttingen eine außerordentliche Professur erhalten hatte, mehre von Bouterwek's Gedichten in seinen „Musenalmanach" aufnahm.

Neben diesen poetischen Bestrebungen durfte das Studium der Jurisprudenz nicht ganz vernachlässigt werden. Indeß glaubte der damals 21jährige Jüngling mit den bereits erworbenen juristischen Kenntnissen so weit auszureichen, um eine angemessene Anstellung zu finden. Nur beiläufig beschäftigte er sich daher mit der Rechtswissenschaft, um so mehr, da manche Excursionen zu Fuß und zu Pferde ihm die Zeit raubten, eigentlich fleißig zu sein. Auch ein Liebhabertheater gehörte zu den mancherlei Zerstreuungen, denen er sich damals hingab.

Indeß hatte sich sein viertehalbjähriges Universitätsleben, dessen Kosten der nun erschöpfte väterliche Nachlaß bestritten hatte, seinem Ende genähert. Lange auf eine Versorgung zu warten, erlaubten Bouterwek's Verhältnisse nicht. Der von ihm gewünschten Anstellung als Auditor bei einem Justizcollegium stellten sich manche Hindernisse entgegen, unter andern sein Mangel an Bekanntschaft mit Männern von bedeutendem Einfluß. Unter allen Ständen war der eines Advocaten seinen Neigungen am wenigsten entsprechend. Um indeß zu zeigen, daß er allenfalls auch die Geschäfte eines Anwalds übernehmen könne, beschloß er, beim Oberappellationsgericht zu Celle sich examiniren zu lassen. Als das Ziel seiner Wünsche dachte er sich aber im Stillen Hanover, wohin ihn eine romantische Verbindung zog.

Das gehoffte Glück fand er indeß dort nicht, als er Göttingen im Herbst 1787 verlassen und zu Celle sein juristisches Examen zur Zufriedenheit bestanden hatte. Seine Gleichgültigkeit gegen die Jurisprudenz, die in Hanover sehr hoch geachtet wurde, diente ihm dort nicht zur Empfeh-

*) Im „Deutschen Museum", im „Berliner Journal für Aufklärung", in den göttinger, hamburger und berliner „Musenalmanachen", in Ewald's „Urania" u. a. m. Die erste vollständige Ausgabe von Bouterwek's Gedichten besorgte Karl v. Reinhard; s. das Verz. von B's. Schriften, Nr. 28.

lung. Es blieb nicht lange verborgen, daß er, statt Acten zu lesen, Verse machte. Sein Trauerspiel: „Menöceus"*), empfahl ihn der eleganten Welt, doch nicht den Männern die für sein Fortkommen sorgen konnten. Nur theilweise gewann er ihre Gunst, als er zur Zufriedenheit eines ausgezeichneten Justizpräsidenten einen sonderbaren Proceß geführt und gewonnen hatte. Die Verhältnisse, in denen er lebte, wurden immer drückender, und zum ersten Male in seinem Leben fühlte er sich wahrhaft unglücklich, ohne nur irgend eine Aussicht auf eine bessere Lage zu haben. Ein halbes Jahr kämpfte er mit sich selbst, ob er sich nicht gewaltsam aus diesen ihm verhaßten Verhältnissen losreißen sollte. Früher oder später glaubte er doch aus innerer Abneigung der Jurisprudenz entsagen zu müssen. Der zunehmende Mismuth über seine Lage erzeugte in ihm die Idee, nach Berlin zu gehen und zu versuchen, ob ihm Talent und Kenntnisse nicht dort den Weg zu seinem Glücke bahnen würden. Er führte diesen Entschluß, selbst auf die Gefahr, seiner Mutter, an deren Glücke ihm mehr als an seinem eignen gelegen war, Kummer zu machen, wirklich aus.

Die ihm mangelnden Empfehlungsschreiben, als er Hanover verließ, empfing er von Gleim, dessen Bekanntschaft er in Halberstadt gemacht und ihm einen Theil seiner Lebensgeschichte vertraut hatte. Das Interesse Gleim's an Bouterwek nahm zu, als dieser ihm einige seiner poetischen Arbeiten zeigte, und mit der bekannten Liebenswürdigkeit seines Charakters fügte der Verfasser der „Kriegslieder" zu den Empfehlungsschreiben, die er Bouterwek mitgab, noch die Bitte, sich bei nicht zureichender Reisecasse ohne Umstände an ihn zu wenden. Sehr erfreut über das unerwartete Glück, bei seinem ersten Ausfluge in eine fremde Welt einen so väterlichen Freund gefunden zu haben, setzte Bouterwek die Reise nach Berlin fort.

Der Anblick der großen preußischen Revue bei Magdeburg weckte zuerst in ihm die Idee, seinen Roman: „Graf Donamar", zu schreiben, die aber erst einige Jahre später zur Ausführung kam. In Berlin verschafften ihn Gleim's Empfehlungsschreiben überall eine gute Aufnahme. Aber für sein äußeres Glück schien sich gleichwol keine Aussicht zu eröffnen. Er versank wieder in eine mismüthige Stimmung, in welcher ihn Gleim's ermunternde Briefe nur wenig aufheiterten. Genöthigt, über seine Bestimmung ernstlich nachzudenken, schien

*) S. das Verz. s. Schriften, Nr. 2.

Digitized by Google

die Stelle eines Professors der Aesthetik und schönen Literatur oder der eigentlichen Philosophie seinen Fähigkeiten und Neigungen am meisten entsprechend. Ohne seinen poetischen Arbeiten ganz zu entsagen, fing er zum ersten Male an, Philosophie als eine Wissenschaft zu studiren. Aber sein Geist war noch immer zu unruhig, um sich mit den transscendentalen Subtilitäten in Kant's „Kritik der reinen Vernunft" anhaltend zu beschäftigen. Um sich selbst zu stärken, schrieb er seine „Briefe an Theokles über Seelengröße".*) Sein poetisch gestimmtes Gemüth trieb ihn zur Lecture des Shakspeare, Ossian und Euripides.**) Unter den alten Classikern studirte er damals besonders den Livius, um aus ihm auf eine ähnliche Art, wie Macchiavell, eine praktische Politik zu abstrahiren.

Als Bouterwek im Winter 1788 von Berlin, wo ihn Gleim's Ermunterungen nicht länger hatten halten können, über Halberstadt zu seiner Mutter nach Goslar zurückgereist war, beschäftigte er sich mit der Beantwortung einer Preisfrage der manheimer deutschen Gesellschaft: „Ueber die Vorzüge und Mängel unserer Muttersprache in Vergleichung mit mehren ältern und neuern Sprachen". Diese Arbeit erhielt, obgleich sie in einem sehr kurzen Zeitraume abgefaßt werden mußte, im Sommer 1789 den Preis. Um sie in die „Schriften der deutschen Gesellschaft in Manheim" eingerückt zu sehen, entwarf Bouterwek den Plan einer Umarbeitung, führte ihn indeß nicht aus. Um so mehr ist zu bedauern, daß auch das ursprüngliche Manuscript, auf Gleim's Wunsch ihm zugeschickt, durch einen Zufall verloren gegangen ist. Vielleicht hätte das Glück, das seinen Preisschriften zum dritten Male zu Theil ward, seiner literarischen Thätigkeit eine bestimmte Richtung gegeben, wenn ihn nicht augenblickliche Laune von einer Beschäftigung zur andern hingerissen hätte. Das Streben, aus Luther's Schriften die echte deutsche Prosa zu lernen, war löblich, aber es führte ihn fast auf einen Irrweg, als er seinen eignen Styl gänzlich dem

*) Das erste Bändchen dieser Briefe, dem kein zweites gefolgt ist, erschien zu Berlin 1789.

**) Sein nach Ossian bearbeitetes Singspiel: „Komala", steht im „Deutschen Museum" 1788, St. 12, S. 512 u. fg. Ebendas., St. 11, S. 393 u. fg. findet man folgenden Aufsatz Bouterwek's: „Sollte die Anwendbarkeit der Chöre in den griechischen Tragödien für den Geschmack unsers Zeitalters ganz verloren sein? Nebst Probe einer Uebersetzung zweier Chöre des Euripides".

Luther'schen nachzubilden suchte. Daß er sich, ohne der Philosophie untreu zu werden*), damals wieder zur alten Literatur gewandt haben müsse, beweisen seine im Sommer 1789 geschriebenen „Parallelen vom griechischen und modernen Genius"**), die, obgleich sie nur Fragmente geblieben sind, zu seinen bessern Schriften aus jener Periode gehören.

Seinem frühern Plane, eine Professur zu suchen, blieb er getreu und reiste im Herbst 1789 nach Göttingen, um dort als Privatdocent Vorlesungen zu halten und zugleich die Studien eines seiner Aufsicht anvertrauten jungen Mannes zu leiten. Bald aber lockte ihn seine Phantasie von der akademischen Laufbahn in das Gebiet des Romans. Sein „Graf Donamar"***) erschien und erhielt so allgemeinen Beifall, daß er in kurzer Zeit mehre Male nachgedruckt und in mehre Sprachen übersetzt wurde. Der Enthusiasmus, mit dem dieser Roman, das Product einer höchst überspannten Phantasie, in einigen öffentlichen Blättern gepriesen ward, erhielt seinen Verfasser eine Zeit lang in dem Wahne, etwas Außerordentliches geliefert zu haben, bis ihm ein Verdammungsurtheil in der „Jenaischen Literaturzeitung" über den Werth seines Buchs einigermaßen die Augen öffnete. Das Urtheil, das einen nicht ungerechten, aber vielleicht zu harten Tadel ohne Beweis aussprach und sich nur über den ersten Theil des „Donamar" erstreckte, war von Huber.†) „Die Charaktere", sagt er, „sind in der Anlage gemein oder nachgeahmt, ihre Ausführung ist unwahr oder geziert; der Styl ist an manchen Stellen nicht ohne Stärke, aber im Ganzen ebenfalls geschraubt und unnatürlich; die nämlichen Fehler bezeichnen auch die Erfindung der Situationen. Plattheit liegt in der Exposition überhaupt zum Grunde, Uebertreibung in der Manier ist wie ein greller Firniß darüber gezogen, Mangel an Menschenkenntniß und Zusammenhang stehen dem Verfasser bei seinem Streben nach Darstellung überall im Wege. Der eigentliche Held der Geschichte, Graf Donamar, gehört mit seinen Unarten und seiner zwecklosen Wildheit in die

*) S. die „Philosophischen Phantasien": „Stoicismus" (im „Berliner Journal für Aufklärung", 1789, Bd. 2, St. 2, S. 97 u. fg.) und „Alonzo" (ebendas. Bd. 3, St. 3, S. 193 u. fg.).

**) S. das Verz. s. Schriften, Nr. 4.

***) S. das Verz. s. Schriften, Nr. 5.

†) S. L. F. Huber's „Sämmtliche Werke seit dem J. 1802", Th. 2, S. 121—24.

Digitized by

ehemals zahlreiche, aber wie es schien, ausgestorbene Familie der Nachbildungen Werther's, Woldemar's u. s. f. Einen großen Aufwand von Mysterien hat der Verfasser bei seinem San Giuliano gemacht; aber Mangel an Zweck und verfehlte Darstellung machen freilich das pomphafte Gerüste zu diesem Charakter zur Charlatanerie. Der seltsame Contrast zwischen Charakteren, Leidenschaften, Verhältnissen, die aus dem wirklichen Leben und der großen Gesellschaft gewählt sind, und zwischen einer Sprache, einer Handlungsweise aus einer unreifen und schülerhaften Bücherwelt ist es eigentlich, was diesem Ganzen von Seiten der Kunst eine auffallende Widrigkeit gibt, ungeachtet mehre Stellen darin von Talent im allgemeinen und von Geist zeugen. Um sich zum Ideal aufzuschwingen, scheint es der Phantasie des Verfassers an innerer Stärke und an Freiheit zu fehlen; zur Wahrheit der Darstellung hat sie weder Ruhe noch Reife genug, und das mislungene Bestreben, beides zu verbinden, hat auf der einen Seite Kleinlichkeit, auf der andern Affectation hervorgebracht. Grazie und Feinheit, deren Absicht im Dichter man zuweilen erkennt, kommen freilich bei diesen Fehlern nicht auf; doch sind hin und wieder Stellen, z. B. der Kerzenauftritt*), die es verdienen, daß man den Grund aufsuche, warum sie nicht sind, was sie hätten werden können. Die vom Verfasser gelieferte Digression vom „weiblichen Sinn und Wesen"**) ist außer einigen feinen, oder wenigstens geistreich ausgedrückten Ideen von Seiten des Raisonnements ebenso verfehlt als der ganze Roman von Seiten der Darstellung. Geschraubte, widersprechende, schwankende Abstractionen aus zweideutigen und unverdauten Anschauungen liegen bei des Verfassers Ideen über die Weiber, wie bei seinen weiblichen Charakteren überall zum Grunde. Freilich sind die kühnen und leichten Spiele des weiblichen Genies sehr dazu gemacht, den Philosophen wie den Maler zu verwirren und von der richtigen Anerkennung der immer einfachen Natur abzuleiten; aber Frechheit, Indelicatesse, Verkehrtheit mit jenen erhabenen Wagstücken der Weiblichkeit, bei welchen sie die äußerste Linie der Schönheit berührt, aber nie überschreitet, verwechselt zu haben, wie es der Verfasser vorzüglich in seiner Laurette thut, ist eine Sünde, die wir einst dem schönen Geschlecht und der Kunst von ihm noch abgebüßt zu sehen wünschen".

*) S. den „Grafen Donamar", Th. 1, S. 263.

**) S. ebendas., S. 194—203.

Es war ein Glück für den damals 24jährigen Verfasser des „Donamar", daß er den Glauben an den Werth seines Buchs, den diese Recension sehr erschütterte, beinah völlig verloren hatte, als der dritte Theil jenes Werks gedruckt ward. Seine alte Wißbegierde erwachte wieder. Um die Geschichte der Menschheit zu studiren, über die er Vorlesungen halten wollte, besuchte er fleißig die göttinger Bibliothek. Durch ihr inneres Interesse gewann er die Naturwissenschaften lieb, so wenig sie für sein äußeres Glück ihm Vortheile zu gewähren schienen. Häufig besuchte er daher mit dem jungen Manne, der seiner Aufsicht anvertraut war, Blumenbach's Vorlesungen über die allgemeine Naturgeschichte. Botanik hörte er bei Murray, Chemie bei Gmelin. Auch mit der Mineralogie, die er späterhin sehr liebgewann, machte er sich bekannt. Um sich vor einer nicht zu kleinen Anzahl von Zuhörern an einen freien Lehrvortrag zu gewöhnen, hielt er seine ersten Vorlesungen über die Geschichte der Menschheit unentgeltlich.*) Mit besonderm Fleiße studirte er damals Kant's „Kritik der reinen Vernunft" und suchte in den Geist des originellen Systems einzudringen, das dem königsberger Philosophen seinen Ursprung verdankte. Die Ueberzeugung, dem Scharfsinne des kühnen Reformators der Philosophie zu wenig aus eignen Mitteln entgegensetzen zu können, machte ihn zum entschiedenen Kantianer. Aber um die neue Philosophie in Göttingen einführen zu können, mußte er wider Willen mit Feder, den er als Lehrer sehr verehrte, öffentlich in die Schranken treten. Seine ersten Vorlesungen über die Kant'sche Philosophie, die er ebenfalls unentgeltlich hielt, wurden so zahlreich besucht, daß das große Lichtenberg'sche Auditorium sie kaum fassen konnte. Einen gedruckten Abriß dieser Vorlesungen schickte er an Kant**), der ihm zu Anfange des Jahres 1793 einen freundlichen Brief schrieb, in welchem er sich zu dem Beitritte eines solchen Mitarbeiters um so mehr Glück wünschte, da er nicht gedacht, daß die trockene Speculation für einen dichterischen Kopf einen Reiz haben könne. Als ein solcher galt er noch immer, und seine Phantasie, die nicht ihre Autorität sogleich an den kalten Verstand abtreten wollte, beschäftigte sich noch

*) Er legte dabei zum Theil das nachfolgende lateinisch geschriebene Werk zum Grunde: „De historia generis humani, doctrinae morum artisque politicae adjutrice".

**) „Anzeige einiger Vorlesungen über die Kant'sche Philosophie".

Digitized by

immer mit poetischen Arbeiten.*) Gleichwol hielt Bouterwek, den man in Göttingen gewöhnlich nur den Verfasser des „Donamar" nannte, es für eine ungerechte Zurücksetzung, noch nicht zum Professor der Philosophie ernannt worden zu sein. Aber die abwechselnde Richtung seines Geistes, der sich bald poetischen, bald philosophischen Studien zuwandte, verbunden mit einer rastlosen Thätigkeit im Lernen und Lehren, äußerte auf seine Gesundheit einen nachtheiligen Einfluß. Um sich von der hypochondrischen Stimmung, in die er damals wieder versunken war, zu befreien, unternahm er im Winter 1793 bis 1794, nachdem sein junger Freund ihn verlassen hatte, eine Reise in die Schweiz, mit dem Entschlusse, nicht nach Göttingen zurückzukehren, wenn sich ihm unterwegs seinen Neigungen entsprechende Verhältnisse darbieten sollten.

Eine Frucht dieser Reise, die er ganz allein unternahm, um sich desto ungestörter seinen Gedanken überlassen zu können, waren seine „Schweizerbriefe an Cäcilien", im Sommer 1794 geschrieben.**) Auf der Rückreise im Herbst des genannten Jahres fühlte er sich durch die anziehenden Bekanntschaften, die er in Darmstadt machte, veranlaßt, den Winter dort zuzubringen, um vor einem gebildeten Kreise Vorlesungen über die Kant'sche Philosophie zu halten. Der durch seinen „Commentar über die Institutionen des Justinian" bekannte Geheimetribunalrath Höpfner hatte zuerst die Veranlassung gegeben, daß sich eine gemischte Gesellschaft von mehr als 30 Personen, zu welcher nicht nur Juristen und Cameralisten, sondern auch Offiziere, Geistliche und Candidaten der Theologie gehörten, zusammengefunden hatte. Die Aufmerksamkeit mit der diese Männer, fast alle älter als Bouterwek, seine Vorträge anhörten, die mannichfachen Beweise eines freundschaftlichen Wohlwollens, die er von ihnen erhielt, und die geselligen Unterhaltungen in dem gastfreundlichen Darmstadt machten damals in Bouterwek den Wunsch rege, dort eine bleibende Bestimmung zu finden. Während seine Freunde

---

*) „Ueber Poesie und Nähnadeln; ein ästhetischer komischer Versuch" (im „Berliner Journal für Aufklärung", 1790, März); „Fragmente vom griechischen und modernen Genius, ein Parallelversuch" (in Bürger's „Akademie der schönen Redekünste", 1790, Bd. 1, St. 1, S. 47 u. fg.); „Apollo, eine Deutung" (ebendas.); „Cäsar am Rubico" (ebendas., 1791, St. 3, S. 336 u. fg.); „Donamar's Trost" (in Ewald's „Urania" 1793. Bd. 1. St. 1.); „Theodata, eine attische Scene" (ebendas. St. 3.).

**) S. das Verz. s. Schriften, Nr. 14.

thätig für ihn waren, ihm, der wieder zur Jurisprudenz zurückkehren wollte, eine passende Civilstelle zu verschaffen, schrieb er seinen „Paullus Septimius"*), in welchem er die Kant'sche Philosophie von einem empirischen Standpunkte aus zu popularisiren suchte, weil er diesen mit Recht für den einzigen hielt, um dem Kant'schen Systeme bei der Menge Eingang zu verschaffen. Seine Abneigung gegen alles Phantastische und Ueberspannte änderte damals auch seine poetischen Ansichten. Er glaubte Göthe über Schiller, der ihm bisher als der größte Dichter seines Zeitalters gegolten hatte, stellen zu müssen. Zu den Schriften, mit deren Abfassung er sich damals beschäftigte, gehörten außer seinen „Miscellaneen, oder Gedichten, Philosophemen, Erzählungen, Phantasien und Launen", seinen „Fünf kosmopolitischen Briefen" und seiner „Polydora" noch der Roman: „Gustav und seine Brüder"**), der, angeblich aus den neuen Papieren des Grafen Donamar geschöpft, nicht den Beifall jenes frühern Romans erhielt. Während er sich mit diesen Arbeiten beschäftigte, verschwanden die Aussichten zu einem bleibenden Aufenthalte in Darmstadt immer mehr. Nach einer 2jährigen Abwesenheit kehrte er daher wieder nach Göttingen zurück, um dort philosophische und ästhetische Vorlesungen zu halten und zugleich wieder die Studien eines jungen Juristen zu leiten.

Als im Jahre 1797 Feder von Göttingen abging, wurde Bouterwek von der handverschen Regierung zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt, nachdem er bereits 1791 vom Herzoge von Weimar den Titel als Rath und 1793 den eines Doctors der Philosophie zu Helmstedt erhalten hatte. Die ebengenannte Wissenschaft, mit deren Geschichte er sich früherhin nur nebenher und oberflächlich beschäftigt hatte, wurde seitdem sein Hauptstudium. Bei einem fortgesetzten Nachdenken über Kant's Schriften mußte ihm der Mangel einer gerechten Würdigung des Skepticismus klar werden, durch den doch philosophische Meinungen zuerst gründlich und bündig widerlegt werden müssen, ehe an ein unwiderlegbares System der Philosophie zu denken ist. Seine Anhänglichkeit an Kant nahm immer mehr ab, seit er die Schriften F. H. Jacobi's genauer kennen gelernt hatte. Wie viel darauf ankomme, die Geschichte der Philosophie planmäßig

*) S. das Verz. s. Schriften, Nr. 13.

**) S. das Verz. s. Schriften, Nr. 10, 11, 12 und 15.

studirt und besonders die ältern Systeme durchdacht zu haben, sah Bouterwek ein, als Fichte durch seine „Wissenschaftslehre" die Kant'sche Philosophie zu verdrängen suchte. Zwar bewunderte er den dialektischen Scharfsinn Fichte's; aber der excentrische, den gesunden Menschenverstand verachtende Geist jener neuen „Wissenschaftslehre" hatte für Bouterwek, wie damals jede sophistische und phantastische Ueberspannung, etwas so Widerwärtiges, daß er im Eifer über den Fichte'schen Idealismus seine „Idee einer Apodiktik" schrieb.*) Bei dem Streit, in den er sich bald darauf mit der Schelling'schen Schule verwickelt sah, die den Fichtianismus verdrängt hatte, gereicht es Bouterwek, wenn er auch gegen seine zahlreichen und mächtigen Gegner öfters den Kürzern zog, doch zur Ehre, trotz aller Verunglimpfungen dem redlichen Weiterforschen nie entsagt zu haben. Aber der Mangel an Selbständigkeit und Tiefe, Schöpfer eines neuen haltbaren philosophischen Systems zu werden, nöthigte ihn, sich an Jacobi's Philosophie enger anzuschließen. Die persönliche Bekanntschaft des ebengenannten Philosophen auf einer Reise nach Hamburg hatte übrigens auf jenen aus innerer Ueberzeugung hervorgehenden Schritt keinen Einfluß gehabt. Aus dieser Vereinigung mit den philosophischen Ansichten Jacobi's ging Bouterwek's „Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften" und seine „Religion der Vernunft" hervor, während schon mehre Jahre früher im Streit mit der neuen Unendlichkeitslehre und der überfließenden Romantik sich seine „Aesthetik"**) entwickelt hatte.

Zu seinen Vorträgen als akademischer Lehrer gehörten Logik, Metaphysik, Religionsphilosophie, allgemeine praktische Philosophie, Ethik, Naturrecht und allgemeine Geschichte der Philosophie oder Darstellung der merkwürdigsten Lehren, auf welche die berühmtesten Philosophen ihre Systeme gegründet haben, wie Bouterwek dies Collegium in dem Lectionskataloge selbst benannte. Auch pflegte er mindestens einmal im Jahre Aesthetik, verbunden mit einer Geschichte der schönen Künste, besonders der Dichtkunst, zu lesen und von Zeit zu Zeit seine historisch-kritischen Vorlesungen über die deutsche, sowol ältere, als neuere Literatur zu wiederholen.

Zu den bereits erwähnten äußern Auszeichnungen, die er seinem Schriftstellertalent und der treuen Erfüllung seiner

---

*) S. das Verz. s. Schriften, Nr. 23.

**) S. das Verz. s. Schriften, Nr. 39, 42 und 85.

Berufspflichten verdankte, waren im Fortgange der Zeit noch folgende hinzugekommen. Im Jahre 1802 war er ordentlicher Professor der Philosophie und 1806 Hofrath geworden. In demselben Jahre ward er von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Lissabon und 1808 von der königl. Akademie der Wissenschaften zu München zum ordentlichen auswärtigen Mitgliede ernannt. Dieselben Auszeichnungen erhielt er 1809 von der Wetterauischen Gesellschaft für Naturkunde, 1811 von der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen und von der Akademie zu Livorno. 1812 ward er correspondirendes Mitglied der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1813 Ehrenmitglied der Societät für die gesammte Mineralogie zu Jena und 1819 correspondirendes Mitglied der königl. spanischen Akademie der Geschichte zu Madrid wie auch des königl. niederländischen Instituts zu Amsterdam.

Unter seinen literarischen Arbeiten verdient die „Neue Vesta, eine Sammlung kleiner Schriften zur Philosophie des Lebens und zur Beförderung der häuslichen Humanität" *), nicht übersehen zu werden. Eben dem Kritiker, der über den Grafen Donamar das früher mitgetheilte harte Urtheil ausgesprochen hatte, gewann die „Neue Vesta" ein fast ungetheiltes Lob ab. „Die meisten Aufsätze darin", sagt Huber **), „verbinden Originalität mit gesunder Vernunft; nirgends vermißt man die bescheidene Ruhe, die äußere Anspruchslosigkeit, den gesitteten Anstand, womit ein selbstdenkender und cultivirter Geist sich ausdrücken muß, um in der That, nicht durch Worte (die ein solcher Geist ohnehin sich am wenigsten erlauben wird) zu bewähren, daß es ihm mit seinen Bestrebungen in der Kunst und Wissenschaft Ernst ist. Herr B. hat sich einen Ton zu eigen gemacht, der nicht immer der seinige war, und er befindet sich wirklich auf einem Gebiete, wo es ihn nicht verdrießen kann, wenn man nicht in Rücksicht auf ihn, sondern, um an Andern nicht ganz verzweifeln zu müssen, sich früherer Epochen seiner Bildung erinnert. Zwar wird man eben in dieser Rücksicht schmerzlich gemahnt, daß Andere da, wo er aufhört, einst anfangen zu wollen scheinen und ungleich schlimmer aufhören, als er damals anfing; indessen mag sein Beispiel, wenn es auch für die Meisten nicht mehr gelten kann, doch für den Einen oder den Andern von

*) S. das Verz. s. Schriften, Nr. 29.

**) S. dessen „Sämmtliche Werke seit d. J. 1802", Th. 2, S. 205 u. fg.

Digitized by Google

den Schülern noch Hoffnungen übrig lassen. Die drei Beiträge zu dem ersten Bande der „Vesta", bei denen sich Herr B. als Verfasser genannt hat, sind nebst einem angenommenen Aufsatz, der den Titel führt: „Wirkliche Portraits", beiweitem die besten; sie sind es, welche diesem neuen Institute den vorzüglichen Gehalt geben, um dessentwillen zu wünschen ist, daß mit der Zeit die fremden Beiträge den eignen des Herausgebers besser die Wage halten, als es mit den zweien, die in diesem ersten Bande den meisten Raum einnehmen, der Fall ist. Sie stehen wenigstens durch Manier und Form dem Geiste, der diese Sammlung dem Herausgeber verdankt, etwas zu weit nach".

Als eins seiner Hauptwerke verdient noch am Schlusse dieser Biographie Bouterwek's „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts"*) hervorgehoben zu werden. Vielleicht würde, ohne den Antrag Eichhorn's, als einen Theil der allgemeinen Geschichte der Künste und Wissenschaften die der schönen Literatur des neuern Europa zu übernehmen, nie die Idee zu einer so umfassenden Arbeit, wie jene „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit" ist, in Bouterwek rege geworden sein. Auch hätte er sie kaum liefern können, wenn er nicht den größten Theil der dazu erfoderlichen Sprachkenntnisse schon auf die Universität mitgebracht hätte. Aus Mangel an nöthiger Vorbereitung erklärt sich die ungleiche Bearbeitung des Werks in einzelnen Theilen, besonders in den 2 ersten Bänden, welche die italienische Literatur enthalten. Desto sorgfältiger sind die spätern Abtheilungen bearbeitet. Als reiche Sammlung brauchbarer Notizen sowie selbst gewonnener Urtheile und Ansichten gehört indeß dies Werk noch immer zum Besten, was die deutsche Literatur in dieser Gattung aufzuweisen hat, und verdient daher wol die Dauer, die ihm Bouterwek in seiner mit der strengsten Kritik seiner frühern Geistesproducte abgefaßten Selbstbiographie wünscht. Außer diesem Aufsatz, der die von Bouterwek veranstaltete Sammlung seiner „Kleinen Schriften"**) einleitet und ein trefflicher Beweis seines starken Geistes und der nur einem solchen eignen Selbstkenntniß ist, befindet sich in jenen „Kleinen Schriften" noch Manches, was den gepriesensten seiner größern systematischen Werke an Werth nicht nachsteht.

Schon im Wintersemester 1827—28 war Bouterwek

*) S. das Verz. s. Schriften, Nr. 27.

**) S. das Verz. s. Schriften, Nr. 41.

durch Krankheit in seinen akademischen Vorlesungen gestört worden, sodaß er mehre derselben nicht auszulesen im Stande war. Ueberhaupt hatte er schon lange an körperlichen Schwächen mancher Art gelitten und seit mehren Jahren nicht nur das Gesicht, sondern auch das Gehör so verloren, daß er Bekannte nur ganz in der Nähe zu erkennen vermochte und eine mündliche Unterhaltung mit ihm nicht leicht war.

Die Nachricht seines Todes (den 9. August 1828) kam indeß doch den Meisten unerwartet, da er nur noch wenige Tage zuvor seine Berufspflichten pünktlich erfüllt hatte. Die Gedächtnißrede, welche ihm in der Versammlung der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen den 6. September 1828 von dem Obermedicinalrath Blumenbach gehalten ward, verband mit einem kurzen Lebensabriß Bouterwek's eine Schilderung seiner literarischen Verdienste.

Ein Bildniß von ihm befindet sich vor K. Reinhard's „Romanenkalender auf das Jahr 1798".

Digitized by Google

Chronologisches Verzeichniß
von
Bouterwek's Schriften.*)

---

1. Commentatio de fundamento successionis Germanicae tam allodialis quam feudalis et ratione differentiae inter successionem Germanicam et Romanam, in concertatione civium acad. Georg. Aug. premio ornata. 4. Göttingen, 1786.
2. Menöceus, oder die Rettung von Thebe; ein Trauerspiel mit Gesang. Hanover, 1788.
3. Briefe an Theokles. 1. Bdchen. Berlin, 1789.
4. Parallelen vom griechischen und modernen Genius (nur Fragmente). Göttingen, 1791 (eigentlich 1790).
5. Graf Donamar. Briefe, geschrieben zur Zeit des siebenjährigen Krieges in Deutschland. Herausgegeben von B. 3 Thle. Göttingen, 1791—93. N. Aufl. Ebendas. 1798—1800.
6. Anzeige einer Vorlesung über die Kant'sche Philosophie. Ebendas., 1792.
7. Zehn Phantasien, nebst einem Anhange. Berlin, 1792.
8. De historia generis humani, doctrinae morum artisque politicae adjutrice, libellus. Göttingen, 1792.
9. Aphorismen, den Freunden der Vernunftkritik nach Kant'scher Lehre vorgelegt. Göttingen, 1793.
10. Miscellaneen, oder Gedichte, Philosophemen, Erzählungen, Phantasien und Launen. 2 Bde. Berlin, 1793—94.
11. Fünf kosmopolitische Briefe. Ebend., 1794.
12. Polydora. Mancherlei zur Unterhaltung und Lehre, aus den Papieren mehrer Verfasser. 1. Bdchen. Hanover, 1795.
13. Paullus Septimius, oder das letzte Geheimniß des eleusinischen Priesters. 2 Thle. Halle, 1795.
14. Schweizerbriefe an Cäcilien, geschrieben im Sommer 1794. Berlin, 1795. (Ohne Vorwissen des Verfassers mit einem neuen Titelblatte, Halle, 1801 gedruckt.)

---

*) Das Verzeichniß von Bouterwek's Schriften, welches Saalfeld in seiner „Geschichte der Universität Göttingen", S. 356 u. fg. liefert, ist hier durch Meusel's „Gelehrtes Deutschland" und durch das „Handbuch der deutschen Literatur" von J. S. Ersch vervollständigt worden.

15. Gustav und seine Brüder. Aus den neuen Papieren des Herausgebers der Geschichte des Grafen Donamar. 2 Thle. Halle, 1796—97.
16. Progr. de sensu veri libellus. Göttingen, 1797.
17. Abriß akademischer Vorlesungen über die Philosophie der Schreibart in deutscher Prosa. Göttingen, 1797.
18. Grundriß akademischer Vorlesungen über die Aesthetik. Ebendas. 1797.
19. Göttingisches philosophisches Museum (in Verbindung mit Buhle) Bd. 1, St. 1, 2. Bd. 2, St. 1. 1798.
20. Dialogen. Erste Sammlung. Halle, 1798.
21. Abriß akademischer Vorlesungen über die Rechtsphilosophie. Göttingen, 1798.
22. Abrisse akademischer Vorlesungen zum Gebrauch für meine Zuhörer. Ebendas., 1798.
23. Idee einer Apodiktik. Ein Beitrag zur menschlichen Selbstverständigung und zur Entscheidung des Streits über Metaphysik, kritische Philosophie und Skepticismus. 2 Bde. Halle, 1799.
24. Anfangsgründe der speculativen Philosophie. Göttingen, 1800.
25. Literarische Blätter. 1. Heft. Göttingen, 1800.
26. Almusa, des Sultans Sohn. Ein Roman aus der Geisterwelt, nach den hinterlassenen Papieren des Grafen Donamar. Bremen und Frankfurt, 1801.
27. Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts. 12 Bde. Göttingen, 1801—19. (Auch unter dem Titel: Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Von einer Gesellschaft gelehrter Männer ausgearbeitet. 3. Abtheilung: Geschichte der schönen Wissenschaften.)
28. Gedichte. Mit 1 Kupfer und 1 Vignette (herausgegeben von K. Reinhard). Göttingen, 1802.
29. Neue Vesta. Kleine Schriften zur Philosophie des Lebens und zur Beförderung der häuslichen Humanität. 12 Bde. Leipzig, 1803—11. (Eine Fortsetzung der von K. H. Heydenreich herausgegebenen „Vesta", deren 5. Bändchen einige Zusätze Bouterwek's zu den „Briefen über Aerger und Aergerlichkeit" enthält. In der Neuen Vesta befinden sich von ihm im 1. Bde: das Ehescheidungstribunal, ein komisches Zwischenspiel nach dem Spanischen des Cervantes; im 2.: Eros und Aphrodite, oder der Mythus von der Liebe; im 3.: der Mythus von den Grazien; Elegien des Camoens, nebst einer biographischen Vorerinnerung und einer Nachschrift über Poesie und Schwärmerei.)
30. Die Epochen der Vernunft, nach der Idee einer Apodiktik, eine gemeinnützige Anmerkung zum Quodlibet der neusten Philosophie. Göttingen, 1802.
31. Neues Museum der Philosophie und Literatur. 2 Bde. (jeder aus 2 Heften bestehend). Leipzig, 1802—4.
32. Anleitung zur Philosophie der Naturwissenschaften. Göttingen, 1803.
33. Immanuel Kant; ein Denkmal. Hamburg, 1805.
34. Novellen und Reflexionen. Aus den ältern Papieren der Geschichte des Grafen Donamar. Göttingen, 1805.
35. Aesthetik. 1. Theil: Allgemeine Theorie des Schönen in der Natur und Kunst. Leipzig, 1806. 2. Theil: Theorie der schönen Künste.

Digitized by

Ebendas., 1806. 2. völlig umgearbeitete Aufl., 2 Thle. Göttingen, 1815. 3. Aufl. 2 Thle. Ebendas., 1824.
36. Ideen zur Metaphysik des Schönen, in 4 Abhandlungen. Leipzig, 1807 (eigentlich 1816).
37. Ueber die Möglichkeit einer philosophischen Classification der Mineralkörper. Ein Gutachten aus keiner Schule. Göttingen, 1808.
38. Praktische Aphorismen. Grundsätze zu einem neuen System der moralischen Wissenschaften. Leipzig, 1808.
39. Lehrbuch der philosophischen Vorkenntnisse, nebst einigen Aphorismen als Disputationsthesen zur speculativen Philosophie. Göttingen, 1810. 2. Ausgabe. Ebendas., 1820.
40. Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften, nach einem neuen System entworfen. Erster Theil: allgemeine Einleitung; Apodiktik; Metaphysik; Religionsphilosophie. Göttingen, 1813. Zweiter Theil: allgemeine praktische Philosophie; allgemeine philosophische Moral; Naturrecht. Ebendas., 1813. 2. Aufl. 2 Thle. Ebendas., 1820.
41. Kleine Schriften, philosophischen, ästhetischen und literarischen Inhalts. 2 Bde. Göttingen, 1818.
42. Die Religion der Vernunft. Ideen zur Beschleunigung der Fortschritte einer haltbaren Religionsphilosophie. Göttingen, 1824.

Zerstreute Aufsätze Bouterwek's in Zeitschriften.

1. Sollte die Anwendbarkeit der Chöre in den griechischen Tragödien für den Geschmack unsers Zeitalters ganz verloren sein? Nebst Probe einer Uebersetzung zweier Chöre des Euripides (im „Deutschen Museum", 1788, St. 11, S. 393 u. fg.).
2. Komala, ein Singspiel nach Ossian (ebendas., St. 12, S. 512 u. fg.).
3. Stoicismus, eine philosophische Phantasie (im „Berliner Journal für Aufklärung", 1789, Bd. 2, St. 2, S. 97 u. fg.).
4. Alonzo, eine philosophische Phantasie (ebendas., Bd. 3, St. 3, S. 193 u. fg.).
5. Ueber Poesie und Nähnadeln, ein ästhetisch-komischer Versuch (ebendas., 1790, März).
6. Fragmente vom griechischen und modernen Genius, ein Parallelversuch (in G. A. Bürger's „Akademie der schönen Redekünste", 1790, Bd. 1, St. 1, S. 47 u. fg.).
7. Apollo, eine Deutung (ebendas.).
8. Cäsar am Rubico, Monolog (ebendas., 1791, St. 3, S. 336 u. fg.).
9. Donamar's Trost (in Ewald's „Urania", 1793, Bd. 1, St. 1).
10. Theodota, eine attische Scene (ebendas., St. 3).
11. Vernunftgesang in jedem Tempel zu singen (im „Berliner Musenalmanach" 1796).
12. Philosophie der Romane (in K. Reinhard's „Romanencalender f. d. J. 1798").
13. Briefe an Thekla (in dem zu Frankfurt a. M. erschienenen „Taschenbuche auf d. J. 1804").
14. Ueber die Bestimmung der Gattungen und ihrer Charaktere in der Mineralogie (in Leonhard's „Mineralogischem Taschenbuche", 5. Jahrg., 1811).

15. De primis philosophorum Graecorum decretis physicis (in „Comment. societ. Gotting. recent.“, vol. II, ad a. 1811—13).
16. De justitia fabulosa, ad rationem tragoediarum Graecarum philosophicam atque politicam perttnente (ibid., ad a. 1811—13).
17. De originibus rationis physicae, quae dynamica appellatur, apud veteres philosophos investiganda (ibid., ad a. 1814—15).
18. Vorrede zu W. Meyer's „Aphorismen über Religion u. s. w.“, 1817.
19. Gedichte in den „Musenalmanachen“ von Bürger und Voß, und in Benecken's „Jahrbuch für die Menschheit“.
20. Recensionen in den „Göttinger gel. Anzeigen“.
21. Antheil an der Ersch-Gruber'schen „Encyclopädie“.

Digitized by Google

Ulrich Heinrich Gustav

Freiherr von Schlippenbach,

geb. 1774 den 18. März n. St., gest. 1826 den 20. März.

Ulrich Heinrich Gustav Freiherr von Schlippenbach war das einzige Kind seiner Aeltern. Sein Vater, Erbbesitzer der Güter Großwormsahten und Alschhof im ambotenschen Kirchspiele, ein schlichter, gerader, dabei ernster und strenger Mann, hatte als Capitain in preußischen Diensten den siebenjährigen Krieg mitgemacht. Seine Mutter, geborne von Blomberg, von seltner Bildung und ungemeiner Zartheit des Gemüths, war allgemein geachtet und geliebt und lebt noch fort in dem Andenken der Ihrigen und Aller, die einst zu dem engen Kreise ihrer Freunde gehörten. Bis zu seinem zehnten Jahre blieb Schlippenbach im Hause seiner Aeltern und empfing von seiner Mutter den ersten Unterricht. Seine weitere Ausbildung aber überließ der Vater jungen Männern, die man ihm als Lehrer besonders empfohlen hatte. Zuerst war es ein Candidat Czwalina, der des talentvollen Knaben unbändige Munterkeit und ausgelassenen Muthwillen, womit er oft des Greises Ruhe störte, dämpfen und ihn an stilles Sitzen gewöhnen sollte. Dann wurde er in Zunzen bei seinem Oheim, dem damaligen Landrathe, nachherigen wirklichen Staatsrath und Präsidenten von Blomberg *), der in einer

---

*) Die Handschriften, welche dieser fleißige Patriot hinterlassen hat, sind in Schwarz's „Bibliothek kurländischer Staatsschrif-

kinderlosen Ehe lebte und seine innige Liebe für die Schwester auf deren Sohn übertrug, einem Candidaten Sally, aus Femern gebürtig, anvertraut. Aber dieser war ebenso wenig als sein Vorgänger im Stande, des Knaben regen und lebhaften Geist, der Alles begierig ergriff, was ihn auf eine angenehme Art beschäftigte, aber jede Anstrengung scheuete und durchaus keinen Zwang duldete, Geschmack an Sprachen und Wissenschaften beizubringen. Ihn mußte die damalige mechanische und strenge Unterrichtsmethode anekeln. Auch bemerkte er bald die Lächerlichkeiten in dem pedantischen Wesen seiner Führer, die er spottend nachahmte und in Zerrbildern darstellte. Das gastfreie Leben auf dem Lande und die Jagdliebhaberei, welche die Nachbarn Tage und oft Wochen lang zusammenhielt, entzog den Knaben einer genauern Aufsicht und zerstreute seine Gedanken, die lieber bei den geselligen Unterhaltungen und ländlichen Vergnügungen verweilten als bei dem Katechismus, bei den grammatischen Regeln und Vocabeln, die man ihn auswendig lernen ließ, ohne sie zu erklären oder ihre Anwendung zu lehren. So geschah es denn, daß er, von der Mutter, welche die Folgen eines anhaltenden Sitzens für den zarten Körperbau ihres Lieblings fürchtete, begünstigt, sich nicht selten den Schulstunden entzog. Wie viel hätte ein so glücklich organisirter Kopf, von Ehrbegierde gespornt, leisten können, wenn er gleich Anfangs in bessere Hände gerathen wäre. Ein Glück für ihn war es, daß er an einem Holsteiner, Namens Buck, einen Lehrer erhielt, der ihn geistig richtiger zu behandeln verstand, wenn er gleich ihn moralisch zu bilden nicht geeignet war. Ein Mann von trefflichen Schulkenntnissen und gewissenhaftem Fleiße, aber von rohen, fast gemeinen Sitten, der den aus Jena mitgebrachten derben Studententon nicht abgelegt hatte. Schneller entwickelten sich die Fähigkeiten seines Schülers, der nicht geringe Fortschritte machte; aber auf die Sitten desselben hatten die unvorsichtigen Aeußerungen des Lehrers wie dessen ganzes Benehmen keinen günstigen Einfluß. Indessen wäre dieser noch verderblicher gewesen, hätte nicht die zärtliche Mutter, an welcher der Sohn mit unbeschreiblicher Innigkeit und Wärme hing, dagegengewirkt. Sie war der Schutzengel seines Lebens, die ihn mit sanfter Hand leitete und vor

ten" S. 272 aufgezählt. Eine kurze Notiz von seinem Leben gibt der Staatsrath v. Recke im 1. Bde. seines „Allgemeinen Schriftsteller- und Gelehrtenlexikons der Provinzen Lief-, Esth- und Kurland" (Mitau 1827, S. 188).

Digitized by Google

Verirrungen bewahrte. Ihren Lehren und Warnungen folgte er unbedingt, selbst in den Momenten, wo jugendlicher Ungestüm ihn unaufhaltsam fortzureißen schien. Ihr nur konnte es gelingen, den Keim zarter Empfindungen in ihm bis zur Gemüthlichkeit auszubilden, den Sinn für das Schöne und Gute in ihm zu wecken und zu erhalten, seine Empfänglichkeit für das Große und Erhabene auf das höchste Wesen und auf die herzerhebenden Wahrheiten der Religion zu richten, die ihn oft bis zur Begeisterung entflammten und sich ebenso kräftig als rührend in seinen Gedichten aussprechen. Und dies glückte der unermüdlich sorgsamen, über jeden seiner Schritte wachenden Mutter trotz der rohen Umgebung, aus der sie ihn nicht zu entfernen vermochte, und die den lebhaften Knaben immer wieder zurückzog. So entstand, wie er selbst sich ausdrückte, die sonderbare Mischung in seiner Denk- und Sinnesart, daß abwechselnd bald die zartesten, heiligsten Gefühle ihn himmelan trugen, bald die Gemeinheit des Lebens in den Staub hinabzog. Oft pflegte er sich zu beklagen, daß der Baß und der Discant seiner geistigen Instrumente nicht zusammenstimmte; eine sehr wahre Bemerkung, die Jeder, der ihn genau kannte und aufmerksam beobachtete, bestätigen muß, und die das Räthsel in seinen Geistesschöpfungen, verglichen mit seinem gesellschaftlichen und öffentlichen Wirken, löst: wie der klare Strom seiner schönen Gefühle sich zuweilen so sehr trüben und die Farbe der Umgebung annehmen konnte; wie der Geist, der zu einer Zeit den freien Aufschwung zum Unendlichen und Ewigen nahm, zu einer andern vom Irdischen befangen und gefesselt wurde, wie er selbst in manchen Umständen und Verhältnissen seine edlere Natur fast verleugnen konnte.

So gut und zweckmäßig Buck's Unterricht war, so vermochte er doch bei seinem Schüler nicht überall das früher Versäumte zu ersetzen, und es blieben Lücken zurück, die sich um so weniger ausfüllen ließen, da man, als Schlippenbach kaum das funfzehnte Jahr erreicht hatte, sich schon beeilte, ihn auf das akademische Gymnasium nach Mitau zu schicken. So wurde denn auch an ihm der Fehler begangen, der noch jetzt in unserm Vaterlande nicht selten ist, daß der Jüngling ohne hinlängliche Vorbereitung zu frühe auf die höhere Lehranstalt versetzt wird. Indessen war doch wenigstens der Geist geweckt und für weitere Bildung empfänglich gemacht worden. In Mitau übergab man ihn der Aufsicht des Herrn von Medem aus Rumbenhof, eines rechtlichen und biedern Mannes, bei dem er Wohnung und Beköstigung erhielt.

Hier besuchte er vorzugsweise die philologischen Vorlesungen von Beseke und Watson, sowie die ästhetischen von Tiling und Küttner. Bei letzterm hörte er noch privatim ausführliche Bemerkungen über dessen „Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten". Von ihm ermuntert, unter seiner und Tiling's Leitung, machte er Versuche in der Poesie, wozu er schon frühe Anlagen verrathen hatte. Er erinnerte sich nämlich, daß er schon als 6jähriger Knabe (also früher noch als Beauchateau, der im achten Jahre zu dichten anfing, und von dem Brébeuf behauptete: seine Amme müßte ihn auf den Parnaß getragen haben) eine Grabschrift seinem Hündchen, dem Spielwerke seiner Kindheit, gesetzt hatte, und die so lautete:

Mein treuer Hund ist mir gestorben;
Die Grabschrift hat er sich erworben.
Es war ein gutes Thier
Und machte mir
Gar männiglich Vergnügen.

Eine Epistel an den Magister Fuchs war das erste Gedicht, das er als Jüngling verfertigte, und das später in der von Funk und Gerber herausgegebenen „Preußischen Blumenlese" zusammen mit andern gedruckt erschien. Ein Hang zur Satyre, den er nicht zu zügeln verstand, indem die Eitelkeit über sein Herz den Sieg gewann, machte ihm nicht nur Feinde unter seinen Commilitonen, deren keinen er verschonte, sobald er eine Blöße an ihm gewahrte, sondern erregte auch den gerechten Unwillen mancher achtungswerthen Männer, und besonders seiner Lehrer, die er gleichfalls anzugreifen sich nicht scheute. Da ernste Warnungen ihn nicht vorsichtiger machten, so konnte es nicht fehlen, daß er sich Verdruß und Strafe zuzog.

Während der Zeit hatte sich unter den Literaten und Bürgern Kurlands eine Oppositionspartei gegen den Adel gebildet, von welchem sie sich in ihren Rechten beeinträchtigt glaubten. Da der Herzog mit der Ritterschaft beständig im Streite begriffen war und ihre wachsenden Ansoderungen fürchtete, so begünstigte und erdreistete er die Unzufriedenen, mit ihren Anklagen öffentlich vorzutreten. Von dem Schutze des Landesfürsten versichert, näherten sich nun Alle, die gleiches Sinnes waren, einander, um sich über die Beschwerden, welche sie führen wollten, zu verständigen und zu einigen. So entstand der Bürgerverein, der in der Geschichte Kurlands keine unbedeutende Rolle spielt. An die Spitze desselben hatten sich die Hofgerichtsadvocaten, die damals den Ti-

Digitized by Google

tel polnischer Justizräthe führten, gestellt. Diese bemühten sich, die Schritte ihres Mitstandes zu rechtfertigen, indem sie dessen Beschwerden vortrugen und dabei die Anmaßungen des Adels in ein grelles Licht stellten. Zur Gegenwehr genöthigt, suchte nun letzterer die Anschuldigungen der Bürgerlichen als grundlos und deren Maßregeln als revolutionnair darzustellen. Zu ihrem Wortführer hatten sie den Professor Tiling gewählt, der von der Vertheidigung bald zu kühnen Angriffen überging. Der Kampf wurde, da sich auch Persönlichkeit einmischte, immer leidenschaftlicher geführt, wie es die Schriften bezeugen, die dabei gewechselt worden sind. Dies machte die Versöhnung, welche eine gemäßigtere Partei versuchte, völlig unmöglich.

Mit allem Feuer jugendlicher Unbesonnenheit und mit allen Vorurtheilen seines Standes stellte sich auch Schlippenbach — freilich in der Entfernung, welche sein Alter gebot — in die Reihe der Kämpfer und ermüdete nicht, durch Spottlieder und beißende Bemerkungen die Gegner des Adels zu verfolgen, so viel er vermochte. Auch seinen Unwillen gegen den Herzog wollte er bemerkbar machen, und da er nicht persönlich gegen ihn auftreten konnte, so richtete er seinen Angriff gegen das im großen Hörsale des akademischen Gymnasiums aufgehangene Bildniß des Fürsten. An dessen Namens- und der Anstalt Stiftungstage nämlich, wo die Studenten einen öffentlichen Aufzug mit Musik zu veranstalten pflegten, ging er mit mehren seiner Jugendgenossen, die mit ihm gleiche Gesinnungen hegten, auch wol von ihnen angereizt, auf das Gymnasium und durchstieß mit seinem Degen *) das schöne von Barisien gefertigte Gemälde des Herzogs, der dasselbe nach dieser Entstellung sogleich wegtragen ließ und weiterhin an dem Orte, dessen Zierde es war, nicht mehr hinzustellen gestattete. Diese Handlung eines kindischen Muthwillens, wie Schlippenbach selbst sie nannte, wurde wegen der hohen Person, an der gefrevelt war, mit 3monatlicher Carcerstrafe und mit Ausschließung von der Anstalt bestraft. In den damaligen Verhältnissen des Adels zum Herzoge konnte indessen des letztern Ungnade dem unbesonnenen Jünglinge nicht schaden; ja sie gewann ihm vielmehr, wie er erzählte, manche einflußreiche Freunde unter den Widersachern des Bürgerstandes.

---

*) Womit die jungen Leute, wenn sie wollten, bewaffnet erscheinen durften.

Er bezog nun, aber wieder zu früh, die Hochschule zu Königsberg, wohin ihn sein Mutterbruder begleitete. Bei den ohne seine Schuld mangelhaften Kenntnissen konnte es nicht fehlen, daß er seine Studien nach keinem eigentlichen Plane zu ordnen vermochte. Er ließ sich bloß von seiner wechselnden Neigung, von äußern zufälligen Antrieben und vorübergehenden Launen leiten, ergriff, was ihm leichte Unterhaltung versprach, und gab auf, was ihm zu schwer ward und was er nicht erfassen konnte. Wie oft hat er in seinen spätern Jahren diese Fehlgriffe schmerzlich bedauert, wie oft gegen seine vertrauten Freunde darüber geklagt. Doch that er sich darin zum Theil selbst Unrecht, und er hat wol in seinem männlichen Alter sattsam bewiesen, was anhaltender Fleiß und rastloser Eifer zu ersetzen und zu leisten vermögen.

Sein Oheim, der ihn unter gute Aufsicht stellen wollte, gab ihn in Pension bei dem Kirchenrathe und Pfarrer zu Löbenicht, nachherigem Professor Hennig. Dieser nahm den ihm so angelegentlich empfohlenen Jüngling mit Liebe auf und erwarb sich bald durch ein freundliches und gütiges Benehmen dessen unbeschränktes Vertrauen. Er konnte daher mit Erfolg auf ihn wirken und besonders, indem er je zuweilen durch Lob dessen Ehrtrieb entflammte, den periodischen Fleiß in einen beharrlichen verwandeln und einen wissenschaftlichen Eifer in ihm erregen. Die Erreichung dieses Zwecks wurde besonders durch die Gesellschaft von Professoren und ausgezeichneten jungen Leuten erreicht, die sich bei dem Kirchenrathe alle Abende versammelte, und wozu auch unserm Schlippenbach der Zutritt geöffnet war. Hier merkte dieser gar bald, wie er selbst sagte, daß ihm Kenntnisse fehlen, um mit Ehre an dem Gespräche gelehrter Männer Antheil zu nehmen, obgleich sein natürlicher Verstand und ein lebhafter Witz ihn über manchen seiner jungen Freunde, die weit mehr gelernt hatten, den Sieg gewinnen ließ. Gab er auch in der Hitze des Streits merkbare Blößen, so wußte Hennig sehr geschickt dessen verkehrte und grundlose Behauptungen als absichtlich hingeworfene paradoxe Sätze darzustellen, die er dann mit allen Waffen aus der alten Rüstkammer der Sophistik durchzufechten unternahm, um die Talente seines Pfleglings aufzureizen und ihm Lust an gelehrten Unterhaltungen beizubringen. Schlippenbach besuchte mit seltenen Unterbrechungen die Lehrstunden bei Kant, Pörschke, Reibnitz, Krause und Schmalz, der ihm auch ein juristisches Privatissimum las. Zugleich nahm er bei seinen Studiengenossen Hübner und Eckart Unterricht in der griechischen, und bei Hille in der italienischen Sprache.

Digitized by Google

Es war vorzüglich seine Anlage und Neigung zur Dichtkunst, welche ihn antrieb, seine übrigen Geistesfähigkeiten auszubilden. Er las und studirte die besten Muster, und einige seiner poetischen Erzeugnisse, wenn sie gleich noch das Gepräge jugendlicher Flüchtigkeit an der Stirn trugen, wurden nicht ungern gelesen. Das erste derselben, welches hier gedruckt wurde, war „Die Wunderquelle", ein Gelegenheitsgedicht auf die Reise, welche der kurländische Landhofmeister Baron von Taube zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Karlsbad unternahm. Dieser günstig aufgenommene Versuch ermunterte ihn, den steilen Pfad zum Helikon rastlos zu verfolgen. Seine kleinen Arbeiten verschafften ihm indessen die Bekanntschaft und selbst den engern Umgang mit manchen Dichtern und Schriftstellern, die damals in Königsberg lebten, namentlich mit Funk, Gerber, Bock und vorzüglich mit Werner. Nach Verlauf eines halben Jahres nahm ihn die Königlich deutsche Gesellschaft daselbst zu ihrem Mitgliede auf. Er verlas in derselben dann und wann einen poetischen oder prosaischen Aufsatz, nachdem er selbigen vorher seinen Freunden zur Durchsicht mitgetheilt hatte, z. B. eine Rede über den Patriotismus, eine andere: Friedrich Wilhelm, der Beschützer der Freiheit. Auch wurde er ein fleißiger Mitarbeiter an dem von der Gesellschaft herausgegebenen „Preußischen Archiv". Unter andern lieferte er auch ein episches Gedicht: „Karl und Adelheid", in zwei Gesängen, nach einem ziemlich abgenutzten Stoffe, worin freilich mancher fließende Vers nicht für die Mängel entschädigte, die auch dem nachsichtigsten Beurtheiler auffallen müssen. Indessen war doch das Streben zu achten. Wie konnte und durfte man auch von seinem Alter erwarten, daß die Leistung den Anfoderungen an diese schwierigste Dichtungsart genügen sollte. Viel glaubte Schlippenbach dem vertrauten Umgange mit Werner zu verdanken, welcher zu der Zeit als unverheiratheter junger Mann sein eignes Haus in der Stadt bewohnte. Mit seinem poetischen Feuer erwärmte derselbe gar sehr die Phantasie des angehenden Dichters, der ihm mit ganzer Seele ergeben war.

Nach einem anderthalbjährigen Aufenthalte in Königsberg ging Schlippenbach im Frühlinge 1791 über Danzig und Berlin nach Leipzig, um auf der Hochschule daselbst seine Studien, die sich bis dahin meistentheils nur auf Belletristik beschränkt hatten, fortzusetzen. Es war gerade Ostermesse, als er dort eintraf. Die Zerstreuungen, welche die um solche Zeit ungemein belebte Handelsstadt darbietet und veranlaßt,

die Neuheit der Gegenstände, die ihn umgaben, zogen ihn von wissenschaftlichen Beschäftigungen ganz ab, bis der Anfang der Vorlesungen ihn an die Erfüllung seines aus dem Gesicht verlornen Zweckes mahnte. Er wurde nun ein fleißiger Zuhörer der Professoren Platner, dessen glänzender Vortrag in seinem mit Oeser'schen Malereien geschmückten Hörsaale ihn sehr anzog, Cäsar, den seine noch wenig geübte Denkkraft nicht zu erfassen vermochte, und Heydenreich, der ihm noch für 100 Dukaten halbjährig täglich 2 Stunden Aesthetik las und damit praktische Uebungen im Styl und in der Poesie verband. Aus diesem Unterrichte glaubte Schlippenbach vorzüglich großen Nutzen gezogen zu haben, obgleich der Zustand, in welchem sich derselbe oft befand, nicht geeignet war, mit Wohlgefallen die Aufmerksamkeit auf ihn zu richten. Das hochrothe Gesicht desselben, der Wiederschein des Opferfeuers, das er auf Bacchus Altare angezündet hatte, verrieth eine Schwäche, welche die Achtung, die man dem trefflichen Kopfe schuldig war, sehr verminderte; doch hinderte der exaltirte Zustand ihn keinesweges, seine Pflichten im Dienste Apollo's zu erfüllen, ja sein Vortrag schien selbst an Lebhaftigkeit zu gewinnen. Englisch lernte Schlippenbach von einem Irländer Arthurson, welcher in seinem Vaterlande die Arzneiwissenschaft studirt, aber aus demselben wegen politischer Umtriebe hatte flüchten müssen. Er brachte seinen Schüler so weit, daß derselbe sich mit den jungen Engländern, deren sich viele auf der Akademie befanden, ziemlich geläufig unterhalten konnte, eine Fertigkeit, die er später aus Mangel an Uebung ganz verlor. Er versäumte zwar nicht das schwierige Studium der Rechtsgelehrsamkeit, aber es wollte seinem lebhaften Geiste nicht zusagen. Ihm schien das Feld dieser Wissenschaft eine nordische Steppe, wo nur hier und da nach mühsamen Wanderungen eine genußreiche Oase und erquickende Quelle den Ermatteten zur Fortsetzung der langweiligen Reise stärkt. Erst später in seinem amtlichen Geschäftsleben, wo er die Nothwendigkeit der Rechtskunde einsah und fühlbar merkte, legte er sich mit unausgesetztem Fleiße darauf und brachte es bald so weit, daß er jeder richterlichen Pflicht genügen konnte. Er fand an dieser Wissenschaft zuletzt ein solches Wohlgefallen, daß er zu seinem Vergnügen einigen jungen Leuten wöchentlich 2 Stunden die Institutionen erklärte.

Die Stunden der Muße theilte Schlippenbach zwischen den 9 Schwestern des Olymp und den geistreichen Damen der Stadt. Jene erschlossen ihm seine innere Welt und ga-

Digitized by Google

den seinen Gefühlen eine das Gemüth ergreifende Sprache. Diese, welche ihn nicht weniger begeisterten, ertheilten seinen äußern Sitten Anstand, Feinheit und Gewandtheit. Seltener als in Königsberg kam er in den Kreis der Gelehrten. Sein Umgang beschränkte sich auf Heydenreich und den ambulirenden Dichter Seume, zu dessen Bekanntschaft er durch den Grafen Igelström, einen Liefländer, gelangte, dessen Führer Seume war.

Desto öfterer besuchte Schlippenbach die angesehenen und gebildeten Kaufleute, bei denen er häufig interessante Fremde aus allen Weltgegenden vorfand. Außer einem Gedichte auf die Abreise der Gräfin Igelström aus Leipzig und später einem andern an ihrem Grabe, besang er auch die Gesundheit und die Freundschaft; erstere in einem Taschenbuche, das den Titel „Hygieia" führte, und letztere in einer musikalischen Zeitschrift von Schnorr. Besonders gedruckt wurde bei Breitkopf und Härtel ein Lied auf den Tod der Königin Maria Antoinette von Frankreich, in Musik gesetzt von Schmidt.

Nur ein Jahr blieb Schlippenbach in Leipzig, dann eilte er mit einem Umwege, der ihm Vergnügen versprach und gewährte, zurück ins ersehnte Vaterland. In Dresden lernte er den russischen Minister Baron von Meſtmacher kennen, mit dessen Sohn er in Leipzig zusammen studirt hatte, und durch den er sich dem Hofe vorstellen ließ. Hier verweilte er, an den Kunstschätzen, die ihm geöffnet wurden, sich erfreuend, einige Wochen, ebenso lange in Gehren bei einem Verwandten, Baron von Blomberg. Endlich zog er, ohne sich irgendwo aufzuhalten, durch Schlesien und Preußen weiter und erreichte die Heimath zu der Zeit, als die polnische Staatsumwälzung, welche auch Kurland beunruhigte, ausgebrochen war. Mehre Umstände, die er nicht angeführt hat, bestimmten ihn, als Freiwilliger einen Feldzug gegen Polen mitzumachen. Er schloß sich an den Fürsten Sergei Fedorowitsch Galizin, den Neffen Potemkin's, der damals in Kurland und Lithauen ein Heer von 14,000 Mann Russen befehligte, und begleitete ihn nach Kowno, trennte sich auch nicht eher von ihm, dessen Zuneigung er erworben hatte, als bis der Feldzug, der nur einige Monate währte, geendigt war. Bei einem unbedeutenden Gefecht in Kurland warf ihn eine Contusion vom Pferde. Durch eine rasche Verkleidung entging er den Polen, die ihn gefangen nehmen wollten. Um die militairische Laufbahn weiter fortzusetzen, ließ er sich in die preobraschenskische Garde aufnehmen; aber der Tod der Kaiserin Katharina änderte seinen Entschluß. Er kehrte zu seinen Aeltern zurück, welche

ihm das Erbgut Großwormsahten zu seiner Bewirthschaftung abtraten.

Der ruhige Genuß des Landlebens weckte in ihm aufs neue die Liebe für Wissenschaft und Kunst. Zwar hatte die Umgebung seines Gutes keinen hohen, romantischen, aber doch einen recht gefälligen, sanften und idyllischen Charakter, der besonders das Gefühl anregte und, vereint mit der feurigsten Zärtlichkeit für seine Mutter, den Aufflug seines poetischen Genius förderte. Von ihr, deren dankbares Andenken nie aus seinem Herzen wich, ward jener Genius gepflegt und gekräftigt; sie hauchte in die Saiten seiner Lyra, und er kannte keinen höhern Lohn, wenn ihm ein Lied gelungen war, als ihren Beifall. Glücklich in ihrem Besitz und in seinem Bemühen, ihre Tage zu verschönern, unterdrückte er den störenden Gedanken an ihren möglichen Verlust, den ihre zunehmende Kränklichkeit ihm ankündigte. Er ahnete nicht, daß ihr Ende so nahe war, daß es ihn schon in demselben Jahre überraschen sollte, in welchem er den Ehebund mit dem Fräulein Amalie von Medem aus dem Hause Rumbenhof geschlossen hatte und nun erst, nach dem Wunsche der heißgeliebten Mutter, des häuslichen Lebens stille Freuden ganz zu genießen sich bereitete. Ihren letzten Segen empfing er von ihren sterbenden Lippen an seinem Geburtstage. Seine treue Gattin, an deren theilnehmender Brust er seinen Schmerz ausweinen konnte, und seine Poesie, die von seinen Klagen noch lange eine elegische Stimmung behielt, waren die holden Trösterinnen, die, verbunden mit der heilenden Kraft der Zeit, seinen Gram linderten, daß er endlich die Besonnenheit und die Kraft gewann, die ihn zur Verwaltung eines öffentlichen Amtes befähigte. Er wurde 1797 von den Gliedern seines Kirchspiels zu ihrem Bevollmächtigten ernannt. 2 Jahre darauf besetzte er die durch den Abgang des Landnotarius von Sacken erledigte Stelle, welche er 9 Jahre bekleidete, und wobei er auch manche andere Geschäfte, größtentheils als Bevollmächtigter seines Kreises, bald in Mitau, bald in Riga zu führen hatte. Er wurde Mitglied der Commission aus Deputirten der Ritterschaft der Ostseeprovinzen wegen Errichtung einer Universität für dieselben; auch erhielt er gewöhnlich den Auftrag, die durchreisenden hohen Herrschaften an der Grenze zu empfangen oder bis dahin zu begleiten. 1807 trat er in das piltensche Landrathscollegium, als der Präsident desselben, Etatsrath von Blomberg, sein Oheim, den Abschied genommen hatte. Jenes und dieses Amt fesselten ihn eine Reihe von Jahren an die kleine, aber reizend gelegene Stadt

Digitized by Google

Hasenpoth, zu deren Nachbarschaft sein Landgut gehörte, wohin er oft Ausflüchte machte. In angenehmen collegialischen und gesellschaftlichen Verbindungen, zwischen seinem Beruf und erheiternden Zerstreuungen getheilt, blieb ihm Freudigkeit und Muße zu seinen literarischen Arbeiten. Hier lebte er ein gemüthliches, wahrhaft poetisches Leben, dem seine meisten und besten Gedichte ihre Entstehung verdanken. Er ließ dieselben in verschiedene in- und ausländische Zeitschriften einrücken, in die „Wöchentlichen Unterhaltungen", „Ruthenia" *), „Morgenblatt", „Abendblatt" und verschiedene Taschenbücher, bis er sie endlich auf Verlangen seiner Freunde in eignen Sammlungen vom Jahre 1806 — 9 drucken ließ, denen er anfangs den Titel „Euronia" vorsetzte, und die er später „Wega" benannte. Von hier aus erschienen seine „Ikonologie des heutigen Zeitalters" (Riga, 1807) und seine „Malerische Wanderungen durch Kurland" (ebendas., 1809), wovon früher in den erwähnten „Wöchentlichen Unterhaltungen" einige Bruchstücke mit Vergnügen gelesen wurden. Hier schrieb er, was während der feindlichen Occupation 1812 theils unter seinen Augen vorgefallen, theils aus sichern Quellen zu seiner Kunde gekommen war, seine „Beiträge zur Geschichte des Krieges", wovon 4 Hefte herauskamen (Mitau, 1813), hier den Roman „Lebensblüten" (2 Bde., Hamburg, 1816), und endlich „Erinnerungen von einer Reise nach Petersburg im Jahre 1814" (2 Bde., Hamburg, 1814), wohin er als Bevollmächtigter des piltenschen Adels gesandt wurde, um dessen ehrfurchtsvolle Glückwünsche zum erkämpften Frieden vor den Thron des Monarchen zu bringen.

Im Jahre 1809 wurde Schlippenbach Mitglied der Reichs-Gesetzcommission und 9 Jahre später Correspondent der Provinzial-Gesetzcommission, in welcher er zuletzt 1822 den Vorsitz zu führen hatte. 1814 saß er in der Commission zur Verbesserung des Zustandes der Bauern und redigirte die gemeinschaftlichen Arbeiten. Diese wurden aber bei Seite gelegt, als der menschenfreundliche Kaiser Alexander den Plan erweiterte und eine völlige Aufhebung der Leibeigenschaft in allen Ostseeprovinzen wünschte, wozu die kurländische Ritterschaft eine andere Commission berief, in welcher der Landhofmeister Baron von Rönne den Vorsitz führte. Auf des Generalgouverneurs Marquis Paulucci Vorstellung erhielt indes-

*) Jene vom Herrn Staatsrath von Recke, diese vom damaligen Hauptmannsgerichtsactuar Albers herausgegeben.

sen Schlippenbach zur Belohnung für seine frühere Wirksamkeit das Krongut Kanneneden auf 12 Jahre in Arrende. Vorher war er mit einem Brillantring beschenkt worden.

Als 1818 das piltensche Landrathscollegium aufgehoben wurde und die Landräthe andere ihrem Range angemessene Stellen erhielten, ging Schlippenbach als Oberhofgerichtsrath nach Mitau, wo er noch 1820 das Geschäft eines Curators des fürstlich Sacken'schen Familiengutes Dondangen übernahm und endlich 1826 im Kreise seiner Familie sein thätiges Leben beschloß.

Schlippenbach war für die Poesie geboren und hätte viel leisten können, wenn er die Geduld gehabt hätte, Das, was in ihm wogte und sprudelte, ausgähren zu lassen und abzuwarten, daß es sich läuterte und klar würde. Hätte er sich nur die Zeit genommen, an seinen Gedichten sorgfältig zu feilen, und das Horaz'sche „nonum prematur in annum“ beherzigt, so würde er ohne Zweifel einen bedeutenden Platz unter den noch lebenden Dichtern eingenommen haben. Indessen ist er doch von allen Kritikern, soviel mir deren bekannt geworden sind, günstig beurtheilt worden. Ich finde in seinen Gedichten nach dem Eindrucke, den sie auf mich gemacht haben, mehr Empfindung als Gedankenfülle. Geschmack, Zartheit und sittliches Gefühl wird Niemand an ihnen vermissen. Besonders ist an allen metrische Richtigkeit und Wohlklang zu rühmen. Seine Sphäre war daher die lyrische Poesie, und vorzüglich gelang ihm das Lied, auch wol, da es ihm an Witz nicht gebrach, das Epigramm. Seine amtlichen Geschäfte lähmten zuletzt die poetische Kraft; daher haben seine spätern Erzeugnisse zwar noch mehr Correctheit und mehr innern Gehalt der Gedanken, aber weder die Energie noch das Feuer der frühern. In der Prosa war er weniger glücklich als in der gebundenen Rede. Ein schwerfälliger Periodenbau und eine Anhäufung von Metaphern, Gleichnissen, Allusionen und Inversionen, welche seine reiche Einbildungskraft herbeiführte, macht das Lesen seiner Romane und Reisebeschreibungen mühsam, wobei nur die eingestreuten Verse angenehme Ruhepunkte geben. Eine Sammlung seiner ausgewählten Gedichte wird nächstens dem Publicum mitgetheilt werden. Er trug noch im letzten Jahre seines Lebens eine Idee mit sich herum zu einem großen umfassenden Gedichte in der erzählenden Gattung, welches, wie er meinte, seinen Ruhm in der Dichterwelt festigen sollte. Er wollte nämlich die beiden Hauptflüsse Kurlands, die Aa und die Windau, besingen und bei der poetischen Beschreibung ihrer

Digitized by Google

malerischen Ufer Gelegenheit nehmen, die an denselben gelegenen Ritterschlösser von ihrer Gründung bis zu ihrer Zertrümmerung geschichtlich zu erwähnen, und was sich nicht aus den Chroniken jener Zeit nachweisen ließe, aus dem Reiche der Sage und Mythen zu ersetzen. Nach den Bruchstücken zu urtheilen, die er mir davon vorgelesen hat, und die sich auch in seinen nachgelassenen Handschriften befinden, wäre allerdings vorauszusetzen, daß er mit dieser Arbeit seine Dichterlaufbahn rühmlich geschlossen hätte.

Schlippenbach gefiel sich in vielseitiger Geschäftigkeit und übernahm daher mehr, als er bei seinem schwächlichen Körperzustande hätte übernehmen sollen, wodurch in seiner Seele eine Unruhe entstand, die zwar seinen Amtsarbeiten, welche er nie versäumte und nie aufschob, weniger schadete, aber seinen Lebensgenuß verkümmerte und seine schriftstellerische Thätigkeit hemmte. Er blieb daher Manches schuldig, was er seinen Lesern hoffen ließ und ausländischen Buchhändlern versprochen hatte, und manches Angefangene blieb unvollendet. Indessen wurde doch in jeder sorgenfreien Stunde der Erholung der Umgang mit den Musen fortgesetzt. So geschah es denn, daß aus dem Dunkel der Acten hier und da ein poetisches Erzeugniß ans Licht trat, welches wohl bewies, daß jene Göttinnen ihm ihre Gunst nicht zu entziehen vermochten. In seinen Papieren finden sich außer vielen sehr interessanten Briefen von Dichtern und Schriftstellern, wie Fr. Kind, Mahlmann, Theod. Hell, Kotzebue, mit denen er in literarischer Verbindung stand, eine Menge kleiner Aufsätze, die er nach und nach in einzelne Foliobände eintrug. Er nannte sie seine Erinnerungsblätter, weil sie dem Andenken wichtiger Lebensvorfälle, seiner häuslichen Freuden und Leiden und der Personen, mit denen er sie theilte oder die er sonst sehr zu achten Ursach fand, gewidmet waren. Letztere foderte er von Zeit zu Zeit auf, ihre Gedanken und Gefühle über diesen oder jenen Gegenstand, der sie gemeinschaftlich in Gesprächen oder Briefen beschäftigt hatte, in Versen oder Prosa hineinzuschreiben. Solcher mehre Bogen starke Hefte, deren er jedes Jahr eines binden ließ, hat er neun hinterlassen, denen sich manches Treffliche entlehnen ließe.

An der „Beschreibung der Herzogthümer Kurland und Semgallen" hat er mitgearbeitet; unsere Gesellschaft für Literatur und Kunst, welche auch seine „Abhandlung über die Kunst" in ihre „Annalen" aufgenommen hat, nennt ihn dankbar unter ihren Stiftern, und es ist bekannt, wie eifrig er sich für die Ausführung des dazu entworfenen Planes interessirte und die

allerhöchste Bestätigung dieses Gelehrtenvereins bei dem Generalgouverneur nachsuchte.

Schlippenbach's Charakter hatte, so sehr er auch hier und da verkannt wurde und von Denen, die ihn näher zu beobachten und tiefer zu erforschen nicht Gelegenheit hatten, verkannt werden mußte, schöne Seiten, die ich noch enthüllen werde, wobei ich aber aus mehr als 40jährigem Umgange mit ihm die Bemerkung vorausgehen lasse, daß seine ganze Eigenthümlichkeit, die in einer Hinsicht auffallend, in anderer räthselhaft erscheinen mußte, aus seiner poetischen Natur sich erklären läßt. Diese löst manche Widersprüche in seiner Sinnesart. Wie sie seine wissenschaftliche Ausbildung veranlaßte und förderte, so gab sie seinem Charakter jene Milde und Weichheit und machte seine Persönlichkeit so interessant und liebenswürdig, daß selbst seine Feinde oder Die, welche an seiner Unbefangenheit und Freimüthigkeit einigen Anstoß nahmen, ihm doch dann Gerechtigkeit widerfahren ließen, wenn sie ihn in den Momenten des aufgeregten Gefühls und poetischer Begeisterung sprechen hörten, oder seine Gedichte lasen. Diese poetische Natur, die sein Mitgefühl für Anderer Wohl und Weh verstärkte, war es auch, welche ihn im Wechsel der Schicksale aufrecht erhielt, die ihn zur Erduldung mancher Beschwerden, selbst zu nicht geringen Aufopferungen befähigte und ermuthigte. Sie milderte seine Leiden und erleichterte ihm selbst das Sterben.

Er äußerte sich nie anders, als er eben dachte und empfand; wenn daher in seinen Gedichten ein reines tieffühlendes Gemüth spricht, so hat er wahrlich damit nicht getäuscht; in dem Augenblick, da er so sang, hat er auch so gefühlt. Seine üppige, farbenreiche Phantasie schmückte Alles mit lieblichen Gemälden. Die Zukunft wenig beachtend, blickte er nur dann in ihren Spiegel, wenn die Sehergabe, womit Apollo seine Sänger ausstattet, ihn Schönes erwarten ließ. Er fand überall in den Dorngebüschen, durch welche sein Lebenspfad ihn führte, die versteckten Blümchen, an deren Anblick und Duft er sich erquickte und zur Fortsetzung seiner Pilgerschaft kräftigte. Weder Glück noch Unglück konnte, so tief er auch beides, jenes in der Ueberraschung, dieses in der Verwundung empfand, ihn aus der Fassung bringen und anhaltend auf ihn einwirken. Diese Ruhe, die in allen seinen Liedern athmet, ist, wie Niemand leugnen wird, ein sehr nothwendiges Erfoderniß zum Dichten. Hat die mächtig geweckte und gesteigerte Empfindung ihren Culminationspunkt erreicht, so ist man keinesweges fähig, sich poetisch auszu-

Digitized by Google

sprechen. Denn unser innerer Mensch ist, wie Jean Paul sagt, alsdann viel zu rege und zitternd, um den poetischen Pinsel zu halten.

Seinen Freunden war Schlippenbach bis zum Enthusiasmus ergeben, und wurden sie angegriffen, so vertheidigte er sie mit Feuereifer. In seinem Urtheil war er überhaupt schonend und nachsichtig, selten und nur da strenge und selbst bitter, wo er die Absicht, zu schaden, bemerkte. Gegen das Unrecht stets in offenem Kampfe begriffen, gerecht in der Würdigung des fremden Verdienstes, warf er nie ein neidisches Auge auf die Vorzüge und Verdienste Anderer; ja er freute sich selbst des Ruhmes, den sie erwarben, und war gern der Erste, der ihnen den Ehrenkranz wand. Auch sein Tadel war nie hart und böse. Ein mittelmäßiges und schlechtes Gedicht indessen pflegte er zu belachen und mit Sarkasmen, die ihm in solchen Fällen zu Gebote standen, zu bespötteln oder manchmal auch sehr glücklich zu parodiren. Jedes aufkeimende Talent, besonders wenn es sich bescheiden selbst in den Schatten stellte, war seines Schutzes und seiner Pflege gewiß. Er bewahrte es gegen das Insectenheer, welches sich beschmuzend und zerstörend daraufsetzen wollte, und bedeckte es vor der scharfen Luft strenger Kritik. Doch gegen Anmaßung und falschen Glanz waren stets die Pfeile seiner Satyre gerichtet. Er duldete nicht die Stiefkinder Apollo's, die, statt die höchsten Berge mit freier weiter Aussicht in die herrliche Natur zu erzielen, mühsam durch das verworrene Gehege der Mythologie kriechen und klettern, um eine verwelkte Blume aus Hellas' Gefilden zu finden oder ein Steinchen von den Trümmern Roms, und die, belastet von den Ketten der Metrik, aus der Tiefe der Prosa sich nicht zu erheben vermögen.

In der Gesellschaft, wo er sich behaglich fühlte, war er sehr unterhaltend. Die von ihm veranstalteten wöchentlichen Abendzirkel, die aus einigen gewählten Freunden bestanden, waren so angenehm und zugleich so geistreich, daß jeder der Theilnehmer, wenn die Scheidestunde schlug, befriedigt und erheitert nach Hause ging. Gewöhnlich las er etwas aus der neuesten Literatur, oder Nachrichten seiner ausländischen Briefwechsler, oder auch von seinen eignen Arbeiten vor, um dem Gespräche Ziel und Richtung zu geben, oder er warf einen paradoxen Satz hin, der widerlegt und durchstritten werden mußte. Um Abwechselung in die Unterhaltung zu bringen, pflegte er auch endlich einen Freund der Tonkunst zu Spiel und Gesang aufzufodern, oder, was den Gä-

sten vorzüglich lieb war, er ergriff selbst die Guitarre und improvisirte. Dazu hatte er nämlich ein ganz ausgezeichnetes Talent. Fühlte er sich eben dazu aufgelegt und von innerem Drange aufgefodert, so war er im Stande, über jeden gegebenen Gegenstand ein Gedicht declamirend vorzutragen, oder mit eigner Begleitung seiner Lyra oder fremden Spiels auf dem Pianoforte eines abzusingen, wozu er meistens eine ganz einfache dem Stoff angemessene Melodie wählte. Oft gelang ihm dies bewundernswürdig, jedoch nur, wenn Alles um ihn her still und aufmerksam war und keine Störung von außen seine Gedankenreihe unterbrach. Seine ungemeine Regsamkeit des Gefühls und große Empfänglichkeit für alles Schöne in der Natur und Kunst konnte keinem aufmerksamen Beobachter entgehen, denn sie nahm seinen Verstand in Beschlag, bildete seine Begriffe und mischte sich in seine Urtheile, sie richtete und ordnete sein Thun und und Wirken, durchwebte sein inneres und verschönerte sein äußeres Leben, gestaltete sein ganzes Wesen. Was man an ihm auf der einen Seite vielleicht mit Uebertreibung lobte und auf der andern vielleicht zu strenge tadelte, war nichts als Folge dieser poetischen Natur. So war z. B. Das, was man für Eitelkeit erklärte, oft nur Gefallen an der schönen Form, und was für Härte galt, blos ein natürlicher Abscheu vor geistiger oder sittlicher Misgestalt. Selbst von manchen Vorurtheilen konnte er sich nicht losmachen, sobald er ihnen eine poetische Seite abgewonnen hatte. Sein Stand war ihm werth, weil er daran die Erinnerung an die romantische Ritterzeit knüpfte; doch vergaß er sich nie bis zu jenem Stolz, der die geringern Stände hintansetzt oder verachtet. Was man aber als Egoismus auslegte, war wirklich nur Neigung zur Bequemlichkeit, an welche eine verwöhnte Erziehung ihn gewöhnt hatte. Denn Jeder, der ihn genauer kannte, weiß, wie sehr er zu Trost und Hülfe bereit war, sobald sein Gemüth angesprochen wurde. Ueberhaupt war sein prosaisches Leben von dem poetischen weit verschieden. Sein Geschäftskreis, der sich mehrentheils in den Windungen der Alltäglichkeit drehte, stellte ihn in die niedern Regionen beschränkter Ansichten und oft selbst in ein Dunkel, das ihn fast ganz verhüllte. In den Momenten, wo die Poesie aus seinem Leben wich, war sein Herz kalt, öde und leer; mit dieser aber war es ihm, wie ich bereits angedeutet habe, leicht, Alles zu ertragen, seine Neigungen und jedes Ungemach des Lebens zu überwinden. Auf der Höhe, zu welcher die Schwingen seiner Phantasie ihn erhoben, stand er über den Wolken, die

Digitized by Google

den niedern Gesichtskreis verfinstern. Ja selbst der Schmerz war ihm nicht unwillkommen, wenn er sich dichterisch darüber aussprechen konnte. So innig er auch den Verlust seiner geliebten und vielversprechenden Großkinder empfand, so war doch der Kummer vorüber, als er ihre Särge mit Blumen geschmückt und ihnen ein Denkmal in Versen gesetzt hatte. Von seinem Talent, Alles poetisch aufzufassen, hier nur unter vielen ein Beispiel. Er ging, wie er gern that, in die katholische Kirche. Es war am Charfreitage. Der schwarz bekleidete innere Raum der Kirche, die gedrängte Menge der Andächtigen, welche auf ihre Knie hingesunken waren oder auf dem Antlitz lagen, das Trauergerüste im Bezirk des Altars und der Chorgesang mit Begleitung der Orgel ergriffen sein Gemüth und trugen es empor zu dem Göttlichen, dessen Andenken in dem erhabensten Moment eines freiwilligen Selbstopfers für die Menschheit von gläubigen Seelen in tiefster Demuth gefeiert wurde. Da trat plötzlich aus den Wolken die Sonne hervor und ließ auf das an der Erde liegende Bild des Gekreuzigten einen Lichtstral fallen, in welchem ein durch die Wärme aufgelebter Schmetterling flatterte, als wollte ein mitleidiger Zufall die betrübende und erschütternde Vorstellung des Todes durch das Symbol der Unsterblichkeit mildern und verschönern. Diese Erscheinung, die vielleicht Andern nicht auffiel oder sie wenigstens nicht aufregte, machte auf sein empfängliches Gemüth einen solchen Eindruck, daß sie einem seiner lieblichsten Gedichte die Entstehung gab.

Auch in seinen häuslichen Verhältnissen verleugnete er seine Gemüthlichkeit nicht. Seine Kinder und Enkel waren sein Trost und seine höchste Freude. Besonders aber hingen Augen und Herz an seinem einzigen Sohne, den er gleichsam im Schoose trug. Derselbe mußte immer um und bei ihm sein, und kaum konnte man glauben, daß er je die Kraft gewinnen würde, sich von ihm zu trennen. Dennoch blendete die Liebe ihn nicht so sehr, daß er nicht die Nothwendigkeit eingesehen hätte, selbigen endlich der steigenden Gefahr der Verzärtelung zu entreißen und aus dem älterlichen Hause zu entfernen. Er sandte ihn auf das Gymnasium in Gotha und dann nach Göttingen. Die Zeit und ein regelmäßiger wöchentlicher Briefwechsel heilten indessen allmälig die noch lange fortblutende Wunde, die der Trennungsschmerz erzeugt hatte. Unaufhörlich seinem Geiste gegenwärtig und mit ihm beschäftigt, sprach er auch einst sein Vatergefühl in einem Gedichte aus, das unstreitig zu seinen besten gehört.

Es ist ein feuriger Erguß der schönsten Gefühle und zeugt zugleich von ungewöhnlicher Welt- und Menschenkenntniß.

Obwol Schlippenbach in seinen letzten Jahren sehr kränklich wurde und besonders an Schwäche des Magens litt, so ließ er doch, um den Seinigen nicht den Kummer über ihn und die Pflege zu erschweren, nie Ungeduld und Verdrüßlichkeit blicken. Ebenso wenig konnten seine Freunde merken, wie sehr er litt; er empfing sie immer freundlich und erheiterte sie, wenn der Anblick seiner Leichengestalt sie erschütterte. Indessen gestand er selbst, daß sein Zustand Folge seiner unvorsichtigen Lebensweise und mancher nachtheiligen Gewohnheit sei. Immer mit der höchsten Anstrengung den Geschäften und Pflichten seines Berufs obliegend, gönnte er, mit der Zeit geizend, seinem Körper nicht die nöthige Bewegung. Seine Erholung von den ermattenden Amtsarbeiten war das Lesen der neuesten schönwissenschaftlichen Werke. Zu dem anhaltenden Sitzen — denn selten veränderte er liegend oder stehend die Stellung des Körpers — kam noch eine unangemessene regellose Diät und ein unaufhörliches Tabacksrauchen. So konnte es nicht fehlen, daß seine Verdauungswerkzeuge immermehr geschwächt wurden, und der Magen zuletzt auch die leichteste Speise nicht mehr vertragen konnte.

Als endlich seine Krankheit gefährlich zu werden drohte, wurde die Sehnsucht nach dem Sohne, die er immer in der Brust trug, so laut und so stark, daß er sie nicht mehr zu beschwichtigen und zu besiegen vermochte. Er ließ daher, aber schon zu spät, eine schriftliche Auffoderung an ihn ergehen, baldmöglichst zurückzukehren. Albert war sein letzter Gedanke auf dem Sterbebette, nicht blos im Zustande des Bewußtseins, sondern selbst auch in der Fieberglut, wo seine erhitzte Phantasie dessen geliebtes Bild sich vergegenwärtigte. Was die Wirklichkeit ihm versagte, wurde ihm von mitleidigen Träumen vorgezaubert. Er schloß ihn in seine Vaterarme, drückte ihn an die erstarrende Brust und sprach mit ihm. Erwachte er, so rief einmal über das andere: Albert, mein Albert, eile, ehe dein Vater abgerufen wird.

Den Tod, der ihm in milder Gestalt erschien, erwartete er mit Fassung und stiller Ergebung. Am liebsten dachte er sich ihn als ein Ausruhen von allen Mühseligkeiten und Beschwerden des Lebens. Dies beweist seine Verordnung, daß seine körperliche Hülle in einen ausgepolsterten und geräumigen Sarg gelegt, und statt des Strohes ein weiches Kissen seinem Haupte gegeben werden sollte. Wie er aber auch die

Digitized by Google

Vorstellung der Geistesfortdauer nicht von dem sichtbaren Aufhören des irdischen Daseins trennte, bezeugt der Wunsch, den er sterbend äußerte, daß ihm seine Lyra an die Seite gelegt und in einem eignen Behältnisse des Sarges seine gedruckten Gedichte bewahrt werden sollten. So wurde er im letzten Traume von lieblichen heitern Lebensbildern umgaukelt, und der Tod konnte die Züge seines Gesichts nicht entstellen. Sie trugen das Gepräge der Vorstellungen und Empfindungen, mit welchen er sanft entschlummert war.

Kurz vor seinem Hinscheiden hatte er folgende Abschiedsworte an seine Freunde seiner Gemahlin in die Feder dictirt:

Das Leben flieht; —
Doch mag es im Entschwinden
Als letzter sterbender Gesang
Ein Abschiedslied den Freunden noch verkünden,
Bis dann die Leier meiner Hand entsank.
Was hab' ich, Freunde,
Euch wol noch zu sagen
Im letzten Scheideaugenblick?
Es bleibt mein Bild aus meinen Jugendtagen
In euerm Herzen wol zurück.
Ein Bild von schönen, froh verlebten Stunden —
Gewährt mir Gott Unsterblichkeit —
Nehm ich von euch, die ihr mich treu gefunden,
Noch hin für ferne Ewigkeit.
Lebt wohl! — lebt wohl!

Mein Andenken bewahrt in euern Herzen in der Liebe, die ihr meinem Albert gebt.

Die Aufgabe, welche ich mir bei Entwerfung dieser Biographie gemacht hatte, war nicht sowol, das äußere Leben meines Freundes, wovon die Hauptnotizen bereits im „Conversationslexikon" enthalten sind, darzustellen, als vielmehr sein inneres Leben zu enthüllen und ihn in psychologischer Hinsicht so zu schildern, wie er in vieljährigem Umgange meinen beobachtenden Blicken erschienen ist, und aus seiner Erziehung wie aus dem empfangenen Unterrichte, aus seinen frühesten Eindrücken, welche gewöhnlich die bleibendsten sind, wie aus dem Gange seiner Schicksale seine geistige Entwickelung und Gestaltung zu erklären. Ob es mir gelungen ist, diese schwierige Aufgabe zu lösen, mögen Diejenigen entscheiden, die mit ihm lange in naher Beziehung gestanden und sich die Mühe gegeben haben, die Tiefen seines

Gemüths zu erforschen. Zum Schluß füge ich nur noch die Bemerkung hinzu: wer Manches in den Ansichten und Meinungen des Verewigten sonderbar findet, der vergißt die unzähligen Verschiedenheiten, in welchen sich des Menschen Individualität ausspricht, und verkennt die Mannichfaltigkeit der Formen, unter welchen das Wahre, das Schöne und Gute im Menschenleben hervortritt.

Dr. George Siegmund von Bilterling.

Digitized by Google

Biographische Andeutungen.

igitized by Google

Johann Schweighäuser.

Gestorben den 19. Januar 1830.

Mit Schweighäuser ist der Altvater der deutschen Philologen hinübergeschlummert, und außer Koray in Paris lebt vielleicht noch anderswo kaum ein betagterer. Er starb in seinem siebenundachtzigsten Jahre, denn er war am 8. Juni 1742 in Strasburg geboren. Wenn wir diesen Stolz der deutschen kritischen Gründlichkeit und Sprachstudien auch Deutschland vindiciren, so sind wir dazu durch seine ganz deutsche protestantische Schul- und Universitätsbildung in Strasburg, durch seine eigene bis ins höchste Alter behauptete Vorliebe für seine deutsche Muttersprache und alt-elsasser deutsche Biederherzigkeit, durch seine Lebensrettung auf deutschem Boden in den Revolutionsstürmen und durch viele andere Umstände dazu berechtigt, die uns sein Biograph nicht verschweigen wird. Es ist Pflicht, dies nach seinem Tode laut zu sagen. Die Schweighäuser sind ein altes, durch mancherlei Amtsführung und wissenschaftliche Leistung bürgerlich und literarisch verdientes Geschlecht in Strasburg. Einer sehr bemittelten Familie angehörig, konnte Johann Schweighäuser seine Bildung auch durch Reisen in Frankreich, England und Deutschland vollenden und früh enge Verbindungen mit den angesehensten Philosophen, Erziehern und Sprachkennern in diesen Ländern anknüpfen. Nur die Zerstörungen der Revolution und die in Strasburg besonders blutig wüthenden Parteiungen raubten ihm sein Vermögen und auf einige Zeit auch seine Freiheit. Aber schon in den ersten Jahren der Napoleon'schen Herrschaft erhielten seine Verdienste gerechte Anerken-

nung. Er wurde bei der Wiederherstellung der protestantischen Universität später in seine alte Professur mit vollem Gehalte wieder eingesetzt und wurde Mitglied des Nationalinstituts mit der dazu gehörigen Pension, welches alles ihm auch nach der Restauration unverkümmert blieb, obgleich Altersschwäche seine Thätigkeit gelähmt hatte. Von Natur mild, freundlich, bescheiden, wohlgesinnt, zuvorkommend, erwarb er sich nicht nur als Professor durch seine für die damalige Zeit sehr freisinnigen Vorträge in der Philosophie, in welchen er die Lehren der edinburger Schule aufs deutsche Katheder brachte, seine Vorlesungen über die orientalischen Sprachen und später über die Griechen und Römer die Liebe und den Dank aller seiner zahlreichen Schüler und Zuhörer, wovon viele später seine treuesten Handlanger und Gehülfen in der Herausgabe der griechischen Classiker wurden, sondern auch die Gunst der obersten Gewalt und Staatsmänner, worunter sich schon früh der damalige Staatsrath Alexander von Gérard in Strasburg auszeichnete, dem er bei der Zueignung seines Appian ein so schönes Denkmal setzte, und das Zutrauen und die oft schwer zu erringende Dienstfertigkeit der angesehensten Bibliothekare und Philologen in allen Theilen Europas, mit welchen er in ununterbrochenem Briefwechsel stand, und durch welche es ihm allein möglich wurde, von 5 Hauptschriftstellern der griechischen Welt ganz neue, durch Vergleichung der Handschriften trefflich begründete Recensionen zu liefern und dadurch bei Allen, die es wissen, daß auf die treue Benutzung der möglichst wiederhergestellten alten schriftlichen Denkmäler alle neue Cultur stets begründet bleiben wird, ein unsterbliches Verdienst sich zu erwerben. Er war ein glücklicher Familienvater, und er verdiente es zu sein. Trübte auch eine, doch bald geheilte Gemüthskrankheit seines trefflichen Sohnes Gottfried Schweighäuser, der in den letzten Jahren ihm bei der Professur der alten Literatur in Strasburg adjungirt war, seine Heiterkeit, so war er doch stets sein Stolz und der eifrigste Förderer seiner kritischen Vergleichungen in Paris, wo er auch die „Charaktere" des Theophrast und, bis er erkrankt, das kleinere Piranesi'sche „Musée Napoléon" unter Visconti's Beirath herausgab, neuerlich aber in Verbindung mit dem gelehrten v. Golbéry die „Alterthümer des Elsasses" heftweise zu besorgen angefangen hat. Durch die mühsame und augenschwächende Vergleichung griechischer Handschriften und viele Nachtstudien war er stets ein Myops, so blödsichtig, daß er in den letzten Jahren seines hohen Alters seinen noch immer regen Wissensdurst nur durch Vorlesungen

seiner Töchter und Enkel befriedigen konnte, aber auch so noch immer an allen Erscheinungen der Literatur den lebhaftesten Antheil nahm. Da brachte er den Sommer oft in den niedern Vogesen zu. Eine seiner Töchter war an den großen Kenner der allemannischen Literatur, Moritz Engelhardt, den Verfasser der „Lieder in elsassischer Mundart", des „Pfingstmontags" und des „Herrad von Landsperg" verheirathet. In diesem schönen Familienkreise wurden ihm selbst des höchsten Alters Beschwerden leicht und erträglich.

Schweighäuser erhielt seine erste Bildung an dem damals blühenden Gymnasium in Strasburg, wo er in jeder Classe der jüngste und doch stets mit Prämien belohnte Schüler war. Die Schöpflin-Oberlin'sche Schule zog damals in der Alterthumskunde und Philologie auch aus Deutschland mehre Studirende auf die Universität, und auch unter diesen zeichnete sich Schweighäuser bald aus. Aber als der Theologie Beflissener legte er sich vorzüglich auf die semitischen Dialekte und setzte seine orientalischen Studien auch in Paris, besonders unter Deguignes, fort. Allein auch die Philosophie zog den denkenden Forscher sehr an. Er besuchte auf seinen Reisen auch die britischen Inseln und machte in Edinburg die Bekanntschaft von Berkeley, Hutchinson (dessen „Metaphysik" ins Lateinische übersetzt er später herausgab), Ferguson, Search, Gerard und ihrer Lehre, die er dann, einer der Ersten, auf die deutsche Universität Strasburg, wo er sich 1767 durch seine „Systema morale universi" habilitirte, verpflanzte und darüber sehr besuchte Vorlesungen hielt. Schon 1770 wurde er Adjunct des philosophischen Lehrstuhls, bei welcher Veranlassung er eine damals viel Aufsehen erregende Prolusion über die Frage herausgab: „Ob der Mensch die Sinnenwelt klarer als sein eignes Wesen begreife?" Noch in den Jahren 1774 u. fg. gab er einige „Fascikeln philosophischer Streitfragen" heraus, in welchen er auch über die Theologie und Moral des Sokrates gründliche Untersuchungen anstellte. Er hielt dabei oft Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. Damals fand er sich auch durch manche an ihn ergangene Auffoderung zu encyclopädischen Vorlesungen veranlaßt und gab auch ein sehr beliebtes „Lesebuch für Physik und Moral" mit ausgesuchten Proben aus der schönen Literatur heraus. Zugleich eröffnete er, nachdem er vorher öfter auch in der englischen Sprache Unterricht ertheilt hatte, Vorlesungen für die orientalische und griechische Literatur, welcher letzten er sich bald ganz zuwandte.

Damals lebte in Strasburg als königl. Kriegszahlmeister der berühmte Hellenist Rich. Ph. Brunck und beschäftigte

sich besonders mit kritischen Ausgaben der griechischen Tragiker. Schweighäuser wußte sich die Gunst dieses schwer zu gewinnenden Sonderlings zu erwerben, und dieser bediente sich seiner Dienste bei der Herausgabe einiger Tragödien des Sophokles und Euripides. Dies Verhältniß entschied Schweighäuser's Entschluß, sich von nun an ganz den Griechen zu widmen. Zu derselben Zeit hatte Heyne aus Göttingen auch den nun verstorbenen Schneider Bruncken auf dessen Verlangen zugeschickt, und es müssen sich in Schneider's Papieren, die auf der breslauer Bibliothek aufbewahrt werden, viele Briefschaften vorfinden, die auf seine Genossenschaft mit Schweighäuser Beziehung haben. Wegen der Tragiker stand Brunck in vielem Verkehr mit Samuel Musgrave in England und veranlaßte auf dessen Ansuchen Schweighäusern, die beste Handschrift von Appian's „Geschichten" zu vergleichen, welche Brunck durch den berühmten Rector Mertens von der reichen Bibliothek in Augsburg zugeschickt erhielt; und als Musgrave zurücktrat und bald darauf starb, legte Schweighäuser nun selbst Hand an eine neue, auch durch florentinische und vaticanische Handschriften vervollständigte Ausgabe jenes oft nicht genug gewürdigten und besonders durch die 5 Bücher der Bürgerkriege ganz unschätzbaren Historikers (3 Bde. Leipzig, 1785), nachdem er sie schon 1781 durch eine Probeschrift angekündigt hatte. Schon dadurch trat er in die erste Reihe der Editoren. Die Weidmann'sche Handlung in Leipzig befand sich sehr wohl dabei, und nun drang der wackere, durch keinen Nachfolger je ersetzte Reich in ihn, ihm eine neue Ausgabe des Polybius zu besorgen, da die von Ernesti eigentlich nur mit einem griechischen Inder ausgestattete frühere Ausgabe schnell vergriffen worden war. Schweighäuser übernahm die Arbeit. Dies von 1785—95 in 8 großen Bänden vollendete Meisterwerk genügt jeder billigen Anfoderung durch die aus einem vollständigen Apparate hervorgehende Verbesserung des Textes, durch die Ergänzung und hier zum ersten Mal versuchte chronologische Einschichtung aller größern Bruchstücke der 35 nur in Fragmenten vorhandenen Bücher, durch eine höchst sorgfältige Nachbesserung der Casoubonus'schen lateinischen Version, durch die erläuternden Anmerkungen (3 Bnde.) und durch die vollständigsten, mit Fingerzeigen aller Art durchflochtenen Sach- und Wortregister. Dies letztere, das Polybische Lexicon, welches einen ganzen Band füllt, ist ein großer Sprachschatz und bei diesem pragmatisch-sententiosen Geschichtschreiber auch mnemonisch wichtig. Da viele kleine Bruchstücke aus dem großen Wörterbuche des Suidas, dieses

fragmentenreichen Lexikographen, genommen werden mußten, so benutzte Schweighäuser mehre Handschriften und Vergleichungen, um Suidas selbst besser zu benutzen, und eine Frucht dieser Vorarbeit waren 2 Hefte „Verbesserungen über Suidas" (Strasburg, 1789). Es ist bis auf den heutigen Tag ein Vorwurf der deutschen Kritik, daß sie Alles eher als eine neue vollständige Ausgabe dieses großen Excerptenschatzes, des Suidas, zu Tage förderte.

Während dieser angestrengten Beschäftigung mit dem Polybius waren die blutigen Revolutionsstürme ausgebrochen. Schweighäuser wurde durch das Zutrauen seiner Mitbürger zur Theilnahme an einigen Verwaltungsgeschäften unter dem liberalen Maire Dietrich bewogen. Damals war es, wo er auch mit dem gelehrten Schöll (der, nach einer glänzenden politischen Laufbahn unter Hardenberg jetzt mit vollem Gehalte zurückgetreten, seine literarische Muße zum Theil zur Herausgabe seiner trefflichen „Literature grecque" benutzt, theils aber auch zu historischen Vorlesungen in französischer Sprache in Berlin) in unmittelbare Berührung kam. Allein bald setzte der fanatische Priester Eulogius Schneider in Strasburg Alles in Schrecken, und Schweighäuser hatte von Glück zu sagen, daß er, nur ins Innere nach Baccarat im Meurthedepartement transportirt, dort im Schoose seiner Familie, die mit ihm wanderte, seinem Polybius wiedergegeben wurde; obgleich er, auch hier nicht ohne Anfechtungen, nur durch die Versicherung, daß er einen erzrepublicanischen Geschichtschreiber bearbeite, mit der Erlaubniß begnadigt wurde, bis Abends 10 Uhr Licht brennen zu dürfen. Zu jener Zeit trug Schweighäuser immer sein altes Lieblingsbüchlein, das „Encheiridion" des Epiktet in der Tasche und stärkte sich an der frischen Philosophie. Zum Dank für jene Stärkungen besorgte er in Leipzig 3 verschiedene Ausgaben dieser Sittensprüche und bald darauf eine vollständige Ausgabe der frischen Discurse des Epiktet wie sie Arrian niedergeschrieben hat, und die griechischen Paraphrasen und Erläuterungen des Simplicius und Nilus dazu, welche unter dem Titel: „Epicteteae philosophiae monumenta", mit einem vollständigen kritischen Apparat, erläuternden Commentar und erklärenden Sach- und Wortregistern (6 Bde. Leipzig, 1799—1800) von ihm herausgegeben wurden. Später gab er auch, vom Director Matthäi in Frankfurt a. M. dazu veranlaßt, die „Moralischen Briefe des Seneca", durch Vergleichung dreier in der strasburger Bibliothek befindlichen Handschriften sehr verbessert, als in der Folge der zweibrücker Aus-

gaben (2 Bde. Strasb., 1810) heraus. Erter und die zweibrücker Societät, jetzt nach Strasburg verpflanzt, wollten ihrer frühern Speculation auf den Abdruck der alten Autoren und der berühmtesten Schriftsteller der Engländer einen neuen Umschwung verschaffen, indem sie irgend ein größeres Werk in der alten Literatur zu Tage förderten. Schweighäuser wurde von ihnen zu einer Ausgabe der „Deipnosophisten" des Athenäus aufgefodert, ein höchst schwieriges und grenzenlose Arbeit bringendes Unternehmen. Doch wagte er es, auf manche günstige Beihülfe vertrauend und im Gefühl vielfach geübter Stärke. Die einzige Handschrift, aus welcher alle noch vorhandenen spätern abflossen, die einst der Cardinal Bessarion besessen hatte, war durch Eroberungsrecht aus der Markusbibliothek in die pariser Nationalbibliothek gekommen, nachdem sie in Venedig fast 300 Jahre in einem Winkel unbenutzt gemodert hatte. Gottfried Schweighäuser, der Sohn, lebte in Paris unter Verhältnissen, die ihm die unbeschränkte Benutzung dieses Schatzes gestatteten, und verglich ihn für seinen Vater mit solcher Treue, daß es der eigenen Vergleichung gleich galt. Daraus, sowie aus 2 weit vollständigern Handschriften der Epitome, worin allein die Substanz und Citate der ersten 2 Bücher des Athenäus erhalten sind, konnte dieser rastlos thätige Herausgeber einen ganz neuen Autor herstellen. Man muß die Vorrede zum ersten Theile auf 120 Seiten durchlesen, um sich mit tiefer Achtung vor der Gewissenhaftigkeit und Bescheidenheit dieses Veterans durchdrungen zu fühlen. Doch andere Erwartungen täuschten ihn. Brunck, auf dessen Bibliothek und kritischen Beistand er nachbarlich gerechnet hatte, entsagte auf einmal aller Philologie und verkaufte schonungslos seine Bücherschätze. Sein College bei der Universität, der gelehrte Naturforscher Johann Hermann, auf dessen Beistand bei dem naturhistorischen Theile des Athenäus er mit Zuversicht bauete, starb. Ein großer leipziger Philolog sagte sich gleichfalls los. Doch das muthig begonnene Unternehmen wurde in 5 Theilen Text und 9 Theilen Commentar, Zusätzen und Registern, also in 14 Bänden, in 6 Jahren von 1801—7 glücklich und mit Ruhm hinausgeführt, dabei die lateinische Uebersetzung ganz umgeformt, die Aufklärungen und Verbesserungen der Neuern nach Casaubonus fleißigst eingetragen und dieser volle Speicher alter Polyhistorie nun erst zugänglich gemacht. Offen gestand er selbst, daß ihm zur Herstellung der zahllosen Dichterstellen die genaue Kenntniß der Metrik fehle. Aber das hinderte den auch hierin nichts zu wünschen übrig lassenden großen Hellenisten Friedrich Ja-

cobs in Gotha nicht, in seinen 1809 erschienenen „Additamentis“ zu dieser Ausgabe den Verdiensten Schweighäuser's die glänzendste Anerkennung angedeihen zu lassen; und wenn auch der von W. Dindorf soeben wieder herausgegebene Text mit neuer Vergleichung des nach Venedig zurückgekommenen Urcodex und andrer kritischer Hülfsmittel nur noch reineres Metall aus dieser Fundgrube schürfte, wie sein sehnlich erwarteter Commentar wol darthun wird, so wird doch die erste treueste Benutzung derselben ein unvergängliches Denkmal des darüber ergrauenden strasburger Herausgebers bleiben. Möchte nur die große Treuttel-Würtz'sche Handlung, jetzt im Besitz der zweibrücker Autorenfolge, das schon weitgediehene, vorgearbeitete Wortregister Schweighäuser's zum Athenäus für uns noch retten können! Mit dem Vater der Geschichte, mit Herodot, sollte seine mit mehr als einem Kranz auch von der französischen Regierung (Kreuz der Ehrenlegion u. s. w.) geschmückte literarische Laufbahn enden. Sein Herodot, auf die Wesseling'sche Ausgabe gestützt, die dadurch entbehrlich wird, durch die vereinten Bemühungen edler Freunde, worunter der den kräftigsten Beistand durch sich und Georgiades leistende Boissonade sowie Du Theil und Koray in Paris und der neidlose Creuzer in Heidelberg, der ihn den köstlichen Schellersheim'schen Codex verschaffte, wol oben ansteht, und durch seltene Ausdauer, selbst in der mühsamen Ausbildung der alten Uebersetzung von Valla, mancher herannahenden Altersschwäche siegreich abgekämpft, erschien 1816 bei Treuttel und Würtz in Strasburg in 6 auch im Aeußern tadellos ausgestatteten Bänden, wozu erst noch im Jahre 1822 das mit seltener Genauigkeit und Dialektenforschung ausgearbeitete Lexikon kam, welches aber erst 1824 ausgegeben worden ist. Bei der Vollendung desselben stand dem schon sehr blödsichtigen Greis sein edler Freund, Prof. Dahler in Strasburg, und der von ihm zur Beihülfe erfoderte Theolog Bögner bei, sowie ihn bei frühern Ausgaben der Bremer Waetjen und andre treue Schüler geholfen hatten. Auch hatte Prof Dahler, wie wir durch die Treuttel-Würtz'sche Handlung wissen, Vieles zu einer neuen Ausgabe des Schweighäuser'schen Herodots vorbereitet, welches doch ja nicht untergehen mag! Mit einem durch langen Aufschub gesteigerten Verlangen erwarten wir Creuzer's und Bähr's seit lange vorbereiteten Herodot in der Hahn'schen Handlung in Hanover und die durch die trefflichen Abhandlungen über den Dialekt Herodot's schon eingeführte Ausgabe desselben in der „Bibliotheca selecta“ von Jacobs und Rost

bei Hennings, können aber sicher sein, daß diese mit Sprach- und Sachkunde ausgerüsteten neuen Herausgeber kein Blättchen vom wohlverdienten Kranze ihres ihnen so achtbaren Vorgängers pflücken werden. Zwar gab Schweighäuser selbst schon einen Band seiner lateinischen „Opuscula“ heraus, aber wir sind berechtigt dazu, eine volle Nachlese zugleich mit einer Biographie und einer Auswahl des vollwichtigen Briefwechsels aus den Händen seiner Betrauten zu erwarten, die hier zum Besten der Wissenschaft nicht ausbleiben darf. Der meist auf Antrieb des Lord Spencer auch Deutschland durchstreifende und, wo er's vermochte, plündernde Dibdin hat in seiner „Bibliographical tour“ auch vom alten Schweighäuser Manches mit Freundschaft berichtet und sogar sein nach einer Zeichnung von Lewis von Thomson in London gestochenes Portrait mitgetheilt, welches nun auch den Titel des „Herodot'schen Lexikons“ ziert. Sein schönstes und reinstes Abbild hat aber der Nestor unserer griechischen Literatur in hundert Aeußerungen reinen Wohlwollens und Dankes gegen seine Freunde und Förderer und in den Denkmalen seines unermüdlichen Feuereifers für Wissenschaft und Alterthumskunde hinterlassen.

Nachschrift.

Dieses kleine und unvollständige Denkmal alter Verehrung und Dankbarkeit für die mannichfache Belehrung, die ich Schweighäuser seit seiner Ausgabe des Appian stets geweiht hatte, wurde einige Wochen nach seinem Tod aus meinen Briefschaften und den Vorreden zu seinen Ausgaben niedergeschrieben, blieb aber, bei einem viele Wochen dauernden Unwohlsein, in meinen Papieren vergraben liegen. Jetzt erst, als mir der ehrwürdige Dr. Dahler, Professor der Theologie auf der protestantischen Universität in Strasburg, seine im Namen seines Seminars geschriebene Denkschrift: „Memoriae Iohannis Schweighäuseri sacrum“ (Strasburg, 56 S.), zugeschickt hatte, erinnerte ich mich lebhaft an jenes Papier und theile es mit Vergnügen dem verdienten Herausgeber der „Zeitgenossen“ mit. Wer könnte besser über Schweighäuser, seinen treuen Lehrer und später auch noch Collegen an der Universität, sprechen als der ehrwürdige

Digitized by Google

Dahler, dessen Dienste bei der Herausgabe des Herodot und Athenäus Schweighäuser selbst so dankbar rühmte? Seine früheste Bildungsgeschichte auf dem Gymnasium und der Universität in Strasburg, seinen 10monatlichen Aufenthalt in Paris 1767, wo er mit dem Schweden Biörnstahl bei Deguignes Arabisch und Syrisch lernte, seine im folgenden Jahre statt der schon damals beschlossenen Reise nach England beliebte Verpflanzung nach Göttingen, wo er Heyne, Leß und die andern damaligen Zierden der Georgia Augusta kennen lernte, aber bei Michaelis sich ganz der orientalischen Literatur widmete, seine darauf folgenden Durchflüge zu Anfang 1769 durch Halle, Leipzig, wo Reiske und dessen gelehrte Frau ihn freundlich aufnahmen, Dresden, wo er Rabener kennen lernte und den Vermählungsfeierlichkeiten des Kurfürsten beiwohnte, Berlin, Braunschweig, Hamburg, sein 5monatlicher Aufenthalt in London, im britischen Museum, in Askew's Bibliothek, in Oxford bei Lowth und in der Bodlejanischen Bibliothek, seine Rückkehr endlich über Holland nach Strasburg und seine erste Lehrerstelle, mit mannichfaltigem Eingreifen in den Universitätsunterricht hat er selbst im Programm, womit er seinen Eintritt in die vaterländische Professur der griechischen und orientalischen Sprachen ansagte, ausführlich erzählt, und diese Erzählung ist von Dahler hier aufgenommen worden. Aber von S. 23 an berichtet nun Dahler selbst über seine bald ganz der griechischen Literatur gewidmeten Arbeiten und die einzelnen Veranlassungen dazu. Meisterhaft ist S. 43 fg. die Schilderung seiner Grundsätze, die er bei der Herausgabe der Autoren befolgte, wobei er sich auf eine Vorlesung des Secretairs Dacier bei der pariser Akademie der schönen Wissenschaften „Ueber die Fortschritte der alten Literatur", welche 1810 in Paris erschien, sehr wohl berufen konnte. Dabei wird erzählt, daß der ehrwürdige Veteran, als über seinen Herodot in den „Göttinger Anzeigen" und in der „Jenaischen Literaturzeitung" bitterer Tadel ausgesprochen wurde, nichts weiter that, als daß er den Exemplaren jener kritischen Blätter, die in der seiner Oberaufsicht anvertrauten Universitätsbibliothek aufgestellt wurden, einzelne, ganz ruhig abgefaßte Bemerkungen beilegte. Niemand wird am Schluß die Beschreibung seines häuslichen Lebens, seines patriarchalischen Frohsinns im Kreise der Seinigen (wo zuletzt den fast ganz erblindeten Greis seine treffliche Antigone, seine sich des Vaters Pflege ganz widmende Tochter Sophie, in ununterbrochenen Zusammenhang mit Literatur und Welthändeln setzte und seine kundige Vorleserin wurde), seiner in

den Stürmen der Revolution hart geprüften Lebensphilosophie und seines echt protestantischen, christlichen Sinnes ohne Theilnahme lesen. Das alles ist in einer classisch lateinischen Sprache mit sichtbarer, inniger Theilnahme an dem gefeierten Altmeister unserer deutschen classischen Alterthumsstudien vorgetragen, und so der von uns vor 4 Monaten ausgesprochene Wunsch über alle unsere Erwartung erfüllt worden. Möge der edle Dahler, dessen eben jetzt in Strasburg in 2 Bdn. erschienene Uebersetzung und Erklärung des Propheten Jeremias („Ieremie, par Dahler“, Strasburg, 1830, in eignem Verlag) gewiß eine seltene Erscheinung ist, noch lange, lange in Segen wirken!

Böttiger.

Digitized by Google

Capitain Clapperton.

Großartige Unternehmungen verfehlen nie, die Theilnahme in erhöhtem Grade in Anspruch zu nehmen; wer sich ihnen unterzieht, hat Ansprüche auf Ehre und Bewunderung; die Erzählung derselben macht einen der anziehendsten Zweige der Literatur aus. Alle Classen von Lesern fühlen sich erregt und gespornt; der Jüngling, der Mann, der Greis sieht sich eine reiche Quelle der Unterhaltung geöffnet. Unter den Männern, welche, sich dem Wohl ihrer Mitmenschen weihend, keine Mühe, keine Gefahr scheuten, darf Clapperton nicht zuletzt genannt werden; die Untersuchungen, an welche er sein Leben setzte, sichern ihm im Gegentheil eine bedeutende Stelle unter unsern berühmtesten Zeitgenossen, besonders da sie sich auf den am wenigsten bekannten Theil unseres Erdballs beziehen. Es ist wahr, die glänzende Entdeckung Mungo Park's gab Untersuchungen in Afrika einen neuen Reiz, aber das Resultat des verstorbenen Clapperton ist gleich wichtig und anziehend. Die Skizze seiner Lebensgeschichte kann daher nicht ohne Interesse sein; die Materialien dazu sind aus verschiedenen Quellen genommen, deren Echtheit verbürgt wird.

Hugh (Hugo) Clapperton wurde im Jahre 1788 zu Annan geboren. Seine Familie stammt aus dem nördlichen Theile von Schottland; seine Vorfahren zeichneten sich im Dienste der Kirche und des Heeres aus: ein Bischof Clapperton ist zu Inch Colm begraben; ein anderer Clapperton starb zu Stockholm, er hatte sich bis zum Range eines Feldmarschalls emporgeschwungen. In spätern Zeiten zog die Familie südlich und wohnte an der Grenze von Schottland in Teviotdale.

Hughs Vater scheint ein Mann von bedeutendem Talent gewesen zu sein. Er studirte zu Edinburg und Paris Medizin und ließ sich als Arzt zu Lochmaben, in Dumfries-

shire, nieder. Er hinterließ eine zahlreiche Familie; dasselbe war der Fall bei seinem ältesten Sohne, Georg, Hughs Vater, der zu Annan als Arzt lebte.*) Dr. Clapperton hatte schöne antiquarische Kenntnisse; er sammelte eine große Menge von Münzen und andern Alterthümern, welche sich auf die Geschichte des Grenzlandes beziehen, sowie dahin einschlagende genealogische Nachrichten, Volkslieder u. s. w. Verschiedenes davon soll in Walter Scott's Hände gekommen und in den Noten zu seinen Gedichten und dergl. benutzt worden sein.

Verhältnisse, zu deren Auseinandersetzung hier der Ort nicht ist, machten, daß Hugh ohne eine sogenannte classische Erziehung blieb. Als er nothdürftig lesen und schreiben gelernt hatte, wurde er einem Herrn Bryce Downie anvertraut, der, obwol blind vor Alter, mit Zärtlichkeit von dem beklagenswerthen Reisenden redet. Bei Downie erhielt Clapperton Unterricht in der angewandten Mathematik. Sein alter Lehrer schildert ihn als einen sehr fähigen Schüler und gefälligen Knaben; in einer Denkschrift, die er neulich herausgab, erfahren wir, daß zu jener Zeit die Extreme der Temperatur auf Clapperton's „eisenfeste Natur" wenig Eindruck gemacht haben.

Im Jahre 1806 schiffte sich Clapperton auf einem Transportschiffe nach Gibraltar ein und kam an Bord der königl. Fregatte Renommee, welche Sir Thomas Livingston befehligte. Das königl. Schiff Saturn (zu Lord Collingwood's Flotte gehörend) lag gleichfalls zu Gibraltar, um ausgebessert zu werden und Wasser einzunehmen; Clapperton erfuhr, daß sein Oheim als Capitain der königl. Marine am Bord dieses Schiffes diene. Clapperton schrieb ihm und schilderte seine Lage. Sir Thomas war mit Clapperton's Oheim freundschaftlich verbunden und so wurde unser Hugh als Seecadet auf dem Hinterdeck des Saturn angestellt. Er blieb da bis das Schiff nach Hause zurückkehrte und die Mannschaft entlassen wurde. Später war er mit Capitain King am Bord des königl. Schiffes St. Domingo; er wünschte dann mit

---

*) Georg Clapperton heirathete Margaretha, Tochter des John Johnstone, von Thorwate und Lochmabencastle, mit der er 10 oder 11 Söhne und 1 Tochter hatte. Er heirathete zum zweiten Mal und starb zu Annan, eine Witwe und 3 Söhne und 3 Töchter hinterlassend. Unser Hugh war der jüngste Sohn aus der ersten Ehe. Viere von Hughs Brüdern dienten bei der englischen Flotte und fanden ein ehrenvolles Grab in ihrem Berufe. Ein Bruder und eine Schwester von ihm sind noch am Leben.

Digitized by Google

Capitain Briggs nach Ostindien zu segeln; da er seine Entlassung aber nicht zeitig genug erhalten konnte, so reiste er, man weiß nicht, mit welchem Schiffe, auf seine Rechnung ab. Während der Fahrt wagte er bei sehr stürmischem Wetter sein Leben, um Einen aus der Schiffsmannschaft zu retten, wodurch er sich bei seiner Ankunft in Indien sehr vortheilhaft empfahl und bald auf dem königl. Schiffe Clorinde unter Capitain Briggs in Dienste trat, der ihn schon vorher auf das zuvorkommenste aufgenommen hatte.

Bei seiner Rückkehr nach England trat Clapperton in neue Verhältnisse. Vor 1813 waren die englischen Seeleute im Gebrauche des kurzen Säbels (cutlass) durchaus ungeübt; sie bedienten sich beim Angriff dieser furchtbaren Waffe wie Zufall und Geschick es eben zuließ. Clapperton wurde mit einigen gewandten Seecadeten nach Portsmouth gesendet, um von dem berühmten Fechter Angelo Unterricht zu erhalten. Als sie die gehörige Fertigkeit erlangt hatten, wurden sie bei der Flotte als Lehrer vertheilt, und Clapperton's Schule ward das Deck der Asia, Flaggenschiff des Viceadmirals Sir Alexander Cochrane von 74 Kanonen. Die Asia lag damals zu Spithead und blieb daselbst bis Ende Januars 1814; der Admiral erhielt den Oberbefehl über die ganze Seemacht auf der Küste von Nordamerika und bereitete sich, zu seiner Bestimmung abzugehen. Während des Aufenthaltes zu Bermuda und auf der Reise benutzten Offiziere und Mannschaft seinen Unterricht im Fechten; sein kräftiger Bau und sein matrosenartiges Ansehen fesselte die Aufmerksamkeit der Seeleute und hob den patriotischen Geist der Mannschaft. Seine geselligen Eigenschaften trugen auch zu seiner Empfehlung bei; er war ein guter Tischgenosse, malte Decorationen für das Schiffstheater, zeichnete Ansichten, Caricaturen und war die Seele und das Leben jeder Gesellschaft. Selbst der Admiral gewann ihn lieb und lud ihn ein, an Bord der Asia zu bleiben, mit dem Versprechen baldiger Beförderung. Aber der unternehmende Geist Clapperton's drängte ihn nun fort zu der großen Scene der Thätigkeit, zu den Seen von Canada. Nachdem er sich die Ueberfahrt nach Halifax auf einem Schiffe ausgemittelt hatte, sagte er dem Flaggenschiffe, zum Bedauern eines Jeglichen an Bord der Asia, Lebewohl. Von Halifax ging er nach Obercanada, wurde bald nach seiner Ankunft Lieutenant und erhielt dann den Befehl über den Schoner Confiance, an dessen Bord er die Unbändigsten aus der Mannschaft zusammen fand. Es war schwer, hier Disciplin einzuführen; Clapperton brachte es jedoch, obgleich er selten und nur ge-

Digitized by Google

zwungen zu körperlichen Züchtigungen schritt, bald dahin, daß die Confiance wegen ihrer guten Ordnung ebenso zum Sprüchwort wurde, wie sie es bisher wegen ihrer Regellosigkeiten gewesen war.

Im Jahre 1817 wurde die britische Flotille auf den amerikanischen Seen aufgelöst, Clapperton kehrte nach England zurück und wurde auf halben Sold gesetzt. Er zog sich in den Geburtsort seines Großvaters, nach Lochmaben, zurück und blieb hier bis 1820, ländlichen Beschäftigungen lebend. Von da ging er nach Edinburg, wo er eine seinem unternehmenden Geiste angepaßtere Gesellschaft zu finden hoffte. Er wurde bald mit dem liebenswürdigen und beklagenswerthen Dr. Dudney bekannt, durch den er auf seinen Plan, nach Afrika zu gehen, gebracht wurde.

Wir sind nun zu dem Abschnitte in Clapperton's Leben gekommen, wo er sich dem Publicum bekanntzumachen anfing, oder vielmehr, wo sich zuerst eine Gelegenheit darbot, seinen thätigen Geist zu entwickeln.

Nach Ritchie's zu Murzuk erfolgtem Tode *) und Capitain Lyon's Rückkehr 1821 beschloß der Earl Bathurst, gestützt auf die Versicherungen des englischen Consuls zu Tripolis, daß der Weg von da nach Bornu offen und sicher sei, eine zweite Expedition abzusenden, welche den Zustand dieses unglücklichen Theils der Erde erforschen sollte. Dr. Dudney, ein Schiffsarzt, von Edinburg her warm empfohlen, wurde demzufolge beauftragt, als Consul nach Burnu zu gehen; Lieutenant Clapperton sollte ihm als Freund und Gefährte folgen. Der Major (damals Lieutenant) Denham hatte sich um diese Zeit erboten, einen Weg von Tripolis nach Timbuktu zu versuchen, und da man beabsichtigte, von Burnu aus, als dem festen Sitze des Consuls, die Untersuchungen nach Westen und Osten auszudehnen, so fügte der Earl Bathurst den Namen Denham's denen der Reisenden bei. Dr. Dudney zog sich nicht lange nach dem Antritt der Reise eine starke Erkältung zu, die sich auf die Lunge warf; er starb den 12. Januar 1824. Denham und Clapperton kehrten nach England zurück, und ihre Reise ist seitdem in einem Quart-

*) Als Ritchie die Pläne der afrikanischen Gesellschaft zu London kennen gelernt hatte, bot er ihr seine Dienste an. Er ging mit Capitain Lyon nach Tripolis und im März 1819 nach Murzuk, wo sie mehre traurige Monate hinbrachten, da es ihnen an Geld fehlte und ihr Führer sich als Verräther zeigte. Ritchie erlag bekanntlich am 20. November 1819 seinen vielfachen Mühseligkeiten und Leiden.

Digitized by Google

band in die Hände des Publicums gegeben worden.*) Clapperton beschreibt darin seine Reise von Kuka nach Murmur, von da nach Kano, von Kano nach Sackatu, der Hauptstadt von Felatah

Auf ihrer ersten Reise betraten sie das neue und unbetretene Land von Sudan. Zu Murmur starb Dr. Oudney. Clapperton äußert sich hierüber folgendermaßen: „12. Januar. Dr. Oudney trank bei Anbruch des Tages eine Tasse Kaffee und wünschte, daß die Kameele bepackt würden, wozu ich sogleich Befehle gab. Ich half ihm bei dem Ankleiden, und durch den Beistand seines Dieners wurde er aus seinem Zelt gebracht; bevor er jedoch auf das Kameel gehoben werden konnte, sah ich die Schauer des Todes sich auf seinem Antlitz malen und ließ ihn sogleich wieder in sein Zelt bringen. Ich setzte mich an seine Seite und war unter unaussprechlichem Kummer Zeuge seiner letzten Augenblicke; ohne Kampf, ohne Seufzen athmete er seinen Geist aus. Ich sandte nun zu dem Gouverneur der Stadt, um bei ihm um die Erlaubniß nachzusuchen, den Todten zu begraben; dies wurde willig zugestanden; meinem Wunsch zufolge wurde ein Grab nördlich an einem alten Mimosabaum, etwas jenseits des südlichen Stadtthores gegraben, die Leiche nach der Landessitte gewaschen und in Kleider, welche wir aus den Turbanshawls machten, die wir zu Geschenken bestimmt hatten, eingehüllt. Unsere Diener trugen die Leiche zu dem Grab, und ich segnete sie nach dem Gebrauche der englischen Kirche ein, bevor sie der Erde übergeben ward. Das Grab ließ ich mit einer Mauer von Lehm umgeben, um die wilden Thiere davon abzuhalten, und tödtete 2 Schafe, welche unter die Armen vertheilt wurden. So endigte in einem Alter von 32 Jahren Walter Oudney, Dr. med., ein Mann von Kenntnissen, hoher Tugend und Religion, von anspruchslosem Benehmen, gefälligen Sitten, fester Beharrlichkeit und kühnem Unternehmungsgeist. Immer und überall wäre der Verlust eines solchen Mannes eine harte Prüfung gewesen, jetzt war er es im höchsten Grad, da wir allein unter fremden Völkern waren und einen Weg zu durchwandern hatten, der bisher noch von keinem Europäer betreten worden war".

---

*) „Narrative of travels and discoveries in Northern- and Central-Africa, by Maj. Denham, Capt. Clapperton and the late Dr. Oudney, in the years 1822, 23, 24". Mit Kupfern. London, 1826.

Murmur ist eine Stadt an der östlichen Grenze des Felatahreichs. Diese Provinz heißt Katagum; ihre Hauptstadt, welche denselben Namen führt, ist, wie Clapperton sagt, die festeste Stadt, die er gesehen, seit er von Tripolis abgegangen war, und hat 7 bis 8000 Einwohner. Die Provinz soll 4000 Reuter und 20,000 Mann zu Fuß, mannichfaltig mit Bogen, Speeren und Schwertern bewaffnet, in das Feld stellen können. Getreide, Baumwolle, Rinder und Sklaven sind die Gegenstände ihres Stapelhandels; auch fand Clapperton hier zuerst das Muschelgeld im Verkehr. Der Gouverneur von Katagum sandte Clapperton eine Ehrenwache entgegen, welche ihn in die Stadt begleitete, und empfing ihn mit der größten Zuvorkommenheit.

Clapperton rühmt die Frauen von Felatah sehr. Während seiner Krankheit pflegten sie ihn mit einer Sorgfalt und Güte, welche man sonst kaum von seinen nächsten Angehörigen erwartet. „Ich bat", sagt er, „oftmals um eine Kürbisflasche mit Wasser, um Gelegenheit zu haben mit ihnen mich zu unterhalten. Sich anmuthig auf ein Knie niederlassend und Zähne von dem Weiß der Perlen und Augen vom schwärzesten Glanz zeigend, reichten sie mir die Flasche und schienen hochentzückt, wenn ich ihnen für ihre Güte dankte. Hörtet ihr, wie der weiße Mann mir dankte? pflegten sie dann zu ihren Gefährtinnen zu sagen".

Auf dem Wege nach Sackatu traf Clapperton eine Schar von 150 Reutern, mit Trommeln und Trompeten, welche Bello, der Sultan, ihm entgegengeschickt hatte, um ihn in seine Residenz zu geleiten. Unser Reisender wurde nun in jeder Stadt, in jedem Dorfe mit Musik von Hörnern und Trompeten empfangen und als Stellvertreter des Königs von England geehrt. Als er sich Sackatu näherte, kam ein Abgesandter des Sultans, der ihn bewillkommnete und zu dem Hause des Gadado (Vezier) führte, wo Gemächer für ihn bereitet waren. Am andern Morgen wurde er dem Sultan vorgestellt. Er fand ihn ohne alles Gepränge, auf einem kleinen Teppich zwischen 2 Pfeilern sitzend, welche das Strohdach eines den englischen cottages ähnlichen Hauses trugen. Die Pfeiler und die Wände waren im maurischen Style weiß und blau gemahlt. Der Sultan hieß ihn herzlich willkommen und fragte ihn Vieles über Europa und die vorherrschenden Religionen und wollte wissen, ob die Engländer Nestorianer oder Socinianer wären; Clapperton, hier nicht in seinem Fache, versetzte geradezu: „Man nennt uns Protestanten". Was sind aber Protestanten? fragte er. „Ich ver-

Digitized by Google

suchte", sagt Clapperton, „ihm dies, so gut ich konnte, auseinanderzusetzen". Man brachte noch mehre theologische Fragen vor; der Seemann machte aber der Sache ein Ende, indem er erklärte, er sei in den theologischen Feinheiten nicht bewandert genug, um über solche spitzfindige Controversen Antwort geben zu können. Der Sultan brachte nun Bücher hervor, welche, wie sich ergab, Major Denham auf seiner Reise nach Mandara verloren hatte. „Was wollte euer Freund dort?" fragte der Sultan und schien mit der Antwort, er sei begierig gewesen, das Land kennen zu lernen, hinreichend zufrieden. Als er die Geschenke erhielt, sagte er: „Alles ist wundervoll! Aber ihr seid die größte Merkwürdigkeit von Allem. Was kann ich dem König von England vorzüglich Angenehmes geben?" Clapperton sagte, er könne dem König keinen angenehmern Dienst erweisen, als wenn er mitwirke, dem Sklavenhandel auf der Küste Einhalt zu thun. „Was?" rief er, „habt ihr keine Sklaven in England? Wie haltet ihr es mit euern Dienern?" Wir miethen sie auf eine bestimmte Zeit, zahlen ihnen regelmäßig ihren Lohn u. s. w. „Gott ist groß", rief er aus, „und ihr seid ein gutes Volk". Er schien sehr geneigt, mit England in freundliche Verbindung zu treten und mit den dortigen Vorfallenheiten vertraut zu werden. Man sprach von den Zeitungen; als ihm unser Reisender sagte, daß in England jeden Morgen viele tausend Zeitungen gedruckt würden, rief er aus: „Gott ist groß, ihr seid ein wundervolles Volk!" Er schrieb einen Brief an den König von England und bat, einen Consul und Arzt nach Sackatu zu senden. Obgleich diese Stadt erst seit 1805 gegründet ist, so erklärt sie Clapperton doch für die bevölkertste, die er bisher auf seinen Reisen in Afrika gesehen hatte. In dem an Georg IV. gerichteten Brief sagt der Sultan in Bezug auf Clapperton: „Ew. Majestät Diener, Bayes-Abd-Allah (unter diesem Namen reiste Clapperton), kam zu uns, und wir fanden in ihm einen sehr klugen und weisen Mann, der in jeder Hinsicht Eure Größe, Weisheit, Würde, Milde und Scharfsinn repräsentirt". Clapperton erhielt bei seiner Rückkehr eine Antwort auf des Sultans Schreiben und wurde mit derselben abgesendet; beigegeben wurden ihm Dr. Dickson, Cap. Pearce, Dr. Morrison (Arzt) und ein geschickter Naturforscher.

Ihre Ankunft in der Bucht von Benin (Novbr. 1825) ist außer Zweifel gesetzt. Von Dr. Dickson hat man seitdem nichts mehr gehört, er drang weit in das Innere des Landes vor, und man kann daher annehmen, daß er ermordet wurde.

Nach den letzten Nachrichten (Novbr. 1825) war er zu Whydah, auf dem Wege nach Dahomey; ein Portugiese, De Sousa, der mehre Jahre an diesem Hofe gelebt hatte, begleitete ihn; später hörte man, er habe die Hauptstadt Dahomey erreicht und sie Ende Dezembers verlassen, um in das Gebiet von Ghar vorzudringen.

Nachdem man lange über Clapperton's Schicksal in Ungewißheit geblieben war, kehrte endlich am 24. April 1828 sein Diener, Richard Lander, auf der Schaluppe Esk nach Portsmouth zurück und bestätigte das Gerücht von Clapperton's Tod. Er starb zu Sackatu am 13. April 1827. Zwischen dem Sultan und dem Scheik von Bornu war ein Krieg ausgebrochen, und Bello hatte ihn daher 5 Monate in seiner Residenz zurückgehalten. In der Erwartung, nach Timbuktu abreisen zu dürfen, lebte er in einer kleinen, runden Lehmhütte, die des Sultans Bruder gehörte. Er bekam die rothe Ruhr und zehrte in kurzer Zeit auffallend ab. Lander sagt, er habe 2 Tage vor seinem Tode begehrt, rasirt zu werden, sei aber zu schwach gewesen, aufrecht zu sitzen. Nachdem man ihm den Bart abgenommen, habe er einen Spiegel verlangt und geäußert, es gehe besser und er werde es überstehen. Am Morgen seines Sterbetags athmete er laut und wurde unruhig und starb bald darauf in den Armen seines Dieners. Lander begrub ihn zu Jungali, einem kleinen Dorfe, 2 Stunden südöstlich von Sackatu; 5 Sklaven folgten mit dem treuen Diener der Leiche, welche ein Kameel trug. Lander überbaute Clapperton's Grab mit einem kleinen, viereckigen Lehmhaus und erhielt von Bello die Erlaubniß, in seine Heimath zurückzukehren. Er brauchte 7 Monate, um nach Badagry zu gelangen. Die Handelsbrigg Maria von London nahm ihn im Januar 1828 an der Küste auf. Nach seiner Aussage hätte er zu Badagry beinahe sein Leben verloren, da die Portugiesen die Eingebornen gegen ihn aufzubringen suchten, und man Gift in sein Getränk mischte. Durch einen glücklichen Zufall verfehlte der Trank seine Wirkung; als die Eingebornen dies sahen, glaubten sie, er sei bezaubert und von dem großen Geiste beschützt; er wurde seitdem besser behandelt und durfte seine Reise fortsetzen. Der König von Badagry foderte und erhielt jedoch für seine Entlassung Güter, 61 Pfd. St. an Werth, in Gewehren, Pulver u. s. w. Er erreichte die Esk bei Cape Coast. Sein Weg dahin war nicht der, welchen Clapperton verfolgte, als er in das Land kam. Er reiste 17 Tage in der entgegengesetzten Richtung, um zu erforschen, ob der Niger in den

Digitized by Google

Benin falle, und ob er, diesem Strome folgend, den Rückweg finde. Da ihn aber die Felatahs verfolgten und ihm den Tod gedroht hatten, mußte er diesen Plan aufgeben. Er durchschnitt die Länder von Haussa, Nyffe, Hio und andere den Europäern unbekannte Gegenden und gelangte endlich nach Badagry. Bei allen diesen Gefahren und Mühseligkeiten bemühte er sich, eine Uhr seines verstorbenen Herrn, welche er Bello bei seiner Abreise zum Geschenk machen wollte, zu verbergen. *)

Bello's Benehmen bleibt zu berühren. Als Clapperton ihn zum zweiten Male besuchte, fand er ihn, wie schon be-

---

*) Lander ist ein untersetzter, wohlgebauter Mann von 26 bis 28 Jahren und 5 Fuß 7 Zoll hoch. Er war seinem Herrn treu ergeben, wie aus einem Brief an seinen Bruder in Cornwall hervorgeht. Da dieser in Bezug auf Pearce und Morrison merkwürdig ist, soll er hier eine Stelle finden:

Engua, den 27. Dezbr. 1825.

Mein lieber Bruder! Du wirst schon wissen, daß Cap. Pearce und Dr. Morrison todt sind. Letztern sendeten wir sterbend in das Schiff zurück. Das Klima ist sehr ungesund und selbst gefährlich; wenn die Sonne einen Europäer trifft, ehe er Schatten erreichen kann, so hat er das Fieber, und dann ist selten Rettung möglich. Das Thermometer stand auf 98 im Schatten. Wir wenden uns jetzt nördlicher und haben schönes heiteres Wetter, frischen Wind, und das Thermometer sank auf 85 im Schatten. Von den 6 Weißen, welche in das Land reisten, sind nur ich und mein Herr übrig; von Dr. Dickson haben wir, seit wir die Küste verließen, nichts gehört; er wurde in einer andern Richtung abgesendet und versprach, uns an einem Orte zu erwarten, an dem wir nun seit mehren Tagen vorüber sind; wir fürchten daher für ihn. Wir haben alle das Fieber gehabt, und ich war der Erste, den Dr. Morrison aufgab. Mein Fieber war von einem heftigen Kopfweh begleitet, das von dem Sonnenstich herkam. Mein Herr behandelt mich mehr als seinen Sohn denn als Diener. Als ich krank war, wollte er mich auf das Schiff zurückbringen lassen; wie hätte ich aber einen Herrn verlassen können, der mich so freundlich behandelte? Meine Hand zittert noch, da ich den armen Cap. Pearce in das Grab legen helfen mußte; um 11 Uhr diesen Morgen wurde er begraben. Er hat eine Mutter, Schwester, Weib und 2 Kinder, die seinen Tod beklagen. R. L.

Nachschrift. Durch das kluge Benehmen meines Herrn erfahren wir eine gütige Behandlung von den Eingebornen, den Höchsten wie den Niedrigsten. Wir gehen morgen nach Yaribe ab, das wir in 4 Wochen zu erreichen gedenken. Die Eingebornen sahen nie zuvor einen weißen Mann; sie strömen herbei, uns zu sehen, und fühlen sich sehr glücklich bei dem Gedanken, einen Weißen gesehen zu haben. Lebe wohl!

merkt, im Kriege mit El Kanemy, dem Sheik von Bornu, und wurde mit mistrauischen Blicken aufgenommen; Bello nahm zwar seine Geschenke, unter denen sich ein sehr schöner Koran befand, den der König von England auf das prachtvollste hatte binden lassen, an, erlaubte ihm aber nicht, nach Kano zurückzukehren oder mit Georgs IV. Brief an El Kanemy nach Bornu zu reisen. Lander wurde von Bello zu Sackatu festgehalten, wo man ihm die später für den Sultan bestimmten Geschenke und seine Briefe abnahm und dem Herrn wie dem Diener die Erlaubniß verweigerte, die Reise nach Bornu anzutreten.

Capitain Clapperton war, was die Engländer einen fine fellow nennen, im besten Sinne des Wortes: ein Ausdruck, der die allgemeine Idee seines Charakters am besten bezeichnet. Er war 5 Fuß 11 Zoll groß, hatte eine hohe, gebieterische Stirn und Züge von ansprechendem und klugem Ausdruck, ein durchdringendes Auge, einen feingeformten, ernstlieblichen Mund, das ganze Gesicht zeugte von Kraft, Schönheit und Ernst des Geistes. Leider war vor seinem Tode, in seinem achtunddreißigsten Jahre, sein schöner riesiger Körperbau fast zu einem Skelet eingeschrumpft. Er war gradeaus, edel, großmüthig, dabei gewandt und sich jeder Lage fügend.

Wenn man sein kurzes Leben übersieht und bedenkt, welchen Gefahren, welchen Mühen, Hindernissen und Verdrießlichkeiten er ausgesetzt war, so muß man gestehen, daß er einen außerordentlichen Grad von Geistesstärke und Ausdauer besaß. Sein unerschrockenes Anerbieten, Dr. Oudney nach Bornu zu begleiten, spricht von seinem Unternehmungsgeiste, mehr noch sein glühender Eifer, mit welchem er sich zu Bornu dann zu einem weitern Vordringen in das Innere des Landes anschickte. Nach einer 12tägigen Reise, kaum selbst im Stande, sich auf den Füßen zu erhalten, stand er dem kranken Oudney bei, drückte dessen gebrochenes Auge zu, betete über seiner Leiche und begrub ihn. Dieses Blatt in dem Tagebuch des Reisenden ist das schönste Denkmal, das er sich gesetzt hat. Tausend Andern wäre der Muth gesunken, er aber hielt den Sturm aus, genaß und setzte über 700 englische Meilen weit, seines kenntnißreichen und erfahrnen Gefährten beraubt, seine Reise in das Innere von Afrika fort.

Sein Benehmen gegen die Eingebornen machte ihn denselben so lieb wie Einen aus ihrer Kaste. Er nahm den Ernst, die Sitten, die Tracht des Landes an, er identificirte sich so vollständig mit ihnen, daß sie häufig die Hoffnung

Digitized by Google

ausſprachen, er werde noch zur mohammedaniſchen Religion übergehen. Man kann ſich denken, wie ſehr bei ſolchen Eigenſchaften und ſeinem geſelligen, mittheilenden Weſen ſeine Begleiter an ihm hingen, beſonders in einer Wüſte, wie die zwiſchen Murzuk und Bornu, wo nur ſelten Städte, Dörfer, wandernde Horden und Kaliſars oder Karawanen die traurige Einſamkeit dieſes Weges unterbrechen, und wo gewöhnlich nicht Ein lebendiges Weſen, nicht einmal ein Inſect, die Scene belebt. Dennoch gewährten unſerm Reiſenden die Ruheplätze an den Brunnen und die Wadeys oder Thäler eine endloſe Quelle von Vergnügungen, indem er die Sitten, die Unterhaltungen der verſchiedenen Stämme beachtete, die bei ihrem Geſang, ihrem Tanz, ihren Erzählungen, ihren Kämpfen und Gefechten ihn eine Zeit lang das Oede und Mühſelige des Tageswegs vergeſſen ließen.

Es iſt merkwürdig, daß Obriſt Denham, der Clapperton auf der erſten Reiſe begleitet hatte, zuerſt von deſſen Tod unterrichtet wurde. Denham reiſte 1826 nach der Sierra Leone und der Goldküſte ab. Aus einem Briefe vom Febr. 1828 ergibt ſich, daß er zu Accra auf der Goldküſte von dem Commandanten die Nachricht erhielt, des armen Clapperton's Diener ſei neuerlich von Sudan zu Wydhah angekommen; ſpäter ſah er ihn an Bord der Esb und erhielt von ihm die ſchmerzlichen Details von ſeiner Freundes Leiden und Abſterben. Wenn Denham glücklich zurückkehrt, ſo iſt er der einzige Offizier, der die 3 von der Regierung angeordneten Reiſen zur Erforſchung des Innern von Afrika überlebte, nämlich die nach Bornu, welche Oudney, Denham und Clapperton, die nach Timbuktu, welche Major Laing, und die nach Sackatu, welche Clapperton und ſeine 3 Gefährten unternahmen. 19.

---

*) Seitdem iſt Clapperton's Tagebuch, welches der treue Lander nach England mit zurückgebracht hatte, im Druck erſchienen: „Capit. Clapperton, journal of a second expedition in Africa, with Lander's journal“ (London, 1829). Man verdankt Clapperton's beiden Expeditionen Alles, was man gegenwärtig von den Ländern zwiſchen dem Königreiche Benin und dem See Tſad weiß. Pearce und Morriſon ſtarben im Januar 1826 auf dem Wege von Jannah (6° 56′ N. Br.) nach Katunga (9° 9′ N. Br.), der Hauptſtadt von Yuriba.

Miszellen.

igitized by Google

Die Markgräfin von Anspach.

Am 13. Jan. 1828 starb zu Neapel in ihrem siebenundsiebzigsten Jahre an Altersschwäche die verwitwete Markgräfin von Brandenburg-Anspach und Baireuth, Prinzessin von Berckeley und gewesene Baroneß Craven von Hempsted. Diese vielbekannte Frau, von der Gunst und der Ungunst des Geschicks bald gehoben bald daniedergedrückt und durch mannichfaltige Verhältnisse dort und dahin gescheucht, fast ihr ganzes Leben hindurch auf Reisen, oft ein Gegenstand des Neides und öfter noch der feindseligsten Verfolgung, abwechselnd gepriesen und laut getadelt oder gar öffentlich beschimpft, hinterläßt eine Selbstbiographie, die sie 2 Jahre vor ihrem Tode bekanntmachte. Wir entlehnen einige Züge aus diesem Werke, welche zugleich die äußerliche Erscheinung der Verfasserin und einen Theil ihrer Lebensschicksale kennen lehren; auch die Art der Darstellung wirft ein helles Licht auf die Verfassung ihres Gemüths zurück.

Lady Elisabeth Berckeley war 1750 im Dezember zu Berckeleyhouse geboren und die jüngste von 4 lebenden Töchtern des Grafen August IV. von Berckeley und der Elisabeth Drax von Charborough. Ihren Vater verlor sie im fünften Jahre ihres Alters, ohne daß die Liebe ihrer Mutter, welche sich von neuem und zwar mit dem Grafen Nugent vermählte und Kammerdame der Prinzessin von Wales ward, sie für diesen Verlust entschädigt hätte. Die Mutter fühlte keine Liebe für ihre Kinder und überließ die Erziehung der kleinen Elisabeth ausschließlich der Sorgfalt einer Schweizerin, die ihre Gouvernante und zugleich ihre beste und treueste Freundin

war. Nicht ohne durchblickende Eitelkeit sagt sie in ihren Memoiren von sich selbst: „Von jeher hatte ich ein schwer zu leitendes Naturell; mild und sanft, aber dabei zugleich überaus lebendig, nachgiebig im Aeußern, aber empfindlich, wenn etwas meine Wünsche durchkreuzte, verschloß ich mit dem Gefühl eines verletzten Stolzes Ohr und Lippe gegen Jeden, der mir widersprach oder meinen Wünschen entgegentrat. Selbständigkeit und Freiheit waren das Element meines Lebens, aber nie verließen mich Edelsinn und Großmuth. Von meinem zehnten Jahre an ward ich schlank und groß; es fehlte mir nicht an Gelegenheit, wahrzunehmen, daß meine äußere Erscheinung keineswegs zu den gewöhnlichen gehörte, allein die abgünstige Befangenheit meiner Mutter für meine ältere Schwester und ihre Gleichgültigkeit gegen mich nöthigten mir doch eine eher ungünstige als günstige Meinung von meinem Aeußern auf. Ich hatte nicht die mindeste Aehnlichkeit mit jener bewunderten Schwester und mußte dies oft hören; sie war blond, ich brünett, und die beständige Hinweisung auf diesen Unterschied theilte mir eine Bescheidenheit und Befangenheit mit, die mit meiner natürlichen Lebhaftigkeit im schärfsten Widerspruch stand. Dennoch fesselte meine beständige Heiterkeit und mein aufgewecktes Wesen Jedermann an mich u. s. f." Im dreizehnten Jahre begleitete Elisabeth ihre Mutter und ihre Schwester nach Paris, von wo die letztere mit Lord Forbes heimlich entfloh; die junge Elisabeth Berckeley aber ward bald darauf in London bei Hofe vorgestellt und in Folge dessen im Mai 1767 ohne Neigung an William Craven, der im Jahre 1769 seinem Oheim in der Pairswürde folgte, verheirathet. 7 Kinder waren die Frucht dieser Ehe, welche sich jedoch früh als eine unpassende auswies; nach einer 13jährigen Verbindung wurden beide Theile darüber einig, sich zu trennen, und Lady Craven verließ England, um in Frankreich ihren Wohnsitz zu nehmen. Von hier aus unternahm sie mehre Reisen nach Italien, Oestreich, Polen, Rußland, die Türkei und Griechenland, sah den Hof des Kaisers in Wien, lebte in Warschau am Hofe des letzten Königs von Polen und in Petersburg in der Umgebung der Kaiserin Katharina, überall, wie sie selbst versichert, geliebt und unter dem besondern wohlwollenden Schutz dieser Fürsten. Nach einer langen Abwesenheit kehrte sie nach England zurück, um ihre Kinder wiederzusehen, und reiste dann abermals nach Paris, wo sie mit dem Markgrafen und der Markgräfin von Anspach darüber einig wurde, dieser nach Deutsch-

land zu folgen. Die Markgräfin war kränklich und leidend, und Lady Craven ward bald die erste Dame am Hofe zu Anspach und der Mittelpunkt aller Vergnügungen desselben. Sie gründete hier ein Theater, das sie selbst leitete, und schrieb 2 kleine Stücke für dasselbe: „La folie du jour“ und „Abdul et Nourjad“, die mit so großem Erfolg dargestellt wurden, daß die Arien daraus bald im Munde des Volks waren. Andre Dramen wurden von ihr aus dem Englischen ins Französische übertragen, bearbeitet und in Musik gesetzt; und da Lady Craven geschickt genug war, der Markgräfin selbst in Allem den Vortritt zu lassen, so gewann sie schnell allgemeine Liebe und Achtung. Während der 5 Jahre, die sie so in Anspach verlebte, reiste der Markgraf zweimal nach Italien, und Lady Craven begleitete ihn auf den ausdrücklichen Wunsch der Markgräfin nach Neapel, wo sie mehre Monate mit ihm zubrachte. Ihr jüngster Sohn, Keppel-Craven, begleitete sie. Die Reisenden wurden am Hofe zu Neapel wohl empfangen, kehrten von hier nach Deutschland zurück, lebten einige Zeit lang in Berlin und gingen dann wieder nach Anspach. Nach einem abermaligen Besuch in Berlin gingen sie 1791 nach Lissabon; unterwegs erhielt Lady Craven in London die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls, der zu Lausanne gestorben war; sie stand nun nicht länger an, als Witwe, jedes Bandes frei, dem Wunsche des Markgrafen nachzugeben und ihm ohne Furcht und Reue, wie sie sagt, die Hand vor dem Altar zu reichen. Die Verbindung ward den 30. October 1791, 6 Wochen nach dem Tode ihres Gatten, im Hotel des preußischen Gesandten zu London feierlich begangen. Die Gesandten von Rußland, Holland, Neapel und Oestreich und mehr als 100 Personen des englischen Adels waren als Zeugen dabei zugegen. Nach einem kurzen Aufenthalt in Lissabon ging das neuvermählte Paar nach Madrid und von hier durch Frankreich nach Berlin und später nach England. Bei ihrer Ankunft in London empfing sie ein von ihren 3 Töchtern unterzeichnetes Billet, in welchem diese ihr anzeigten, daß sie aus Achtung vor das Andenken ihres Vaters sie nicht sehen könnten. Dies war der Anfang der Verfolgungen, welche die Familie Craven später gegen die Markgräfin ununterbrochen übte. Mit Mühe erholte sie sich von dieser unerwarteten Kränkung, allein ihre Befürchtungen weiterer Verfolgungen und Beschimpfungen verwirklichten sich nur zu bald. Ihr ältester Sohn, Lord Craven, that, als kenne er sie nicht,

und Lord Berckeley, sein Vormund, schrieb ihr einen Brief voller Vorwürfe über die so schnell nach dem Tode ihres ersten Gemahls geschlossene zweite Verbindung. Vergeblich stellte sie ihren Beleidigern vor, daß sie 6 Wochen lang gewartet habe, daß der Tod ihres Gatten sie im Augenblick desselben von allen Banden der Pflicht gelöst, und daß sie 8 Jahre hindurch, ohne den Trost einer Witwe, in der That allen Kummer einer solchen getragen habe. Man ließ nicht ab, ihr Vorwürfe darüber zu machen, daß sie in der Verbindung mit einem Manne, „dessen Tugenden sie hochachtete", Ersatz für die Thorheiten und die Vernachlässigung, der eine frühere Verbindung sie als Opfer hingegeben, gesucht hatte. Eine Beschimpfung folgte nun auf die andre; die Königin von England ließ ihr durch den preußischen Minister anzeigen, daß sie sie nicht als Markgräfin von Anspach empfangen könne. Der Markgraf wüthete, und sie beschloß, da sie nicht in ihrem Range am Hofe empfangen werden sollte, diesen gar nicht zu besuchen. Ihr Gemahl machte dem König seine Aufwartung, der Königin aber nicht und sah sie auch später nie mehr. Um diese Zeit entäußerte er sich seines Markgrafthums Anspach, das er gegen einen Jahrgehalt von 400,000 Thaler für sich und die Markgräfin an Preußen abtrat. Hierauf kaufte er sich in England an; brachte Brandenburghouse bei Hammersmith und Benham in Berkshire, einen alten, aber längst veräußerten Familiensitz der Craven, an sich und ließ sich hier für immer nieder. Theater, Concerte und Feste folgten sich hier in einer ununterbrochenen Reihe. „Solche Vergnügungen waren dem Markgrafen Bedürfniß", sagt unsre Selbstbiographin, „und ich konnte mich der Theilnahme daran um so weniger enthalten, als mein Geschmack für Musik und Poesie und meine eigne Fertigkeit darin, mir zu einem Quell großer Genüsse wurde. Ich schrieb „Die Prinzessin von Georgien" und „Die Zwillinge von Smyrna" für unser Theater und setzte außer „Nourjad" noch mehre andre Stücke in Musik. Ueberdies erfand ich Feste für den Markgrafen als Abwechselung von den ewigen Rechnungen u. s. w., die mir und ihm so verhaßt waren. Wir hielten in Brandenburghouse 30 Diener in Livree und gegen 60 Pferde. Unser Aufwand war unermeßlich, obgleich ich ihn nach aller Möglichkeit zu beschränken bemüht war". Dies spricht ziemlich deutlich über die damalige Lebensweise unserer Heldin. Im Jahre 1802 erhielt sie von dem Kaiser das Diplom als Reichsfürstin von Berckeley und ging in Folge dessen nach

Digitized by Google

Wien. Auf einen neuen Huldigungsversuch gegen die Königin von England erfolgte jedoch keine Antwort, und da der Markgraf im Januar 1806 zu Benham starb, stand seine Witwe wieder ziemlich vereinzelt da. Ihr Gemahl war 70 Jahre alt geworden, er hatte keine Kinder und hinterließ ihr ein Vermögen von 150,000 Pf. Sterl. Im Besitz desselben fuhr sie fort, in Benham zu wohnen, bis es ihr zur Ausmittelung eines großen Capitals, das ihr von Rechtswegen zustand, nöthig schien, selbst nach Anspach zu gehen. Nach dieser Reise, welche jedoch fruchtlos blieb, kehrte sie nach England zurück und blieb hier bis zum allgemeinen Frieden. Dann ging sie nach Marseille und von dort nach Genua, wo sie mit der Prinzessin von Wales, bei der ihr Sohn Keppel Kammerherr war, zusammentraf. Von Genua reiste sie nach Gent, stellte sich König Ludwig XVIII. vor und begab sich dann nach Neapel, wo sie von nun an ihren Wohnsitz nahm. Auf einem herrlich gelegenen Grund und Boden, den der König ihr schenkte, baute sie hier eine Villa nach dem Modell des Pavillons von Brandenburghouse und bewohnte sie bis zu ihrem im Jahre 1828 erfolgten Tode. Ihre sterblichen Reste wurden, ihrem Wunsche gemäß, auf dem englischen Kirchhofe zu Neapel beigesetzt und von ihrem Sohne Keppel-Craven, dem Herzog von Buckingham, ihrem Neffen, und den Mitgliedern der englischen Gesandschaft zu Neapel, dem Gesandten von Oestreich und einem auserwählten Gefolge englischen und neapolitanischen Adels zu ihrer letzten Ruhestätte begleitet. Die verhältnißmäßig bescheidene Lebensweise, welche die Markgräfin in Neapel fortgeführt hatte, und die löbliche Anwendung ihrer bedeutenden Einkünfte zum Besten der Armen und Bedrängten, die sie sich zum Gesetz gemacht hatte, lassen ihren Verlust in zahlreichen Kreisen schmerzlich betrauern. Ihr Vermögen und ihre Güter in England fallen, ihrer Verfügung gemäß, ihrem dritten Sohn, Keppel-Craven, mit dem Rückfall an ihren Neffen, Baron George Berckeley, zu, sowie ihr Palast in Neapel und ihre beiden Villen, Strozzo und di Strada nuova. So war Elisabeth, Markgräfin von Anspach, eine Frau von hoher und allgemein anerkannter Liebenswürdigkeit, von großer Festigkeit des Characters, gepriesen und angefeindet im Lauf eines langen Lebens unter wechselvollem Schicksal, mild und wohlwollend von Gesinnung, leicht, lebhaft, freimüthig und wohlthätig aus Temperament, von vielfacher und seltener Bildung des Geistes, nicht frei von fehlerhaften Eigen-

schaften des Herzens, aber ihre Fehler durch ebenso viele löbliche Eigenschaften verbergend, ein Gegenstand des Neides für Viele und der liebenden Anhänglichkeit für fast Alle, die sie genauer kannten. *)

W. v. Lüdemann.

---

*) S. die „Memoirs of the margravine of Anspach, formerly lady Craven, written by herself etc." (London, 1825. Paris. 1826; 2 Bde., von Parisot, aber nicht treu übersetzt. Deutsch aus dem Engl., bei Cotta). Bekanntlich hat im Mai 1830 das Oberappellationsgericht der 4 freien Städte zu Lübeck in Austrägalsachen wegen der zwischen Baiern und Preußen streitigen Verpflichtung zur Vertretung der Witwenpension (von 20,000 Gldn. jährlich) der Witwe des letzten Markgrafen von Anspach diese Verpflichtung der Krone Baiern zuerkannt. D. Red.

Digitized by Google

Miß Anna Seymour-Damer.

Diese Künstlerin, welche am 28. März 1829 zu London gestorben ist, zeichnete sich in einem Zweige der Kunst aus, welcher ihrem Geschlechte gewöhnlich unzugänglich ist. Als Bildhauerin war sie unstreitig die erste Dilettantin unsrer Zeit. Miß Anna, die einzige Tochter des Feldmarschalls Conway, ward die Erbin des berühmten Horace Walpole, eines Verwandten ihres Vaters, der ihr seine schöne und in der englischen Literargeschichte vielgenannte Ville, Strawberry bei Twickenham vermachte. Sie zeichnete sich früh durch ihren Sinn für Kunst und namentlich für die Plastik aus; die Liebe zur Kunst und die Uebung der Sculptur ward das Element ihres Lebens. Ihr erster Lehrer war der bekannte Bildhauer Ceracchi, späterhin ward der ältere Bacon ihr Meister. Nach einigen Jahren des Unterrichts bei diesen Lehrern reiste sie selbst nach Italien, um dort an den Meisterwerken des Alterthums die bildende Hand und den richtenden Geschmack zu vervollkommnen. Seitdem und nach ihrer Rückkehr nach England lebte sie fast ausschließlich ihrer Kunst. Ihre Bildwerke sind fast über die ganze Erde zerstreut. Eine Büste Nelson's von ihr ward nach Indien gesandt als ein Geschenk für den Sultan von Tanjore. 2 colossale Köpfe auf der Steinbrücke zu Henley, die Thames und die Isis darstellend, sind gleichfalls gepriesene Werke ihres Meißels; eine Statue Georg III. von ihr wurde in dem Registeroffice zu Edinburg aufgestellt. Eine Büste Sir Joseph Banks' ziert das britische Museum, und zahllose andre Büsten und Sculpturen von ihrer Hand finden sich im Besitz von Privatpersonen. Der Charakter ihrer Werke ist hohe Auffassung und mühsame,

etwas kleinliche Ausführung; sie zeigen sämmtlich, ohne auf Meisterschaft Anspruch zu machen, den zarten Sinn, den feinen, gebildeten Geschmack, den kühnen und originellen Charakter dieser in jeder Beziehung hochachtbaren Frau, welche von der Natur Ausdauer und Kunstliebe genug empfangen hatte, um alle die Schwierigkeiten glücklich zu überwinden, welche ihrem Geschlechte bei der Uebung des Zweiges der Kunst, den sie für ihr Leben gewählt hatte, entgegenzustehen pflegen. So viel wir wissen, starb mit ihr die einzige Bildhauerin Europas von einigem Rufe.

W. v. Lüdemann.

Digitized by Google

Biographien und Charakteristiken.

Digitized by Google

Digitized by Google

Johann Heinrich Dombrowski.

Nach Chodzko, von Karl Falkenstein.

(Ergänzung der biographischen Skizze im XIII. Hefte, S. 85 fgg.) *)

Johann Heinrich Dombrowski wurde am 29. Aug. 1755 zu Pierszowice, einem in dem Palatinat von Krakau gelegenen Familiengute, geboren. Seine Aeltern, aus einem alt adeligen Geschlechte abstammend, waren Johann Michael Dombrowski, Oberster in churfürstlich sächsischen Diensten, und Sophie Marie Latow, Tochter des polnischen Generals gleiches Namens.

Die ersten Jugendjahre verlebte der kleine Johann Heinrich in dem väterlichen Hause zu Hoyerswerda, wo er einen sorgfältigen Unterricht durch Hauslehrer erhielt. Im Jahre

*) Die Geschichte der polnischen Legionen in Italien, als deren Schöpfer hauptsächlich der Held der vorstehenden Skizze betrachtet werden muß, umschließt einen Hauptabschnitt von Dombrowski's Leben; der Verfasser des biographischen Aufsatzes im XIII. Hefte dieses Bandes der „Zeitgenossen" durfte daher die neueste Quelle der Geschichte jener Legionen nicht unbenutzt lassen, um die naturgetreuesten Tinten zu Dombrowski's Charaktergemälde daraus zu schöpfen. Der Leser wird darin nicht blos leichte Umrisse finden, sondern das treue Bild und die ganze Gestalt eines Mannes erkennen, welchen die Mitwelt als den polnischen Krieger-Bürger (citoyen-guerrier) geachtet und bewundert hat. Jene Quelle ist die mit ebenso großer diplomatischer Treue als Sachkenntniß von einem jungen Polen geschriebene Geschichte der polnischen Legionen in Italien: „Histoire des légions polonaises en Italie sous le commandement du général Dombrowski par Léonard Chodzko" (2 Thle. Paris, 1829).

Digitized by Google

1770 trat er als Fahnjunker in das Chevaulegersregiment Prinz Albrecht von Sachsen-Teschen. Sich frühzeitig durch Ordnungsliebe und Pünktlichkeit im Dienste auszeichnend, stieg er in kurzer Zeit bis zum Rittmeister empor und wurde bald nach seiner Ernennung von dem General Bellegarde, welcher aus Savoyen abstammte und den Oberbefehl über die sämmtliche chursächsische Reiterei führte, in Anerkennung seines militairischen Eifers zum Adjutanten gewählt.

Dieser ebenso geistreiche als in der höheren Taktik und Kriegserfahrung ausgezeichnete General besaß eine bedeutende Bibliothek, meist von strategischen Schriften. Der junge Dombrowski, dem die Aufsicht über diese Büchersammlung übertragen war, benutzte jeden freien Augenblick, um seine Kenntnisse in der eigentlichen Kriegswissenschaft, in der Mathematik und Geschützkunde zu erweitern und seine Lernbegierde durch das Studium der Geschichte, Geographie und alles Dessen, was ihn einst zu einem wackern Staatsbürger seines Vaterlandes bilden konnte, zu befriedigen.

Die Beherrscher Rußlands, welche schon seit Peter dem Großen sich in die Angelegenheiten der polnischen Republik berufener- oder unberufenerweise eingemischt hatten, sahen in der Verringerung der bewaffneten Nationalmacht das sicherste Mittel, jenes Land mit der Zeit von Rußland abhängig zu machen. Daher nöthigte das russische Cabinet sowol durch Drohung als Ueberredungskünste den guten aber schwachen König Stanislaus August Poniatowski, den Bestand der Armee von 40,000 Mann auf 10,000 herabzusetzen, eine Anzahl, welche im Verhältnisse zu einer Volksmenge von 12 bis 15 Millionen Einwohnern viel zu gering war. Polens Jugend sah sich jetzt genöthigt ihre kriegerische Laufbahn außerhalb der Grenzen ihres Vaterlandes zu beginnen und Dienste bei fremden Fürsten zu suchen.

Endlich eröffneten die Beschlüsse des constituirenden Landtages, in Folge deren das stehende Nationalheer auf 100,000 Mann erweitert werden sollte, den jungen Polen, welche die Waffen in der Hand, für Ehre und Unabhängigkeit zu kämpfen bereit waren, eine schöne Aussicht in die Zukunft. Gleichzeitig beschloß die Versammlung der Landboten im Jahre 1789 fast einstimmig, daß Gesandte an sämmtliche europäische Höfe geschickt werden sollten. Die Sendung an den Hof Friedrich Augusts von Sachsen übernahm der gewandte Staatsmann Johann Nepomuk Malachowski, ein Neffe des berühmten Landtagsmarschalls Stanislaus Mala-

Digitized by Google

chowski. Franz Pieglowski wurde mit dem Secretariat beauftragt, und die jungen Edelleute Ignaz Rosarzewski und Ignaz Stecki, 2 würdige Bürger ihrer Nation, bildeten das Personal der Gesandschaft. Bald darauf sendete der Reichstag nach der Annahme jener ewig denkwürdigen Constitution vom 3. Mai 1791 den Fürsten Adam Casimir Czartoryski, Generalstarosten von Podolien, als außerordentlichen Botschafter nach Dresden, um dem edeln Churfürsten Friedrich August den einstimmigen Wunsch des Volks vorzutragen, daß er die Krone von Polen anzunehmen geruhen möchte. Als Begleiter wurden dem Fürsten Czartoryski die Ritter Joseph Mostowski und Dominik Szymanowski, sowie Johann Skowronski als Secretair mitgegeben.

Diese Vereinigung so vieler Polen machte in dem Gemüthe des jungen Dombrowski die Erinnerung an das gemeinschaftliche Vaterland mit siegender Allgewalt rege. In einer Zeit, wo so viele neue Maßregeln neuen Plänen Nahrung und neuen Thaten Raum und Gelegenheit gewährten, und wo die Nationalversammlung alle Landeskinder, die sich in fremden Diensten befanden, in ihre Heimath zurückrief, stand der Adjutant des Generals Bellegarde, der, obwol in Deutschland erzogen, das angestammte Polenblut keineswegs verleugnete, nicht einen Augenblick an, dem Rufe der Ehre zu folgen. Er verließ Dresden, kam nach Polen, trat als Major in vaterländische Dienste und machte schon im Jahre 1792 den Feldzug der Polen gegen Rußland unter den Befehlen des Fürsten Poniatowski mit.

Männer von Talent machen das Uebergewicht ihres Geistes und die Kraft ihres Charakters in der Regel erst bei außerordentlichen Begebenheiten kund. So entwickelte auch Dombrowski erst in dem Jahre 1794 recht eigentlich die schönen Gaben eines unerschütterlichen Muthes und Patriotismus.

Als am 16. Januar 1793 Preußen sich für Rußland erklärte und seine Truppen in Großpolen einfallen ließ, erhielten die polnischen hie und da in kleinen Städten vertheilten Regimenter den Befehl, sich vor dem angreifenden Feinde bis hinter die Piliça und die Bzura zurückzuziehen. Zu dieser Zeit befand sich Dombrowski als Vicebrigadier in dem Generalstabe des Divisionsgenerals Byszewski. Er machte seinem alten Feldherrn den Vorschlag, sich heimlich Warschau zu nähern, dort die Russen unter dem Ministergeneral Igelström zu überfallen, sich des Zeughauses und der Vorrathskammern zu bemächtigen und dann mit um so größerem

Nachdrucke den unter den Befehlen des Generals von Möllendorf stehenden Preußen entgegenzugehen.

So kühn und vortheilverheißend dieser Plan auch immer war, scheiterte er doch an Byszewski's Schwäche und der Verrätherei Gorzynki's, Generaladjutanten des Königs Stanislaus August. Igelström, von dem Könige selbst von diesen Umtrieben unterrichtet, gab sogleich Befehle zur Verstärkung der Stadtgarnison und ließ vor Wola eine Batterie von 5 Kanonen aufwerfen.

Doch alle diese Vertheidigungsanstalten benahmen dem kühnen Dombrowski noch nicht den Muth. Er trug seinen Plan aufs neue dem General Wodzicki vor, einem Manne von ebenso großer Tapferkeit als Vaterlandsliebe, welcher sein Hauptquartier, das aus 2000 Mann bestand, zu Krakau genommen hatte. Das Vorhaben zur Rettung des Vaterlandes wurde noch weiter ausgedehnt. Man faßte den Entschluß, sich mit der französischen Armee am Rheine zu vereinigen. Nur die Argusaugen der vielen geheimen Agenten von Seiten Rußlands verhinderten das Gelingen. Dombrowski mußte daher seine ganze Thatkraft nur auf Polen beschränken. Ueberall, wo die Stimme des Vaterlandes seine Söhne rief, war er einer der Ersten in den Reihen. *)

Kaum hatte Madalinski die Fahne der Unabhängigkeit aufgerollt und Kosciuszko zu Krakau den Nationalrath eingesetzt, so eilte Dombrowski nach Warschau, um dort die Bürgerschaft für die Befreiung Polens zu begeistern.

Hier wurden bei der Erstürmung des Palastes des russischen Gesandten die Papiere Igelström's in Beschlag genommen und dem Naczelnik Kosciuszko überliefert. Aus diesen gingen nun die verborgenen Machinationen der Vaterlandsverräther ebenso wie die Unschuld Derer hervor, welche die Verleumdung begeifert hatte. Auch Dombrowski befand sich, obgleich nur kurze Zeit, unter der Zahl jener unglücklichen Opfer der Parteienwuth und des Privathasses. Doch er vertheidigte sich, wie es dem edlen freien Manne geziemt, offen und mit Zuversicht gegen jede Beschuldigung in der: „**Gazette libre de Warsovie**“ (Nr. 6. d. 13. Mai 1794) unter der Ueberschrift: „**Tableau des opérations du conseil provisoire**“. Ja! dieser nämliche provisorische Rath legte in der Folge den schönsten Beweis von Dombrowski's

*) „Partout, où la Pologne appelait ses vrais enfans, on était sûr d'y retrouver Dombrowski“. S. Léonard Chodzko's „Histoire des legions etc.“ I, 34.

Digitized by Google

Unschuld dadurch an den Tag, daß er ihm mehre militairische Functionen übertrug. Doch die Gährung in dem Volke und der Argwohn waren damals auf einen solchen Punkt gestiegen, daß ohne die großmüthige Vermittelung der Gattin des Generals Mokronowski, einer gebornen Fürstin Sanguszko, der Mann aus Scheinverbrechen ohne Zweifel ein Opfer der Volkswuth geworden wäre, der späterhin dem Vaterlande so viele und so schöne Beweise der Treue und Aufopferung gegeben hat.

Von diesem Zeitpunkte an glänzte Dombrowski stets in den ersten Reihen der polnischen Offiziere. Voll Talent und Tapferkeit zeichnete er sich besonders bei der Vertheidigung von Warschau gegen die Preußen aus. Sobald der erste Aufstand in Großpolen ausbrach, vereinigte er sich mit dem General Madalinski. Bald entspann sich zwischen den beiden so verdienstvollen Männern ein edler Wettstreit der Bescheidenheit. Dombrowski hatte dem Oberbefehlshaber angezeigt, daß er unter dem Commando Madalinski's stehen und dienen wolle; dieser erklärte in Gegenwart der vereinigten Truppen zu Kamionna den Wunsch, mit größter Bereitwilligkeit, obwol älter im Heere, dem General Dombrowski nachzustehen. „Ich habe zwar einen Grad mehr im Range", sagte dieser letztere; „allein ich erkenne in Ihnen, mein Herr General, meinen Meister. Sie haben mehr Kenntnisse, mehr Talent, mehr Erfahrung als ich. Uebernehmen Sie also das Commando, entsprechen Sie durch ihren Eifer meinem Vertrauen und führen sie uns Polen zum Dienste des Vaterlandes, zum Siege an, ich werde in Allem willig gehorchen!"

In Anerkennung der neuen Verdienste, welche Dombrowski im Freiheitskampfe durch seine glücklichen Operationen bei Labyszyn und Bydgoszez (Bromberg) dem Vaterlande geleistet hatte, wurde er von Kosciuszko in dem Zeitpunkte zum Generallieutenant ernannt, als die Unglücksfälle von Brzesc-Litewski und die Entscheidungsschlacht bei Maciejowice am 10. Octbr. 1794, in welcher der Generalissimus selbst gefangen in die Hände der Feinde gerieth, der Nationalsache eine andere Wendung gaben.

Dombrowski und Madalinski wurden mit ihren Truppen nach Warschau berufen. Kaum in Gora angelangt, kam ihnen schon die Botschaft von dem furchtbaren Blutbade in Praga und der Uebergabe der Stadt entgegen. Vergebens suchten beide der Armee die alte Thatkraft einzuhauchen, vergebens machte der erstere Pläne über Pläne, von denen

Digitized by Google

er Rettung für Polen hoffte; die Stunde der Begeisterung war vorüber. Jetzt galt es Entsagung und Geduld. Man legte die Waffen nieder und unterzeichnete den Vertrag von Radoszyce am 18. Novemb. 1794.

Nun lebte Dombrowski, nachdem er des Feldmarschalls Suworow Anerbieten zur Beförderung in der neuen Armee stolz abgelehnt hatte, von allen Dienstverhältnissen zurückgezogen in Warschau bis zum Monat Februar 1795. Erst zu dieser Zeit erhielt er die Erlaubniß, die Hauptstadt zu verlassen und sich nach Berlin zu begeben. Seine Schicksale in Berlin, seine Aufnahme bei Hofe und des Königs Anerbieten, in preußische Kriegsdienste *) zu treten, als schon erwähnt, übergehend, führen wir unsere Leser nach Paris, wo sich mittlerweile eine nicht unbedeutende Gesellschaft angesehener Polen zusammengefunden hatte, die, von reiner Vaterlandsliebe beseelt, nur die Wiedergeburt des unglücklichen Polens im Auge hatten. Unter ihnen befanden sich Joseph Wybicki, Dionysius Mniewski, Joseph Lipski, Romuald Giedroyc, Adam Bronic, Johann Dembowski, Gabriel Taszycki, Joseph Wielhorski und Xaver Dambrowski. An der Spitze derselben, jedoch unter einem kalten abstoßenden Aeußern und einer Miene voll Mistrauen eine wahrhaft republikanische Seele verbergend, standen der bei der französischen Directorialregierung beglaubigte Franz Barß aus Warschau und Casimir de la Roche. Dieser letztere war, in der Hauptstadt Polens geboren, ein Sohn des königl. französischen Geschäftsträgers in Polen und der Moldau. Nachdem er kurze Zeit (1789—90) in dem Bataillon: Seine und Oise, als Freiwilliger gedient hatte, trat er als Uebersetzer und Dolmetscher der französischen Gesandtschaft in das Haus des damaligen bevollmächtigten Ministers Descorches und wußte sich durch sein edles und würdevolles Benehmen gar bald die Liebe der ersten Staatsbürger und die Achtung der meisten Landboten zu erwerben. Selbst der strengprüfende Kosciuszko zeichnete ihn vor vielen Andern aus. Jedoch konnte er niemals mit Paulikowski, Meyer, Hoszkiewicz und den übrigen Patrioten, welche die reine demokratische Partei ausmachten, sich näher vereinigen. Als die Mitglieder der targowiczer Conföderation

*) Seinen in Folge desselben an den König von Preußen gerichteten Vortrag, welcher die Mittel nachweist, wie Polen durch Preußens Vermittelung wieder hergestellt werden könnte, hat Léon. Chodzko bekanntgemacht. S. in seiner „Histoire etc." I, 339—48 die pièces justificatives, Nr. XVIII.

Digitized by Google

sich die Leitung der Nationalgeschäfte anmaßten (1792), verließ der junge de la Roche Warschau und trat als Souslieutenant in das Regiment des unglücklichen Joseph Mionczynski; doch auch da war er weniger beschäftigt, als es seinem kräftigen Geiste Bedürfniß war, er trat daher in französische Dienste unter dem Befehle des Generals Dumouriez, welche mit seinem Vater innig befreundet gewesen war. Zuletzt verschafft ihm sein diplomatisches Talent die Würde eines zweiten Geschäftsträgers der polnischen Nation bei der französischen Republik.

Unter den jungen Vaterlandsfreunden, welche, die fremde Herrschaft nicht ertragend, im Auslande auf Wiedererkämpfung der Freiheit dachten, zeichnete sich vor Allen durch seinen Feuereifer Elias Tremo aus. Französischen Ursprungs, hatte seine Familie schon über ein Jahrhundert in Polen Dienste gefunden. Er begann unter Kosciuszko seine militairische Laufbahn, erwarb sich in den blutigen Tagen des 17. und 18. April, als Warschau von der lästigen Gegenwart der Russen befreit wurde, zu gleicher Zeit durch Tapferkeit und edle Aufopferung einen Lorberkranz und eine Bürgerkrone. Später Offizier in dem Regimente Mokronowski, erhielt er den Auftrag, Warschau gegen die Preußen zu vertheidigen. Auch hier gab er neue Beweise seines Muthes. Mit fast tollkühner Unerschrockenheit machte er einen Ausfall nach dem andern und beunruhigte mit einer Handvoll Menschen den zehnmal stärkern Feind im Lager, bis er gefangen wurde. Erst gegen das Ende des Jahres 1794 erhielt er seine Freiheit wieder, nachdem er abwechselnd in Glogau und Neiße festgehalten worden war. Er begab sich zu seiner Familie nach Posen. Hier führte ihn der Zufall mit Xaver Dambrowski zusammen, einem der Anführer der Insurgenten in Großpolen, der hier unter geheimer Aufsicht der preußischen Polizei stand. Unglückliche verstehen sich sehr bald; ihr gemeinschaftliches Loos knüpft sie fester aneinander. So hatte auch Tremo kaum die Lage seines Leidensgefährten vernommen, als er alle Hebel in Bewegung setzte, um dessen Freilassung zu bewirken. Bitten, Versprechungen, Drohungen, Geld, Alles ward versucht, bis es ihm gelang, seinen unglücklichen Freund über die Grenze nach Sachsen zu entführen.*) Von hier begaben sie sich über Dresden, Leipzig und Frankfurt nach Paris.

*) Die romanhaften Umstände dieser abenteuerlichen Flucht nach Tremo's Gedenkbuche erzählt Léon. Chodzko, „Histoire etc." I, 316. Pièces justif. Nr. XVI.

Digitized by Google

Casimir de la Roche hatte in der Vorstadt St. Honoré das Hotel Diesbach auf seine Kosten gemiethet und meublirt. Hier war es, wo die Polenfreunde ihre Zusammenkünfte hielten. Außer den Obengenannten führte de la Roche noch 2 neue Freunde ein: Elias Tremo und Ignaz Jasinski, Bruder des beim Sturme von Praga gefallenen Generals Jasinski; auch gab er ihnen freie Wohnung in seinem Hause. Bald sah man in dem Clubb der Polen die angesehensten Militair- und Civilpersonen der französischen Republik, die vorzüglichsten Literatoren und alle Diejenigen, welche entweder überwiegende Talente oder ihre politische Stellung in den Stand setzten, einigen Einfluß auf die Zukunft Polens zu äußern.

Unter der Zahl Derer, welche am beredtesten die Sache der Freiheit und Unabhängigkeit jenes unglücklichen Landes vertheidigten, glänzen die Namen: Chénier, Thibaudeau, Fréron, Cäsar Friedr. de la Harpe, Rousselin, Talma u. A. Selbst Frauen nahmen den regsten Antheil; vor Allen die Damen: Beauharnais, Tallien, Louvet, La Gorce, und Mehre, welche die Umstände zu verschweigen gebieten.

Der kluge de la Roche benutzte selbst geringfügige Mittel um zu seinem Zwecke zu gelangen. Auf Bällen, in Abendgesellschaften und bei Mittagsessen wurden Gönner und Freunde der polnischen Sache gewonnen. Das gegenseitige Vertrauen befestigte sich immer mehr. Bald liebten der Franzose und Pole sich als Brüder.

Der Zeitpunkt, in dem man damals lebte, war reich an großartigen Ereignissen. Schon zuvor stieg die Hoffnung der Polen, als der Nationalconvent in der Sitzung vom 19. Nov. 1792 auf Veranlassung des Bürgers Lepaux ein Decret erließ, nach welchem allen Völkern Beistand, Freundschaft und brüderliche Liebe zugesichert wurde, die es versuchen sollten, eine selbständige Freiheit gegen die Abhängigkeit von einem Einzelnen zu vertauschen; allein Frankreich brauchte damals selbst alle seine Kräfte, um die Grenzen des eigenen Landes zu vertheidigen. Die Polen fanden daher in Paris nur ein Asyl, wo sie über die Wiedergeburt ihres Vaterlandes nachdenken konnten. Der vom General Dombrowski so kühn entworfene, in der ersteren biographischen Skizze angedeutete Plan, der aber schon bei seiner Entstehung von den Machthabern des polnischen Freiheitskampfes, besonders von Kosciuszko's Nachfolger im Oberbefehl, Thomas Wawrzecki, als unausführbar verworfen worden war, nämlich die zerstreuten polnischen Truppen zusammenzuraffen und mit den Waffen in

Digitized by Google

der Hand durch die deutschen Staaten hindurchzubringen, um sich mit Frankreichs siegreichen Armeen zu vereinigen, konnte nicht wieder aufgenommen, noch weniger ins Werk gesetzt werden; denn jeder Schritt, jedes Wort, ja sogar jeder nur halblaute Gedanke der polnischen Offiziere ward sorgfältig bewacht, und der leiseste Versuch würde jeden Erfolg schon im Keime erdrückt haben. Doch Joseph Wybicki, welcher Polen zu verlassen und unangefochten nach Paris zu entkommen so glücklich gewesen war, wußte sich durch Casimir de la Roche's Vermittelung mit dem französischen Directorium in Verbindung zu setzen und dessen wohlwollende Gesinnungen aufs neue für sein Vaterland zu gewinnen.

Dieser Joseph Wybicki, ein eifriger Patriot voll Talent, Energie und Selbstaufopferung, ist Derselbe, welcher im Jahre 1794 von Kosciuszko mit einer wichtigen Sendung an Dombrowski, der damals die Armee in Großpolen commandirte, beauftragt worden war. Seitdem hatte die innigste Freundschaft beide Generale vereinigt; sie theilten sich gegenseitig ihre Pläne und Hoffnungen mit; allein eben jetzt unterbrach die Aufhebung jeder Verbindung zwischen Paris und Warschau ihren Verkehr. Dombrowski, welcher keine Nachrichten mehr von seinem Freunde erhielt und doch von seinem Feuereifer für die Sache des Vaterlandes voraussetzen konnte, daß er sich mit den übrigen geflüchteten Polen vereinigt habe, ließ nichts unversucht, den Aufenthaltsort derselben zu erforschen. Ein Zufall machte ihn damit bekannt. Er hörte, daß sie in Paris neue Hoffnungen für ihr Vaterland faßten und auf den Beistand der französischen Regierung sich verlassen könnten. Sogleich fertigte er einen Eilboten dahin ab, um das Genauere davon zu erfahren; allein dieser Abgeordnete mußte an der französischen Grenze, wo jeder Durchgang streng verboten war, wieder umkehren, ohne seine Sendung vollbracht zu haben. Glücklicherweise unterrichtete in diesem Zwischenraume der Bürger Pierre Parandier, der sich damals zu Berlin aufhielt und wegen seiner frühern Verhältnisse zu Polen (als Privatsecretair bei Ignaz Potocki in den Jahren 1791 und 92 und späterhin als polnischer Agent in Deutschland) eine treue Anhänglichkeit für diese Nation, aus deren Mitte er selbst eine liebevolle Gattin gewählt hatte, beibehielt, die Flüchtlinge von dem Geschäftsgange und dem Standpunkte der Unterhandlungen zwischen Frankreich und Preußen. Doch war es erst nach dem Friedensabschlusse zwischen der französischen Regierung und dem preußischen Cabinete möglich, die Verbindung der Polen in Paris und der-

jenigen, welche in ihrem Vaterlande oder an den nahen Grenzen zurückgeblieben waren, wieder anzuknüpfen. Der edle Caillard, Botschafter der französischen Republik am Hofe zu Berlin, diente ihnen als Vermittler.

Dieser Staatsmann begann seine Laufbahn im Jahre 1769 als Legationssecretair zu Parma, lebte als solcher 1773 zu Kassel, folgte 1774 Herrn von Verac nach Kopenhagen und 1780 nach St.=Petersburg, wo er in Abwesenheit des Gesandten die Geschäfte mit solcher Klugheit und Würde führte, daß er sich das allgemeine Zutrauen und die Achtung Aller erwarb. Endlich zum bevollmächtigten Minister am Hofe der Niederlande ernannt, schloß er mit dem dortigen polnischen Gesandten Michael Oginski eine innige Freundschaft. Seitdem nahm dieser Diplomat an der polnischen Nation lebhaften Antheil und bewies dies mit größter Uneigennützigkeit, sooft sich eine Gelegenheit dazu darbot.

Wybicki entwarf jetzt eine Vorstellung an die französische Regierung, worin er im Namen seines unglücklichen Volkes um Erlaubniß und Unterstützung zur Begründung eines neuen polnischen Heeres bat, welches unter Frankreichs Schutz und Oberbefehl die Sache der Republik vertheidigen und einst mit deren Hülfe das alte Vaterland sich wieder erobern könnte. Caillard erbot sich zur Ueberreichung dieser Schrift und versprach, den Inhalt derselben nach Kräften zu unterstützen. Nun kannte die Versammlung im Hotel Diesbach kein angelegentlicheres Geschäft, als zwei der kühnsten, besonnensten und zuverlässigsten Männer aus ihrer Mitte von Paris nach Polen abzusenden, um die Gemüther zu dem gefaßten Plane zu begeistern und dem würdigsten noch freien Feldherrn, der aus dem großen Schiffbruche des Unabhängigkeitskrieges von 1794 übriggeblieben war, dem wackern Dombrowski, die Bitte aller Vaterlandsfreunde vorzutragen, sich an die Spitze des Unternehmens zu stellen und mittelst seines Einflusses eine polnische Legion in französischem Solde zu begründen. Die Wahl zu dieser geheimen Sendung fiel auf Casimir de la Roche, den Urheber des Ganzen, und Elias Tremo. Der letztere erfuhr jedoch, damit das Vorhaben der Eingeweihten noch ein Geheimniß bleiben möge, erst unterweges die eigentliche Ursache der beabsichtigten Reise.

Wenn es schon nöthig schien, nur wenige der in Paris anwesenden und zu dem Klubb im Hotel Diesbach gehörenden Polen zu Theilnehmern desselben zu machen, um wie viel mehr war es nicht der Klugheit angemessen, die Behör-

Digitized by Google

den derjenigen Länder zu täuschen, welche sie durchfliegen mußten. De la Roche und Tremo verkleideten sich zu diesem Behufe als Bilderhändler und kamen als solche zu Basel an, wo sie ihre französischen Pässe gegen preußische vom Minister Hardenberg auswechselten und ungesäumt nach Berlin abreisten, nachdem sie mehre Kisten mit Kunstgegenständen gekauft und nach Leipzig vorausgeschickt hatten. Der Verkauf ihrer Portefeuilles von Kupferstichen sicherten ihren Unterhalt auf der Reise. In Leipzig trennten sich die Freunde; de la Roche sendete Tremo über Dresden direct nach Warschau, Grodno und Großpolen. Am 1. Januar 1796 kam dieser in ersterer Stadt an, wo er im Gasthofe zum goldenen Engel unter dem Namen Johann Reimont, Kunsthändler aus Leipzig, abstieg. Hier aber vernahm er durch seinen Banquier Gregori, daß ein gewisser Hoszkiewicz, von Paris kommend, vor wenigen Tagen durchgereist sei und sich unter mancherlei zweideutigen Ausdrücken nach 2 Reisenden, Tremo und de la Roche, erkundigt habe, und daß er erstaunt gewesen, dieselben noch nicht in Dresden anzutreffen. Dieser Wink des Zufalls zeigte dem jungen Abgeordneten, wie wichtig es sei, daß er seine Reise sogleich fortsetze. Nach einem kurzen Aufenthalte in Posen, in welcher Stadt seine Schwester an einen gewissen Kluge verheirathet war, begab er sich nach Warschau, wo es ihm gelang, eine geheime Unterredung mit Dombrowski kurz vor dessen Abreise nach Berlin (19. Februar 1796) zu erhalten.

Dieser General hatte jetzt nur einen Gedanken: an das Vaterland. Daher lehnte er, als er auf den ausdrücklichen Wunsch des Königs am Hofe Friedrich Wilhelm vorgestellt worden war, die ehrenvollen Anträge desselben ab (17. März 1796), insofern der König nicht seine 30,000 polnische Waffengefährten in seine Dienste nehmen und in Vereinigung mit Frankreich sein unterdrücktes Volk in die uralten Rechte der Unabhängigkeit wieder einsetzen würde. Friedrich Wilhelm vernahm das kühne Wort ohne Zeichen der Misbilligung mit Stillschweigen. Darauf besuchte Dombrowski den edlen Caillard, der ihm sehr bald sein ganzes Zutrauen schenkte. Auch hatte er öftere Zusammenkünfte mit seinen frühern Gegnern, den Generalen Bischofswerder und Möllendorf; besonders gut ward er von seinem Landsmanne, dem Fürsten Erzbischof von Gnesen, Ignaz Krasicki, dem ersten neuern Dichter der Polen, der sich damals in Berlin aufhielt, empfangen. Wie sehr er sich das Vertrauen und die

Digitized by Google

Achtung des französischen Gesandten zu erwerben wußte, beweist folgendes Schreiben des letztern an seine Regierung vom 13. Mai 1796.

„Soeben kam der durch den polnischen Befreiungskrieg bekannte General Dombrowski in Berlin an. Dieser Offizier, welcher früher unter Kosciuszko der Schrecken der Preußen war, welcher den Aufstand in Großpolen lenkte, Bromberg einnahm und die Hauptkasse des Feindes eroberte, ist jetzt ein Gegenstand der Liebkosung der Preußen. Man trug ihm und seinem Waffengefährten, dem tapfern Reiterführer Madalinski, Kriegsdienste an; doch beide haben dieselben abgelehnt. Er ist überzeugt, daß das Schicksal Polens noch in den Händen des Königs von Preußen schwebt, und daß, wenn dieser Monarch sich mit Frankreich verbinden und mit den Kräften der Republik vereinigen wollte, es den Alliirten ein Leichtes sein würde, Rußland und Oestreich das usurpirte Land zu entreißen und Polen wieder auf den Punkt herzustellen, wie es vor dem 3. Mai 1791 war. Dombrowski reist jetzt in Familienangelegenheiten nach Sachsen; dann wünscht er nach Paris zu kommen, denn er fühlt nur zu gut, daß Frankreich das Schicksal Europas lenken muß, und daß nur durch dasselbe Polen Hoffnung gewinnen kann. Er ist ein brauchbares Werkzeug für sein Volk (il est pour son pays un instrument précieux). Sein Patriotismus, sein Muth und seine Kenntnisse machen ihn des Wohlwollens der französischen Regierung würdig. Dombrowski besitzt das Zutrauen seiner Landsleute und aller polnischen Soldaten im hohen Grade. Mit vielseitigen militairischen Kenntnissen verbindet er eine lebhafte Ehrbegierde. Es wird uns von großem Nutzen sein, wenn wir die Talente dieses Mannes gehörig anwenden, zumal im Falle der Krieg zwischen Oestreich und der Türkei noch zum Ausbruche kommen sollte". *)

Nachdem Dombrowski Berlin verlassen hatte, hielt er sich einige Zeit in Leipzig auf und begab sich nach Besorgung seiner Familienangelegenheiten am 13. Juni 1796 nach Dresden, wo er von Tremo, der unterdessen wieder von Warschau angekommen war, sehnlichst erwartet wurde. Dieser machte ihn jetzt mit dem Plane der Vaterlandsfreunde im Hotel Diesbach genau bekannt und gewahrte zu seiner größ-

*) L. Chodzko's „Hissoire etc." I, 132.

Digitized by Google

ten Freude, wie sehr der umsichtige und erfahrne Kriegsmann alle Entwürfe und Ansichten bis auf die kleinsten Einzelnheiten theilte. Von diesem Augenblicke an waren beide unzertrennlich.

Unter den Polen, welche in jener verhängnißschwangern Zeit die Hauptstadt Sachsens durchkreuzten, traf Dombrowski im Hause der Palatine Zieberg auch den General Romuald Giédroyc an, welcher im Begriff war, seine Angehörigen in Lithauen zu besuchen und die Gemüther dieser Provinz zu erforschen. General Giédroyc war Keiner von Denen, welche sich durch ihre Denkungsart und ihr Betragen würdig gemacht hatten, in das Geheimniß der Militairorganisation, die man vorbereitete, eingeweiht zu werden. Dessenungeachtet waren die Unterhandlungen eines de la Roche und Tremo mit Dombrowski seinem Scharfblicke nicht entgangen. Er durchschaute die bis jetzt gethanen Schritte und ahnete die Ereignisse der Zukunft, konnte aber seinen Neid nicht unterdrücken; denn er hatte sicher darauf gerechnet, daß, wenn es je zu einem Truppenaufgebot käme, kein anderer Name an der Spitze der Mannschaft glänzen werde als der seinige. Voll Tapferkeit und Ehrgeiz, glaubte er, daß Niemand es mit ihm im Range*) und der persönlichen Auszeichnung bei der Besetzung einer solchen Stelle aufnehmen könne. Obgleich nun Dombrowski über diesen Punkt die größte Zurückhaltung bewies und daher zu verbreiten suchte, daß er sich um eine Anstellung in der chursürstlich sächsischen Armee bewerbe, so kam es doch zwischen diesen 2 Bewerbern einige Male zu ebenso heftigen als unangenehmen Auftritten. Casimir de la Roche**) hörte von den Mishelligkeiten und eilte sofort von Leipzig nach Dresden, um dieselben noch im Keime zu ersticken. Es gelang seinem liebenswürdigen Charakter, den aufgebrachten Giédroyc nicht nur zu versöhnen, sondern ihn auch zu überzeugen, daß er als Familienvater nähere Verpflichtungen habe und seinen Ehrgeiz der guten Sache Polens, die nur durch Eintracht gefördert werden könne, zum Opfer bringen müsse. Allein jetzt wurde Dombrowski bedenklich. Er verfiel in eine

---

*) Er war Xiaze, d. i. Fürst.

**) Bei mehr als einer Gelegenheit erschien dieser ebenso edle als gewandte Diplomat den Polen wie ein guter Engel. Er war es, dem am Vermählungstage des Fürsten Michael Radzivil, Palatin von Wilna, mit der Schwester des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen die 3 gefangenen Generale: Madalinski, Georg Grabowski und Gielgud durch Fürsprache ihre Freiheit verdankten.

Digitized by Google

Art von Schwermuth. Sein Eifer erkaltete. Zweifel an der Ausführbarkeit des Planes traten an die Stelle der entschlossenen Zuversicht. Er soll sogar in einem Briefe an den Bürger Parandier unumwunden den Wunsch ausgesprochen haben, man möchte, wenn auch nicht das ganze Vorhaben hinsichtlich der Organisation einer polnischen Legion auf Frankreichs Boden, doch wenigstens die Mittel zur Erreichung des Zweckes ändern und ihm jeden Antheil daran erlassen. Zur Ehre seines Charakters wollen wir jedoch annehmen, daß dieser Brief untergeschoben sei, welche Vermuthung aus dem Umstande hervorgeht, daß alle darin vorkommenden Personen ganz gegen die Gewohnheit und den geraden Sinn Dombrowski's nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet sind. *) Was überhaupt dessen Eifer noch mehr erkalten machte, war der Mangel an Eintracht zwischen den Polen, welche in Paris zurückgeblieben waren. Nicht einmal der an einem Orte, wie die Hauptstadt Frankreichs, so nöthige Anstand wurde mehr beobachtet. Das Hotel Diesbach, dieser Mittelpunkt aller polnischen Kräfte, das mit so großem Kostenaufwande eingerichtet worden, war verlassen, und dessen frühere Besucher schienen durch ihr Benehmen andeuten zu wollen, daß sie an dem Gelingen ihres Vorhabens verzweifelten.

Kaum hatte Dombrowski jedoch die Nachricht von der Freilassung der 3 Generale Gielgud, Madalinski und Grabowski vernommen, so reiste er, obwol kaum von einem gefährlichen Sturze vom Pferde genesen, mit seinem unzertrennlichen Gefährten Tremo nach Berlin. De la Roche, welcher beide schon auf dem Wege nach Paris vermuthete, war nicht wenig erstaunt, sie in seiner Nähe zu sehen. „Wie, Mein General! Sie sind hier?" redete er voll Erstaunen Dombrowski an; „ich wähnte Sie längst im Begriff, für die gute Sache begeistert dem Hauptziele unseres gemeinschaftlichen Vorhabens entgegenzueilen." Auf diese Anrede nicht vorbereitet, entschuldigte sich Dombrowski mit der Nothwendigkeit, den französischen Minister Caillard persönlich zu sprechen und ihn um Empfehlungsschreiben an einige der ersten Generale, besonders an Jourdan, zu bitten. Durch seinen Freund aufgemuntert und in jeder Hoffnung aufs kräftigste bestärkt, folgte er de la Roche's klugem Rathe und ließ sich, um das Geheimniß, welches außer Caillard in ganz Berlin kein Mensch ahnete, so viel als möglich zu verbergen,

---

*) S. Léon. Chodzko's „Histoire etc." I, 348. Pièces justif. Nr. XIX.

Digitized by Google

häufig in den Salons des Fürsten Radziwil und des Prinzen Louis Ferdinand blicken. Die Agenten der französischen Gesandtschaft, die Herren Dodun, Chateaugiron und Caillard, den Neffen, sah er nur insgeheim. Als ihm der rechte Zeitpunkt gekommen zu sein schien, reiste er mit Tremo nach Sachsen zurück und erwartete in Leipzig die Verhaltungsbefehle aus der Feder Caillard's. Als aber dieser besonnene Diplomat damit zögerte, schrieb der General mit der ihm eigenthümlichen Lebendigkeit an den Gesandten, ihn nicht länger in der Ungewißheit über sein und seiner Landsleute Schicksal, das jetzt zunächst von Frankreich abhinge, schweben zu lassen, sondern ihn durch Anweisung seines Postens aus der peinlichsten Unthätigkeit zu reißen. Dombrowski's Schreiben und Caillard's Antwort sind charakteristisch; jenes athmet glühende Freimüthigkeit, dieses kalte Diplomatenruhe. Wir theilen das erstere mit.

Leipzig, den 2. August 1796.

„Bürger Minister!" (Citoyen ministre)

„Seit dem Augenblicke meiner völligen Genesung bis heute war mein einziges und eifrigstes Bestreben dahin gerichtet, eine passende Gelegenheit zu finden, welche mich aus dem Zustande der verhaßten Unthätigkeit, in die ich mich versetzt sehe, herausreißen und in Vereinbarung mit meinen Grundsätzen und Pflichten mich in den Stand setzen könnte, für das Wohl meines Vaterlandes, und sei es mit Verspritzung meines Herzblutes, nach Kräften mitzuwirken".

„Allein das Misgeschick, welches uns Polen verfolgt, verbunden mit den drückendsten Familienverhältnissen, hat von jeher alle meine Pläne scheitern gemacht, so daß mir aus dem Schiffbruche einer glücklichern Zeit nichts als die Hoffnung auf bessere Tage und Ausdauer zur ruhigen Erwartung der Zukunft geblieben ist. Der Augenblick, in welchem meine längst gehegten Wünsche ihrer Erfüllung nahe sind, ist endlich erschienen. Ja, Bürger Minister, die glänzenden Siege, welche die Waffen der republikanischen Heere in Italien mit nie gesehenen Stralen beleuchten, werden selbst für das ferne Sarmatien zur glückverheißenden Morgenröthe, welche einem schönern Tage vorangeht. Ueberall, wo ihr Fuß hintritt, triumphiren die Männer der Freiheit; und wir Polen, von jeher Unterthanen eines freien Staates, eines selbstgewählten Königs, sollten müßig bleiben?!"

„Sollten wir unglückliche Opfer der Herrschsucht und

Digitized by Google

der Begierde nach Länderbesitz, die wir überall, wohin wir uns wenden, die Erinnerung an unser Unglück, an die einstige Freiheit und Unabhängigkeit mit im Busen tragen, nur einen Augenblick anstehen, die Mittel zur Wiedererlangung derselben zu ergreifen? Nein, Bürger Minister, das hieße Verrath üben an der Ehre und an jener heiligen Pflicht, welche uns das Vaterland auflegt, dem jedes seiner Kinder treu sein soll bis in den Tod".

„In Folge dieser Aeußerung muß ich Ihnen anzeigen, daß ich den Entschluß gefaßt habe, ohne Verzug mit meinem Landsmanne und Freunde Tremo und mit meinem Sohne nach Frankreich zu reisen".

„Ihre Tugend, Bürger Minister, Ihre Talente, vor Allem aber Ihre so oft den Unglücklichen bewiesene Theilnahme haben Ihnen den Beinamen eines Vertheidigers der Unschuld, einer Stütze der Verfolgten zugezogen. An diese Titel und an die mir während meines Aufenthalts so oft bewiesene Freundschaft nehme ich auch jetzt mit der Bitte meine Zuflucht, mir gefälligst einen Empfehlungsbrief an den General Jourdan zukommen zu lassen, der mich in den Stand setzte, jenem Feldherrn die Hochachtung und Bewunderung zu bezeigen, welche sein militairischer Geist, seine Tapferkeit und seine strategische Umsicht selbst dem Laien abnöthigen".

„Ich zweifle um so weniger an der Erfüllung meiner Bitte, als Sie ja mehr denn einmal den lebhaftesten Antheil an meinem unglücklichen Vaterlande genommen haben, und glaube die Versicherung hinzufügen zu dürfen, daß meine Erkenntlichkeit und meine Verehrung für Sie nie aufhören wird als mit dem letzten Hauche

Ihres Freundes und Dieners

Dombrowski".

Die ebenso gewandte als gutmüthige Antwort des Gesandten bestimmte des Generals Verhalten und dadurch mittelbar sein künftiges Schicksal.*)

Mit den nöthigen Empfehlungsschreiben versehen, verließ Dombrowski in Begleitung seines treuen Elias Tremo Sachsen, nachdem er zuvor noch seinem Gönner, Casimir de la Roche, für seine Verwendung gedankt hatte, und traf den General Jourdan am Rhein. Von diesem wurde er mit jener Frei-

*) Man findet sie abgedruckt in dem Werke von Léonard Chodzko, B. I, S. 159—55.

müthigkeit aufgenommen, wie ein tapferer Krieger den andern aufzunehmen pflegt, und bald darauf den Generalen Bernadotte und Championnet vorgestellt. Dombrowski theilte ihnen seinen Plan, eine polnische Legion zu begründen, mit. Alle bestärkten ihn in seinem Vorhaben und unterstützten dasselbe durch dringende Empfehlungsbriefe an die französische Regierung. So kam Dombrowski mit freudiger Zuversicht den 9. Vendemiaire Jahr V. (30. September 1796) in Paris an.

Während dieser Zeit hatten General Giédroyc und Valerian Dzieduszycki an der Spitze einer Deputation junger Polen das Directorium um die Erlaubniß gebeten, daß alle polnische Kriegsgefangene, die frei gegeben würden, sich an der türkischen Grenze zu einem Reservecorps vereinigen dürften, um bei der ersten Gelegenheit gegen Rußland zu Felde zu ziehen. Der Bürger Constantin Stammaty, damals Geschäftsträger der Republik Frankreich in der Moldau und Wallachei, erhielt sogleich Befehle, jene Polen kräftig zu unterstützen. Bald kamen mehre Offiziere dahin und mit ihnen Tausende von Unzufriedenen. An ihrer Spitze zeichneten sich Kolysko, Liberadzki, Domeyko, Rymkiewicz und Wladislaw Jablonowski aus. Der rastlos thätige und in diplomatischen Angelegenheiten gewandte Michael Oginski hatte indessen durch den Reiseffendi und durch den französischen Gesandten bei der hohen Pforte, Verminac, in Konstantinopel nach Kräften gewirkt, um bei dem Großherrn Unterstützung für die Sache der Polen zu finden. Als sein Gesuch abgelehnt worden war, wandte er sich, um nichts unversucht zu lassen, an seinen Landsmann Joseph Sulkowski, welcher damals in der französischen Armee als Adjutant des Generals Bonaparte diente, um einen vom 10. August 1796 aus Konstantinopel datirten Brief, worin er den Obergeneral der französischen Truppen um Rath und Beistand in der patriotischen Angelegenheit anflehte, dem Helden von Italien zu überreichen. *) Sulkowski antwortete unter dem 15. September aus dem Hauptquartier bei Legnago, daß Bonaparte nach Durchlesung dieser Schrift einen Augenblick in Nachdenken versunken sei, dann schnell, wie aus einem Traume auffahrend, ausgerufen habe: „Sulkowski, was soll ich antworten? Was kann ich versprechen? — Schreiben Sie Ihrem Freunde, daß ich die Polen liebe und hochachte, daß mir die Theilung ihres

*) Vergl. dieses charakteristische Schreiben in Léon. Chodzko's „Histoire etc.“ I, 161.

Digitized by Google

Vaterlandes von jeher als eine willkürliche, gegen alles Völkerrecht sündigende Handlung erschienen, daß ich selbst entschlossen sei, nach Beendigung des Krieges in Italien gegen Rußland zu Felde zu ziehen, und die vereinigten Mächte an der Spitze der Franzosen zwingen werde, Polen wieder herzustellen. Aber schreiben Sie Ihren Landsleuten auch, daß sie selbst zu den Waffen greifen und durch Energie, Kühnheit und Unterhaltung einer freien Verbindung unter sich die Russen einschrecken müssen. Was helfen alle schönen Worte der fremden Mächte? Ich kenne die diplomatische Sprache und die Lässigkeit der Türken! Eine durch ihre Nachbarn unterdrückte Nation kann von ihrem Falle nur mit den Waffen in der Hand und mit eigener Kraftanstrengung wieder aufstehen". *)

Als aber alle diese Versprechungen zu keinem Resultate führten, erließ der thatendurstige Xaver Dambrowski **) an der Spitze der in der Moldau versammelten Polen ein Manifest, wodurch er sich bereit erklärte, mit 2—3000 Mann an die Grenze von Gallizien vorzurücken. Oginski bemühte sich diesen ihm noch nicht reif scheinenden Eifer zu dämpfen, während Aubert du Bayet dem General Carra Saint-Cyr, der sich damals zu Bucharest aufhielt, schon den Oberbefehl über die polnischen Truppen zuerkannte. Endlich gelang es den Bemühungen jenes umsichtigen polnischen Diplomaten, alle unzeitigen Schritte, bevor diejenigen Anstalten, welche von Frankreich damit übereinstimmen sollten, die gehörige

---

*) Diese merkwürdige Unterredung, welche ebenso in die Geschichte Napoleons als in diejenige des polnischen Freiheitskampfes einschlägt und in mehr als einer Beziehung wichtig ist, hat M. Oginski in seinen „Mémoires sur la Pologne et les Polonais dépuis 1788—1815" (Paris, 1828), Thl. II, S. 229 mitgetheilt.

**) Die Beweggründe zu diesem kühnen Schritte waren aber nach Chodzko („Hist." I, 167, Note) nicht die der reinen Vaterlandsliebe, sondern die einer schnöden Gewinnsucht, die Hoffnung, Beute zu erwerben. Dies hat er durch den spätern Verrath an seiner Heimath bewiesen, indem er sich kurz nach Pauls I. Thronbesteigung der Krone Rußlands verkaufte und nun gegen seine eigenen Landsleute die Waffen führte. Unter Alexander I. machte er sich aber als Oberster eines Regiments solcher Vergehen schuldig, daß er degradirt und nach Sibirien verwiesen wurde. Um die Schande von seinem Namen abzuwaschen, vertauschte er ihn in der Folge eigenmächtig gegen den von Dombrowski und gab in der alten Zaarenstadt die berüchtigte Broschüre heraus: „Récherches politiques sur la décadence de la Pologne, par Xavier de Dombrowski, général polonais et ci-devant chef des ulans au service de Russie" (Moskau, 1809).

Digitized by Google

Reise erlangt hatten, einstweilen noch zurückzuhalten. Glücklicher waren Dombrowski's Bemühungen in Paris. Von dem Kriegsminister Petiet und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Delacroix, gut aufgenommen, wurde er dem Generalstabe des Befehlshabers der Sambre- und Maasarmee, General Kleber, beigesellt und diesem durch den Feldzug in Aegypten so berühmt gewordenen Manne nachdrücklich empfohlen. Auf seinen dem Directorium vorgelegten Bericht über die Begründung von polnischen Legionen außerhalb ihrer heimathlichen Grenzen, worin er die Gründe dafür und deren Nutzen ebenso als die zu machenden Einwendungen beleuchtete, erhielt er von dem Präsidenten des Directoriums La Reveillère Lepaux den Bescheid, daß, nach einem Grundsatze der Republik, Frankreich keine fremde Truppen in seinen Dienst nehmen, daß es aber durch seinen Einfluß andere mit ihm in freundschaftlichen Verhältnissen stehende Staaten, besonders in Italien, zur Annahme derselben bewegen könne und deshalb auch schon dem Oberbefehlshaber der italienischen Armee, General Bonaparte, das Erfoderliche bekanntgemacht habe. Dombrowski begab sich daher nach Mailand, nachdem er zuvor von Basel aus unter den 18. Novbr. 1796 dem General Kleber die in Frankreich um ihn sich versammelnden Landsleute dringend empfohlen hatte. In Kleber's Antwort auf jenes Schreiben, welche Dombrowski in Mailand traf, spricht sich ganz die edle Freimüthigkeit und ritterliche Denkungsart jenes tapfern Kriegers aus; wir glauben daher dasselbe hier nicht übergehen zu dürfen.

„Der Divisionsgeneral Kleber, Commandant des rechten Flügels der Armee, an den General Dombrowski".

Hauptquartier Koblenz,
den 12. Frimaire J. V. (2. Dezember 1796).

„Ich erwartete Sie, mein lieber General, mit einer Ungeduld, welche dem Vergnügen gleichkam, das ich empfunden haben würde, hätten es die Umstände gewollt, uns einen dem andern näher zu führen, als Ihr Brief aus Basel, welcher mir von Ihrer Abreise zur Armee von Italien Kunde gibt, alle meine Hoffnungen zur einstigen Erfüllung dieses Wunsches auf einmal niederschlug. Ich wünsche nur, mein lieber General, daß Sie von Ihrer Reise alle die Freuden und Früchte ernten mögen, die Sie davon zu erwarten scheinen".

Digitized by Google

„In welchen Winkel der Erde Sie Ihr Schicksal und die oft wunderbaren Ereignisse des Krieges auch verschlagen mögen, so kann mir doch niemals eine angenehmere Kunde zu Ohren kommen als diejenige, daß Sie glücklich seien und Dasjenige in Erfüllung gehe, was Sie zu Ihrer Zufriedenheit wünschen. Gedenken Sie aber auch, mein theurer General, daß Sie es dem schönen Vertrauen und der innigen Freundschaft, die Sie mir einzuflößen wußten, schuldig sind, mir oft und ausführlich Nachricht zu geben von Ihrem Befinden und Allem, was Sie und Ihr Vaterland betrifft. Wenn dieses sich je von seinem Sturze erholen und eines kräftigen Armes bedürfen sollte, dann rufen Sie mich. Sie werden mich schlagfertig finden und stolz auf die Ehre, einem Volke, das sie so zu benutzen versteht, die Freiheit zu verschaffen, wäre es auch nur mit Anwendung der stärksten Mittel".

„Nehmen Sie überdies die Versicherung, theuerster General, daß alle Polen, welche sich in ihrem Unglücke an mich wenden, oder die in meine Gewalt kommen sollten, in mir nicht nur eine Stütze, sondern einen Gönner und Freund finden werden, welcher ihnen ein besseres Schicksal zu verschaffen und dieselbe an Sie zu adressiren es sich zur angenehmsten Pflicht machen wird. Sie fühlen daher, wie nothwendig es sei, mir stets Nachricht von ihrem Aufenthaltsorte zu geben".

„Gegenwärtigen Brief sende ich an den General Bonaparte. Ich umarme Sie und Ihren Sohn von ganzem Herzen und grüße Ihren treuen Adjutanten Elias Tremo. Meine ganze große Familie (meine Soldaten) versichert Sie ihrer Ehrfurcht. General Bernadotte, welcher den lebhaftesten Antheil an Ihrem Vorhaben nimmt, empfiehlt sich unter herzlicher Umarmung Ihrem Andenken, und ich drücke Sie nochmals an meine Brust und sage Ihnen Lebewohl".

„Kleber".

Stolz in dem Bewußtsein, die Achtung solcher Männer, welche von der französischen Nation selbst so sehr geschätzt wurden, erworben zu haben, stellte sich Dombrowski am 14. Frimaire J. V. (4. Dezember 1796) dem Obergeneral vor und überreichte ihm die Auseinandersetzung seines Planes; doch Bonaparte war zu sehr bei seiner Armee beschäftigt, als daß er ihm eine entscheidende Antwort hätte ertheilen können. Erst den 15. Nivose J. V. (4. Jan. 1797) empfahl er den polni-

Digitized by Google

schen General dem Nationalcongresse zu Mailand, und schon den 20. (9.) desselben Monats wurde auf Bonaparte's dringende Empfehlung zwischen der lombardischen Regierung und Dombrowski folgende Uebereinkunft abgeschlossen und unterzeichnet:

1) Die polnischen Truppen, welche sich in der Lombardei zusammenziehen und zu einem Ganzen bilden werden, nehmen den Namen: polnische Legionen zum Schutze der Lombardei (légions polonaises auxiliaires de la Lombardie), an; 2) die Uniform, die militairischen Abzeichen und alle zur Organisation gehörigen Formen richten sich soviel als möglich nach den Gebräuchen der Polen; 3) das lombardische Volk wird diese seine Waffenbrüder mit Freuden die Nationalachselbänder mit den Farben der Lombardei und der Inschrift: „Gli uomini liberi sono fratelli" (die freien Menschen sind Brüder), tragen sehen; übrigens werden sowol die Offiziere als Soldaten die französische Kokarde, als der alle Freien beschützenden Nation, tragen; 4) sowol Nahrung als Gehalt und Alles, was zum Unterhalte der Nationaltruppen nöthig ist, wird in eben dem Maße, wie jenen, auch den polnischen Legionen ertheilt werden, d. i. nach den bei der französischen Armee bestehenden Vorschriften; 5) der Generalverwaltungsrath der Lombardei wird den Offizieren und Beamten das Anstellungspatent ausfertigen, nachdem es von dem Commandirenden der Lombardei, als einer zu diesem Geschäfte von dem Oberbefehlshaber der italienischen Armee eigends dazu bestimmten Behörde, unterzeichnet ist; 6) das lombardische Volk erklärt hiermit, daß es die für die Freiheit kämpfenden Polen stets als Brüder und nie als fremde Truppen betrachten wolle; in Folge dessen ertheilt ihnen der Generalverwaltungsrath förmlich das lombardische Bürgerrecht, ohne daß dieses sie jedoch hindern soll, in ihr Vaterland zurückzukehren, wenn es die Noth erfodert oder die Lombardei nach Erreichung ihrer gänzlichen Unabhängigkeit keine fremden Truppen mehr zur Fortsetzung des Krieges bedarf, u. s. w.

So gegeben, Mailand im Palaste des Generalverwaltungsraths am 20. Nivose (9. Jan. 1797) im V. Jahre der französischen Republik und im I. der lombardischen Freiheit.

Der Oberbefehlshaber der Armee von Italien,
Bonaparte.

Porcelli, Präsident. — Visconti, Stellvertreter.

Clavera, Secretair. — Johann Dombrowski, polnischer Generallieutenant.

Digitized by Google

Dombrowski arbeitete jetzt mit Eifer an der materiellen Organisation der Legionen. Nachdem er den Bataillonschef Hamilkar Kosinski, welcher nach dem letzten Freiheitskampfe in der französischen Armee Dienste genommen, nach Piemont, seinen Adjutanten Tremo aber mit Empfehlungsbriefen von Berthier nach Frankreich gesendet hatte, um die dort zerstreuten Polen anzuwerben, erließ er selbst folgende Proclamation an seine Landsleute:

„Freiheit!“ „Gleichheit!“

„Mitbürger“,

„Als treuer Anhänger meines Vaterlandes habe ich für dessen Freiheit bis zum letzten Augenblicke unter den Fahnen des unsterblichen Kosciuszko gekämpft. Die Freiheit unterlag, das Recht mußte der Macht weichen, und uns blieb aus dem schweren Kampfe nichts übrig als das tröstende Bewußtsein, unser Blut für das Land unserer Väter vergossen und ihren Ruhm an den Tagen von Dubienkan, Raclawice, Warschau und Wilna durch glänzende Siege erhöht zu haben. Polen, ein neuer Stern der Hoffnung geht uns auf! Frankreich, welches für die Unabhängigkeit aller Nationen kämpft, triumphirt. Laßt uns die Waffen ergreifen und seine Feinde schwächen. Dort harret unser ein Asyl; laßt uns unter seine Fahnen reihen, es sind die der Ehre und des Sieges“.

„Es bilden sich polnische Legionen auf dem classischen Boden Italiens, ehemals ein Heiligthum der Freiheit. Schon strömen Scharen von Offizieren und Soldaten herbei, um mit mir und euch Mühe, Arbeit und Gefahr, aber auch die Früchte derselben zu theilen. Schon treten die Bataillons zusammen. Kommt Waffengefährten, schleudert die Waffen von euch, die ihr gezwungen traget, kämpfet mit uns für die Freiheit aller Nationen unter dem tapfern Bonaparte, dem Besieger Italiens“.

„Die Lorbern der französischen Republik sind auch unsere Zierde, unser ganzes Streben, unsere einzige Hoffnung. Nur durch jene Bundesgenossen wird es uns möglich, die theure Heimath und den väterlichen Herd wiederzusehen, den wir mit Thränen im Auge verließen“.

Im Hauptquartier zu Mailand, den I. Pluviose J. V. (20. Januar 1797) der einzigen und untheilbaren französischen Republik“.

„Der polnische Generallieutenant
Johann Dombrowski“.

Die lombardische Regierung gab durch eine besondere Proclamation vom 15. Pluviose J. V. (3. Febr. 1797) auch ihren Eifer für diese Angelegenheit kund und richtete die nöthigen Casernen ein. Diese, sowie die Waffenkammern, Vorrathshäuser und Uebungsplätze standen von nun an unter Dombrowski, bei deren Einrichtung ihm sein Sohn Michael, welcher schon im zwölften Jahre die Feldzüge in Polen mitgemacht hatte, beistand. Die Proclamationen thaten ihre Wirkung, und wie durch einen Zauberschlag standen schon am 21. Pluviose (9. Febr.) 1127 Mann, sämmtlich geborne Polen, unter den Waffen. Man theilte sie einstweilen in 2 Bataillons (Grenadiere und Jäger) und kleidete, organisirte und commandirte sie, wie es in Polen gebräuchlich ist. Doch fehlten meistens noch die Offiziere. Kosinski, einstweilen zum Chef des Jägerbataillons erhoben, brachte eine große Anzahl Soldaten und Offiziere mit. Unter letzteren zeichneten sich besonders aus: Casimir Kanopka, Borowski, die beiden Brüder Downarowicz, Dembowski der Jüngere u. A. m.

Bald sollten diese Truppen an dem Ruhme der französischen Waffen Theil nehmen. Schon war Mantua gefallen und ganz Norditalien in französischer Gewalt. Bonaparte zog gegen Rom; Faenza öffnete dem General Lannes (nachmals Herz. v. Montebello) seine Thore; General Victor (Herz. v. Belluno) besetzte Ancona (9. Febr.); Marmont (Herz. v. Ragusa) nahm Loretto, und noch vor dem Ende des Februars mußte der Papst den Frieden zu Tolentino unterzeichnen. An allen diesen Triumphen nahmen die Polen Theil. Kanopka mußte als Depotcommandant in Mailand zurückbleiben, während Dombrowski selbst nach Mantua gezogen war, und der Oberst des Grenadierbataillons, Stezalkowski *), mit 400 Mann gegen Salo und Brescia marschirte, und Liberadzki, welcher seit 1795 in Frankreich gelebt hatte, ihn mit 50 Mann verstärkte. Ersterer dämpfte sehr bald die Unruhen, und Kosinski brachte im März die aufrührerischen Bauern in den Romagna zur Unterwerfung. Darauf brach in dem Gebiete von Verona eine neue Empörung aus, zu deren Dämpfung Liberadzki abgeschickt wurde. Dieser kühne Kriegsmann, der seinen Muth schon oft in den größten Gefahren bewiesen hatte, drang wenige Tage, nach-

---

*) Dieser Stezalkowski, welcher, ein Opfer der Revolution, sein Vaterland zu verlassen genöthigt war, hatte schon früher unter den lombardischen Truppen gedient, als er seinen Abschied nahm, um sich den Fahnen seiner Landsleute anzureihen.

Digitized by Google

dem die französische Besatzung von den Einwohnern niedergemetzelt worden war, an der Spitze seines kleinen Haufens, den Säbel in der Hand, in Verona ein. Doch hier am Ziele seines Auftrags, in dem Augenblicke, als er seine Krieger zur Mäßigung ihres Rachefeuers ermahnte, riß ihm eine Kanonenkugel das Haupt vom Rumpfe.

Mittlerweile entwarf General Dombrowski den Plan, mit seinen Polen durch Kroatien, Siebenbürgen und Ungarn nach der Heimath vorzudringen und dort mit den Waffen in der Hand die Unabhängigkeit derselben von den fremden Machthabern zu ertrotzen. Während dieser Plan dem Oberbefehlshaber in Italien vorgelegt wurde, ließ er durch seine Freunde auch in Paris dafür die nöthigen Schritte thun. Oginski, der unterdessen von Konstantinopel zurückgekommen war, Wybicki, Mniewski, Prozor, Barß, Szaniawski, Kociell, Podoski, Walchnowski und Taszycki waren die Patrioten, welche diese Vorstellung unterzeichneten und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Charles Delacroix, überreichten. Der Erfolg war jedoch ebenso ungünstig als derjenige bei dem Obergeneral Bonaparte. Die Friedenspräliminarien von Leoben (29. Germinal = 18. April 1797) machten jeden Durchmarsch durch das östreichische Gebiet unmöglich. Nach verfehlter Hoffnung, mit den Waffen in der Hand durch Deutschland zu brechen und sich eine neue Heimath auf dem eigenen vaterländischen Boden zu erkämpfen, wollten sie versuchen, ob sie nicht zu Mailand neben der Militairorganisation auch einen Civilrath oder eine Nationalversammlung zur Berathung ihrer Angelegenheit begründen könnten. Durch den französischen Bürger Jean Alexander Bonneau (ehemaligen Consul der Republik zu Warschau, den Katharina 15 Monate in hartem Gefängnisse zu St.-Petersburg gehalten hatte, und der erst jetzt nach Paris zurückgekehrt war) ließen sich die angesehensten Polen in dieser Stadt bereden, eine Bittschrift an das Directorium einzureichen, um den in Warschau aufgehobenen Reichstag unter den Landtagsmarschällen Sapieha und Malachowski künftig in Mailand fortzusetzen. So sehr Oginski anfangs dagegen war und als kluger Diplomat an dem Gelingen zweifeln mußte, so ließ er sich doch endlich bewegen, seine Unterschrift unter das Memorial zu setzen; ihm folgten: Mniewski, Taszycki, Prozor, Wybicki, Barß, Walchnowski, Raiecki, Kochanowski, Moyczynski u. A. Dombrowski hatte zu Mailand schon den Palast Serbelloni zum Versammlungshause gemiethet. Doch trotz den feurigen Declamationen eines Bonneau und Wybicki's

lang ausharrender Hoffnung scheiterte der Plan, Polen auf dem Civilwege wieder herzustellen. Desto größere Fortschritte machte aber die Militairorganisation. Bald vereinigten sich unter diesen Legionen die ersten Heerführer des Befreiungskrieges, als ein Joseph Wielhorski, Zablocki, Forestier, Oberst Chamand und Bialowieyski. Auch gab es bald wieder Gelegenheit, die Tapferkeit jener Truppen zu bewundern. Den 12. Messidor J. VI. (30. Juni 1797) brachen zwischen den Aristokraten und der Volkspartei zu Reggio Unruhen aus, welche Dombrowski unterdrücken sollte. Er bewirkte dies sehr bald durch den Obersten Strzalkowski. Doch blieb der Hauptmann Krolikiewicz mit Besatzungstruppen in der Stadt zurück.

Als die Feindseligkeiten der Franzosen und Oestreicher aufs neue ihren Anfang nahmen, erhielt die erste polnische Legion den Befehl, nach Mestre in der Nähe von Venedig aufzubrechen, um sich dort mit der großen Armee zu vereinigen. In dem Augenblicke des Abmarsches traf der General Kniaziewicz in Italien ein, der unserm Feldherrn außer seiner Gattin und Tochter noch 40 Offiziere zuführte. Dieser Kniaziewicz ist der nämliche, welcher schon im Jahre 1792 an Kosciuszko's Seite in 4 Schlachten gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes zu Boruszkowce, Zielence, Wlodzimierz und Dubienkan ruhmvoll gefochten und von dem Naczelnik auf dem Schlachtfelde selbst zum Generalmajor ernannt worden war. Mit diesem am blutigen Tage von Macéljowice (10. Oktbr. 1794) gefangen genommen, ward er nach Kijow gebracht und erhielt erst nach mehren Monaten seine Freiheit wieder. Bonaparte empfing den tapfern Krieger zu Campo Formio, wo eben über den Frieden unterhandelt wurde, mit Auszeichnung und gab ihm das Commando über die erste Legion, während Wielhorski zum Brigadegeneral ernannt wurde. Beide standen anfangs unter Dombrowski. Darauf erhielt General Kniaziewicz am 20. Oktbr. den Befehl, die Unruhen in Ferrara zu stillen. Er that dies und entsandte das zweite Bataillon nach Venedig zu demselben Zwecke, die Artillerie aber, unter dem Befehle des Hauptmanns Krolikiewicz und Vincenz Aramitowski's, nach Mantua zur Verstärkung des in dieser Festung commandirenden Generals Wielhorski. Damals war das polnische Corps ziemlich vollzählig an Offizieren und bestand aus 7146 Mann.

Auf die Nachricht, daß Bonaparte sich zu dem Congreß nach Rastadt begeben werde, überreichten fast sämmtliche Offiziere der Legion dem General Dombrowski in seinem Haupt-

Digitized by Google

quartiere Ferrara ihr gemeinschaftliches Gesuch, den Oberfeldherrn dahin zu vermögen, daß er Polens Schicksal auf dem Congresse zur Sprache bringe. Dombrowski begab sich daher nach Mailand, wo er dem jungen Helden von Italien seine oft angebrachten Bitten aufs neue vortrug. Zugleich unterhandelte er, wol ohne Vorwissen und Genehmigung der übrigen Stabsoffiziere, mit dem cisalpinischen Directorium. Diese Convention kam jedoch, da der gesetzgebende Staat die Sanction verweigerte, nicht zur Ausführung. Indeß machte schon die Unterhandlung auf die meisten Polen keinen günstigen Eindruck; da sie nur für Frankreich und unter Frankreichs Fahnen, von dem sie die Wiederherstellung ihres Vaterlandes hofften, zu fechten nach Italien gekommen waren, so konnten sie sich am wenigsten dazu entschließen, die Uniform und Kokarde der cisalpinischen Republik statt ihre Nationalmontur zu tragen.

Nach seiner Rückkehr von Mailand erhielt Dombrowski den Befehl, über Rimini in den Kirchenstaat vorzudringen. Mehre Oerter wurden ohne Widerstand besetzt, und endlich die Festung San Leo, im Gebiete von Urbino, am 7. Dezember von den polnischen Truppen unter dem Commando des Generals Kniaziewicz mit Capitulation genommen. Damals erhielt Dombrowski's Corps den Namen der Division jenseits des Po.

Als der polnische Feldherr sah, daß ihm durch Frankreichs Vermittlung wenig Hoffnung zur Wiederherstellung seines Vaterlandes wurde, versuchte er, Oestreich, diesen friedlich gesinnten Staat und Mitglied der theilnehmenden Mächte, für Polen zu gewinnen.*) Er stützte seine Hoffnungen auf den zu Wien accreditirten General Bernadotte, der ihm persönlich gewogen war, und auf die Fürsprache des Bürgers Bonneau. Der Hauptmann Joseph Biernacki, ein Mann von Talent und Einsicht, mußte mit dem neuen Gesuche nach Wien reisen, um durch mündliche Auseinandersetzung die Sache befördern zu helfen. Aber auch dieser Versuch blieb, wie es sich leicht voraussetzen ließ, ohne alle Wirkung.

Nachdem General Berthier am 10. Ventose (28. Febr. 1798) als Chef des Generalstabes zur Armee von England (d. i. zur Bewachung der Küsten von Nordfrankreich gegen England) abgerufen wurde, übernahm Massena das Com-

*) Siehe das betreffende Document unter den Pièces officielles et justif. bei Chodzko, „Histoire etc.“ II, 372—82, Nr. XLII, XLIII.

Digitized by Google

mando zu Rom. Von diesem erhielt Dombrowski den Befehl, mit seinen Truppen nach der alten Hauptstadt der Welt aufzubrechen. Das zu diesem Zuge befehligte Corps bestand aus der ersten Legion unter Kniaziewicz und aus 2 Batterien Artillerie. Der Marsch ging von Rimini über Ancona und Spoleto. Am 3. Mai des J. 1798, dem Jahrestage einer für immer denkwürdigen Epoche in der Geschichte Polens, erblickte die Handvoll tapferer Flüchtlinge die Siebenhügelstadt, und General Kniaziewicz, dem noch besonders das Commando der Artillerie übergeben gar, besetzte das Capitol. Von hier aus erließ Dombrowski jene bekannte Auffoderung, die ihn auch als Freund der Künste und Wissenschaften bezeichnete, worin er seine Truppen ermahnte, ihre Mußestunden mit dem Studium des Alterthums auszufüllen. Damals gab der General Rymkiewicz, welcher von den Patrioten in Gallizien früher nebst Wladislaw Jablonowski als Gesandter an die Pforte gesendet worden war und im J. 1798 zu Mantua das Commando über die zweite Legion übernahm, mit Hülfe seines Adjutanten Cyprian Godebski eine für die polnischen Truppen bestimmte Zeitschrift unter dem Titel: „La décade légionnaire", heraus, worin Auszüge aus andern Journalen und besonders auf Polen Bezug habende Aufsätze und Gedächtnißverse aus der polnischen Geschichte enthalten waren. Der Hauptmann Paszkowski aber ertheilte dem Offiziercorps Unterricht in der Geschichte, in der Mathematik und in den Kriegswissenschaften. Auch befahl Dombrowski, die polnische Kirche zu eröffnen, damit der Gottesdienst so wie in der Heimath gefeiert werden könne. *) Ueberdies erwarb er sich durch die musterhafte Disciplin seiner Truppen die Achtung aller Einwohner Roms; daher überreichte ihm der römische Senat als ein Zeichen seiner Dankbarkeit die türkische Standarte oder die Fahne des Propheten, welche der tapfere Polenkönig Johann Sobieski bei dem

*) Diese Nationalkirche, dem heil. Stanislaus Koßka geweihet, stehet in der strada degli Polacchi und ist im J. 1580 von dem polnischen Cardinal Stanislaus Hosius, Fürstbischof von Warmien, der seiner Kenntnisse wegen eine Zeit lang bei dem Concilium zu Trient den Vorsitz führte, begründet worden. An der Seite derselben wurde ein Asyl oder Aufenthaltsort für polnische Pilgrimme errichtet, welches die Königin Anna, Gemahlin Stephan Batorys's, reich begabte. Die Vorderseite der Kirche ziert die Inschrift: S. S. Salvatoris et Stanislai hospitium nationio Polonorum 1580.

Digitized by Google

Entsatze von Wien im J. 1683 in Kara Mustapha's Zelte erbeutet und der Kirche zu St. Loretto geschenkt hatte.*)

Der Hauptmann Kosakiewicz wurde beauftragt, dieses Geschenk auf seinem Durchmarsche durch Loretto abzuholen und nach Rom zu bringen. Seitdem hat jenes Denkmal der Nationaltapferkeit das Hauptlager der Polen nicht mehr verlassen. Dombrowski behielt das Palladium stets in seinem Zelte und verordnete, daß es nach seinem Tode nebst allen seinen Papieren, Tagebüchern, Alterthums- und Kunstsammlungen der königlich polnischen Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Warschau als Erbschaft zufallen sollte, wo noch heute Alles in dem sogenannten Dombrowski-Zimmer auf das sorgfältigste aufbewahrt wird. Außerdem erhielt unser Held noch den Säbel des großen Königs Johann III., welcher sich ehemals in der Kirche zu Loretto und später in dem Verwahrsam des römischen Consuls Angelucci befand, von dem Magistrate zum Geschenk. Er war aber seines frühern Schmuckes beraubt, indem der Kämmerer Sr. Heiligkeit die Diamanten und Edelsteine, welche Griff und Scheide zierten, zu Geld zu machen für gut befunden hatte. Dombrowski konnte sich nicht entschließen, diesen Säbel zu tragen. „Er soll an der Seite eines Würdigern prangen und durch sein kühnes Rasseln jeden Polen an die Großthaten unserer Ahnen erinnern. Kosciuszko, der Held der Freiheit, soll ihn tragen, und kein Anderer!" sagte er Denen, die ihm denselben als Huldigung darreichten, gab ihn aber nicht lange darauf dem General Kniaziewicz, welcher die in der Folge den Neapolitanern abgenommenen Fahnen dem Directorium zu überreichen beauftragt war, auf den Weg nach Paris mit, um ihn dort dem Generalissimus im Namen der Legionen zu Füßen zu legen.

So edel auch diese Bescheidenheit Dombrowski's und sein Nachstehen vor dem noch größern Feldherrn war, so darf doch hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß er durch sein eigenmächtiges und, wie viele Augenzeugen behaupten, nicht immer ganz uneigennütziges Benehmen, verbunden mit einer gewissen Parteilichkeit bei der Wahl und dem Vorschlage der zum Avancement zu bestimmenden Offiziere, sich die Unzufriedenheit eines großen Theiles der Truppen in einem solchen Grade zugezogen habe, daß schon eine Liste

---

*) Eine in Stahl gestochene Abbildung dieser 21 Fuß langen und 10 Fuß breiten, mit Doppelschwert, Sonne und Halbmond gezierten Fahne ist das Titelkupfer des zweiten Bandes des Chodzko'schen Werkes.

Digitized by Google

circulirte, wodurch die Unzufriedenen mit ihres Namens Unterschrift auf dessen Entlassung drangen. Der Commandant der ersten Legion, General Kniaziewicz, dem diese Umtriebe zu Ohren kamen, ließ im gerechten Unwillen über einen solchen Zwiespalt seiner Landsleute die Rädelsführer der Unzufriedenen vor sich fodern und redete sie mit Catonischer Strenge so an: „Ich bin von Allem, was vorgefallen ist, und was Sie, meine Herren, im Schilde führen, unterrichtet. Mir kommt es zu, Ihnen insgesammt die große Frage vorzulegen: Ist ein Einziger unter Ihnen im Stande, den vollgültigen Beweis von Dem, was Sie behaupten, zu führen, so bin ich der Erste, der sich an die Spitze des Complottes stellt, um gegen den Verräther an unserm Vaterlande, wie hoch er auch stehe, den Fehdehandschuh zu ergreifen; ist dies aber nicht der Fall, so gehe ein Jeder beschämt in sein Quartier und bedenke, wie niedrig und entehrend es sei, wenn Polen gegen Polen die feige Waffe der Verleumdung führen, oder auch schon die unbesonnenen Aussagen des bloßen Verdachtes in hämischer Muthlosigkeit nachbeten!" So verdankten die Polen dem ritterlichen Kniaziewicz die Wiederherstellung der Eintracht, und ihr Oberanführer seine Ehrenrettung.

Einer der blutigsten Tage für die polnischen Legionairs war der 4. Thermidor (22. Juli 1798) *), der Tag der Einnahme von Terracina. Die Einwohner dieser Stadt hatten sich gegen die republikanische Besatzung empört und deren Commandanten, Leduc, auf eine gräßliche Weise zuerst verstümmelt und dann gemordet. Es ward daher eine gallopolnische Truppenabtheilung gegen die empörte Stadt abgesendet. Trotz des kräftigsten Widerstandes drangen die Bajonette der Polen durch das Gewühl der tobenden Bürger. Der Major Nadolski stürmte mit einem kleinen Haufen eine Batterie, warf Alles nieder und war der Erste in der Stadt. Hier fand er mitten in der Straße einen Altar, auf welchem die fanatischen Priester noch während der Berennung und des furchtbaren Blutbades die Messe lasen, um das Volk zu begeistern. Die Polen mußten diesen Sieg mit dem Tode einiger ihrer tapfersten Offiziere erkaufen. Es fiel der Hauptmann Kwiatkowski durch eine feindliche Kugel, und der Major Podoski sank unter den Säbelhieben des rasenden Pöbels. Der Lieutenant Wistouch starb an den Folgen der erhaltenen

*) Dieser Tag ist genannt in Dombrowki's schriftlichem Nachlasse, in seinem Tagebuche; Chodzko aber, „Histoire etc." II, 80, nennt den 22. Thermidor (9. August 1798).

Digitized by Google

Wunden. Die Anführer eines Grenadierbataillons, die Hauptleute Downarowicz, Billing, Loskowski und Lieutenant Hauké*) mußten schwer verwundet weggetragen werden. Außer dem heldenmüthigen Nadolski erwarben sich vorzüglich der Bataillonschef Bialowieyski und der Lieutenant Gugemnus durch Unerschrockenheit, Geistesgegenwart und Ausdauer die Lorbern des Tages. Kurz zuvor hatte der Anblick der republikanischen Truppen die Einwohner des kleinen Städtchens Frosinone zur höchsten Wuth gereizt. Um den gefährlichen Aufstand zu dämpfen, befahl Macdonald dem General Dombrowski, auf dessen Geistesgegenwart auch in den äußersten Momenten der Gefahr er sich verlassen konnte, eine Abtheilung seiner musterhaft disciplinirten Polen unter dem Commando des Brigadechefs Girardon zur Wiederherstellung der Ruhe nach jener Stadt abzuschicken. Nur dem Löwenmuthe der vereinigten gallo-polnischen Truppen gelang es, nach langem Widerstande und entsetzlichem Blutbade die Thore zu sprengen und das von einem von Kopf bis zu den Füßen gewaffneten Priester befehligte Volk zur Ruhe zu bringen. Macdonald schrieb über diese That folgenden Bericht an den französischen Commissarius Florent: „In diesem Augenblicke erhalte ich die Nachricht von der Einnahme von Frosinone. Die polnischen Soldaten thaten Wunder der Tapferkeit. Der Bischof von Veroli brachte den Unsrigen die Schlüssel und die Bitte um Schonung. Ueberall herrscht Ruhe. Der polnische Major Nadolski war der Erste in der Stadt. Ich hoffe, der grausame Krieg von Frosinone wird bald beendigt sein!" Unterdessen war Dombrowski zu Mailand mit der Verbesserung des Schicksals dieser tapfern Krieger beschäftigt. Er wirkte ihnen einen erhöhten Gehalt aus, legte dem Oberbefehlshaber, General Brüne, ein Verzeichniß der sämmtlichen Offiziere vor, von denen er 65 namhaft machte, welche, als überzählig, bis jetzt noch keine Lire Sold erhalten hatten, und bat um deren Eintragung in die Armeeliste.

Brüne ward aber bald darauf nach Paris zurückberufen, und an seine Stelle trat General Joubert. Championnet behielt das Commando in Rom, und Macdonald in Neapel. Vier neue Republiken: die batavische, cisalpinische, ligurische und römische erhoben ihr Haupt und schlossen sich an die helvetische an. Bonaparte befand sich in Aegypten. Da ließ

*) Dieser talentvolle Mann hat sich in der Folge noch durch seine Kenntnisse und Pflichttreue so hervorgethan, daß er jetzt die Würde eines Kriegsministers des Königreichs Polen bekleidet.

Digitized by Google

sich König Ferdinand IV. von Neapel, von den kühnen Plänen seines Ministers Acton und dem Vertrauen der Königin Karolina auf seine Mittel verleitet, durch die stürmischen Bitten einflußreicher Frauen bestimmen, den Franzosen die Spitze zu bieten. Er unterzeichnete mit England einen Vertrag gegen Frankreich, gewährte dem von Abukir sieggekrönt heimkehrenden Admiral Nelson in der Rhede von Neapel die Ehre eines Triumphes. Doch weder der zu schleuniger Hülfe gesendete östreichische General Mack noch die Anstrengungen der Generale Micheroux und Damas vermochten das über die Dynastie von Neapel sich zusammenziehende Gewitter von Ferdinands Staaten abzuwenden. Der kühne Championnet rückte dem Könige, welcher mit einer bedeutenden Armee auf Rom marschirte, entgegen, nachdem er die Engelsburg durch ein Bataillon Polen unter dem Major Walter besetzt hatte. General Kniaziewicz, der mit seiner Legion den linken Flügel der republikanischen Armee bildete und seine Stellung zu Civita Castellana nahm, erhielt Befehl, über die Tiber zu setzen und den Feind in seinen festen Verschanzungen bei Magliano anzugreifen. Mit gefälltem Bajonette vertrieben die Polen das neapolitanische Heer aus seinem Lager, eroberten Zelte, Gepäck, Kriegscassen, alle Vorrathswagen und besetzten endlich Borghetto und Ponte Felice an der Tiber. Als aber bei der Annäherung des Königs von Neapel die Bewohner aller Städte und Dörfer des Kirchenstaates gegen die Republik aufstanden, sah sich Kniaziewicz genöthigt, die Städte Fabbrica und Falari, wo der Lieutenant Goslawski nebst 20 Soldaten getödtet und der Hauptmann Brzychwa mit 30 Mann verwundet worden war, im Sturme einzunehmen. Nun griff zwar am 14. Frimaire (4. Dezbr.) die neapolitanische Armee unter General Mack bei Tagesanbruch die gallo-polnischen Truppen, welche auf den Anhöhen zwischen Baccano, Nepi und Civita Castellana (das alte Veji) standen, mit entschiedener Uebermacht an; allein General Kellermann, der den linken Flügel commandirte, schlug die Neapolitaner von seiner Seite zurück und wollte eben die Fliehenden verfolgen, als General Kniaziewicz mit der polnischen und römischen Legion herankam und in der Meinung, er habe den linken Flügel des Feindes vor sich (was sich in der bergigen Gegend bei dem fürchterlichen Pulverdampfe schwer erkennen ließ), das Centrum desselben angriff. Da brach jener linke Flügel, welcher hinter den nahen Hügeln verborgen geblieben war, aus dem Walde von Falari hervor und drohte, ihm in die Flanken zu fallen und seine Truppen im Rücken

Digitized by Google

anzugreifen. Allein mit rascher Entschlossenheit stellte Kniaziewicz das erste und dritte Bataillon unter dem Befehle des Majors Bialowieyski dem rechten Flügel entgegen und stürzte sich mit dem Ueberreste seiner Brigade so ungestüm auf den Feind, als dieser eben seine Colonnen ausbreiten wollte, daß derselbe trotz aller Tapferkeit des Führers, des Grafen von Sachsen, eine gänzliche Niederlage erlitt. Hätte Bialowieyski seinen Angriff auf den rechten Flügel mit mehr Schnelligkeit ausgeführt, so wären Wenige entkommen. Dieses Treffen, in welchem 6000 Polen 40,000 Neapolitaner schlugen, 16 Kanonen eroberten, 3000 Gefangene machten und mehre Fahnen nebst ansehnlicher Munition und vielem Geld erbeuteten, ist unter dem Namen der Schlacht bei Nepi oder Civita Castellana bekannt. Auch in der Schlacht bei Calvi, am 9. Dezember, zeigte Kniaziewicz an der Spitze seiner Legionen ebenso viel Heldenmuth als strategische Kenntnisse. *) Bald nachher kam General Dombrowski im Lager an. Von nun an verließ er die Legionen nicht wieder. Der Weg des Sieges führte nach Neapel. Zwischen Itri und Fondi stieß der polnische General auf eine feindliche Verschanzung, deren Batterien die Straße nach der Hauptstadt vertheidigten. Er entsandte sofort den Hauptmann Sznayder (sprich Schnayder) mit 3 Compagnien des dritten Bataillons nach der Meeresküste, diesen Posten von hinten anzugreifen, dem Hauptmann Ilinski aber gab er Befehl, sich in dem nahen Gebirge in einem Hinterhalt aufzustellen, um dem Feinde, während der Major Laskowski zwischen Itri und Sperlonga auf dem geraden Wege vorwärts rückte, in die Flanken zu fallen. So wurde der Feind geschlagen und die Straße nach Neapel frei. Bald war auch Gaeta in den Händen der Sieger. General Kniaziewicz drang im Verfolgen der Neapolitaner bis an den Fluß Garigliano vor und besetzte Traetto. Auf diesem Marsche war die Menge der erbeuteten Pferde, unter denen sich beinahe der ganze Marstall des Königs Ferdinand befand, so groß, daß der Oberbefehlshaber Championnet den Polen gestattete, aus ihrer Mitte ein Cavalerieregiment zu bilden. Die Polen marschirten nun auf Capua, um diese Stadt von der Nordseite zu blokiren. Kleine Gefechte folgten rasch aufeinander bis zum 22. Nivose (11. Januar 1799), dem Tage des Abschlusses des Waffenstillstandes. In einem derselben hatte Dombrowski den bittern Schmerz, seinen unzer-

*) An diesem Tage wurden außer 4000 Gefangenen, worunter 2 Generale und 20 Offiziere, 5 Kanonen, 5000 Stück Gewehre und 17 Fahnen erobert.

Digitized by Google

trennlichen Gefährten und Freund Elias Tremo durch einen Schuß ins Herz fallen zu sehen. Dieser junge Held wird stets mit gerechter Anerkennung unter den Stiftern der Legionen genannt werden. Außer ihm fielen noch die Lieutenants Zelewski, Krause, Jalbrzykowski und der Oberchirurg Ritter. Der tapfere Baselle, Lieutenant der Infanterie, ward aufgefodert, sich zu ergeben; aber jeden Pardon verweigernd, drang er mit 20 wackern Männern vor Traetto's Mauern durch das Kanonenfeuer und die Bajonette des Feindes, so fiel er mitten unter den Seinigen. Dombrowski selbst verlor bei Terracina, als er mit der funfzehnten Halbbrigade leichter Infanterie und mit dem siebenten Bataillon Reiterei den Uebergang über den Garigliano erkämpfte, 2 Pferde unter dem Leibe und ward leicht verwundet. Kniaziewicz nahm mit dem zweiten Bataillon die Städte Sezza und Cascano im Sturme. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Bewohner Neapels. Schon griffen die Lazzaroni zu den Waffen, um den General Mack, den sie als den Urheber alles Unglücks ansahen, zu ermorden, als dieser letztere einen Parlementair in Championnet's Lager sendete und sich unter der Bedingung eines freien Geleits bis Mailand nebst der ganzen Besatzung der Gnade der Sieger ergab. Ueber seine heimliche Flucht erbittert, machten die Lazzaroni einen Ausfall auf die französischen Vorposten. Dies war das Zeichen zur Auflösung des mit dem Könige Ferdinand geschlossenen Waffenstillstandes. „Auf Neapel los!" ertönte es jetzt von allen Seiten. Nach einem mehrtägigen blutigen Kampfe mit einem Theile der Bevölkerung besetzte Championnet am 22. Januar 1799 die Hauptstadt, und am 25. verkündete ein feierliches Tedeum die Freiheit des neapolitanischen Volkes. Der König war nach Palermo geflohen. An seiner Stelle regierten 25 Bürger *), welche von dem Oberfeldherrn gewählt und beauftragt waren, die Verfassung der parthenopäischen Republik zu entwerfen.

Mittlerweile wurde Dombrowski von dem französischen Oberbefehlshaber mit dem Commando der Division beauftragt, welche sich zwischen Capua und Terracina hinzog, und der Oberst Chamand, aus der sächsischen Oberlausitz abstammend, übernahm am 5. Februar 1799 an der Stelle des Generals

*) Es waren die Bürger: Abamonti, Albanese, Baffi, Bassal, Bisciglia, Bruno, Cestari, Ciaja, de Gennaro, de Philippis, de Rensis, Doria, Faligni, Fasulo, Forges, Laubert, Logoteta, Manthone, Pagano, Paribelli, Pignatelli-Vaglia, Porta, Riarj, Rotondo und Fürst Molterni als Präsident. Vgl. „Saggio storico sulle rivoluzioni di Napoli" (Mailand, 1806), S. 104.

Digitized by Google

Kniaziewicz den Befehl über die erste Legion. Denn dieser Feldherr erhielt, von Championnet, welcher den polnischen Truppen öffentlich seine Anerkennung ihrer Dienste aussprechen wollte, den ehrenvollen Auftrag, alle während des neapolitanischen Feldzugs eroberte Fahnen und Trophäen dem Directorium in Paris zu überreichen. *) Kniaziewicz verließ Neapel am 17. Pluviose (5. Februar 1799) in Begleitung der Hauptleute Drzewiecki, Dombrowski, Sohn, und Kosſecki, welcher während dieses Feldzuges mit großer Auszeichnung den Dienst als Adjutant bei ihm versehen hatte. Zwischen Rom und Florenz hatte der General ein Abenteuer zu bestehen, welches ihm die größte Gefahr drohete, aus der ihn nur seine Geistesgegenwart zu reißen vermochte. Von einigen Banden herumstreifender Aufrührer, zu denen sich eine Gesellschaft Räuber gesellte, angehalten, wußte er keinen bessern Ausweg, als sich für den spanischen Gesandten auszugeben, welcher von Neapel komme, um nach Madrid zurückzukehren; und kühn durch die Scharen der Wegelagerer brechend, eröffnete er den Anführern, daß er dem Bischof von Aquapendente wichtige Mittheilungen zu machen hätte. Schon in Rom hatte er nämlich gehört, daß dieser Prälat der Anführer jener Unzufriedenen sei. Sogleich erhielt er eine Sauvegarde bis an den bezeichneten Ort. Als er in Aquapendente angelangt war, brachte er dem Bischof im Tone der Vertraulichkeit die Nachricht, daß Rom bereits in den Händen der Franzosen sei. Hierüber außer sich vor Schrecken, fiel der Bischof dem polnischen General zu Füßen und flehte um Schutz. Da sich Kniaziewicz in der Gewalt dieses Oberhauptes der Parteigänger sah, so schrieb er unter der Bedingung eines sichern Geleites an General Championnet einen Brief, worin er ihn bat, dem Bischof großmüthig zu verzeihen.

Die feierliche Ueberreichung der Fahnen in Paris fand den 18. Ventose J. VII. (8. März 1799) in dem Audienzsaale des Directorialgebäudes, im Palaste Luxemburg, statt. Alle Mitglieder des diplomatischen Corps nahmen an der Siegesfeier der französischen Nation Theil, bei der jene stummen Zeichen mehr sagten als die künstlichen Worte des Kriegsministers Dubois-Crancé und des Präsidenten des Directoriums, Barras. Die Blicke, der Versammlung waren auf den polnischen General gerichtet, der, durch seine Größe, Schönheit

*) Diese Ehre ist vor ihm einzig und allein dem wackern Laraitrie, erstem Adjutanten des Generals en Chef zu Theil geworden, welcher die im Römerfeldzuge erbeuteten Siegeszeichen den 16. Nivose (5. Januar) überreichte.

Digitized by Google

und kriegerische Haltung imponirend, die 36 erbeuteten Fahnen mit starkem Arm umfaßte und jetzt mit stolzer Zuversicht im Namen seiner Landsleute den Dank der Legionen aussprach, daß man diese gewürdigt habe, an den Heldenthaten der republikanischen Armee Theil zu nehmen, und daß jetzt sogar Einer aus ihrer Mitte das Glück habe, vor dem Directorium die Trophäen der Tapferkeit und Bürgerehre niederlegen zu dürfen. Von dem lautesten Beifall unterbrochen, konnte Kniaziewicz nur noch die Worte: „Vive la republique!“ ausrufen, als die sämmtlichen Mitglieder des Directoriums unter rauschender Musik den Saal verließen und sich in die Straße Tournon begaben, wo ein großer Freiheitsbaum aufgepflanzt und von der Hand des Präsidenten Barras die dreifarbige Nationalfahne als Denkmal der Siege in Italien daran befestigt wurde.

Der laute Gesang der Freiheitshymne *), in welche Minister und Volk unter voller Orchesterbegleitung des Conservatoriums der Musik einstimmten, beschloß die Feier des Tages.

Während der edle General Kniaziewicz in Paris den wärmsten Dank für die Aufopferung und uneigennützige Tapferkeit seiner Landsleute einerntete, bewiesen diese in Italien fortwährend, wie sehr sie Frankreichs Theilnahme an Polens Schicksal zu verdienen strebten. Unter den vielen Thaten, welche die Geschichte uns aufbewahrt hat, ist dennoch folgende unbemerkt geblieben, weil sie mehr den Menschen als den Krieger charakterisirt. Am 5. Ventose (23. Februar 1799) rückte eine Abtheilung gallo-polnischer Truppen unter dem General Cambray, nach Unterdrückung fanatischer Umtriebe in der Umgegend zu Cingoli, einem Städtchen im Departement des Tronto (der neuen römischen Republik), ein. Mit flehender Geberde empfing sie das Volk gleich

*) Der Text (von Mahérault, Musik von Grétry) lautete so:

Unissez vos coeurs et vos bras,
Enfans, citoyens, magistrats,
Plantons l'arbre chéri, l'honneur de ce rivage
Que ton emblème, o Liberté,
Soit le signal de la gaîté;
La tristesse en ce jour n'est que pour l'esclavage:
Les jeux, les chants sont un hommage
Pour les succès
Des Francais!

Choeur.

Les jeux, les chants sont un hommage
Pour les succès
Des Francais! etc. etc.

Digitized by Google

Schutzengeln und erzählte unter Thränen, welche gräßliche Verwüstungen eine Bande Rebellen, Räuber und Banditen in der nächsten Umgegend verübten. Diese Ungeheuer hatten an dem Tage der Ankunft jener Truppen einen reichen Gutsbesitzer, Francesco Considati, aufgesucht, um ihn zu berauben und zu ermorden. Als sie ihn nicht fanden, schleppten sie die Töchter desselben, Adelaide und Helena, von 20 und von 17 Jahren, in den nächsten Wald, wo sie ihnen die Hände auf den Rücken banden und rings um sie einen Holzstoß aufschichteten. Schon schwangen die Henker Feuerbrände um die Häupter der Unglücklichen, um durch die Todesangst das Geständniß zu erpressen, wo der Vater verborgen wäre, und wo er seine Schätze vergraben hätte. Allein die heldenmüthigen Mädchen blieben standhaft. „Nie", sagten sie, „werden wir Den verrathen, dem wir Leben und Alles verdanken; wir sind bereit zu sterben". Durch diese Kühnheit außer Fassung gebracht, standen die Räuber eine Zeitlang unschlüssig, endlich legten die Verworfensten unter ihnen die Fackeln an den Holzstoß, und schon loderte das Feuer auf, als eine vom General Cambray abgesendete Schwadron polnischer Reiter heransprengte und den Banditenhaufen in die Flucht jagte. In einem Augenblick waren die Banden gelöst und die Unglücklichen befreit. Herbeigeeilte Bürger aus Cingoli führten sie unter lauten Danksagungen und Lobpreisungen ihrer Retter wie im Triumphe nach Hause.

Der Krieg dauerte indeß fort. Das gallo-polnische Heer mußte fast täglich blutige Gefechte liefern. In dem Treffen bei Legnago (am 26. März) that sich der General Rymkiewicz besonders hervor. Es galt, einen Brückenkopf zu vertheidigen und zu gleicher Zeit vor Vaganza und Vico den Feind zurückzuschlagen. Sein Adjutant Hamilkar Kosinski und die Hauptleute Regulski und Boguslawski wurden verwundet, und N. Godebski, der an demselben Tage aus Polen angekommen war, fiel in dem Augenblicke, als er seinem Bruder Cyprian Godebski die Hand zum Willkommen drückte, von einer feindlichen Kugel getroffen. Den Preis dieses Tages (6. Germinal) theilte auch das zweite Bataillon unter General Wielshorski bei der französischen Division Delmas. Nach dem Beispiele ihres alten Obersten, des 70jährigen Darewski, welcher, schon seit der Conföderation von Bar (1768—72) in polnischen Diensten, den ganzen Befreiungskrieg gegen die moskowitische Gewaltherrschaft unter Kosciuszko mitgemacht hatte und nun mit dem Heldenfeuer eines Jünglings kämpfte, stürzten sich die Lieutenants Theodor Zadera und Rozys so-

Digitized by Google

wie die Unterlieutenants Michael Zadera und Maiewicz in die dichtesten Reihen des Feindes und wurden schwer verwundet. Bei dem dritten Bataillone, welches den Vortrab der Division Victor bildete, besiegelten die Offiziere Koslowski und Zielinski die Ehre des Sieges mit ihrem Leben. Das Directorium gab für dieses Gefecht den Legionen durch ein Schreiben an Dombrowski vom 9. Floreal J. VII. (28. April 1799) seinen Dank zu erkennen. Bald nach diesem Treffen wurde der General Rymkiewicz, welcher unter Montrichar commandirte, zwischen der Etsch und dem Tartaro bei Isola della Scala so schwer verwundet, daß er kaum nach Mailand gebracht werden konnte. Hier übte Dombrowski's ebenso geistreiche als liebenswürdige Tochter, jetzt Gattin des k. k. östreichischen Generalfeldzeugmeisters Baron von Palombini, das schönste Amt der Frauen in Kriegszeiten und pflegte mit kindlicher Sorgfalt den verwundeten Krieger. Kurz vor seinem Tode ließ er Fräulein Dombrowska rufen, damit sie ihm als treue Polin zum letzten Male die Medizin darreichen sollte. Er nahm den bittern Trank mit einer wehmüthigen Heiterkeit, drückte dann die Geberin stumm an seine Brust und starb mit den Worten, die er französisch an die Umstehenden richtete: „Pourquoi la destinée ne m'a-t-elle pas permis de mourir sur le sol de ma patrie!“ In Folge jenes blutigen Treffens, bei welchem die erste Legion 300 Mann und darunter die Lieutenants Wiaskowski, Paciorkowski und den Hauptmann Daszkiewicz, und die zweite Legion gegen 1000 wackere Krieger an Todten, Verwundeten und Gefangenen verlor, wurde der Bataillonschef Ludwig Dambowski zum Commandanten der ersten Legion und die Lieutenants Zefferyn, Reinhold und Modzelewski zu Hauptleuten ernannt. Der Major Krolikiewicz trat an Dambowski's Stelle. Jene Schlacht, welche unter den Mauern Verona's vorfiel, wurde die Schlacht bei Magnano *) genannt, weil das Hauptquartier der französischen Truppen den Abend zuvor in dem Dörfchen dieses Namens gewesen war. Als hierauf die französische Armee den Rückzug antrat, erhielt die polnische Legion am 22. Germinal (11. April) den Befehl, nach Mantua aufzubrechen und dort unter dem General Fois-

*) Der französische General Scherer wollte über die Etsch vordringen; daher griff er fast täglich die Stellung der Oestreicher unter Kray an. Seine Unentschlossenheit veranlaßte die Niederlage des Generals Montrichard bei Legnago und Verona, am 26. März, und den Verlust der Schlacht bei Magnano und Verona am 5. April. Die Red.

Digitized by Google

sac-Latour die Besatzung zu verstärken. Dahin wurden auch alle bei Magnano verwundete Krieger geschafft, und hier war es, wo in dem großen Lazarethe, in welchem Italiener, Polen und Franzosen untereinander zerstreut lagen, ein schwerverwundeter Grenadier der letzteren, als die Reihe des Verbindens zuerst an ihn kam, zu dem Oberchirurgus mit matter Stimme sagte: „Allez visiter avant ce brave Polonais là vis-à-vis, car il a été dans la batterie ennemie avant moi“.

Um diese Zeit erfolgte die Auflösung des Congresses zu Rastadt. Die Ermordung der französischen Gesandten (28. April) schrie um Rache. Das Directorium beschloß daher, Alles aus Italien zu verdrängen, was in irgend einer Verbindung mit Oestreich stand. General Gauthier erhielt den Befehl, sich der Hauptstadt des Großherzogs von Toscana, Ferdinands III., zu bemächtigen. *) Obwol man in dieser Stadt schon im Monat März auf der Piazza di Gran Duca einen kleinen Freiheitsbaum mit der Inschrift: „Il croitra dans peu!“ hatte errichten sehen; obschon eines Morgens an der Hauptpforte des großherzoglichen Palastes (Palazzo vecchio) die Worte: „Palais national, ci-devant ducal!“ angeschlagen, und an einem andern Orte die Aufschrift: „Le peuple seul est souverain“, gefunden worden war, blieb Ferdinand III. dennoch bis zum 27. März in Florenz, an welchem Tage sich die Franzosen an der Porta San-Gallo zeigten und auf den beiden Plätzen Santa-Croce und Santa-Maria Novella ihr Lager aufschlugen und Freiheitsbäune pflanzten. Während dieses in Florenz geschah, steckte General Miollis auf dem großen Paradeplatze zu Livorno die dreifarbige Standarte auf.

Als General Dombrowski durch seinen Freund Wielhorski von dem Ausbruche des Krieges gegen Oestreich Nachricht erhielt, schickte er seinen Adjutanten, den Major Zewadzki, in Begleitung seines Freundes Joseph Wybicki sofort in das Hauptquartier des Oberbefehlshabers der Armee von Italien, des Generals Scherer, um diesen von dem Plane zu unterrichten, wie das polnische Corps, wenn die Oestreicher auf ihrem rechten Flügel zurückgetrieben wären, durch Ungarn in seine Heimath vordringen könnte. Statt aller Antwort brachte Zawadzki den Befehl, daß die jetzt unentbehrlichen polnischen Le-

---

*) Schon vor jenem Morde hatte Frankreich dem Großherzoge von Toscana den Krieg erklärt, nämlich am 12. März 1799 (22. Ventose). Die Red.

Digitized by Google

gionen sich mit der großen Armee von Italien vereinigen möchten. Wybicki begab sich darauf nach Paris, um sich dort bis auf bessere Zeiten den Wissenschaften zu widmen.

Dombrowski dagegen bildete aus 3 Compagnien Grenadiere, jede zu 150 Mann, ein Bataillon und gab das Commando darüber dem Major Casimir Malachowski. Ein zweites Bataillon Jäger erhielt Jasinski, und Tomaszewski erhielt nach der Einnahme von Civita Vecchia bei seinem Durchmarsch durch Rom den Befehl, in Verbindung mit dem Hauptmann Ilinski die gefährlichen Banden der Scarpetti von Sora und Pontecorvo zu zerstreuen; Dombrowski selbst begab sich mit der Casse und der Hauptmunition nach Foligno. Indeß war das französische Heer nach dem Uebergange der Oestreicher über den Mincio, zumal bei der Unfähigkeit des Generals Scherer, nicht vermögend, der austrorussischen Armee unter Suworow zu widerstehen; auch der nach Scherer's Abdankung mit dem Commando beauftragte General Moreau mußte vor der zehnmal stärkern Macht des Feindes sich zurückziehen, und es gelang ihm nicht, sein sehr geschwächtes Heer mit dem des Generals Macdonald, der aus Neapel heranzog, zu vereinigen.

Dombrowski erhielt den Auftrag, seine Truppen zusammenzuziehen und sie von Terracina nach Rom zu führen. Hier zogen sie, es war das zweite Mal, am 14. Floreal J. VII. (3. Mai 1799) ein, an dem Jahrestag der Constitution (3. Mai 1791). Bald aber mußten sie in die Gegend von Foligno, Spoleto und Perugia eilen, wo ein Aufruhr ausgebrochen war. Ihre Ankunft stillte denselben sogleich. Die Polen fanden hier die von Dombrowski in Mailand gesammelten Kleider und andre Vorräthe. Bald darauf kam von Arezzo und Cortona her eine neue Gefahr. Hier hatte sich nämlich ein großer Theil der Soldaten, welche ehedem in Diensten des Großherzogs von Toscana gestanden hatten, versammelt und bedrohte das durch den General Gauthier ohne Truppen vertheidigte Florenz. Der polnische Oberfeldherr erhielt daher die Weisung Cortona und Arezzo, diese Nester der Empörung, in Sturme zu nehmen und von dem Feinde zu säubern. Sein Standquartier Perugia am 23. Floreal (12. Mai) verlassend, wurde sein Corps, ehe es noch den See gleiches Namens (den alten durch Hannibal's Sieg berühmt gewordenen Trasimenus) erreicht hatte, durch die Insurgenten von allen Seiten in den Engpässen angegriffen. Doch schon der Vortrab unter dem tapfern Major Seidlitz, der das dritte Bataillon anführte, und eine Es-

Digitized by Google

cadron Reiterei unter Kaminsky's Befehl schlugen sie auseinander. Dombrowski mit seinen Polen vertrieb den Feind aus der Vorstadt; die Sapeurs erbrachen die Thore mit ihren Aexten, und mitten unter einem Regen von Kugeln von den Fenstern und Dächern herab drang der heldenmüthige Kaminsky als der Erste in die feindliche Stadt. An der letzten mit Balken verrammelten Pforte, die den Seinigen einen siegreichen Einzug gewähren sollte, wurde ihm durch eine Kanonenkugel das linke Bein zerschmettert. Ungeachtet der Schmerzen hinkte er, auf seine metallene Säbelscheibe gestützt, den Säbel in der Hand, mehre Schritte vorwärts, als das andre Bein durch eine zweite Kugel verwundet ward. Im Blute schwimmend soll er mit den Worten: „Vorwärts Kameraden!" seine tapfere Seele ausgehaucht haben. Durch solch ein Beispiel antiker Heldengröße aufgemuntert, erstürmten die Polen die Citadelle von Cortona. Seinen Truppen kaum Zeit zur Ruhe gönnend, ließ Dombrowski zum Aufbruch gegen Arezzo blasen. An der Spitze der Vorhut stand diesmal der Oberst Chamand. Bald sah er sich von allen Seiten umringt, und im Begriff, die Rebellen anzugreifen, streckte ihn eine feindliche Kugel danieder. Die Nachricht von dem Tode dieses allgemein beliebten Offiziers machte auf die Soldaten einen solchen Eindruck, daß sie sich wie gereizte Löwen auf die Feinde stürzten, über hundert niedermetzelten, den Anführer die Fahne entrissen und ihn in Stücke hieben. Auf dem Schlachtfelde ernannte Dombrowski den Bataillonschef Forestier an des würdigen Chamand's Stelle zum Anführer der Legion, den Major Joseph Chlopicki zum Commandanten des Bataillons und den Hauptmann Ossowski zum Major vom zweiten Bataillon. Noch selbst an dem nämlichen Tage erhielt er den Befehl, das Gebirge zu besetzen und das Commando der Truppenabtheilung zu übernehmen, welche in der Kriegsgeschichte von Italien unter dem Namen der Division der apenninischen Engpässe bekannt ist. Er rückte daher in Eilmärschen über Lucca nach Sarzana vor, beunruhigte den Feind in mehren kleinen Treffen und schlug ihn endlich aus dem befestigten Städtchen Villa Franca bis nach Pontremole zurück. Durch dieses kühne Unternehmen, wobei 6 Kanonen und eine große Menge Munition aller Art erobert und 600 Gefangene gemacht wurden, sahen sich die gallo-polnischen Truppen im Besitze des ganzen Gebürgsrückens der Apenninen. Nun brach General Macdonald, welcher bisher die Armee von Neapel befehligt hatte, aus diesen Gegenden auf, um sich mit Moreau, dem Oberbefehlshaber der

Digitized by Google

Armee von Italien, auf dem toscanischen Gebiete zu vereinigen, dann Mantua zu entsetzen und Souworow von dem Hauptkern der kaiserlichen Armee abzuschneiden. Dombrowski trug von Sassalbo aus, einem Oertchen im Hochgebirge, wo er die feindlichen Vorposten von Cervarezza und Campo Forte zurückschlug, nicht wenig zum Gelingen dieses Planes bei. Mittlerweile aber kam es zu einer entscheidenden Schlacht an der Trebbia (18. Juni), wobei die Polen unter Dombrowski an der Seite der Divisionen Brune und Victor sich ebenso durch ihre Kühnheit als heldenmüthige Ausdauer hervorthaten. Obgleich sich die beiden Bataillonchefs Zawadzki und Malachowski nach unerhörter Anstrengung endlich doch als Gefangene ergeben mußten, rückte Dombrowski mit immer neuen Truppen, die Flüchtigen durch sein Beispiel ermunternd, in die dicksten Haufen des Feindes. Zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen. Schon war er von den Kosaken umringt, schon drang einer mit gefällter Lanze und den Worten: „ergebt Euch!“ auf ihn ein, da hieb er, keinen Augenblick die Geistesgegenwart verlierend, die Lanze entzwei, jagte auf seinem Pferde davon und rettete sich durch Schwimmen an das jenseitige Ufer. Die Offiziere Biernacki und Potrykowski sowie sein Adjutant Stuart mußten sich mitten durch die Kosaken durchschlagen, um sich mit ihrem Führer zu vereinigen. An diesem Tage machten sich Kanopka und Chlopicki durch ihre ausgezeichnete Tapferkeit bemerkbar. Der General Dombrowski eilte nun mit seinem Corps dem in die Flucht geschlagenen General Ruska zu Hülfe, nahm Rivalta weg und verhinderte auf diese Weise die Kaiserlichen, ihren Sieg fortzusetzen. Doch bald wurde er auf dem Rückzuge, da seine Mannschaft größtentheils aufgerieben, verwundet oder zerstreut war, von feindlichen Jägern aufs neue überfallen, in den linken Arm verwundet, und hätten ihn die Grenadiere der ersten Halbbrigade unter dem Hauptmann Castel nicht noch zur rechten Zeit gerettet, so wäre er unfehlbar ein Opfer seiner Kühnheit geworden.

In diesem Zeitpunkte allgemeiner Erschöpfung erhielt die Legion einen neuen Zuwachs durch die Ankunft des Generals Wladislaw Jablonowski, mit dem Beinamen der Schwarze, eines Mitschülers von Bonaparte in der Schule zu Brienne, desselben, den wir mit Rymkiewicz von Konstantinopel in Rom haben ankommen sehen. Viele angesehene Polen, welche früher in römischen Diensten gestanden hatten, begleiteten ihn. So wurde das Offiziercorps wieder vervollständigt, indem die Meisten darunter sich durch Dombrowski dem Ober-

Digitized by Google

befehlshaber Moreau vorstellen und in die Legionen aufnehmen ließen. Zugleich kam auch der Oberst Strzalkowski, welcher während des Kampfes an der Etsch im März und April zu Mailand gewesen und von da dem Generalstabe Moreau's gefolgt war, nebst dem Major Casimir Kanopka, welcher seit den Schlachten von Magnano und Verona unter den Verwundeten in letzterer Stadt zurückgeblieben, mit 500 genesenen Polen bei dem Corps an, und sehr bald fanden sie Gelegenheit sich auszuzeichnen; denn General Dombrowski erhielt den Befehl, ein Truppendepot zu Nizza zu errichten, welches sein Adjutant Pflugbeil commandirte. Hierauf ernannte der polnische Feldherr den Major Dambowski zum Bataillonschef und nahm die Hauptleute Paul Tremo (Bruder des bei Traetto auf dem Felde der Ehre gebliebenen Elias Tremo), Szmauch und Ascier (aus Sachsen) in den Generalstab auf. Die beständigen Vorpostengefechte mit den Oestreichern und Russen wurden durch die zweckmäßigen Maßregeln des erfahrnen Ingenieurs Severoli beseitigt.

Dies war die Lage der polnischen Truppen, als die blutige Schlacht bei Novi Frankreichs Hoffnungen zertrümmerte. Oestreich, Rußland und England hatten Frankreich in seiner ganzen Ausdehnung, von Holland bis Genua, angegriffen. Das Directorium versammelte ein großes Heer unter den Generalen Joubert, Brune, Moreau, Laboissière, Grouchy, Colli, Lemoine, Pérignon, St.-Cyr und Watrin, um den Austro-Russen in Italien den Sieg zu entreißen. Diesen Plan vernichtete die Schlacht bei Novi.*) Wir erwähnen blos, daß Dombrowski mit seinem Corps besonders bei der Vertheidigung der Engpässe von Arquata und Rigoroso sich hervorthat, von wo er den Feind bis Serravalle vor sich herjagte. An diesem blutigen in der Geschichte ewig denkwürdigen Tage (28. Thermidor J. VII. = 15. August 1799) war beim ersten Angriffe der Oberfeldherr Joubert gefallen. Um dieselbe Zeit erhielt der General Dombrowski sowol von dem Generalissimus Kosciuszko als von Biernacki, Kanopka und dem General Kniaziewicz die Nachricht, daß das französische Directorium beschlossen habe, eine neue Legion unter dem Oberbefehl des letztern am Rheine zu begründen. Seiner aber und der Truppen in Italien wurde nicht gedacht. Die ita-

---

*) S. Moreau's classisch abgefaßten Schlachtbericht in Chodzko's „Histoire etc." II, 482.

Digitized by Google

lienische Armee selbst stand unter dem einstweiligen Befehle des Generals Moreau; doch sollte Championnet, welcher über die cottischen Alpen in Piemont eingedrungen war, an Joubert's Stelle treten. Dieser übergab daher den Oberbefehl der Armee in den Alpen dem General Dücheśme und eilte nach Genua, wo er Moreau, der mittlerweile von dem Kriegsminister Bernadotte zurückberufen worden war, ablöste und die Kriegsoperationen gegen den östreichischen Feldmarschall Melas fortsetzte. In einem dieser spätern Gefechte, am 2. Brumaire VIII. (24. Octbr. 1799), unfern Novi, zwischen Pozzolo und Quatro Cassini, entging Dombrowski durch einen merkwürdigen Zufall dem Tode. In dem Augenblicke, als er einem östreichischen Kanoniere, der sich eben zum Abfeuern anschickte, die Lunte entzweihieb, wurde er von einer Kugel auf die Brust getroffen, der jedoch die Kraft durch ein Exemplar von Schiller's Geschichte des 30jährigen Krieges genommen wurde, sodaß er mit einer leichten Quetschung davonkam. Bald darauf, als die Legionen durch Kriegsunfälle und Beschwerden aller Art bis auf ein Drittheil vermindert waren, reichten sämmtliche Offiziere eine Bittschrift an ihren General ein, worin sie ihn ersuchten, nach Paris zu reisen, um bei dem Consul Bonaparte und dem Kriegsminister Berthier Verstärkung ihrer Mannschaft zu bewirken. Ersterer kam diesem Begehren durch ein überaus verbindliches Handschreiben an Dombrowski, von Paris den 5. Nivose J. VIII. (26. Dezbr. 1799), nicht nur zuvor, sondern ertheilte ihm auch die Erlaubniß, seine zerstreuten Truppen in Marseille zu versammeln und in Frankreich neue Werbungen für den Dienst der Republik zu veranstalten. Von nun an wurden die Polen den Franzosen völlig gleichgestellt; Kleidung, Sold, Auszeichnung der Tapfern und Berechtigung zur Aufnahme in das Invalidenhaus waren dieselben. In kurzer Zeit stellte Dombrowski, durch Geld, Kleidung und Munition unterstützt, die volle Zahl seiner Mannschaft wieder her. Nur ein Cavalerieregiment unter Alexander Rosnicki wurde auf Befehl des ersten Consuls an den Rhein zu der Donaulegion entsendet, welche unter dem Commando des ritterlichen Kniaziewicz stand. In Italien entbrannte jetzt der Kampf nach Bonaparte's Uebergang über die Alpen heftiger als zuvor. Wo ein Mann wie der erste Consul an der Spitze des Heeres stand, durfte Dombrowski nicht fehlen. Er wohnte noch am Ende des Feldzuges der Belagerung von Peschiera bei und führte seine Getreuen zum Sturme. Im heftigsten Kanonen- und Kleingewehrfeuer drang er selbst bis zu dem Thore vor,

Digitized by Google

wo schon 12 französische Sapeurs die eichenen Pfosten sprengten, und ein gemeiner Soldat, Namens Brouillard, sich so gewandt, unerschrocken und umsichtig benahm, daß er auf der Stelle zum Offizier erhoben wurde. Dieser Tag der Gefahr, der 21. Nivose (11. Januar 1801), galt ihm selbst für einen der wichtigsten in seinem Leben. Die Stadt vertheidigte sich mit Heldenmuth, und selbst die Anwohner des Gardasees leisteten der französischen Flotte auf demselben den tapfersten Widerstand. Noch blieb aber ein Posten auf dem rechten Ufer des Mincio, Casa Bianca, zu nehmen übrig. Zur Ausführung wählte der französische General Chasseloup, welcher die Blokade commandirte, die polnischen leichten Truppen. Kaum war der Befehl zum Angriff ausgesprochen, so war auch schon Chlopicki, dieser Tapfere unter den Tapfern, dessen Name bei jeder Heldenthat im italienischen Feldzuge genannt wird, mit seinem Bataillone waffenfertig und nahm mit gefälltem Bajonette die Verschanzung weg.

Der Friede von Luneville (9. Februar 1801) machte der Wirksamkeit der polnischen Legionen in Italien ein Ende. Mit ihm schwand aber auch jede Hoffnung auf die Wiedergeburt ihrer Freiheit und ihres Vaterlandes. Dem wackern Dombrowski blieb allein das edle Bewußtsein, unter fremden Fahnen Blut und Leben dem Dienste der Unabhängigkeit geweiht zu haben, um durch Muth und Ausdauer mit der Zeit die eigene zu erringen. Solchem Streben weiht die Geschichte selbst dann, wenn es keine Früchte trägt, eines der schönsten ihrer Blätter. Ein Theil der Legionen, der unglücklichste von allen, ward jetzt nach St.-Domingo geschickt. Le Clerc's Feldzug gegen Toussaint l'Ouverture endigte bekanntlich mit dem Untergange des Heeres. Die tapfern Polen, unter Anführung des Generals Wladislaw Jablonowski, wurden sämmtlich ein Opfer des brennend heißen Himmels oder der Wuth der Neger.

Nach dem Friedensschlusse zu Amiens (27. März 1802) nahm Dombrowski, was ihm viele Vaterlandsfreunde, und wol nicht mit Unrecht verdacht haben, da es nicht mehr die Sache Polens und deren Hoffnung galt, als Divisionsgeneral Dienste bei der italienischen Republik und später bei dem Könige von Neapel, Joseph Bonaparte, welchen er durch seine Kriegserfahrung und taktischen Kenntnisse bei der Militairorganisation seines Landes nach Kräften unterstützte. Als im Jahre 1806 der Mann des Schicksals die Absicht zeigte, dem verlassenen Königreiche Polen seine Unabhängigkeit wiederzuschenken, eilte Dombrowski herbei, um den günstigen

Digitized by Google

Zeitpunkt nicht unbenutzt zu lassen. Was sein mit Wybicki zugleich in Napoleon's Namen erlassener Aufruf für Wirkung that, ist bekannt.

In weniger als 2 Monaten standen über 30,000 polnische Krieger unter den Waffen. Drei Divisionen unter Dombrowski, Zajonczeck und Poniatowski machten anfangs einen Flügel des Armeecorps des Marschalls Mortier aus und wurden in der Folge nebst den Truppen aus Sachsen und dem Großherzogthum Baden dem Marschall Lefebvre, welcher Danzig belagerte, beigesellt. Nach dem glänzenden Siege bei Graudenz stellte sich Dombrowski mit 7000 Polen bei Mewe am linken Ufer der Weichsel auf und vertrieb von hier aus, durch ein badensches Corps unter dem französischen General Mesnard verstärkt, die Preußen aus ihrer sehr vortheilhaften Stellung bei Dirschau. In der Schlacht von Friedland fochten die Polen ebenfalls unter ihm und zeichneten sich so aus, daß Napoleon den Führer mit Lobsprüchen überhäufte. Hier zog ihm sein unerschrockener Muth im Vorwärtsdringen eine ehrenvolle Wunde zu. Um so schmerzlicher mußte es für den alten Helden sein, als nach dem Frieden von Tilsit (9. Juli 1807) und nach der Begründung des Herzogthums Warschau der Oberbefehl über die polnische Armee dem Prinzen Joseph Poniatowski übertragen wurde, weil er durch die Geburt höher gestellt war. Den Polen entging der Zwiespalt ihrer Anführer nicht; doch der Zeitpunkt war nicht mehr fern, wo die Stimme des beleidigten Stolzes verhallen mußte vor der lauten Stimme des Vaterlandes, welches in dem Feldzuge von 1809 seine Kinder zu den Waffen rief, um einen neuen Versuch für die angestammte Freiheit zu wagen. Dombrowski hatte gleich nach dem Vertrage zu Tilsit sein Hauptquartier nach Posen verlegt und dort, nachdem er von seinen Wunden hergestellt war, in den Armen einer zweiten, seiner würdigen Gattin, eines gebornen Fräuleins Barbara Chlapowska, Ersatz für so viele Kränkungen gefunden. Seine erste Gattin, Gustava von Rackel, aus der sächsischen Oberlausitz, welche ihn nach Italien begleitet hatte, war schon seit mehren Jahren gestorben.

Als der Erzherzog Ferdinand von Este im Jahre 1809 in das Großherzogthum Posen eingefallen und die Schlacht von Raszyn (14. April) geliefert worden war, sahen es die Oestreicher ein, daß die Polen, wenn es ihr Vaterland gilt, selbst mit einem viermal stärkern Feinde um die Siegerkrone zu kämpfen im Stande seien. Der Fürst Joseph Poniatowski

Digitized by Google

besetzte, um Warschau zu befreien, das linke Ufer der Weichsel und trieb dann, mit Dombrowski vereinigt, die Oestreicher weit hinter Krakau zurück. Von da begab sich der letztere an die Bzura und Pilica. Die Ergebnisse dieses siegreichen Zuges waren einerseits die Vergrößerung des Herzogthums Warschau, andrerseits der lebendige Beweis, was die Polen vermögen, wenn sie nur mit Einer ihrer Nachbarmächte zu kämpfen haben. Als nun der Alles entscheidende Krieg im Jahre 1812 seinen Anfang nahm, rüstete Polen seine ganze Kraft zum letzten Streit aus, in der festen Zuversicht, daß jetzt die Stunde gekommen sei, die alte Freiheit wiederzuerobern. Mit Begeisterung eröffnete Dombrowski dem Fürsten Poniatowski seine Pläne und Ansichten, damit er sie, als oberster Feldherr und Kriegsminister der Polen, dem Kaiser Napoleon mittheilte. Es sollten nämlich die Reservedepots und Grenzgarnisonen verstärkt werden, um dieselben im Nothfalle gegen den Feind zu gebrauchen oder mit ihnen die Heimath zu beschützen. Allein auch diese Bitte blieb ohne Frucht. Poniatowski rühmte den auf Erfahrung gegründeten Vorschlag, theilte ihn aber entweder aus Furcht, zu missfallen, oder weil er sich gar nicht mit dem Gedanken befreunden konnte, daß ein so glücklich begonnener Feldzug ein so unglückliches Ende nehmen könne, dem Kaiser nicht mit. Die Erfahrung erst machte ihn und seinen Meister klug. Unser alter Feldherr war diesmal mit der Deckung der großen Armee beauftragt und entfaltete hierbei eine Thätigkeit, wie sie nur einem lang gedienten und vielgeübten General möglich war. Er richtete sein Hauptaugenmerk auf eine ununterbrochene Verbindung zwischen den Armeecorps des Fürsten Schwarzenberg und des Generals Reynier. In dieser Absicht besetzte er Mohilow am Dnieper und begab sich mit dem Kerne seiner Division in die Gegend von Swislocz an der Berezyna, um von da aus die Festung Bobruysk zu beobachten. Die Versuche des feindlichen Generals Hertel, ihn aus diesem Posten zu vertreiben, sowie die Angriffe auf Pinsk und Hlusk wurden durch seine Klugheit vereitelt, und Hertel sah sich genöthigt, seine frühere Stellung bei Mozyr wieder einzunehmen. Bei dem Rückzuge der Franzosen von Moskau erhielt Dombrowski den Auftrag, die Plätze Minsk und Boryssow zu vertheidigen, weil die Besatzung in letzterer Festung zu schwach und der Commandant der ersteren, Nikolaus Bronikowski, mit ungefähr 300 Mann geflohen war. Dombrowski hoffte nichts Sicherers, als an der Berezyna das Corps des Marschalls Oudinot, Herzogs von Reggio,

Digitized by Google

zu treffen. Wie groß war sein Erstaunen, statt dessen den russischen Admiral Tschitschakoff zum Angriff gerüstet zu finden. Der Commandant hatte den Fehler begangen, seine Truppen weder zusammenzuziehen noch mit Dombrowski's Hülfscorps in Verbindung zu setzen. In dieser bedrängten Lage wußte letzterer dennoch durch die Energie seines Geistes einen Ausweg zu finden, indem er sich in guter Ordnung zurückzog und so, immer streitend, die Anhöhen von Niemaniça in Besitz nahm, wo er von Oudinot's Corps geschützt ward. Erst nach langer Zeit wich er der Uebermacht des Feindes, der ihn unter den Generalen Lambert und Langeron von allen Seiten bedrängte. Vor Allem aber bewährte sich Dombrowski's kriegerischer Muth sowie seine Einsicht und Tapferkeit, als er die Brücken der Berezyna bei dem Uebergange des französischen Heeres bis auf den letzten Augenblick vertheidigte. Am 26. Novbr. wurde er schwer verwundet, und erst die daraus entstandene gänzliche Entkräftung konnte ihn zum Rückzuge bewegen. Im Dezember 1812 langte er in Warschau an. Zu Anfang des Jahres 1813 wurde er von Napoleon beauftragt, neue Werbungen von polnischen Truppen zu veranstalten. Die Division Dombrowski, welche meist aus Deutschen bestand und zu Wetzlar von dem Marschall Mortier gemustert wurde, hatte vorzüglich Gelegenheit, sich in den Gefechten von Teltof, Insterburg und Mattran sowie bei der Vertheidigung von Wittenberg auszuzeichnen. Eine der schönsten Waffenthaten dieser Division ist die Vertheidigung des hallischen Thores zu Leipzig. Napoleon theilte eigenhändig die Kreuze der Ehrenlegion an die ausgezeichnetsten Soldaten dieses Corps aus. Nach Poniatowski's unglücklichem Tode führte Dombrowski die schwachen Ueberreste der polnischen Armee über den Rhein, und dies war der letzte Kriegszug des alten Generals.

Als Napoleon im Jahre 1814 der Krone Frankreichs entsagt hatte, wußte Alexander I. die Polen, welche ihr Valand wiederhergestellt zu sehen hofften, durch Versprechungen zu gewinnen. Eine neue Armee sollte gebildet werden. Dombrowski befand sich unter den Generalen, denen als höchstem Kriegsrath die Organisation der polnischen Truppen übertragen ward. In diesem neuen Verhältnisse soll er, wie einige ebenso einsichtsvolle als angesehene Beamte aus jener Zeit und jenem Lande behaupten, nicht immer den Anfoderungen eines uneigennützigen und feindenkenden Staatsbürgers entsprochen haben. So viel ist gewiß, daß er damals im Jahre 1815 Proclamationen erließ, in denen er den Polen nicht

Digitized by Google

nur mit der Hoffnung der Wiederherstellung ihres Vaterlandes, sondern mit den glänzendsten Versprechungen anderer Wohlthaten die Abneigung gegen eine früher unterdrückende Macht zu benehmen und sie für den russischen Kriegsdienst zu begeistern wußte. Ob dieser Umstand nun seine Ursache in dem jedem gutmüthigen Manne, also auch ihm so natürlichen Vertrauen auf das gegebene Wort, oder in jener Seelenschwäche gehabt habe, welche stets dem Rufe des Mächtigern folgt, diese Frage bleibe dem unparteiischen Urtheile der Augenzeugen zu lösen überlassen. Als trotz aller Versprechung nichts für Polens Unabhängigkeit geschehen war, richteten die von Dombrowski zu neuen Werbungen ausgesendeten Offiziere, besorgt um ihre Zukunft, ein Schreiben an ihr Oberhaupt, welches mit den Worten endigte: „Fragen Sie, Herr General, was er (Kaiser Alexander) für uns verlangt. Wir stehen zwar in seiner Macht, doch unser Vaterland allein hat Ansprüche auf unser Blut und Leben. Sobald er dessen Unabhängigkeit ausgesprochen, werden wir für ihn, als unsern großmüthigen Beschützer, die Waffen ergreifen; Pflicht und Erkenntlichkeit werden den Muth und die Thatkraft der polnischen Nation verdoppeln; allein ohne diese Zusicherung weichen wir nicht von der Stelle und erklären hiermit, daß wir insgesammt bereit sind, eher das Aeußerste zu wagen und uns als Kriegsgefangene behandeln zu lassen, als eine sowol unserer als Eurer unwürdige neue Laufbahn zu beginnen. Dies sind die Gefühle, denen wir treu zu bleiben entschlossen sind".

Nicht lange nachher nahmen die Generale Kniaziewicz, Stanislaus Woyczynski und Franz Paszkowski ihre Entlassung aus dem Comité der Militairorganisation, weil ihre Ansichten nicht mit den unter dem Großfürsten Constantin aufgestellten Grundsätzen übereinstimmten. Dombrowski aber erhielt von dem Kaiser das Anstellungsdecret eines Generals der Cavalerie, die Würde eines Senators-Woywoden und endlich das Großkreuz des weißen Adlerordens. Schon früher war er mit dem Commandeurkreuz für militairische Tapferkeit (mit dem Motto: „virtuti militari"), mit dem Commandeurkreuze des Ordens von der eisernen Krone und der Ehrenlegion ausgezeichnet worden. Endlich zog er sich, von Altersschwäche gebeugt und durch viele Wunden entkräftet, in die Stille seines Landgutes Wina-Gora im Großherzogthum Posen zurück, wo er sich mit der Umarbeitung seiner Denkwürdigkeiten über die Feldzüge in Italien, Deutschland und Rußland beschäftigte, welche er nebst einer nicht unbedeutenden Sammlung von Alterthümern der Gesell-

Digitized by Google

schaft der Freunde der Wissenschaften zu Warschau zum Eigenthum schenkte. Bis zu seinem letzten Augenblicke belebte ihn dieselbe patriotische Idee, welche die Seele seines ganzen Lebens gewesen war, und man sah ihn schon mit einem Fuße im Grabe, als er noch immer sorgenvoll sein Auge auf das künftige Schicksal Polens richtete. Dies beweiset ein Actenstück in dem Berichte der Untersuchungscommission vom Jahre 1826 S. 3, wo eine kurz vor seinem Tode mit einem seiner Waffengefährten gepflogene Unterredung wörtlich abgedruckt ist, welche jenen Offizier nicht wenig befremdete. Dieses Actenstück kann man jedem Verleumder des Generals als Gegenbeweis vorhalten. Es liegt in dem Schicksale berühmter Männer, sich der Scheelsucht kleinlicher Seelen ausgesetzt zu sehen; allein die Wahrheit, welche über der Mit- und Nachwelt wie ein Lichtglanz im blauen Aether schwebt, beleuchtet bald jedes böse Wort und jede falsche Sage. Auch Dombrowski war nicht frei von Feinden. Schon in Italien, als er eben alle Schwierigkeiten, die sich der Begründung der Legionen entgegenstellten, beseitigt hatte und dem Augenblicke, seinem Vaterlande nützlich zu sein, nahe war, erschien folgendes Pamphlet gegen ihn: „Lettre de Jean Woytynski, polonais, au général Dombrowski, commandant les légions polonaises" (Warschau, den 1. März 1798).

Später verbreitete ein anderer Pole, Namens Neymann *), ein getaufter Jude, zu Paris eine Flugschrift, welche nichts Anderes als einen bittern Auszug von obigem Briefe und eine Menge von Schmähungen enthält. Gegen diese und andere gehässige Aeußerungen legt schon jetzt, kaum 12 Jahre nach seinem Tode, die unparteiische Richterin, die Zeit, sowol sein ganzes Leben als die Freundschaft der angesehensten Polen und die unbegrenzte Achtung aller seiner Waffengefährten in die Wage, und es ist wol nicht schwer zu ermessen, welche von beiden Schalen steige, welche falle.

*) Er unterschrieb sich: Neymann, patriote polonais refugié, colonel dans l'armée insurgée de la Pologne.

Wilhelm Heinse.

Es sind nur Wenige unter den ausgezeichnetern Männern aus dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, über deren äußere Lebensverhältnisse sich so ungenügende Materialien für Den finden, der ihnen ein kleines biographisches Denkmal setzen will, als über Wilhelm Heinse. Die Ursache dieser Erscheinung ist nicht schwer zu finden. Er selbst hat, so viel mir bekannt ist, keine schriftlichen Nachrichten über seine Lebensumstände hinterlassen, was bei der ihm eigenthümlichen Sinnes- und Denkart leicht erklärlich ist; Keiner von Denen, die mit ihm in literarischer oder freundschaftlicher Verbindung standen, hat sein Bild vollständig gezeichnet, oder sich über ihn ausgesprochen; und, was wol der Hauptgrund sein mag, er gehörte dem äußern Leben nur wenig an, indem er mit höchst losen Fäden an die bürgerliche Gesellschaft sich kettete. Er war weder Gatte, noch Vater, noch Staatsdiener, und seine Beweglichkeit war so groß, daß, wenn ihn das Schicksal in diese sonst so achtbaren und theuern Verhältnisse geflochten hätte, er sicher die für ihn engen Bande selbst bald gesprengt haben würde. Dennoch soll hier ein Versuch gemacht werden, das Denkwürdigste aus seinem bürgerlichen, literarischen und moralischen Leben zusammenzustellen. Die Materialien zur Ausführung dieses Vorhabens finden sich theils in den Briefen Heinse's an Gleim, Jacobi und Klamer Schmidt, theils in mündlichen Mittheilungen des letztern an den Schreiber dieses kurzen Entwurfs, und es ist vielleicht zweckmäßig, wenn in diesem Aufsatz, wo es der Gegenstand der Erzählung gestattet, Heinse's eigne briefliche Worte gebraucht werden.

Digitized by Google

Den 15. Februar 1749 zu Langenwiesen, einem Dorfe bei Ilmenau im thüringer Walde, geboren, empfing Heinse, oder, wie sein uralter thüringer Name war, Heinze, seine frühsten Eindrücke durch die nahen Umgebungen einer wilden Berg- und Waldnatur, die ihn auch schon im vierzehnten Jahre, nachdem ihm bereits Hoffmannswaldau in die Hände gefallen war, antrieb, Jagdlieder zu machen. Er ward hier erzogen, „das ist verdolmetscht: man gab ihm täglich etliche Male zu essen und zu trinken, kleidete seinen Leib und brachte seiner Seele die Lehre von den Gespenstern, Hexen und dem leidigen Satan mit sehr vielem Fleiß in Geschichten nach löblicher Gewohnheit bei". Nach dieser Grundlage mußte er einige Sprüche aus dem Katechismus Luther's und schreiben und rechnen lernen. Glücklich, daß er wenigstens erlangte, daß ein Candidat ihm die Anfangsgründe der lateinischen Sprache lehrte, und daß er dann auf eine Schule kam, wo weder Wissenschaften, Künste, Weisheit noch Religion, sondern weiter nichts als Theologie gelehrt wurde. Die Schule war überhaupt der Ort nicht, wo er lernen konnte. Die Welt war es. Deshalb nennt er auch den Aufenthalt in Jena die bitterste Periode seines Lebens und die Stadt selbst einen Ort, wo jeder Professor und Magister an Gottes Statt zu sitzen glaubt, und wo er Musen und Grazien, Cytheren und Amor und Bacchus und alle entzückenden Götter der griechischen Dichter aus seiner Phantasie bannen mußte. Sein guter Genius zeigte ihm den Weg nach Erfurt, einer Stadt, die der muthwillige Heinse die Stadt der Puffbohnen, Rettige und Schöpse nennt, in der aber damals Wieland als Professor der Philosophie lebte und wirkte, und wo in jener Zeit ein lebhafteres wissenschaftliches Leben sich regte, weil es von einem höchst liberalen Freunde der Musen, dem Freiherrn von Dalberg (nachherigem Fürsten Primas), geleitet wurde. Wieland ward auf den genialen Jüngling aufmerksam, nachdem ihm dieser Sinngedichte und Dialogen mitgetheilt hatte, in denen sich zwar die Wildheit eines rohen Naturkindes offenbarte, die er aber doch würdig hielt, zur Prüfung an Gleim zu senden, welchem er zugleich einen Jüngling empfahl, der nicht hatte, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört, nicht, wo er sein Haupt hinlegen konnte, und der seinen Magen und seine Zunge oft mit nichts speiste und tränkte als mit Phantasie, „sodaß Zunge und Magen einen solchen Ekel vor dieser Speise zuletzt hatten, wie ihn die Kinder Israel beim Genuß des Manna in der Wüste empfanden". Der unbemittelte Musenzögling mußte auf Wieland's Antrieb

Digitized by Google

diese ersten Kinder seines Geistes selbst an Gleim senden und besorgte nicht, daß ihn dieser deshalb verachten würde, da ja Cervantes, Buttler, Dryden und viele große Dichter, Autoren und Maler der Griechen, Italiener, Franzosen und Briten auch nothleidende Scribenten gewesen seien". Gleim, auf Alles aufmerksam, was seinen Liederdurst einigermaßen befriedigen konnte, täuschte sein Vertrauen nicht, verzieh einem Wilden, der die Sprache der Natur redete, daß er nicht französische Contretänze hüpfen konnte, und sandte ihm einige Goldstücke abschläglich auf das vom Buchhändler zu hoffende Trinkgeld und meinte, sie wollten einander auf gut christlich oder heidnisch aushelfen. Dies war am Ende des Jahres 1770. Jetzt sandte der dankerfüllte Heinse seinem großmüthigen Beschützer nebst neuen Sinngedichten einige Uebersetzungsproben aus Petrarca, und im Sommer 1771 ein Gedicht: „Elysium", sprach aber dabei zugleich den Wunsch aus, sich durch Gleim als Hauslehrer versorgt zu sehen, oder so viel zu erhalten, daß er in Leipzig seine Studien fortsetzen könne. Zu Ersterm fand sich indeß keine Gelegenheit, und was das Andere betrifft, so war es zu viel verlangt. Der bedrängte Heinse sah sich daher genöthigt, einen Antrag anzunehmen, der ihn wenigstens der Noth des Augenblicks entriß. Ein preußischer Hauptmann, der außer Kriegsdiensten und auf einer Reise durch Deutschland begriffen war, verhieß ihm, wenn er ihn begleiten und unterwegs ihm einige Schriften verfertigen wollte, wozu er ihm den Inhalt aufsetzen würde, monatlich 2 Louisd'or nebst Reisekosten. Da ihm auch Wieland für den Augenblick keine bessere Stelle verschaffen konnte, so ging Heinse mit dem Gedanken: „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo", den Vorschlag ein und reiste, von Gleim abermals mit Geld unterstützt, im Oktober 1771 dem Hauptmann nach Frankfurt am Main nach. Von diesem Manne berichtet Heinse in einem Briefe an Gleim: Er war aus Halle gebürtig, früher Barbirer und wurde Soldat, in welchem Stande er sich bis zur Generaladjutantenstelle emporschwang. Er nannte sich v. Günther, und Quintus Icilius stand unter ihm, wenigstens früher. Er ward gefangen, und als ihm nach seiner Freiheit aus der Gefangenschaft der König keine Stelle geben wollte, wie er sie wünschte, so foderte er seinen Abschied, weil er hoffte, unter dem Grafen von Schmettau in die Dienste der Republik Venedig treten zu können; als dieser aber von Venedig nicht angenommen wurde, so nahm er dänische Dienste und ward Generalreiseinspector der dänischen Zahlenlotterie. Er wollte

Digitized by Google

in Verbindung mit einigen Freunden ein eigenes Lotto anlegen, und Heinse sollte ihm Plane dazu nebst andern das Lotto betreffenden Schriften liefern. Seine Moral war nicht die Moral der Grazien; sie war scythisch; er wollte sein Glück auf Kosten der Narren machen. Graf von Schmettau, den Heinse den größten deutschen Schwärmer in der philosophischen Religion nennt, war sein Freund. Für diesen mußte er die Ode der Sappho an ihr Mädchen übersetzen und den compère Matthieu; aber die Lottoarbeiten waren Heinse's Geiste eine Folter, und er empfand überhaupt nicht die geringste Neigung, sich mit diesen Männern näher und auf längere Zeit zu verbinden. Doch reiste er mit dem Hauptmann den Rhein hinauf und hinunter, lernte Sophie de la Roche kennen, begab sich nach Nürnberg und von da nach Erlangen und faßte den Entschluß, das „Satyrikon" des Petron zu übersetzen, und zwar so, daß die Grazien nicht zu erröthen brauchten. Bei alle dem war ihm sein Verhältniß zum Hauptmann höchst drückend, und er drehete und wendete sich, um aus demselben herauszukommen, wollte bald um eine Hofmeister-, bald um eine Secretair-, bald um eine Bibliothekarstelle nachsuchen, wollte bald nach Berlin, bald nach Wien, bald nach Leipzig, bald nach Altona gehen. Der Hauptmann war auch aus dänischem Dienst entlassen, und er sollte für ihn Bücher schreiben und übersetzen, damit jener sie verkaufen und leben konnte. Er schleppte den armen Heinse mit sich wie ein Schlachtopfer herum, der in Deutschland, wie Don Quixote auf dem schwarzen Gebirge lebte. Im Juli 1772 löste er endlich die Bande, die ihn an den Erhauptmann geknüpft hatten. Er ward wieder frei wie der Vogel, der dem Käfig entflieht, stand nun aber auch hülfloser als je da. Dennoch machte er hier die Erfahrung an sich, daß ihm die Natur einen Geist gegeben, welcher Uebel erdulden konnte, unter denen andre Geister in die Sphäre des armseligsten Pöbels hinabsinken müßten, und er hoffte, daß er auch in Zukunft dieses glückliche Talent nicht vergessen werde.

Da auch Gleim keinen Rath zunächst hatte, so ging er in das Vaterhaus in den thüringer Wald zurück und lernte auf der Reise dahin Uz persönlich kennen. Aber wie traurig war sein Einzug. Eine Viertelstunde vor Langenwiesen erfuhr er, daß eine Feuersbrunst vor einigen Tagen das Haus seines Vaters mit Allem, was darinnen war, sowie das Haus seiner Schwester verzehrt hatte. Der Vater hatte nichts gerettet als sein Clavier und einige seiner liebsten Bücher. Auf einen lamentabeln Brief an Gleim sandte dieser abermals

einen Beitrag zur Minderung der Noth und machte ihm zugleich den erfreulichen Antrag, nach Halberstadt zu kommen, wo er ihn als Hauslehrer unterzubringen hoffte, bat ihn aber zugleich, unter fremdem Namen zu kommen, um zu sehen, ob er auch seinem künftigen Principal gefallen werde. Wie froh nahm der Hülflose diesen Antrag an; nur wollte ihm die letzte Bedingung nicht ganz gefallen, denn er schrieb: „Wenn ich nun Ihrem verehrungswürdigen Edelmanne nicht gefallen sollte, würde es nicht besser für mich gewesen sein, wenn ich in meinem thüringer Walde noch auf ein Jahr geblieben wäre? Es ist eine gar gefährliche Sache um das Gefallen, zumal wenn man weiß, daß man gefallen soll, insbesondere bei mir; mehrentheils gefällt man nicht. Es mag mir nun gehen, wie es will. Die Erinnerung, Gleim von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben, wird mich für Alles entschädigen!" Und somit kam er auf den Flügeln der Hoffnung im September des Jahres 1772 nach Halberstadt, wo er den Namen Rost annahm.

Hier trat nun Heinse in den Verein junger aufstrebender Geister, den Gleim's Musenliebe gebildet hatte, und dessen Seele er war. Auch lernte er in Gleim's Hause viele der ausgezeichneten Männer des Auslandes kennen, die mit Gleim in freundschaftlicher oder literarischer Verbindung standen und diesen besuchten. Die Unziemlichkeiten aus dem Schul- und akademischen Leben, und die, welche ihm aus dem Umgang mit dem Lotteriehauptmann angeflogen waren, schliffen sich in jener Humanitätsschule ab, und eine Annuth der Sitten, die, wie er selbst fühlte, ihm bisher so sehr gefehlt hatte, trat an deren Stelle. Die Damen mochten sich gern von diesem Schmetterling umfliegen lassen, obwol sie fühlten, daß er schwer zu fangen, und wenn einmal gefangen, doch höchst schwer im Netze zu halten sei. Gleim hielt ihn fortwährend in Athem, indem er von ihm bald Uebersetzungen aus Alten und Neuen, bald einzelne Gelegenheitsgedichte, bald Kritiken seiner eigenen Gedichte, die er in schlaflosen Nächten fertigte, verlangte. Ueberdies ward er eines der rüstigsten Mitglieder der sogenannten Büchsengesellschaft, die Gleim gegründet hatte.*) In ein nahes Freundschaftsverhältniß trat er besonders mit Klamer Schmidt, was man bei der Verschiedenheit des Wesens beider junger Männer in der That sehr bewundern muß. Das vermittelnde Band zwischen beiden war nur eine innige, jugendliche Musenliebe,

*) S. „Klamer Schmidt's Leben und Werke". Bd. 1, S. 36.

zed by Googl

die sie auch dann wieder zusammenführte und aneinanderkettete, wenn etwa Schmidt einmal den halben Wilden, den Phantasus über alle Schranken gejagt hatte, mit Gewalt am Mantel hielt oder zurückriß. Etwas trug auch wol die Gleichheit der Jahre dazu bei, daß Heinse Schmidten mehr zugethan war als J. G. Jacobi, der, seit 1769 von Gleim nach Halberstadt gezogen, mit in jenem Kreise lebte und 2 Jahre später Heinse entführte. Heinse, der einige Monate mit seinem Zögling in Quedlinburg lebte, briefwechselte fleißig mit den halberstädter Freunden über sein rüstiges Thun und Treiben. Die Briefe und Brieflein für Gleim finden sich in den „Briefen deutscher Gelehrten" (aus Gleim's literarischem Nachlasse herausgegeben von Wilh. Körte. Thl. I); einige Briefe an Schmidt, die Heinse's würdig und des Aufbewahrens werth sind, mögen hier eine Stelle finden.

Quedlinburg, den 21. Dezember 1772.

„Eben schrieb ich an Gleim und konnte Ihnen wieder nicht schreiben, mein trauter Schmidt; aber es ist unmöglich, daß ich es nicht kann. Das Herz that mir weh, die Zähren quollen mir in die Augen, und der Geist der Liebe empörte sich an allen Orten in mir, als ich den Brief an unsern Gleim zusiegeln wollte, ohne eine Zeile an Sie mit beigelegt zu haben".

„Wo fange ich nun geschwinde an, Ihnen etwas von mir zu erzählen. Lassen Sie Sich von unserm Vater Gleim erzählen, was ich dem Grazienmanne geschrieben habe, und das Uebrige, was ich ihm nicht schreiben konnte, will ich Ihnen sagen. Mein Kopf ist voll von den feurigsten Lebensgeistern; es ist lauter Flamme und Brand darinnen, und mein Herz brennt lichterloh, vermuthlich vom allzufleißigen Uebersetzen des Petrarca; es fehlt mir weiter nichts als eine Psyche, so würd' ich entweder der größte Schwärmer in der Liebe, oder der glücklichste Sterbliche sein, der je auf Erden Liebe empfunden. Ich befinde mich völlig in dem Zustande, in welchem sich Ihr Klopstock befand, da er schrieb, ich kann mich nicht mehr entsinnen, wo: „Mein Herz ist voll von himmlischer Liebe; aber es fehlt mir nur der Gegenstand, dem ich sie mittheilen, den ich glückselig damit machen könnte"".

„Die Ode: „Italia mia", und die: „Chiare fresche e dolci acque", hab' ich übersetzt; auch habe ich eine ziemliche Anzahl von Sonetten fertig. Zu denen, die Sie übersetzt haben, habe ich Raum gelassen, damit Sie Ihre Uebersetzung selbst hineinschreiben können. Sie dürften mir sonst einmal

Digitized by Google

Schuld geben, ich hätte falsch geschrieben. Schon bin ich beinahe mit der Hälfte fertig; bleibe ich noch 8 Tage hier, so übersend' ich Ihnen die Hälfte, um das Manuscript dem Verleger zu übersenden; denn auf Ostern muß es gedruckt sein, damit künftige Michaelis der ganze Petrarca herauskommen kann, an dem ich ein Mitarbeiter sein will, wenn Sie wollen. Ich würde aber eine vollständige philosophische Biographie des Petrarca liefern. Mein „Elysium" soll auch, so die Musen wollen, auf Ostern von dem deutschen Publicum angegafft werden. Einige neue Gedichte sind schon dazu fertig. Für Gleim hab' ich eins abgeschrieben; hier haben Sie auch eins; es kommt zu der Stelle, wo Aristipp sein Glaubensbekenntniß ablegt, wenn Sie sich daran erinnern können:"

Wenn wahr ist, daß von Speis' und Trank wir leben,
Und daß allein mit diesem Leben man,
Ob Plato gleich als Geck das Gegentheil ersann,
Empfinden und Empfindung denken kann,
So flieg' in mich, du Geist von Chios' besten Reben,
Werd' Aristipp; verwandelt sollst du dann
Der Götter Seligkeit empfinden und Laiden
In allen Nerven Wonne sein
Und süßer als in deinen Trauben sieden;
Gleich stürz' in mich, werd' Ich und fühl' es, Wein!

„Wie gefällt Ihnen diese Gesundheit, der Lais, der griechischen Lais von 20 Jahren von Aristipp zugetrunken? Oder wie misfällt sie Ihnen? Ich hoffe, Sie werden mir antworten!"

„Sind Ihre Hendekasyllaben schon gedruckt? Meine hab' ich so sehr vergessen, daß mir auch nicht eine Zeile mehr davon einfällt; die Gedanken, wenigstens die Hauptgedanken aber weiß ich noch, denn wie sollt' ich vergessen können, meinen Gleim und meinen Schmidt zu lieben? Schreiben Sie bald Ihrem verlassenen

W. Heinse, genannt Rost".

Quedlinburg, den 1. Januar 1773.

„Daß Sie Ihrem Heinse, liebster Bruder in Gleim, mit Ihrem Christgeschenke eine große Freude gemacht haben, können Sie schon selbst wissen; könnt' ich Ihnen doch mit einem Neujahrsgeschenke meine Dankbarkeit dafür bezeigen! Ich kann diese holden Kinder Ihres Geistes nicht ohne Lächeln ansehen, so viel Schalkheit und Laune sitzt ihnen in jeder Miene; und ich liebe sie noch mehr, wenn ich bedenke, daß ich durch meine Elfsylben an Vater Gleim die Ursach ihrer Empfängniß gewesen bin und so was von einem Hebammenämtchen dabei verwaltet habe".

Digitized by Google

„Mein Leben in Quedlinburg und meinen Neujahrwunsch wird Ihnen Vater Gleim sagen, nebst der Nachricht, daß ich künftigen Montag aus meiner so höchst bittern Verbannung zurückkehre. Weil Sie jetzt nicht mehr Petrarca, sondern Catull sind, der Catull der Deutschen, so werden Sie sich doch wol nicht weigern, eine Apologie für den römischen zu machen, wenigstens für eines von seinen bei den Scaligern und Burmännern entzückendsten Gedichten, von welchen ich Ihnen zu beweisen und zu erhärten die Ehre haben werde, daß es Lohensteinisch und im höchsten Grade unnatürlich ist? Spötteln Sie nur nicht über diese kunstrichterliche Periode! wenigstens nicht eher, als bis Sie die Apologie gemacht haben".

„Heute früh, nachdem ich meinem kleinen Kinde der Natur seine 5 Neujahrwünsche aufgepackt hatte, so warf ich mich, verdrüßlich über die gelegenheitsgedichtsüchtigen Deutschen aufs Bette, und wie ich, eine Weile so daliegend, anfing, über mich selbst zu lächeln, sprang ich auf und holte mir Ihre Hendekasyllaben und legte mich mit ihnen wieder zu Bette. Ich las sie alle sechs und freute mich ganz ungemein darüber; darauf stand ich wieder auf und trank eine Tasse Kaffee und suchte den römischen Catull; ich legte mich wieder ins Bette und blätterte hin und her darinnen, sowie man ein Glas Burgunder in der Hand hält und es an die Lippen bringt und kostet und wieder abzieht, wenn man gleich vorher vin de St. Laurent getrunken hat; so hielt ich meinen Catull in der Hand, nachdem ich vorher Ihre Catullischen Gedichte gelesen hatte. Endlich fiel mir ins Auge die Nachahmung des unübertrefflichen Gedichts der göttlichen Sappho, für welche ich mir ein wenig mehr Ehrerbietung ausbitte, als Sie, wie ich aus einem verächtlichen Blick auf sie bei einem Gespräch über unsere Karschin bemerkt habe, bisher gehabt zu haben scheinen".

„Also erst das Gedicht der Sappho selbst. Sappho, eines der feurigsten Mädchen, die wol je auf diesem Erdenrunde lebten, sah ein Mädchen, das alle Grazien hatte, die Petrarca an seiner Laura will gesehen und mit allen Sinnen empfunden haben, außer den severen, wie sie der größte Philosoph der Kunst, Winckelmann, malt, von welchem die Märker glaubten, daß er keiner Conrectorstelle werth wäre; Sappho sah ferner dieses Mädchen zärtlich schmachten und nach einem jungen Apollo seufzen: auf einmal war Sappho Mann, aber leider ohne Mannheit. Ein heilloser Zustand! Die Leidenschaft schwoll immer mehr und mehr in ihrem Herzen, je mehr sie die Unmöglichkeit einsah, daß sie ihr Verlangen er-

Digitized by Google

füllen könnte. Voll von diesen ganz unausstehlichen und unzuüberwältigenden Empfindungen im Busen, ein Zustand, von welchem ich schon verschiedene Male etwas Aehnliches empfunden, machte sie dies Gedicht, das uns Longin als ein Muster des Erhabenen aufgehoben und vor der Wuth des heiligen Gregor von Nazianz gerettet hat. Ich habe wieder eine Ausgabe der besten griechischen Dichter von Heinrich Stephan aufgekapert, und daraus will ich Ihnen diese Ode, so viel wir noch davon übrig haben, nach einer Uebersetzung aufsetzen, die ich schon vor einem Jahre gemacht habe. Sie können sich darauf verlassen, daß ich kein Wort hinzugethan und keines davongelassen und dem Gange der Versart von Sappho selbst so gut nachgegangen bin, als es mir die Treue und die deutsche Sprache erlaubt haben, wie Sie selbst sehen können, wenn Sie sich die Fragmente der Sappho bei Gleim holen wollen:"

Dieser Jüngling scheinet mir gleich zu sein den
Hohen Göttern, welcher Dir gegenüber,
Mädchen, sitzet und in der Nähe Deine
Zärtliche Stimme

Höret und Dein schmachtendes Lächeln! Dieses,
Dieses hat das Herz in der Brust erschüttert!
Wie ich es erblickte, verstockte mir der
Athem zur Rede.

Aufgelöst zwar wurde die Zunge wieder,
Aber plötzlich lief unter meiner Haut weg
Stechend Feuer, Nacht vor den Augen, Sausen
Ist in den Ohren,

Kalte Schweiße rinnen herab auf einmal,
Ganz ergreift ein Zittern mich, grüner bin ich
Als das Gras, ich scheine zu sterben, kaum noch
Athmend ein wenig;

Alles aber will ich versuchen, bin ich
Gleich ohnmächtig — —

„Dieses ist die ganze berühmte und von den besten Dichtern aller Nationen unzählige Male übersetzte und nachgeahmte Ode. Die Deutschen haben die meisten, aber auch elendesten Uebersetzungen davon; selbst Weiße hat eine gemacht, die ganz erbärmlich in Schellen daher klingt und doch von allen Kunstrichtern bewundert wurde. Nun zu der Catullischen Nachahmung!"

Ille mi par esse deo videtur,
Ille, si fast est, superare divos —

„Sie können wol Ihren Catull selbst nachschlagen und mir das beschwerliche Abschreiben ersparen; aber gleich den Augenblick müssen Sie ihn holen, wenn Sie weiterlesen wollen".

Digitized by Google

„Catull hat nur die 3 ersten Verse davon übersetzt, und zwar das schmachtende Lächeln durch: „dulce ridentem", und also der Ode eine ganz andre Quelle gegeben und Viele, die diese Ode nicht genug studirt hatten, verleitet zu glauben, Sappho habe sie an ihren Phaon geschrieben. Und dann hat er sie an seine Lesbia gerichtet; das Lächerlichste, was er nur damit machen konnte! Wie kann er bei dem Anblick einer Lesbia fühlen die Ohren klingen und die Augen mit doppelter Nacht bedeckt werden, von welcher er kurz darauf sagt: „in quadriviis et angiportis glubit magnanimos Remi nepotes"! Und überhaupt ist dieses „sonitu suopte tintinnant aures; gemina teguntur lumina nocte" und das „omnes eripit sensus mihi" gar keine Wirkung einer Liebe einer Person zu einer andern von verschiedenem Geschlecht; Petrarca sagte nie so etwas von seinen Empfindungen bei seiner Laura, ob er gleichwol der Einzige ist, der die Wirkungen der Liebe im höchsten Grade empfunden und beschrieben hat; kurz es ist Das, was die Aesthetiker Bombast, Schwulst, Nonsens nennen, und ich hasse alle die Worte, die große Gedanken ausdrücken sollen und gar keine in sich halten, und ich bürde Catull allen Verdruß auf, den mir schon so viele Dichter gemacht haben, welche die Wirkungen einer heftigen Liebe ebenso beschrieben und ihn noch übertreffen wollten, daß sie Alles bei dem Anblick ihrer Mädchen wollten empfunden haben, was Sappho in dieser Ode empfand. Ich habe von meinem sechzehnten Jahre an bis in mein achtzehntes so sehr geliebt, als je ein Sterblicher, als Petrarca selbst vielleicht geliebt hat; aber die Nacht vor den Augen, das Sausen in den Ohren, das Grüne und Gelbe der Haut habe ich dabei nicht empfunden. Nun nehmen Sie den Ausgang zur Hand, nämlich den Ausgang der Ode des Catull, oder Ihren ganzen Catull, prosaischer gesagt, und lesen Sie die letzte Stanze dieser Ode; diese scheint mir auch fast lächerlich zu sein, ob man sie gleich noch sehr gut erklären kann. Kurz! ich halte diese ganze Ode des Catull für kein Kind des Catull, bis Sie mir durch Ihre Apologie desselben seine Geburt gerechtfertigt haben".

„Sie werden spotten über meinen gelehrten Brief! Machen Sie nur kein Stachelgedicht auf mich; sonst — nun, was wollt' ich Ihnen denn thun? Zürnen könnt ich nicht mit Ihnen, böse könnt' ich auch nicht auf Sie werden, kein Stachelgedicht könnt' ich wieder auf Sie machen. Es ist also am besten, ich bitte Sie um Verzeihung, wenn ich Ihnen Verdruß mit meinem langen Briefe gemacht habe, und um

Digitized by Google

die Gütigkeit, ihn wegzuwerfen, wenn Sie nicht mehr lesen wollen, und mich nichtsdestoweniger zu lieben, indem Sie Ihr gutes Herz bedenken, betrachten und überlegen lassen, daß Ihr Heinse nicht allezeit die Launen und Scherze citiren kann, wie Sie, wenn Sie Ihren Freunden Briefe oder Gedichte schreiben wollen. Schicken Sie doch einige von Ihren Scherzen unserm Jacobi".

Quedlinburg, den 15. Februar 1773.

„Hier haben Sie, liebster Schmidt, die Oden Ihres erhabenen Klopstock wieder; oft hat sein Genie wie ein Strom Empfindungen, gleich großen allmächtigen Wogen, in meinen Busen gewälzt; aber bei verschiedenen seiner Oden muß ich Ihnen meine Unwissenheit gestehen, wie Hans la Fontaine bei den Prophezeihungen des Jesaias. Ich bin begierig auf seine Beschreibung des Himmels und der Hölle. Schrecklich wird mir aber seine letztere nie sein, und wenn sie noch so schrecklich wäre; denn unmöglich kann sie so schrecklich sein, daß ich dabei vergessen könnte, es sei nur Phantasie. Mein Gott ist der Gott der Grazien, und seine Gütigkeit laß ich mir nie durch Millionen Teufel und Furien und alle Dante'schen und Klopstock'schen Höllenmartern, „si fractus illabatur orbis", durch keinen Kometen voll afrikanischer Klapperschlangen und Tiger und hungriger Katzen aus dem Busen klappern und zischen. Nichtsdestoweniger hab' ich ein Herz voll Liebe gegen Sie, das Sie und seine Freunde liebt, so lange noch ein Tropfen Leben in ihm geboren wird, das zu guten Handlungen meine Seele begeistert und sympathetisch gegen alles Gute und Schöne ist. Hier haben Sie denn die Antwort auf Ihr ernsthaftes „Es verlohnt sich wohl der Mühe, dem großen Manne zu danken, der uns aus dieser Hölle erlöst hat"".

„Was unsre Petrarca-Uebersetzung betrifft, so hab' ich über Ihre naive Beschreibung meiner Gallicismen lachen müssen; ich danke Ihnen für die Auswischung; schwerlich aber würd' ich, wenn ich dabei gewesen wäre, mir von Ihnen haben beweisen lassen, daß es Gallicismen seien, sondern lauter Nachlässigkeit im deutschen Styl; denn ich muß Ihnen gestehen, daß ich diese Uebersetzung nicht der Mühe werth geschätzt habe, emsigen Fleiß darauf zu wenden. Bei den Canzonen und Sonetten hab' ich auf die 3 Schreibfinger meiner rechten Hand Acht gegeben. Unterdessen sag' ich Ihnen den schönsten Dank, daß Sie das Manuscript noch einmal durchgelesen haben; ein hallischer Duns hätte deswegen einen gro-

Digitized by Google

ßen Lärmen erregen können. Wenn das Uebrige fertig sein muß, haben Sie mir nicht geschrieben. Morgen flecht' ich noch ein Paar Rosen in die Locken meiner „Laidion", und dann mag sie es wagen, sich den deutschen Aristarchen zu zeigen; ihren Busen wird sie ihnen nie wie Phryne enthüllen, wenn sie so blind sein sollten, ihn nicht durch den Schleier sehen zu können; Küsse soll sie ihnen noch weniger geben. Sorgen Sie, mein gutherziger Minnefreund, dafür, daß Sie auf Ostern nach den Gesängen Ihrer Musen eine Predigt in dem Tempel der Grazien ohne Hinderniß halten können".

Halberstadt, den 25. Mai 1773.

„Ich bin krank, mein liebster Schmidt, sehr krank; so krank, daß ich anfänglich glaubte, das Ende von dieser Krankheit werde nichts Anderes als der Tod sein; um die letzten Stunden meines Lebens mir so angenehm wie möglich zu machen, hab' ich mir den Ariost, la Fontaine, Voltaire und Horaz vor mein Bett bringen lassen; aber vergebens; die kranken Sinne waren außer Stande, den Nektar, welchen diesen Geniusse ihm darreichten, zu genießen. Die vergangene Nacht und diesen Morgen hab' ich wie 12 Stunden Hölle verlebt. Cerebrum und Cerebellum wallt so heftig aufgesoden in meinem Kopfe, und liegen so schwer darinnen, als wenn sie geschmolzenes Blei wären. Das Herz liegt mir so beklemmt in der Brust wie ein im Netze gefangener Vogel, und das Blut wallt so ungestüm durch meine Adern, als wenn es mein Blut nicht wäre. Wenn Sie diesen Abend ein wenig Zeit haben und sich nicht vor einem sterbenden Menschen scheuen, so besuchen Sie ihren kranken Rost ein wenig. Sollten Sie das aber nicht können, so übersenden Sie ihm wenigstens den ersten Theil vom „Agathon"; da ihm das Meiste davon schon bekannt sein wird, so glaubt er, ohne viele Anstrengung seiner Sinne ihn lesen zu können. Wollen oder können Sie auch das nicht, nun, so sagen Sie morgen früh Ihrem Friseur, daß er zu mir kommen und mein Haupthaar in griechische Locken legen möge; denn aufrechtstehend will ich mit dem Tode eine Lanze brechen, oder auf einem Spaziergange, so lange ich noch jung bin, und nicht wie ein ohnmächtiger Geist auf einem Bette mich überwinden lassen, außer in dem Falle, wenn sich der Tod in Gestalt eines Liebesgottes in den Schoos einer Lais verborgen hätte. Inzwischen wünsch' ich Ihnen eine Göttermahlzeit, und daß es Ihnen wohlgehen möge, so lange Sie leben. Verzeihen Sie dem kranken Cerebro und Cerebello Ihres Rost's diesen ver-

Digitized by Google

wirrten Brief, und hören Sie nicht auf, ihn auch nach seinem Tode noch zu lieben. So lang er lebt, wird er Ihr Freund sein und nach dem Tode einer von Ihren Schutzengeln, wenn er es sein darf und kann".

Halberstadt, den 7. Julius 1773. (Nach Lauchstädt.)

„Wie die Frommen die heilige Milch der unbefleckten Mutter Gottes zu Loretto, wovon sich auch einige Tropfen in die Abtei von Quedlinburg verirrt haben, aufbewahren, so würd' ich die Rosenknospe, die Sie mir in Ihrem Briefe zu übersenden versprachen, aufbewahren, wenn Sie nicht vergessen hätten, sie mir einzupacken; da also mir dieses Glück nicht zu Theil geworden ist, so soll statt derselben Ihr lieblicher Brief eines von meinen geliebtesten Heiligthümern werden".

„Die Apologie des sechsten Sinnes haben Sie vortrefflich gemacht; auch ich habe nicht nöthig, mir den Star daran stechen zu lassen. Wegen vieler Ursachen ist es meiner Eigenliebe sehr schmeichelhaft, daß Sie mir in Ihrer Unschuld gestehen, dieses Stichs ebenso wenig bedürftig zu sein. Sie sollen sich nun einmal unterstehen, mich wegen meiner Kirschen in den Bann thun zu wollen. Ich wünsch' Ihnen bei der Eroberung der schönsten Schönheiten Sachsens, beim Heuschlage und Lämmergeblöke den Segen und Beistand der Göttin der Grazien, ihres Sohnes und des heiligen Sohnes der Göttin der Weisheit, welcher, nach dem unverdächtigen Zeugnisse der Oberpriester derselben, der allmächtige Gott der Gärten sein soll. Aus zu heftigem Verlangen, bei Ihnen und Ihrer Gesellschaft in Lauchstädt zu sein, bin ich gar nicht mehr in Halberstadt zu Hause, und Alle, die mich sehen und sprechen hören, glauben, ohne die Ursache zu errathen, daß Sie bei Ihrem Abschiede mir Ihre Zerstreutheit mit einem zu zärtlichen Kusse aus Ihrer Seele durch meine Lippen in meinen Geist gezaubert haben. Genießen Sie das Glück in vollem Maße, ein Leben leben zu können, das Sie immer und alle unsre guten Genien leben sollten. Ich schmachte von ganzem Herzen, es mit Ihnen genießen zu können. Empfehlen Sie mich dem liebenswürdigen Graf Marschall, wenn es Ihnen möglich ist, mich ihm empfehlen zu können; ich wünsche Allen, die Sie hochschätzen, wenigstens als ein guter Mensch bekannt zu werden".

„Haben Sie mir nichts Neues, was unsre deutsche gelehrte Demokratie (denn das Wort: Republik, ist zu gut für das deutsche Reich der Wissenschaften) betrifft, zu sagen?

Digitized by Google

Wieland arbeitet an einer neuen Oper, „Angelica e Medoro“ betitelt; Werthes, Verfasser der „Hirtenlieder“, ist zu Münster bei dem Grafen von der Lippe Alvertissen Hofmeister geworden; das sind die Neuigkeiten, die ich Ihnen entdecken darf. Ihre „Elegien“ sind von dem „Hamburger Correspondenten“ beurtheilt, gelobt, aber auch deswegen sehr getadelt worden, weil zu viel Concetti darinnen wären; vermuthlich ist die Ursache dieses Tadels, daß der „Hamburgische Correspondent“ hat zeigen wollen, er wisse auch das Wörtchen Concetto. Meine Uebersetzung des „Satyrikons“ ist auch von diesem Correspondenten beurtheilt worden. Die Beurtheilung habe ich aber nicht selbst, sondern nur Vater Gleim gelesen. Dieser hat mir denn erzählt, daß der Recensent nach mancherlei Tadel, der daher entstanden, weil er vermuthlich ganz anderes Latein als ich im Petron gelesen hat, endlich seine einfältige Beurtheilung damit beschlossen, daß ich oder der reichsländische Uebersetzer sehr viel Genie habe und binnen kurzem der beste Uebersetzer von ganz Deutschland werden könne, woraus aber allem Anscheine nach nichts werden wird. Wenn doch solche Distelnfresser nicht von Genie sprechen wollten! und da nicht von Genie sprechen wollten, wo gar nicht die Rede davon sein sollte! Ich habe diese Uebersetzung einem preußischen Hauptmann zu gefallen gemacht und bekümmere mich jetzt so wenig darum als um das Felsenkellerbier, das ich in Erlangen getrunken habe. Die paar Gedanken, die mir von der Uebersetzung selbst zugehören, können weiter nichts von meinem Geiste zeigen, als eine Grimasse von gefälliger Miene, die man nur zu oft im bürgerlichen Leben zu machen gezwungen ist. Das ist alles die lautere Wahrheit. Ihren ellenlangen Brief erwart' ich voller Hoffnung, meine Einsamkeit ein wenig damit zu beleben, und wünsche mir unterdessen nur ein Paar von Ihren komischen Launen zum Zeitvertreib“.

„Ihr beständiges Kind der Natur H.“

Halberstadt, den 16. Julius 1773.

„Alles, mein naiver, unschuldiger Schmidt, Alles, was Sie mir aufgetragen haben, ist geschehen. — Wie so angenehm würde es mir sein, wenn ich meine Tochter „Laidion“ nach Michaelis in den Händen, am Busen der deutschen Bathylls und Grazien sehen und aus den Urtheilen meines überirdischen Schmidt's und unsers Vaters Anakreon und Wieland's und des heitern Pietisten Jacobi meinen Geist in etwas verklären könnte. Aber, ich weiß nicht, woher, es schwebt immer eine Empfindung vor meiner Phantasie, die mir zu

sagen scheint, daß ich dieses nicht in Halberstadt genießen werde. Alle Saiten meines Herzens sind seit einiger Zeit, seit der Zeit, da Sie von Halberstadt entfernt sind, zu der traurigsten Zärtlichkeit herabgestimmt; Witz und lachende Freude lassen sich durch keine Melodie und Kunst in ihre Melodien hineinzaubern. Kommen Sie ja bald wieder; wenn Sie Vater Gleim auch noch nach sich gezogen hätten, so wäre ich ein Einsiedler geworden; aber der heilige Jacobi verhütete es, und das mag wol zum ersten Mal sein, daß mir ein Heiliger einen Dienst erwiesen hat. Mein Brief und mein Urtheil über meinen Petron werden Sie von Gleim erhalten haben; das Exemplar davon hab' ich auch von Ihnen erhalten, aber ohne den ersten Bogen; wo dieser geblieben ist, werden Sie wol ebenso wenig wissen als ich. Die Urtheile der übrigen Kunstrichter werde ich ebenso gleichgültig anhören wie das Urtheil des Theorienschmidts; unterdessen soll mich das Männchen doch nicht umsonst gelobt oder einen meisterhaften Uebersetzer gescholten haben. Hier haben Sie 2 Blätter längst verworfener Gedichte, womit er seinen „Musenalmanach“ bereichern kann; ich glaube, daß sie gut genug sind, in sein Körbchen gleich andern abgefallenen Aepfeln und Birnen aufgelesen zu werden; doch sähe ich lieber, wenn das Sonett und die „Apologie der Ehe“ in das Körbchen des Herrn Boie kämen; es ist doch immer niedlicher als das Schmidt'sche; wenn Sie die Austheilung so machen könnten, so thäten Sie mir einen kleinen Gefallen“.

„Sie schreiben mir gar nichts von Ihrem Lauchstädt und sehen wie ein Vögelchen, das seinem Bauer entflattert ist, nach uns in Halberstadt, wie das Vögelchen nach seinen Brüdern im Käfig, nur mit spöttelnden Seitenblicken, und sagen uns weiter nichts von Ihren Freuden als: „Seht nur, wie es so hübsch ist, wenn man im Freien herumflattern kann“; und wie das Vögelchen dann mit seinem Schnabel vor lauter Freuden an seinen Füßen welzt, so plätschern Sie vor uns in Ihrem laulichen, wollüstigen Bade herum. Warten Sie nur, Herumschwärmer, wenn wir es einmal so machen können, so wollen wir's auch so machen. Wenn ich in Lauchstädt wäre und Sie in Halberstadt, o was für schöne Briefchen wollt' ich Ihnen dann schreiben! Wie wollt' ich Ihnen Alles, groß und klein, und schön und niedlich, lächerlich und empfindsam beschreiben. Wie wollt' ich Sie trösten wegen der Last Ihrer Kammeracten und wegen der grauen Thiere, unter denen Sie hier bisweilen auf Ihrem Pegasus herumreiten müssen!“

Digitized by Google

„Ach, was kann ich Ihnen aus Halberstadt schreiben? Philosophische Träume? Erinnerungen an Sie, Ihre gegenwärtige Glückseligkeit zu genießen? Klagen und dergleichen? Alles das wissen Sie so gut und besser als ich! Der Reiser muß Neuigkeiten, neue Empfindungen erzählen und beschreiben, und nicht Die, welche zu Hause geblieben sind; die können weiter nichts thun, als ihm antworten und diesen und jenen neuen Gedanken, den sie bei seinen Beschreibungen und Nachrichten gehabt haben, wiedererzählen. Ich bin nicht zufrieden mit Ihnen, daß Sie mir allezeit hinter Ihre paar Zeilen schreiben: „Ich muß essen! Ich muß spaziren gehen und habe etwas Besseres zu thun als mich hierherzusetzen und die Federn zu spitzen!" Ei ja doch, was das für eine schöne Freundschaft ist! Herr Minnelieder, lassen Sie mich nicht böse werden! Unzufrieden bin ich schon; so unzufrieden, daß ich Ihnen nicht einmal das Blatt voll schreiben mag. Unterdessen wünsch' ich Ihnen doch Alles, wonach Ihr Herz und Ihre Sinne schmachten!"

In diesen Briefen, in welchen nur Weniges weggewischt ist, gibt sich Heinse ganz so, wie er war, und sie sind wesentlich unterschieden von denen an Gleim, vor dem er doch immer schon mehr im Sonntagsrocke erscheint. Die beiden jungen Männer mußten einander näher stehen und hatten sich nothwendig Manches zu sagen, was Vater Gleim zwar hören konnte, was sie aber doch in seiner Gegenwart anders ausdrückten, und Heinse schreibt gewiß aus dem Herzen an Gleim in dem Briefe, wo er bedauert, daß er von Halberstadt scheiden müsse, wo unter andern auch „Meister Schmidt wohne, mit dessen Geist sich eine Seele so lieblich zerstreuen könne, wie ein überfließender Bach auf eine Frühlingswiese voll Blumen". Die angenehmen Verhältnisse, in denen er mit Gleim und dessen Freunden stand, machten ihm zwar den Aufenthalt in Halberstadt lieb; nur mochte er wol fühlen, daß er in der Sphäre der Pädagogik wenig zu wirken vermöge, und nicht unerwünscht war ihm daher der Antrag Jacobi's, mit ihm nach Düsseldorf zu gehen und dort die „Iris" (die ältere, die vom Jahre 1774 — 76 in 8 Bdn. erschien) mit herauszugeben. Heinse schrieb seinen Entschluß an Gleim, der gerade in Magdeburg war, und zugleich die bestimmte Nachricht von seiner nahen Abreise. Der enthusiastische Dichtergreis schrieb in der ersten Aufwallung bei dem Gedanken, Jacobi und Heinse nicht wieder in Halberstadt zu finden: „Ich bin es gewohnt, von meinen Freunden gemordet zu werden". Ueber sein Scheiden von Halberstadt und seine

Digitized by Google

Reise schrieb Heinse von Zelle aus, datirt vom 17. April 1774, an Schmidt:

„Nachdem unsre Schutzgeister die letzten Küsse, die unsre Seelen einander gaben, gen Himmel getragen und dem Engel überreicht hatten, der die edelsten Empfindungen der schönen Seelen in das Buch des Lebens malt, ging ich von der Ecke des Domplatzes wieder unter die 8 Linden und blieb, wie ich glaube, eine ganze Stunde auf einer Stelle stehen. Mein Herz lag in meinem Busen wie ein schweres, stilles Donnerwetter und brütete Empfindungen aus. Seitdem diese Linden eine zärtliche Hand dahingepflanzt, seitdem die Spanne Land, worauf ich stand, aus dem Schoose des Chaos in die Stralen der jungen Sonne hervorging, hat wol nie ein lebendiges Ding, von Staub, Wasser und Feuer gemacht, darauf so Vieles und so Sonderbares empfunden und gedacht, als in dieser Stunde Ihr Wilhelm Rost da gedacht und empfunden hat. Endlich fuhren diese Empfindungen gleich den flammendsten Blitzen in meinem Wesen herum; ich wurde so wild und feurig, wie Alexander der Große nur immer in dem hitzigsten Gefechte gewesen sein mag, und lief, um meine angespannten Nerven ein wenig herunterzustimmen, den Domplatz unzählige Mal auf und ab; was während dieser Zeit meine Phantasie gehört, gesehen, gefühlt, und mein Herz empfunden hat, ist unbeschreiblicher als das Unbeschreiblichste, was St.-Paulus im dritten und Dante Alighieri im neunten Himmel, als Alles, was Moses und die Propheten und die Pythien in ihren rasendsten Verzückungen gesehen und empfunden haben".

„Gleich dem Schatten des Antonius, als er aus den Armen der Kleopatra ans Gestade des Acheron trat, machte mir meine alte Aufwärterin die Thür auf; traurig schlich ich die Treppe hinauf und setzte mich in die unsichtbarste Ecke des Zimmers hinter den Ofen. Hier saß ich dumm, gedankenlos und ohne Empfindung; ein Hagelsturm hatte Alles daniedergeschlagen, bis endlich Charmides (Jacobi) von seiner Schülerin auch gleich einem Schatten kam und sein Zimmer in sich denkend und empfindend auf und ab wandelte, ehe er mich gewahr wurde. Nun grüßten wir einander mit ein Paar Worten. Ich setzte mich ans Clavier und spielte und phantasirte so traurige Elegienmelodien, daß endlich Charmides anfing dareinzusingen, zwar nur blose Töne, in welchen aber höhere Geister gewiß ebenso liebliche Worte hörten als die Erdentöchter in seinen Liedern. Um 2 Uhr legten wir uns zu Bett, und um 3 Uhr standen wir

Digitized by Google

wieder auf. Ich träumte diese Stunde, obgleich ohne Schlaf, daß ich von Allem, was ich in Halberstadt liebte, und von jedem Bekannten Abschied nähme, und stand, wie Sie leicht denken können, abgematteter auf, als ich mich niedergelegt hatte. Nach 4 Uhr setzten wir uns in den Wagen und ließen uns von dem Postillon hinfahren, wohin es ihm beliebte, und unter vielerlei Gedanken, Empfindungen, Gesprächen und Träumen kamen wir gegen Abend nach Braunschweig. Als wir aus dem Wagen stiegen, wurden wir zu Abend bei Zachariä eingeladen, und als wir uns in unserm Zimmer befanden, erscholl eine Stimme hinter uns: „Ist es erlaubt, hineinzukommen?" und wir erblickten Lessing. Dieser führte uns dann zu Zachariä, wo wir uns bis 2 Uhr Morgens kränklich schmausten, tranken und lachten. Lessing logirte neben unserm Zimmer und war so lustig und aufgeräumt (eigentlich sollten dies edlere Wörter ausdrücken, aber ich habe keine Zeit, sie zu suchen), als es selten sein soll. Den zweiten Tag speisten wir bei Ebert, und was in Braunschweig unter den Gelehrten einen Geist von den Göttern bekommen hat, war zugegen, und viele reizende Nymphen. Ich müßte ein ganzes Buch schreiben, wenn ich Ihnen alles Merkwürdige, was ich von Halberstadt bis hierher gesehen und gehört habe, beschreiben wollte. Zelle ist ein stiller, friedlicher Ort, der nicht allein die wildesten Königinnen zahm machen kann, sondern sogar Ihren Rost zähmen würde, wenn er hier nur ein Jahr lang im Vogelbauer hing. — Gleim, den guten Vater Gleim, bekehren Sie nur von seinem Zorn gegen Jacobi; denn ich bin ja nun doch von Halberstadt weg, und es würde mir nur meinen Aufenthalt in Düsseldorf verbittern, wenn er lange wegen meiner Entführung mit ihm zürnen wollte. Von Hanover aus schreib' ich ihm selbst".

„Die Satyre von Göthe auf Wieland ist so witzig, so Lucianisch bitter, daß er sich das Herz damit abstoßen wird. Ich selbst ärgere mich über seinen Muthwillen aus Gutherzigkeit gegen Wieland. Der Titel ist: „Götter, Helden und Wieland"".

„In Braunschweig hab' ich kennen gelernt: 1) Schwanenberger, einen der größten Tonkünstler von Deutschland und vielleicht von Europa. Er hat die Theorie der Musik von einem Neapolitaner in Neapel gelernt, wo immer die beste Schule der Musik gewesen ist. 2) Ebert. 3) Gärtner. 4) Arnold Schmidt, der im Schooße der liebenswürdigsten Familie sein Leben wegempfindet; er hat eine Tochter, die sehr viel Geist, sehr viel Phantasie und sehr richtigen Geschmack

hat: eine Rarität in Deutschland. Gotter hat dieser Familie alle Gedichte, die er in seinem Leben gemacht hat, aus dem Gedächtniß vordeclamirt. 5) Eschenburg. 6) Madame Zachariä. 7) Madame Ebert und noch verschiedene andere merkwürdige Personen. Ich könnte von jeder ein Paar Charakterzüge hinzufügen, die, wie ich glaube, Ihnen die wirklichen Lineamente ihrer Seele anschaulich machen würden; allein ich darf Ihnen nicht Alles auf einmal sagen".

„Ich besitze ein Arcanum, vermittelst dessen mir das Innere eines Menschen, er sei Mann oder Weib, und wenn er sich auch mit den täuschendsten Masken verbergen könnte, sichtbar wird, und wodurch ich die moralische Welt betrachte wie die Astronomen den Sternenhimmel durch ihre Sehröhre. Man muß aber eine gewisse Art von Nacht um sich machen, und dies können sehr wenige Menschen, insbesondere sehr wenige Bürger der gelehrten Republik, welche fast alle die Begierde haben, sich immer in ihrem höchsten Glanze zu zeigen. Ich bin ein gutes Kind der Natur, das den Durst seiner Eigenliebe an dem Nektar stillt, den Bacchidion, Chloe, Daphne, Wieland, Gleim, Jacobi, Schmidt, Andreä und Diel in sein Herz getröpfelt haben — wenn ich nicht bei ihnen bin, saug ich daran wie die Bären im Winter an ihren Tatzen. Leben Sie wohl".

Ueber Hanover, wo er mit Jacobi einige Tage verweilte, schreibt er: „Die Musik ist hier so vortrefflich, als sie nur in irgend einer Stadt von Deutschland sein kann, nämlich die Instrumentalmusik. Ich habe hier Virtuosen auf der Geige gehört, die zu Neapel und Venedig bewundert werden würden. Ihr Geschmack ist der beste. Sie haben die besten Musikalien von den größten Meistern. Die Opern von Galuppi, Jomelli, Piccini, Guglielmi, kurz, das Beste, was man haben kann. Die Schwäger unsers Jacobi haben ganze Säle voll Musikalien und Instrumenten. Vorgestern haben sie ihm und mir ein Concert gegeben, wogegen die halberstädtischen Geigen zu Bierfiedeln würden. Die hiesigen Virtuosen haben den einzigen Fehler, daß sie nichts ausstehen können, was nicht italienisch, oder doch nur in der Instrumentalmusik deutsch ist. Es ist hier eine französische Truppe, welche die besten Stücke von Favart, Grétry und Filidoro, freilich nicht zum besten aufführt, und sie können die Musik von Grétry und Filidoro nicht ohne verzogene Gesichter hören. Jacobi fand einige Arien schön; als sie das hörten, liefen sie Alle von ihm weg und ließen ihn allein stehen. Ich habe ihn einigermaßen vertheidigt, sowie er sich selbst,

Digitized by Google

und sie haben nun doch etwas nachgegeben. Was die Sitten betrifft, so ist zwischen hier und Zelle ein großer Unterschied. In Zelle sind Mädchen und Damen so sanft, so unschuldig, so voll Naivetät, so zärtlich und doch so tugendhaft dabei, so gefühlvoll für Alles, was schön, und noch mehr für Alles, was schön und gut zugleich ist, daß man glaubt, in ein Elysium gezaubert zu sein, wenn man an ihrer Seite eine Ariette von Pergolesi spielt, oder ein rührendes Geschichtchen erzählt, oder mit ihnen den Frühling auf der Erde oder den heitern Himmel voll Sterne bei Nacht betrachtet. In Hanover scheint man gar nicht zu wissen, wie man ein gefälliges Gesicht macht, und das Danken und Knicksmachen ist ganz außer der Mode, und ihre Gespräche sind fast immerwährende Persiflage".

Den 13. Mai 1774 kamen Heinse und Jacobi in Düsseldorf an, und ersterer schrieb an Schmidt unterm 8. Julius: „Wie ich hier lebe, und die Apologie dieses meines Lebens können Sie in dem Brief an Vater Gleim lesen; ich kann Ihnen jetzt hierüber nichts Besseres sagen, als daß ich Sie liebe, mein innig geliebter Bruder Schmidt; und wie sehr ich Sie liebe, ist eine Sache, die nicht beschrieben und nur empfunden werden kann. Ihre Catull'schen und nicht Catull'schen Gedichte, sondern Schmidt'schen, haben unsern ganzen Beifall; ich wünsche weiter nichts dabei als nur ein Paar Flügelfedern aus den Schwingen Ihrer Laune, und vermisse die Spaziergänge mit Ihnen so sehr dabei; und darnach, wenn ich sie gelesen, werde ich bis zum Weinen gerührt. Senden Sie mir doch jedes neue Gedicht, das Ihnen diese Göttin Laune, welcher unter unsern 9 Musen allen keine gleicht, in die Phantasie hineinküßt".

„Soeben reist mein lieber Werthes von hier nach Bollheim auf das Landgut des Herrn von Hompesch ab, um daselbst das Amt eines Hofmeisters bei seinem jungen Herrn auszuüben. *) Diesen künftigen Herbst macht er eine Reise in die Schweiz und vielleicht auch nach Oestreich und einen kleinen Flug nach Italien mit ihm. Zur ganzen Reise sind 2 Jahre Zeit bestimmt. — Meine „Laidion" gefällt Vielen mehr, als ich erwartet habe, und insbesondere Denen, welchen ich zu gefallen wünschte. Eine junge Dame in Frankfurt übersendete „Laidion" Göthen und bat ihn, sie durchzulesen und

*) Heinse fühlte sich zu Werthes hingezogen, weil dieser den Ariost übersetzte, obwol er von ihm behauptet, er sei zu sanft, um den großgeistigen Ton des Ariost nachzusingen und nachzusprechen.

ihr sein Urtheil darüber zu sagen. Darauf sandte er sie ihr wieder zurück mit diesem Billet: „Das ist mein Mann! Er hat Hunderten das Wort vorm Maule weggenommen. Eine solche Fülle hat sich mir so leicht nicht dargestellt. Ich halte dafür, daß sich nichts über ihn sagen läßt. Man muß ihn bewundern oder mit ihm wetteifern. Wer etwas Anderes thut, oder sagt so! und so! ist eine Canaille. Adieu"".

„Was sagen Sie dazu, mein lieber Meister Schmidt? „Das ist etwas Anderes, möcht' ich mit Wieland ausrufen", sagte ich, als ich es las, als wenn einen der lange Nickel lobt oder heruntermacht. Dieses Lob ist mir um desto lieber, da Göthe nicht ein Wort von dem Verfasser gewußt hat, weder wer, noch wo er ist".

„Es sind diese Messe viele gute Sachen herausgekommen. Haben Sie das Buch über den Roman gelesen? Es ist von einem preußischen Offizier, Herrn von Blankenburg. Sehr gute, aber bisweilen, und nicht bisweilen, sondern immer entsetzlich weitschweifige und oft sehr trivial ausgeschriebene Perioden sind darinnen. Haben Sie ferner die Komödie: „Den Hofmeister", gelesen? Es ist von Göthe's bestem Freunde, der gewiß viel Genie hat, ob ich gleich mit dem Charakter seines Laufers und der jungen Schülerin gar nicht zufrieden bin, welche mir nicht gedacht und unwahrscheinlich zu sein scheinen. Uebrigens sind vortreffliche Scenen darinnen. Göthe arbeitet jetzt an einer Oper und einem Roman, wovon schon einige Personen vom besten Geschmack Bruchstücke, zum Entzücken schön, gelesen haben".

„In Mainz soll, nach Absterben des Kurfürsten, Alles verbrannt und gerädert werden, was einen Glauben hat, der weniger als 5 Pfund wiegt; just so viel, wie sein Kopf schwer ist, muß Einer, der passiren will, Glauben haben. Das Wort Senfkorn soll an der Stelle, wo es steht, nur eine christliche Hyperbel sein. — Die Mönche und Pfaffen kriechen jetzt wieder aus ihren Nestern gleich den Fledermäusen und Eulen, wenn die Sonne untergegangen ist. Es ist schon scheußlich, das mit der Phantasie anzusehen; behüte Gott, daß ich es wirklich mit ansähe oder unter ihre Krallen käme".

„Lassen Sie unsern geliebten Vater Gleim, unsern Anakreon und Tyrtäus und Confuz, doch ja nicht hypochondrisch und timonisch werden; alle Götter wissen es, daß mir's in der Seele und im Herzen weh thut, wenn ich ihn so klagen höre; ich wünsche mir dann Flügel, um zu ihm zu eilen, mich mit ihm in die Rasenvertiefung zu setzen, seine Wangen zu streicheln, seine Hand zu drücken und die Empfindungen

Digitized by Google

der Liebe und Freude in seinem Wesen wiederaufzuwecken. Uebermorgen reise ich mit Fritz Jacobi, in dessen Gesellschaft ich schon unaussprechliche Freuden an den Ufern des Vater Rhein und der Wupper genossen habe, mit dem Canonicus und deren beiden Grazienschwestern wieder nach Elberfeld, um daselbst 14 Tage so rein und unschuldig und so vergnügt wie ein Geist in Elysium zu verleben. Haben Sie nichts für Miß Iris gearbeitet? Sie werden ihr doch was Schönes an die deutschen Grazien mitgeben?"

Hier noch ein anziehender Brief Heinse's aus Düsseldorf vom 13. Oktober 1774:

„Ich muß Dir schreiben, lieber Bruder Schmidt, ob ich gleich jetzt nur ein Paar Zeilen schreiben kann. Eure Briefe hab' ich gelesen, wie ich eine Flasche Champagner mit meinem liebsten Mädchen trinke, so lieblich floß der Nektar der Freundschaft in mein Herz hinein; gleich bei den ersten Zeilen vergaß ich, daß Ihr mich so lange habt warten lassen und rief aus: O Vater Gleim ist doch ein göttlicher Sterblicher gegen Alles, was auf der Welt lebt. Und Bruder Schmidt ist und bleibt mein lieber Bruder Schmidt. Ihr habt Herzen und Phantasien, stellt Euch meine Liebe vor; ich habe jetzt keine Zeit, sie zu beschreiben".

„Der erste Band der „Iris" ist schon über die Hälfte gedruckt. Von meiner Wenigkeit hat sie jetzt 10 Bogen erhalten, nicht wegen Mangel an Stücken, denn wir haben Ueberfluß; doch nicht ein Wörtchen davon, jedes Stück muß seinen Eindruck selbst machen. Sogar Jacobi hat, um mir Platz zu lassen, einige von seinen Beiträgen zurückgelegt, und ich könnte das Urtheil von Damen und Herren vom höchsten Adel anführen, deren Aussprüche ohne Zweifel mehr gelten müssen als die bei Wieland, da selbst Einige darunter so gut schreiben wie Voltaire; doch nicht ein Wörtchen mehr davon, lieber Bruder Schmidt, laß Alles seinen eignen Eindruck machen. Bitte, bitte!"

„Die „Frauenzimmerbibliothek" hab' ich ganz allein über mich genommen; das ist eine Sammlung der besten Bücher, die für die Weibchen geschrieben worden sind. Ich mache den Anfang mit den deutschen Dichtern, nachdem ich bewiesen, daß den Dichtern der erste Rang gebühre. Unter andern werd' ich auch darin zu seiner Zeit, und das ist bald, darthun, daß Gleim's Kriegsgesänge, insbesondere der nach der Schlacht bei Zorndorf, das höchste lyrische Stück ist, das unsere Nation aufzuweisen hat, und daß weder Klopstock noch sonst Jemand so viel hervorbrachte, und daß Rammler mit

Digitized by Google

allen seinen Oden auf den König ein hübsches, lallendes Kind gegen ihn ist; kein Dichter hat aus der neuern Zeit etwas so stark und so wahr, so Homerisch und Ossianisch dargestellt, und ein Wetterstral soll den Schurken in den Kopf fliegen, die das Näschen darüber rümpfen".

„Wieland hat meine „Laidion" in seinem „Merkur" auch persiflirt; ich kann's ihm nicht verdenken. Wir schickten ihm Göthe's Urtheil darüber im Original, mit Göthe's eigner Hand geschrieben. Es mußte ihn freilich ärgern, daß der Held, der mit der Keule des Herkules seine liebsten Kinder erschlug, sich von meiner „Laidion" so sehr fangen und bezaubern ließ, daß er wie der alte Herkules bei ihr gesponnen hätte, wenn sie lebendig gewesen wäre. Die ganze Kritik ist wider Göthe und nicht wider mich. Und dann bedenke die Stellen in „Laidion", die Wieland auf sich ziehen konnte. Meine „Laidion" ist nichts weniger als verschönert; ich gestehe vielmehr, daß ich ihre Reize noch lange nicht so bezaubernd dargestellt habe, als ich sie jetzt denke. Wieland erfuhr, daß ich gesagt hatte, ich würde sie jetzt noch anders darstellen, als ich sie dargestellt hätte, und glaubte, daß ich dächte, ich habe sie zu schön dargestellt".

Laidion, o Herr, war keine deutsche Hur',
 Ein Küßchen kostete die Helden Ueberwindung!
Beherrscherin war sie der Griechen von Natur
 Und folgte jeder zärtlichen Empfindung,
Und diese dauern, wie ihr wahrlich selber wißt,
Bei uns Abscheulichen nur leider kurze Frist.

„Was die Candidaten des Herrn Professor Heyne in Göttingen darüber raisonnirt haben mögen (denn ich hab's noch nicht gelesen, sowie keine einzige Kritik darüber, außer der im „Merkur", wegen welcher Wieland Stein und Bein schwört, er habe sie nicht gemacht), kümmert mich nicht ein Härchen. Ich kann's den Herren Professoren auch nicht verdenken; die Studenten sind beinahe närrisch über „Laidion" geworden, und sie mußten dem Uebel zu steuern suchen. Es konnt' ihnen nicht anders als ärgerlich sein, daß ihnen da ein junger Dämon alle die Bäumchen weghieb, von denen sie ihren jungen Herren täglich so Vieles, so Langes und Breites zu erklären wußten. Göthe sagte: „Es wird schon eingreifen, sowie die Vorrede zum Petron, ob's gleich was ganz Anderes ist; laßt die Leute raisonniren, was sie wollen, sie machen uns unsre Leute damit nicht anders; in den Charakteren ist hier und da ein bischen gelogen, aber mich hat's entzückt. Und, was die Stanzen betrifft, so was hab' ich für unmöglich gehalten. Es ist weiter doch nichts als eine

Digitized by Google

jouissance, aber der Teufel mach' 50 solcher Stanzen nach; kurz ich darf nichts darüber sagen; es ist so Vieles darin, was nicht anders ist, als ob ich's selbst geschrieben hätte"".

„Der kennt den Menschen besser als Wieland, da er seinen berühmten Brief darüber schrieb, den er aber doch bald darauf widerrief, da er sagte: „Heinse ist in der That ein herrliches Genie! „Laidion" ist ein schönes Ungeheuer; ich hätte nicht gedacht, daß so viel Grazie in diesem jungen Faun verborgen läge. Viele seiner Stanzen sind unsäglich schön; man muß ihn bewundern; das ist etwas Anderes als Stanzen von Werthes; der versteht's". Nun kam Göthe's Brieflein, und nun seine Recension darüber, die er aber ebenso wenig als die über Klopstock's Republik gemacht haben will, welches ich denn auch im Ernste glaube. Aber behüte einen der Himmel vor solchen wetterlaunischen Köpfen! Doch nicht ein Wort mehr von dieser „Laidion", auch in Zukunft unter uns; wir wollen sie ihrem Schicksal überlassen".—

„Lavater ist mit aller seiner Schwärmerei ein liebenswürdiger Mann; das unschuldige Lächeln um seine Lippen ist verführerisch, und sein ganzes Gesicht ist ein Ausdruck der Ueberzeugung von Dem, was er glaubt. Der erste Auftritt, wo ich ihn sah, muß von einer Meisterhand gezeichnet werden, und die hab' ich nicht, und meine wenigen Kräfte dazu anzuwenden, hab' ich jetzt keine Zeit. Es ist die einzige Scene ihrer Art, die vielleicht noch an keinem andern Orte der Welt Ihresgleichen gehabt hat. Denket Euch indessen uns: von ohngefähr in einer Stube zusammengeführt, zuerst Göthe (den wilden Verfasser von „Götter, Helden und Wieland"), Heinse (den Verfasser des Petron und der „Laidion"), Lavatern, den Aufseher darüber; nach diesem den größten Pietisten unserer Gegend, Hasenkamp; dann den Doctor Jung, der die „Asineide" im „Merkur" gemacht hat, auch einen Pietisten; dann Deschenmacher, auch einen berühmten Pietisten, und meinen Fritz Jacobi und einen Maler, Göthe's Freund, und 6 Damen und Herren, auch Pietisten, die uns zusammen zu sehen kamen, und höret Göthen Klopstock's „Messias" gegen Hasenkamp vertheidigen und Herder's „Urkunde", und höret ihn mich loben, und seht ihn dann Lavatern zärtlich küssen, und seht die Gesichter voll Verwunderung und Erstaunen darob, und seht uns dann alle friedlich zusammen ein Glas Wein trinken und unserer Pferde Sattel besorgen, wieder zurückkehren und Lavatern schon eine Betstunde halten sehen und Abschied von ihm nehmen. Alles dies geschah

Digitized by Google

zu Elberfeld. Göthe, Fritz Jacobi und ich ritten dann nach Düsseldorf, und Göthe blieb 2 Tage bei uns. Wir begleiteten ihn bis nach Bensberg, einem italienischen Schlosse voll Gemälde, auf einem hohen Berge, das die schönste Aussicht vielleicht in Deutschland hat und unstreitig, so liegend, das schönste ist, und Cöln, wo wir mit ihm einen Abend verlebten, den ich unter die schönsten meines Lebens zähle. Lavater nahm einen andern Weg. Basedow warb Kinder in Neuwied. Adieu".

Endlich noch ein Brieffragment über Heinse's Leben aus dem Jahre 1775 in Düsseldorf:

„Du hast mir Briefe geschrieben, die, wie der Thau des Frühlings matte Rosen erfrischt, mein Herz erquickten; Briefe voll der glücklichsten Laune, voll Witz, Zärtlichkeit und Sinnenphilosophie; Briefe, die für mich Alles übertreffen, was Du je geschrieben: und ich — habe Dir leider nichts darauf geantwortet, nichts zur Dankbarkeit von meinem Lebenswandel geschrieben, weil Dir nichts davon zu schreiben war. Ich saugte an den Erinnerungen der vorigen Zeiten, wie der Bär in Hungersnoth an seinen Tatzen saugen soll, und das Uebrige war Hypochondrie, Schwermuth, Krankheit, Fieberhitze. Ich hatte weder Freund, Geliebte, noch Gesellschaft. Mein Herz war ein umgerissener Baum, der an nichts mehr Kraft in sich ziehen kann, und lebte wie die Natur zur Herbstzeit, wenn die letzten Blätter abfallen und die Sturmwinde durch die öden Gegenden heulen. In einem solchen Zustande schwieg ich stille; warum sollt' ich meine Freunde mit Elegien quälen, wenn sie mir nicht helfen können, und diese doch immer nur von Feigheit zeugen, wenn sie auch noch so schön wären. Jetzt befind' ich mich wieder besser. Mein geliebter Fritz ist nach langer Abwesenheit endlich wieder zurückgekehrt. — Künftigen Sommer hoffe ich Freuden die Fülle zu genießen und so recht wieder aufzuleben; da werd' ich in Wald und Thal an dem Busen der Natur liegen und in unserer Galerie die Ebenbilder ihrer Geschöpfe von Rafael und Rubens und Guido betrachten und in der Welt der Kunst leben und weben; da will ich das Werk zu schreiben anfangen, dessen Plan zu meinem „Monumentum aere perennius" bestimmt war; dann wird Alles ganz anders um mich sein; dann will ich Euch bessere Briefe schreiben; jetzt bin ich noch zu matt und zu schwach und habe lauter Expeditionen der „Iris" im Sinne. Ich habe das Versmachen ganz vergessen. Jüngst war ich auf der Galerie und war ganz im Anschauen der berühmten gen Himmel schwebenden

Digitized by Google

Jern..nna von Guido verloren und konnte doch nichts Erträgliches hervorbringen als folgende rauhe Verse:

Wohl läßt sich Gott in diesem süßen Blick erblicken,
Wie Sonn' in Luna's Schein. O Himmel, o Entzücken!
Bis aus den Spitzen stralt's hervor vom blonden Haar;
So kann's der Erdentöchter keine fühlen,
Die nicht von Gottes Geist in taumelnden Gefühlen
Mit Liebesfittichen einst überschattet war".

In der That fand Heinse's Kunstliebe auf der Galerie zu Düsseldorf vollen, reichen Genuß. Er brachte mit einem stummen, jungen, talentvollen Maler ganze Tage dort zu, überließ sich da seinen Empfindungen und Ansichten, die er Gleim mittheilte, und sprach über Malerei in der Form und Art, wie er seiner „Hildegard von Hohenthal" über Musik spricht. An der „Iris" und auch am „Deutschen Merkur" arbeitete er fleißig mit; doch ward im Anfange des Jahres 1776 sein Vertrag mit Jacobi wegen ersterer aufgehoben. Er wünschte nicht länger sein Brot zu erschreiben und fühlte, daß dies seinem Geiste entgegen sei und die jugendliche Kraft zum Emporfliegen hemmte. Ein bis ans Lebensende fortdauerndes Amt wollte er haben; nur reisen, reisen wollte er vorher und meinte, der Mensch sei nicht bestimmt, mit einem Stück der Erde eins zu werden, sondern von Zone zu Zone sollte er wandern und mit seiner Seele Besitz nehmen von Allem, was schön ist; das sei des Menschen wahrer und einziger Reichthum. Italien war seit Jahren das Ziel seiner ruhelosen Reisesehnsucht gewesen. Gleim sollte ihm behülflich sein, einem jungen Manne als Führer in jenes Land zu dienen. Aber dies ging nicht so leicht. Gleim dachte ihm eine Galerieinspectorstelle in Potsdam zu. „Wenn mich", schrieb deshalb Heinse an ihn, „Ihr großer Friedrich will vorher nach Italien reisen lassen, so will ich in Potsdam sein Galerieinspector werden. Sonst kann ich's nicht mit Ehren werden. Das kostet Ihren großen Friedrich nur ein: „Geh' hin!" und ich hoffe zum Apoll und zu den Musen, er sagt es nicht umsonst".

In den Briefen aus dem Jahre 1777 klagt Heinse über „gehemmte Entwürfe und vereitelte Ansichten". Ich sitze gefangen", sagt er, „und kann, voll Leben und Feuer, nicht von der Stelle. Mein Entschluß ist jetzt, eigene Sachen zu schreiben, solche, wobei ich freie Hand im Spiel habe, die dem besten Theil der Nation Freude machen und mir die Liebe der Freunde und Feinde erwerben. Ich trage die Idee zu einem Journale mit mir herum, wovon ich aber selbst Herr sein will und das Meiste selbst zu schreiben gedenke. Ich

Digitized by Google

muß einen Entwurf für mein künftiges Leben machen, macht ich keiner Protection bedarf". Schon im Jahre 1778 wollte er unsäglich gern fort und schrieb: „künftigen März reise ich ab". Aber theils seine finanziellen Verhältnisse, theils eine Krankheit fesselte ihn an Düsseldorf, sodaß er Zeit genug gewann, den Ariost wenigstens fragmentarisch zu übersetzen und für das Theoretische der Malerkunst zu leben. Die Maler Kobel und Eich wurden seine Freunde, und letzterer malte ihn.

Erst im Junius 1780 ergriff er den Wanderstab. Er war nun ganz in seinem Element. Wie der Vogel, der den Faden zerrissen, der ihn fesselte, flog er aus dem Verhältniß zu Düsseldorf, das ihm in der letzten Zeit besonders drückend gewesen sein mochte. Ueber Frankfurt, Heidelberg, Mannheim zog er gemächlich und war im August in Luzern, bestieg den Rigi, reiste über Altorf dem St.-Gotthard zu, und seine Reiseberichte an Gleim und die Jacobis athmen Freude an Naturgenuß und betreffen oft das heitere Thema: es gehe nichts über das Glück der Reisenden, wenn sie Augen zum Sehen, Ohren zum Hören und ein Herz zum Fühlen haben. Er sah Schlosser, Pfeffel, Lavater, Geßner, Bodmer und weilte im September zu Genf, von wo er über Lyon, Avignon, Marseille, Antibes ziehen und dann zur See nach Genua wollte. Nur mußten sich seine Reisepläne oft ändern. Der Stern unvorhergesehener Umstände riß ihn oft dahin, wohin er nicht wollte, und der Geldmangel nöthigte ihn nicht selten, da zu weilen, wo er nur kurze Zeit zu leben gedachte. Von Genua zog er über Parma, Mantua und Verona nach Venedig, wo wir ihn im Januar 1781 finden. Im Julius desselben Jahres weilte er in Florenz, wo er in dem Grafen von Hohenwart, dem Erzieher der jungen Großherzoge, den gefälligsten Mann fand. Durch denselben stand ihm nicht allein die Galerie mit allen ihren Schätzen und die Bibliotheken zu seinem Gebrauch offen, sondern auch die Cabinetsbibliothek des Großherzogs, der dem sinnlichen Heinse bei den Freudenmahlen mit Hohenwart den feuerreichsten Nektar aus Toscana und die köstlichsten Früchte sandte. Von Hohenwart erhielt er überdies Empfehlungsbriefe in alle Hauptstädte bis nach Sicilien. Doch betrat er diese Insel so wenig wie Griechenland und Kleinasien, wohin ihn die Sehnsucht zog, und nachdem er Toscana in die Kreuz und die Quer durchzogen, langte er im September in Rom an. Es war ihm, als er sich der Stadt näherte, als käme er der eigentlichen Herrschenssphäre näher. Hier fand nun sein Kunstsinn volle Nahrung im Umgange mit fremden Künst-

Digitized by Google

lern und im Schoose der Natur, und er weilte den ganzen Winter daselbst. Klinger, der mit dem Großfürsten und der Großfürstin von Rußland zu gleicher Zeit mit ihm da war, hatte die Absicht, Heinse zum Bibliothekar des Großfürsten zu machen. Nur mochte dieser lieber „auf einer Insel des Archipelagus bei einem Türken kleine Kinder tragen und wiegen, als in St.-Petersburg 8 Monate lange Winter ohne Grün und 3 Monate kaltes Novemberwetter um sich herum haben". Auch Schlözer, der in Rom war, machte ihm Anerbietungen, die der freie Reiselustige von sich wies. Mit Kobel reiste er im Juli 1782 nach Neapel, wo er nur einen und einen halben Monat verweilte und mit sehnsüchtiger Wehmuth nach Sicilien hinüberschaute, welches zu durchfliegen der Mangel an Geld ihn hinderte. Nach Rom zurückgekehrt, fand er dort Angelica Kaufmann, Gabrieli, Marchesi und Tissot. Mit dem Ende Mais wollte er Rom verlassen und nach Deutschland zurückkehren; jedoch verzögerte sich seine Abreise bis zum Juni, und erst im Jan. 1784 war er wieder in Düsseldorf. Er hielt das Reisen zu Fuß, oder bei Alter und Schwachheit zu Pferde, für die einzige wahre Art, zu Lande zu reisen; im Wagen sei es ein abenteuerliches Stubensitzen und eine folternde wandernde Modeguckerei, wobei man von den abwechselnden Schönheiten der Natur gar keinen Genuß habe, höchstens Alles nur im Schwindel, lediglich von einer Seite, mit Klappen an den Augen, wie die scheuen Mähren, behängt, ansehe. So hatte er einen großen Theil dieser Reise zu Fuß gemacht; sein Puls hatte unter dem welschen Himmel noch schneller schlagen gelernt, und die Nerven seiner Füße waren unermüdlich wie Stahlfedern geworden, sowie denn überhaupt seine Gesundheit die blühendste war und unter dem Einfluß keines wechselnden Klimas, keiner veränderten Lebensart, keines störenden Ereignisses im alltäglichen Leben litt. Die schon früher gehegte Ueberzeugung, daß man weder italienische Musik, noch Malerei, noch Poesie vollkommen verstehe und genießen könne, ohne in Italien gelebt zu haben, fand er jetzt in seinem Innern bestätigt; aber eben dieser Gewinn seiner Wanderungen und seine Beweglichkeit hielten die lebhafteste Reiselust fortwährend in ihm rege. Er meinte, in Deutschland werde sich keine Ruhestätte für ihn finden, wo er ohne Nahrungssorgen sein Leben den Musen widmen könne; er sehnte sich wieder nach Rom zurück, stets hoffend, die Gunst des Zufalls werde ihm einen Jüngling in den Weg führen, dem er als Führer durch Italiens und Griechenlands Auen dienen könne, und seine Freunde hatten

Digitized by Google

viel zu thun, um ihn zu halten. Noch von Düsseldorf aus machte er wieder eine Reise in Gesellschaft des Grafen N. nach Holland und faßte den Entschluß, sich bei seiner Gesundheit und seinem Muthe noch lange frei mit dem Schicksal herumzuschlagen, bis ihm endlich vielleicht ein trockenes Plätzchen zu Theil würde. Ein solches Plätzchen fand er denn endlich in Mainz zugleich mit Johannes von Müller, welcher unterm 3. Januar 1788 an Gleim schrieb: „Heinse sitzt den ganzen Tag in des Kurfürsten Privatbibliothek". Er wurde nämlich bei diesem Lector und nachher Hofrath und Bibliothekar. Hier schrieb er die beiden Werke, die man als Ergebnisse seiner von Italien in die Heimath mitgebrachten Gedanken und Empfindungen über Bildnerei und Musik betrachten kann: „Ardinghello" und „Hildegard". Aber das Stillsitzen behagte ihm nicht; seine Reiselust war noch nicht ganz befriedigt, und noch im Sommer 1796 zog er in Hessen und Westfalen umher. Inzwischen litt seine Gesundheit mehr, als er es sich selbst gestehen mochte, und die sitzende Lebensart verbesserte seinen Zustand nicht. Er starb den 22. Junius 1803, 54 Jahre alt, also 4 Monate nach dem Tode des Mannes, der sich zuerst seiner ernstlich annahm, den jungen herumirrenden Wilden großmüthig in die Welt einführte und immer als Vater für ihn sorgte. Wenn er, nach Jacobi's Ausdruck, dem Kurfürsten von Mainz mit einer Art von Knappentreue zugethan war, so blieb sein Herz immer mit den Banden kindlicher Dankbarkeit an Gleim gefesselt.

* * *

Hier würden wir von Wilhelm Heinse scheiden, wenn wir in das Urtheil eines bekannten Kritikers in Berlin: „Als Jüngling schrieb er einige Gedichte, denen man noch zu viel Ehre anthut, wenn man ihnen eine sinnliche Glut beilegt; in spätern Jahren suchte er einige Aesthetik in die Unsittlichkeit hineinzubringen und schrieb ein Paar Romane, in denen die Wollust künstlerisch und die Kunst wollüstig erscheint", mit einstimmen könnten. Wenn sich auch keine schlagende Vertheidigungsschrift für sein literarisches und moralisches Leben aufstellen läßt, so war doch sein Genius zu vielseitig, sein inneres Leben zu kräftig und gesund, und sein Muthwille selbst zu originell und aus Zeiteinflüssen erwachsen, als daß wir ihn so vornehm und obenhin abfertigen könnten. Sein literarisches und moralisches Leben ist nicht von einander zu sondern; es ist innig mit einander verwebt

Digitized by Google

und steht in scharfer Wechselwirkung. Was er dachte, empfand, wollte, darüber ließ er sich aus ohne Rückhalt und Kümmerniß, was die Welt darüber urtheilen möge. Es schien ihn in den Fingern zu stechen, bis er geschrieben, was in ihm wallte. Seine „Sinngedichte" und „Dialogen" machten ihn zuerst Wieland und nach ihm Gleim bekannt. Wenn man in denselben nicht die Sprache unserer Zeit und die leichte Anmuth findet, welcher er immer huldigen wollte, so offenbaren sie doch die starken und gesunden Keime, aus denen sich späterhin seine eigenthümlichen Kunst-, Natur- und Lebensansichten in Fülle entwickelten. 8 Jahre Beschäftigung mit den Wissenschaften hatten, als er sie schrieb, seinem Genius noch nicht die Wildheit benommen, und er war deshalb gesonnen, „diesen Genius noch einige Jahre bei Gleim und seinen Freunden in die Schule zu schicken, da er von guter Hand hatte, daß bei dem Buben nicht eben Alles umsonst angewandt sei". So sehr seine Zeitgenossen sein Talent, aus andern Sprachen zu übersetzen, ausgezeichnet finden wollten (Wieland wollte ihn selbst zum Petrarcaübersetzer machen), so wenig leistet er im Grunde darin, besonders mit den Foderungen verglichen, die man jetzt an einen tüchtigen Uebersetzer macht. Sein Geist that immer das Beste hinzu, und er vergaß, daß er für eine kleine Zeit ein anderer in anderer Zeit lebender Geist sein sollte. Wie würden wir lächeln, wenn ein Uebersetzer unsrer Tage uns, wie er, einen Tasso, einen Ariost ohne Rhythmik und Reim, oder ohne die Originalform überhaupt geben wollte! Eben die falsche Meinung, die man von seinem Uebertragungstalent hegte, verleitete Gleim, ihn zur Uebersetzungs von Dorat's „Cerises" zu veranlassen, einem Erzeugniß französischen Muthwillens, wo Heinse zwar ganz in seiner Sphäre war, aber nicht bedachte, welche Folgen der Druck dieses Gedichts für ihn haben könnte. *) Klamer Schmidt warnte und wollte an der lasciven Schöpfung schneiden, bessern und sie der Zeit anbequemen; aber er that dies so unpassend und unbequem, daß Heinse ihn in einem Billet brav auslachte und mit Pilatus sagte: „Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben!" Als sich nach dem Druck gar viele Stimmen gegen ihn erhoben, als die Damen, das Händchen vorhaltend, vor ihm flohen, als Gleim selbst väterlich, aber herzhaft schimpfte, da wollte

*) Schreiber dieses besitzt die Originalhandschrift dieses Gedichts von Heinse, worin einige Stellen noch muthwilliger sind als in dem nachher gedruckten Büchlein.

Heinse doch gern wieder einlenken und schrieb an Klamer Schmidt unterm 24. April 1772:

„Den besten Morgen und Tag,
mein liebster Schmidt, für den gestrigen ärgerlichen! Ich wünsche Ihnen so wohl geschlafen zu haben, daß Sie Alles um sich (sogar auch die noch übrigen 12 Exemplare von den „Kirschen", die auf Ihrer gelehrten Stube zwischen dem Ofen und Eckschranke verwaist liegen) mit heiterm, mit dem Schmidt'schen Auge voll Unschuld, Freude und Mitleiden ansehen".

„Es ist ein gar schlimmer Handel mit den „Kirschen!" Ich bin deswegen schon heute früh um 4 Uhr in meinem Garten herumspazirt; aber verschlimmern wollen wir ihn nicht noch mehr. Wegen des Exemplars, das ich der Frau v. M** gegeben, können wir so ruhig sein wie vorher; ich habe gestern deswegen mit ihr gesprochen, und ich stehe dafür, daß es kein Auge mehr lesen soll; dem Herrn v. M**, der überhaupt nichts von den „Kirschen" weiß, schreib' ich, daß ich ihm die Schrift, die ich ihm von mir versprochen, wegen vieler Ursachen noch nicht übersenden könne. Folglich hat Gleim, der erzürnte Vater Psammis Gleim, der für das Wohl seiner Kinder zu zärtlich besorgte Gleim, keine Ursache mehr, wegen meiner unschuldigen Unbesonnenheit auf mich böse zu sein. Es ist also Alles wieder wie vorher; und was nun mit den „Kirschen" machen? Was wir damit machen wollten, ehe Zachariä den Eridischen Brief schrieb, weswegen ihm wenigstens ein Jahr lang kein Punsch gut schmecken, und seiner Frauen Stimme ihm immer rabenstimmig in die Ohren klingen müsse! Doch der arme Punschkrämer ist vielleicht auch unschuldig. Auf den Lemgoer, ich vergesse immer seinen Namen, zu warten, ist sehr gefährlich, wegen der Fracht; denn vermuthlich hat er seine Waaren vorausgeschickt und reist hinterdrein. Also ist das Beste, die „Kirschen" packen zu lassen und sich sobald als möglich wegen der Fracht zu versichern, und Alles an Dohm zu schicken und diesem den Auftrag zu machen, daß er sie, wenn es nicht anders sein kann, für so viel wieder verhandle, als sie Gleim gekostet haben. Ich zweifle nicht, daß er dieses können werde; widrigenfalls könnte er sie auch noch wohlfeiler weggeben; ich will lieber gar nichts haben, als daß sie hier als Maculatur, ein ärgerliches Wort, liegen bleiben sollen; ich würde nicht dafür schlafen können, und alle Nacht würden mir die 20 Ries auf der Brust liegen. Dohmen könnte man allenfalls auch noch schreiben, daß er, wenn er Sicherheit hoffe, bis zur Ankunft Helbing's, eben fällt mir der Name bei, war-

Digitized by Google

ten könne, und mit diesem wollten wir hier wol am ersten fertig werden. Also ist nach aller reiflichen Ueberlegung das Sicherste: an Dohm; und da Sie dessen guter Freund sind, so können Sie ihm ja den Austrag leicht auf diese Art machen. Wenn es keine „Kirschen" wären, so schrieb ich an Professor Clodius oder Eck, und Alles sollte abgesetzt werden; aber mit den „Kirschen" werden die Theologen nichts zu thun haben wollen; sie besorgen Alle, daß das Publicum sie speisen und sie dann mit den Kernen werfen werde; sie sind nicht von der Gattung Menschen, von der die Päpste Alexander und Julius waren, die mit Kanonen vor den Feind rückten und mit dem muthigsten Herzen die Kugeln um sich her sausen hörten; sie fürchten sich vor dem Wurfe eines kleinen armseligen Kirschkerns; „aetas parentum, pejor avis, tulit nos nequiores". Welche Helden wären Chaulieu, Lafontaine, Grécourt mit ihren Erzählungen gegen uns gewesen, wenn wir uns bei unsern „Kirschen" fürchten wollten, die so unschuldig sind, als sie noch je an einem Baum gehangen! Und wie kann Jemand erfahren, daß sie aus Halberstadt kamen, wenn Dohm es nicht sagt? Und wenn Dohm es auch sagte, oder es entdeckt würde, ist denn dann in Halberstadt eine spanische Inquisition, die in Ketten und Banden wirft, um den Verfasser zu entdecken und ihm ein Autodafe zuzubereiten? Genug, ich halte die ganze Sache für eine so kleine Kleinigkeit, daß ich wegen der Kleresei mich den Augenblick als den Verfasser derselben ausgegeben und bekennen würde, ohne einen ganzen Tag deswegen auch nur einen Pulsschlag mehr oder weniger Furcht zu fühlen; Zimmermann hat Recht: unser Nationalcharakter ist Menschenfurcht".

„Verzeihen Sie, mein liebster, sanfter, gutherziger Minnedichter, diesen flüchtig hingeschriebenen Brief voll lauter unangenehmer Dinge, die aber alle angenehm sein würden, wenn der verwünschte Brief des Punschtrinkers nicht erschienen wäre, und lassen Sie uns Nachmittags entweder bei Ihnen oder bei mir ausführlicher davon sprechen. Ich wünsche Ihnen mit dem liebevollsten Herzen Alles, was gut und schön ist".

Bei allem Anschein von Gleichgültigkeit, den Heinse bei dem Handel annahm, war er ihm doch sehr unangenehm und machte ihm trübe Stunden. Wie man es anfing, die schlimmen Wirkungen des einmal Geschehenen minder schlimm zu machen, ist uns unbekannt. Nicht besser ging es ihm mit der im Jahre 1774 bei Meyer in Lemgo erschienenen „Laidion, oder die eleusinischen Geheimnisse", einem Buche, worin

Digitized by Google

er seiner Phantasie zu sehr den Zügel schießen ließ, und das allerdings durch leichtsinnige Grundsätze und muthwillige, heiße Bilder junge Leute verderben kann. Wieland ergoß zuerst seinen Unwillen, theils über die Uebersetzung des Petron, theils über die Stanzen und namentlich drei derselben, die, im Anhange, eine Badescene mit Heinse'scher Glut und Lascivität schildern, in einem Briefe an Gleim, welchen er bat, Heinsen das Schreiben mitzutheilen. Heinse las. Mit gewohnter Gewandtheit, aber zugleich auch mitunter dreist und kühn wird er in einem Briefe an Wieland, in welchem er doch wol einen Aristarchen der damaligen Literatur sehen mußte, sein eigener Apologet *): „Der Stoff, woraus Ihre Phantasie die Farben zu meinem Charakter für Ihren Geist zubereitet, ist der Petron und drei Stanzen. Auch mit Ihrer Phantasie könnte sehr wohl bewiesen werden, daß man zu viel Feuer haben könne — Sie zweifeln an meiner Reue über diese Uebersetzung, Ich habe Ihnen meine Beichte gethan. Sie wird mir, so lange ich lebe, ein Aergerniß sein; denn ich werde den Unverständigen niemals begreiflich machen, daß man der unschuldigste Mensch sein, und doch in seinem zwanzigsten Jahre, von brausender Jugend berauscht, zu einer solchen Ausschweifung seinen Genius von elenden Menschen, deren Phantasie ein ewiger cunnus ist, verführen lassen könne. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß das Abscheulichste darinnen (im Petron) von der schänderischen Hand des Herrn Hauptmanns sei, der stündlich an meiner Seele wie ein Lavater und Jakob Böhme arbeitete und mich täglich zum Märtyrer der Grazien machte. Die Furien Langeweile und Verzweiflung zwangen mich außerdem, den Petron zu übersetzen, und der kindische Stolz, den schwersten römischen Autor vortrefflich übersetzt zu haben, war ihr Vorsprecher. Die Uebersetzung erschien, ohne daß ich das Geringste vorher davon wußte. Das ist die Geschichte dieser Uebersetzung, an welcher man indessen immer bemerken kann, daß der Mann, der sie machte, nicht con amore daran gearbeitet; die Vorrede ist eine augenscheinliche Vermischung von Quartilla und Grazie; Feuer und Wasser, Licht und Finsterniß ist darinnen vereinigt, ohne daß sie in ein Ganzes konnten zusammengeschmolzen werden. — Dies sei genug vom Petron. Nun die drei Stanzen".

*) S. „Briefe zwischen Gleim, Wilhelm Heinse und J. v. Müller". Herausgegeben von Wilh. Körte. Bd. 2, S. 136.

Digitized by Google

„1. Haben sie sich in einem Taumel von Phantasie eingeschlichen, und es war leicht vorauszusehen, daß sie schon bei der ersten Durchsicht nicht bleiben würden";

„2. Haben sie sich deswegen mit eingeschlichen, weil mein Genius den Ruhm davonzutragen den Muthwillen hatte, diese Scene, die auch sogar von den frömmsten Dichtern beschrieben worden, einmal mit den feurigsten Stralen der Phantasie zu beleuchten, damit er das Beiwort, das Sie ihm sonst beilegten: Feuergenius, mit Recht in seinem Titel führe, statt daß er eine Dämmerung von Rosen darum hätte erschaffen können";

„3. Weil ich die Lücken nach dem Beispiel des Originalgenies Ariosto nicht dulden kann";

„4. Weil ich die Scene selbst, so lang' ich lebe, noch nicht beschrieben hatte, und meine Phantasie mir ein lebhaftes Gemälde der Empfindungen verträumen lassen wollte, die ich wirklich (Sie können es gewiß glauben, ob es gleich unbegreiflich sein wird, und ob ich gleich in dieser argen Welt schon 24 Jahre lebe) noch nicht genossen habe. Zum Beweise könnte allenfalls dienen, was mir eine Dame von unverdächtiger Tugend über diese zwei Stanzen sagte, nachdem ihr eine Abschrift von ohngefähr in die Hand gekommen war. „Dies Gemälde, mein lieber Rost, ist zu stark und zu kräftig, zu übertrieben; vermuthlich weil sie noch zu unschuldig sind, kommen Sie dazu, so etwas zu glauben. Herr Wieland würde es, wenn er eine komische Erzählung, „Jupiter und Alkmene", geschrieben hätte, natürlicher, beiweitem nicht so stark gemacht haben; außerdem müssen sie auch noch weggelöscht werden, weil ein so helles Sonnenlicht bei dergleichen Dingen den Augen wehthut". — Ihr entsetzlicher Willkommen wegen der ersten Stanzen soll mich nicht abschrecken. Vater Gleim hat sich auch so etwas entschlüpfen lassen, als wenn Sie Mistrauen in mein Herz setzten. Ich habe dieses schon oft in Briefen zu meinem größten Leidwesen von Ihnen hören müssen und finde für nöthig, Ihnen hier ein für alle Mal mein Glaubensbekenntniß aus dem Innersten der Seele deswegen abzuschreiben".

„Wenn gutes Herz ist: die zarteste Empfindlichkeit für das moralische Schöne und Gute, Sympathie mit schönen Seelen, Mitleiden mit unschuldig Unglücklichen, Toleranz gegen menschliche Fehltritte und Haß und Abscheu an Lastern und Verbrechen, den Sinn der Ordnung, des Rechts und Unrechts, kurz den Sinn der Charitinnengottheit im Busen zu haben; so schwöre ich, daß ich überzeugt sei, ein solches

Herz zu haben, und daß mein Geist sich von ihm leiten lasse, so sehr es bei uns schwächlichen Geschöpfen, die oft von den geringsten Gegenständen Veränderungen erdulden müssen, die wie ein Spiel des relativen Zufalls, vornehmlich in unserer sich noch bildenden Jugend sind, möglich sein kann. Ich müßte das verworfenste Geschöpf sein, wenn ich (daran werden Sie doch nicht zweifeln?) dieses moralische Gefühl völlig überzeugt für den wesentlichsten Theil schöner Seelen halten könnte und nicht darnach leben wollte; es ist Unmöglichkeit. Von meinem Kopfe mag man urtheilen was man will, hierin überlass' ich Jedem seine Freiheit und werde mich deswegen nie zanken; aber mein Herz will ich nicht ohne Beweise verurtheilen lassen. — Uebrigens hoffe ich bei meinen Grazien, denen ich künftigen Sommer ein Opfer für alle meine Jugendsünden bringen will, weswegen mir alle schönen Seelen wieder gewogen werden sollen, daß Sie nunmehr einsehen, das ganze vollständige Magazin chirurgischer Instrumente zu meiner Cur nicht nöthig gehabt zu haben. Ich bedurfte keines Sokrates, der mir beweise, daß das moralische Schöne keine Chimäre sei; das hatte mich längst das Herz gelehrt; Helvetius, den Sie sehr Unrecht thun, würd' es mir mit allen Spitzfindigkeiten nicht haben herausdemonstriren können, so wenig als Hippias. Ich zweifle aus guten Gründen, daß ein Mensch von der Art, wie Sie mich beschrieben haben, 2 Briefe und nur eine einzige Stanze in diesem Ton, in dem die meinigen geschrieben sind, und wenn er Jahre lang damit zubrächte, schreiben könne".

„So sehr Schüler bin ich nicht mehr, daß ich nichts von der moralischen Schönheitslinie wissen sollte; Ihnen selbst habe ich in dem gelindesten Tone in einer Sammlung komischer Erzählungen, worin ich Ihren „Endymion" und „Cephalus" mit aufgenommen, den erstern mit Tassoni und den zweiten mit Ariost verglichen, nachdem ich beide Erzählungen vorher aus ihnen übersetzt habe, schon vor einem Vierteljahre den Vorwurf von einer Dame machen lassen, daß Sie bei einer der unschuldigsten, schönsten Göttinnen der Griechen diese Linie sehr überschritten hätten; setzen Sie einmal Ihre Diana, die Sie einem Satyr überlassen, gegen meine Almina; Ihre Behandlung ist raisonnirt, meine im Taumel der Phantasie begangen worden; ich dächte, daß der Meister den jungen Artisten verzeihen könne".

Sehr getröstet war indessen Heinse, da Göthe seine „Laidion" lobte, sowie er denn überall gern dem Worte des Beifalls lauschte, auch wol selbst ein lobendes Wörtchen für

sich einstreute. Belege zu diesem Ausspruch finden sich nicht selten in seinen Briefen. So schreibt er an Gleim unterm 28. März 1775: „Bei meinem Dasein in Hanover hielt man mich für einen Hexenmeister im Clavierspielen und für einen sonderbaren und unbegreiflichen, doch guten jungen Menschen, und läutete dann vor Schrecken alle Sturmglocken über die plötzliche Erscheinung der „Laidion", und sperrte das Maul weit auf über den Eingang des Tasso, und machte eine alberne Figur über Rost und Heinse, Petron und „Damenbibliothek" und „Armida" (in der „Iris"). Daß Göthe Götterkraft hat in seinem Wesen, weiß Jedermann, und auch darauf bin ich stolz, daß er von mir sagte, als er meine „Laidion" gelesen: „Das ist ein Mann, dergleichen Fülle hat sich mir so leicht nicht dargestellt; man muß ihn bewundern oder mit ihm wetteifern", ohne noch meinen Namen zu wissen, ohne zu wissen, wo ich existirte, und dann im Beisein Lavater's sagte: „Ich glaubte nicht, daß so etwas möglich wäre rc." Mit der nächsten fahrenden Post geht der zweite Band der „Iris" an Sie ab. Von mir sind nur 4 Bogen darin: „Armida". Ein Schweizer von Genie, Geschmack und musikalischem Ohr, der sein halbes Leben in Italien genossen und selbst italienische Verse macht, sagte davon in Frankfurt, ohne etwas von mir zu wissen: daß er die Armida lieber im deutschen Gewande sehe als im italienischen, daß er mit größerm Vergnügen die Harmonie meiner Prosa hörte als Tasso's Verse, daß diese Uebersetzung ein wunderbares Werk sei. Wieland hielt sie noch vor unserer Aussöhnung für den Triumph der deutschen Sprache. Kein Selbstlob, nur Ursprache, Antrieb zur Uebersetzung des gan= „Befreiten Jerusalems", die mir nicht über einen Monat Zeit kosten wird, da ich mit aller Bequemlichkeit in 2 Tagen einen Gesang übersetze und schon den vierten Theil und das Schwerste übersetzt habe! In den „Merkur" habe ich zwei Briefe über den „Ricciardetto" geschrieben, deren mehre folgen, die Klopstock mit Beifall noch im Manuscript gelesen. Der Schöpfer des „Messias" hat dem Uebersetzer des Petron und Verfasser der „Laidion" und dem Sänger der schönen Stanzen sagen lassen, daß er ihn sehr hoch schätze u. s. w." Wer sieht aus solchen und ähnlichen Stellen nicht, daß Heinse den Weihrauch aus fremder Hand gern einsog und auch wol selbst noch ein Paar Körner mit in die Rauchpfanne warf.

Unter den Beiträgen von ihm zur ältern „Iris", die sich jeder Dame mittheilen lassen, und bei denen auch die schüchternste Unschuld nicht zu erröthen hat, verdient zunächst das „Le=

Digitized by Google

ben des Tasso" genannt zu werden, blühend und leicht erzählt; demnächst „Nachrichten über Sappho" und die mit Naivetät und schuldlosem Humor abgefaßte „Geschichte des Kalenders" („Iris", Bd. 7, S. 531). Nach Klamer Schmidt's Zeugniß arbeitete Heinse diese und ähnliche Sachen mit ungemeiner Leichtigkeit und bedurfte nie äußerer Reizmittel, um sich die rechte Stimmung zu geben. Ersterer bat ihn einst, ein Gedicht auf den Tod einer Dame zu machen, die beide gekannt hatten. Am andern Morgen erhielt Schmidt folgendes Billet: „Guten Morgen, mein lieber Meister Schmidt! Blos um Ihnen zu zeigen, daß ich ein Mann bin, der sein Wort hält, bericht' ich Ihnen, daß das Gedicht auf den Tod der Frau v. W** bis auf das letzte Punktum fertig ist. Gestern Abend noch macht' ich den kleinen Plan dazu, als ich meine Beinkleider auszog und mich ins Bett legte. Ich schlief darüber ein und hatte einen kurzen Schlaf voll confuser Gesichter. Ich wachte wieder auf und schlief wieder ein, wachte auf und schlief ein, und wachte wieder auf und schlief wieder ein; und legte mich von einer Seite auf die andere, auf den Rücken und auf den Bauch, mit ausgestreckten und angezogenen Füßen, mit den Händen über den Kopf und auf die Brust, und die Kreuz und die Queere, nackend und halb entblößt und wieder zugedeckt; ich legte mich in alle Lagen, die Meister Rafael und Aretino nur immer von einer männlichen Figur haben zeichnen können, und konnte doch keinen ruhigen Schlaf haben. Endlich donnerte die Morgenglocke in meine Ohren, und ich besann mich, daß ich Ihnen ein Carmen versprochen hatte; ich erinnerte mich an den kleinen Plan und zog einen Vers nach dem andern aus meinem Hirn, und mit dem dritten Viertelschlage auf 5 Uhr machte ich das letzte Punktum. Kommen Sie also zu mir, wenn Sie es sehen wollen; aber Sie sehen nicht eher etwas davon, ehe Sie mir nicht zugestehen, daß ich ein Pfuscher bin ꝛc."

Man hätte meinen sollen, die Unannehmlichkeiten, welche ihm die „Kirschen" und „Laidion" zuzogen, hätten seinen Muthwillen in Schranken gehalten und seine in der That oft zuchtlosen Phantasieflammen gedämpft; dies war aber so wenig der Fall, daß er gerade in den reifern Jahren seines Lebens durch Abfassung des „Ardinghello, oder die unglückseligen Inseln" (Lemgo, 1787), und der „Hildegard von Hohenthal" (Berlin, 1795) sich als den Rost zeigte, dessen ganzes Wesen Genuß und Wirksamkeit, dessen Kopf heiter, immer voll heller Gedanken, reizender Bilder und bezaubender

Aussichten war, und dem das Herz wie einem jungen Bacchanten im ersten Liebestaumel schlug. Beide Bücher sind Früchte seines Herumschweifens in Italien. Ardinghello ist ein italienischer, heißblütiger Jüngling, reich an Talent und Geist, der im Taumel rasender Sinnenlust die Kunst versteht, seinen Verstand walten zu lassen wie einen verständigen Hausvater bei einer tollen Wirthschaft, der Manches wieder ins Gleiche bringt und gut macht, was die unbesonnenen Hausgenossen schlimm gemacht haben. Wir finden im Buche großartige Kunstansichten, besonders über Malerei, aber auch über Sculptur und Architektur; Metaphysik im Gewande der Poesie, Reflexionen über Staat, Kirche, Volksleben und Erziehung; hinreißende Naturschilderungen aus dem italienischen und griechischen Himmel; aber auch Scenen der Wollust und flammenden Begier. Hildegard ist fast ein weiblicher Ardinghello; nur sind die Farben minder grell gemischt, und die Reflexionen betreffen die Musik. Man darf sich nicht wundern, daß Heinse auch in diesen beiden Werken, die er gegen das Ende seines Lebens schrieb, sich immer noch in Ausstellung verführerischer Wollustgemälde gefiel, wenn man bedenkt, daß er selten oder nie die Häuser besuchte, wo ein einigermaßen reiner und gebildeter Sinn verwundet wird und der Glaube an edlere Weiblichkeit gänzlich verloren geht; „der", läßt er Ardinghello sagen, „hat gewiß ein verwahrlostes Haupt, der nicht beizeiten erkennt, daß die Gesundheit der Grund und Boden aller unsrer Glückseligkeit ist, ohne welchen kein Vergnügen bestehen kann". So wurde seine Kraft nicht abgezapft, sein Sinn behielt Empfänglichkeit für äußere und innere weibliche Reize; seine Phantasie ward stets frisch erhalten, und mit ihr sündigte er noch in den Jahren, wo unsittliche Gedanken und Bilder in der Phantasie entnervter Wollüstlinge gewöhnlich zum anekelnden Potpourri werden. Er war mehr Lüstling und Schwelger mit der Feder und auf dem Papier als im Leben, wo er, „ein junger Pilgrim, nach dem Vortrefflichen auf Erden wanderte und seine Seele an Honig labte". Ohne irgend ein zartes Verhältniß mit einem weiblichen Wesen konnte er nicht sein. In seinen Briefen an Schmidt sagt er dies selbst und wundert sich gar nicht darüber, da er seit seinem sechzehnten Jahre stets in einem solchen, vielfach modificirt durch Ort, Zeit und Personen, gestanden habe. Nur die Ehe war ihm Tod bei lebendigem Leibe für seinen freien Sinn, sowie er jedes Band im Leben gern so lose wie möglich an sich trug. Damen von der feinsten Bildung waren ihm hold. Sie schätzten an ihm nicht bloß sein

Digitized by Google

musikalisches Talent und seinen Kunstsinn überhaupt, sondern auch seine Unterhaltungsgabe. Sie hörten ihn gern, wenn er bald mit voller Begeisterung, bald mit der ihm eignen schalkhaften Laune von Dem sprach, was er auf seinen Reisen Seltenes und Anziehendes gesehen; und seine Munterkeit und sein attischer Scherz ließ in Geberde, Wort und Bewegung den Zögling der Grazien erkennen.

Heinse hatte viele und besonders Sprachkenntnisse, die er sich mühelos und fast spielend erworben. Er war Autodidakt und konnte sich nie gewöhnen, sich nach den Vorschriften der Weisheit auf unsern akademischen Lehrstühlen zu richten; selbst das schränkte ihn schon zu sehr ein bei seinem freien Sinn, und er fühlte es bei seiner eignen Ausbildung, daß alle Natur, wenn sie groß und herrlich werden soll, freie Luft haben müsse. Viel Natur und wenig Bücher, mehr Erfahrung als Gelerntes, war sein Grundsatz bei der Erziehung. Alles, was in die jungen Seelen eingetrichtert wird, was sie nicht aus eigner Lust und Liebe halten, haftet nicht, ist vergebliche Schulmeisterei. Was ein Kind nicht mit seinen Sinnen begreift, wovon es keinen Zweck ahnt zu seinem eignen Nutzen und Vergnügen, das verfliegt wie Spreu im Winde. Sein Hauptbuch war das Leben, sein Studium der Mensch, sein Streben Genuß der Gegenwart. Der Allgehorsam, die Fraubasengutartigkeit, mit der sich manche Kinder stille führen lassen, wohin nur der Lehrer und der Vater will, schien ihm pedantisch, und er mochte wol selbst nichts davon in seinen jüngern Jahren gehabt haben. Er war schon in dieser Zeit einem freigeborenen Vogel gleich, der nie ins Netz wollte und zuletzt freilich nicht konnte. Ein mühsames Amt mit den gewöhnlichen Geschäften hätte all sein Feuer ausgelöscht, und am wenigsten mochte er auf einem philosophischen Lehrstuhl stehen, wo man, nach seiner leichtblütigen Ansicht, zu sein besiehlt, was der Mensch nie war. Was seine religiösen Ansichten anbetrifft, so beschränkte er sich auf wenige Hauptwahrheiten, nach denen er handelte, und seine Moral war heiter, gemischt mit den Meinungen griechischer Philosophen, besonders des Platon. Weder in seinen Briefen noch in seinen Schriften findet sich eine Spur, daß er leichtspottende Seitenblicke auf die christliche Religion geworfen habe. Nur Schwärmer liebte er nicht und konnte nicht lange mit ihnen zusammensein. Der Graf von Schmettau, ein Freund jenes Hauptmanns, mit welchem sich Heinse nothgedrungen auf eine kurze Zeit verband, schwärmte für philosophische Religion; aber er sagt von ihm: „Unsre Seelen

Digitized by Google

stimmen gar nicht zusammen; gequält hat man mich schon, daß ich Pasquille auf Götzen und auf die ganze christliche Religion machen möchte. Unmöglich kann ich mich so weit erniedrigen; ich hasse die Schwärmerei und kann mich nicht zwingen, Leuten, die, ohne zu wissen, warum, Religionshasser sind, auch nur ein freundliches Gesicht zu machen". Da er dem Grundsatz: das Leben zu genießen, die Blume des Augenblicks zu brechen, ohne eben an das Morgen dabei zu denken, und wo möglich frei von jeder amtlichen und bürgerlichen Fessel zu sein, stets und in Allem treu blieb, so mußte er auch häufig im Laufe seines Lebens die übeln Folgen desselben empfinden. Er hatte oft mit äußerer Noth zu kämpfen und mußte sich, um diese zu mindern, zu manchem Schritt entschließen, der ihm Demüthigungen zuzog, und es läßt sich voraussetzen, daß er in den letzten Jahren seines Lebens minder glücklich war, wo ihn eine Art von Amt an Einen Ort fesselte und ihm die Zeit beschränkte, die er sonst dem Umherschweifen durch Länder und das Gebiet der Phantasie geweiht hatte. In seiner „Laidion" läßt er den Neapolitaner der Glycerion sagen: „O, wir würden in unserm Alter auf uns zürnen, wenn wir in dem Frühling des Lebens keine Freuden genossen hätten, deren wir uns dann noch zu einem Labsale der sterbenden Sinnen wieder erinnern könnten! Jetzt müssen wir für den Winter des Lebens wollüstige Erinnerungen einernten. Die ersten Weisen des menschlichen Geschlechts erfanden deswegen die bezaubernden Künste: Poesie, Musik, Malerei. Mit diesen sollen wir die Leidenschaften, den größten Stoff zu unserer Glückseligkeit, die beste Nahrung für unser Wesen, verschönern, versüßen, schwache heftig und heftige gelind und sanft machen; die Griechen führten die Künste als Mittel ein, wodurch man in der Jugend die Wollust in Bechern mit Rosen bekränzt trinken und im Alter sich dieser süßen Empfindungen anschaulich wieder erinnern könne". Vielleicht labte sich Heinse in seinen letzten Jahren an diesen Erinnerungen; aber er mußte zugleich fühlen, daß sie allein uns kein ruhiges, heitres Alter geben, daß die Wirklichkeit einen gewissen Ernst schon in den Jugendjahren verlangt, und daß, bloß durch Leidenschaften glücklich sein zu wollen, nichts Andres heißt, als sich wärmen durch ein Brennglas. In seinen Jünglingsjahren trug er den oft drückenden Mangel an äußern Gütern mit der an Leichtsinn grenzenden Heiterkeit eines Philosophen und mit dem Humor, den oft die Armuth einflößt, sodaß er da sagen konnte: „Es ist lächerlich, daß man sich so viele Sorgen des-

Digitized by Google

wegen macht, wozu einem jeden Geschöpfe doch die Natur das Recht gegeben hat, nämlich sich satt zu essen und zu trinken und ruhig zu schlafen". Indessen geht doch aus einigen Stellen eines in späterer Zeit geschriebenen Briefs hervor, daß man äußerer Dinge nicht entbehren könne, zu rechter Zeit für deren Erwerb und für Ruhe im Alter sorgen müsse. Uebrigens wohnte Liebe und Wohlwollen in ihm, und gegen die Seuche: Menschenhaß, verwahrte er sich mit dem Recept: „Menschenhaß wird dich nie so beglücken als ein verschwendrisch gutes Herz; und warum dir so viele Sorgen machen, daß du gegen Jedermann mistrauisch werden solltest".

Ein psychologischer Blick, den Wilhelm Heinse auf sich selbst wirft *), mag die Skizze eines Lebens schließen, das einem der Ströme glich, die sich von den höchsten der Alpen herabstürzen müssen, ehe sie Ruhe finden und sanften Lauf haben.

„Schönheit und Weisheit und Güte, jedes Glück verliert den Reiz, der allein die süßen Empfindungen in unsern Sinnen zeugt, wenn wir sie zu lange aus einerlei Gesichtspunkte betrachten; deswegen führte mich Das, was die weisen Verfasser der Encyclopädie Ohngefähr, die Griechen Fortuna, und die Christen göttliche Vorsicht nennen, von einer Scene in die andere, aus den Gebirgen und Thälern des thüringer Waldes zu einer jungen Phryne, aus den Armen dieser Phryne zum werdenden Archytas-Wieland und dann zu einem Herumstreicher u. s. w., weil ich, wie es scheint, dazu geboren worden bin, die Dinge dieser Welt aus allen nur möglichen Gesichtspunkten zu betrachten und das glücklichste und unglücklichste unter allen Geschöpfen der Mutter Erde zu sein, und von jedem priesterlichen Bürger für wahnsinnig gehalten und von guten und weisen Menschen als eine Art von Märtyrer zum Wohl des menschlichen Geschlechts geliebt zu werden. Kurz, mein bester Gleim, mein Genius entführt mich Ihnen, um fortzufahren, mich zu einem echten, wahren Kosmopoliten, zu einem der ersten unter Allen, die in der Natur der Dinge gewesen sind, auszubilden. Das Beste, das Weiseste, was ich dabei thun kann, ist, mich sogleich bei jeder Abwechslung der Scene in meine Bestimmung zu finden, die Aristipp'sche Art von Attraction, die im Innern meines Geistes liegt, immermehr dazu zu gewöhnen, das Gute

---

*) S. W. Körte's „Briefe zwischen Gleim, Wilhelm Heinse und Johann v. Müller". Bd. 1, S. 176 u. fg.

und Schöne, sowol das, was an dem Hofe eines Schach-Baham's, als auf dem Landgute eines Xenophon und in den Gärten einer Aspasia zu finden ist, im Augenblick zu sich zu ziehen. Warum sollte ich den Becher der sinnlichen Wonne nicht austrinken, wenn ich Durst habe, und ihn mit Nektar angefüllt und Rosen bekränzt vor mir stehen lassen? meinem Herzen nicht jede Art von angenehmen Empfindungen zu genießen geben? Einer meiner ersten Grundsätze ist: die Unglücklichen so glücklich zu machen zu suchen, als ich kann, und mit den Glücklichen ihr und mein Glück zu theilen, ohne es ihnen zu beneiden oder zu rauben zu suchen, und wenn das Unglück angezogen kommt, mir's zum Vergnügen, zur Lustbarkeit zu machen, mich mit ihm gleich einem Herkules herumzuschlagen; und diesen Grundsatz habe ich denn auch bis jetzt sehr treulich befolgt. Bei dieser Lebensart und diesen Grundsätzen werde ich zwar niemals so reich wie der Jude Ephraim werden, nichtsdestoweniger aber glücklicher als Krösus und Attalus und der angesehenste Bürgermeister in Amsterdam leben; denn nachdem ich alle mögliche Lebenswandel austabellirt, habe ich gefunden, daß derjenige, insbesondere für einen Dichter und Philosophen von 20 bis 40 Jahren, der beste sei, bei welchem die häufigste Abwechslung von Scenen ist. Ich würde vor Gleichgültigkeit erblassen, wenn ich jeden Tag das Nämliche thun, reden, sehen und handeln müßte".

F. L—tsch.

Digitized by Google

Digitized by Google

Miszellen.

Digitized by Google

Digitized by Goog

Ludwig XVIII. und Carnot.*)

Ein biographischer Nachtrag.

Ein neuer Act der französischen Revolution beginnt mit der Thronbesteigung Philipps von Orleans. Wie oft verkündigten Stimmen vorlaut: nun sei diese Revolution geschlossen, beendet! Napoleon ward der glückliche Erbe derselben genannt; ihre Früchte an sich zu reißen verstand er, aber nicht ihre mit Blute geschriebenen Lehren zu beherzigen. Bald erhob sich wie ein wundersamer Zufall das vernichtet geglaubte Idol: Legitimität, und führte Ludwig XVIII. auf den Thron Frankreichs, den Prätendenten, der in königlicher Haltung, selbst unter den härtesten Schicksalsschlägen, das Diadem als eine ihm gebührende Erbschaft in Anspruch nahm. Wenn je ein König mit dem Kronbesitze die schwierigsten Regentenverpflichtungen übernahm, wenn zur Erfüllung derselben ein Monarch Lobenswerthes wollte, so war er es, dessen vorurtheilsfreie Würdigung den Geschichtschreibern kommender Zeitalter vorbehalten bleibt. Eine sehr bedeutsame Situation dieses Gemäldes ist, den, von sich tödtlich hassenden Parteien umlagerten König zu sehen, wie er sich, der Lauterkeit seiner Regentenzwecke sich bewußt, entgegenstellt dem königsmörderischen Republikaner, dessen Sittenreinheit, Vaterlandsliebe und Kriegsthaten alle Vorwürfe des Revolutionseifers vergessen machten. Daß dieses Zusammentreffen zweier Männer von so entgegengesetzten politischen Systemen keine großartigen Erfolge hatte, da doch beide mit ihrem Berufe es redlich meinten, hatte

*) Die Biographie Ludwigs XVIII. findet man im 8. Hefte, und Carnot's Biographie im 16. Hefte der „Neuen Reihe der Zeitgenossen“.

wol vorzüglich in dem Umstande seinen Grund, daß Carnot sein dem König gegebenes Versprechen, die vielerwähnte Denkschrift nicht ins Publicum zu bringen, nicht erfüllte. Der auf ihm haftende Vorwurf deshalb ist gewiß nicht der des Verrathes, sondern der eines Mangels an Vorsicht. Da so der letzte Versuch, den Revolutionsmann mit der Restauration zu versöhnen, scheiterte, konnte Carnot dem Bourbonischen Frankreich nicht mehr angehören; aber er kannte die Entwickelungsgeschichte der politischen Begebenheiten und sah daher mit wahrem Prophetenblick in die Zukunft. Auf das bestimmteste sagte er in seiner Verbannung im vertrauten Gespräche voraus: „Eine neue Revolution wird Frankreich neu gestalten und die Früchte der ersten zur Reife bringen. So lange Ludwig XVIII. lebt, mögen schwankende Vermittelungsversuche den Bruch hinhalten. Wenn er aber abtritt, und Artois oder einer seiner Söhne den Thron in die Hefen des Emigrantennachwuchses stellt, dann ergeht ein neues Strafgericht über Frankreich und vor Allen über die Bourbons". Sein Haß gegen diese Regentenfamilie war übermäßig; nur mit demselben konnte er ja die auf sich geladene Blutschuld vor sich selbst rechtfertigen; dennoch ließ er Ludwig XVIII. als Regenten die Gerechtigkeit, löbliche Gesinnung und gute Zwecke zu haben, angedeihen.

Mit diesen Andeutungen führen wir hier, nach dem Zeugnisse von Madame du Cayla, der geistvollen Verfasserin der „Denkwürdigkeiten einer Frau von Stande, über Ludwig XVIII., seinen Hof und seine Regierung" (4 Bde., Paris) die vorgenannten so bedeutenden Männer redend ein.

Oft beklagte der König, daß politische Rücksichten ihn nicht erlaubten, Männer, welche ihm durch Talente nützen konnten, anzustellen. Einen vor Allen zu gewinnen, dachte er eine Zeitlang; doch dieser Mann, den die Royalisten auf allen Seiten neckten, machte in derselben Zeit wider die Monarchie eine Schrift bekannt, welche jede Versöhnung zwischen beiden unmöglich machte. Man erräth, daß ich von Carnot zu reden beabsichtige.

Jener außerordentliche Mann hatte das Glück, nachdem er an allen Verbrechen des Wohlfahrtsausschusses Theil genommen, in den Augen seiner Mitbürger dennoch schuldlos zu erscheinen. Sein Privatcharakter machte seinen politischen Charakter vergessen; man konnte ihm eine gewisse Achtung nicht versagen. Den Kindern der Opfer, welche er das Schaf-

Digitized by Google

fot besteigen ließ, erschien er dagegen mehr schreckhaft als achtunggebietend; man kann ja uneigennützig sein, gefällige, angenehme Sitten haben, und dennoch vor Blutschuld keinen Abscheu hegen. Dahin führt sophistische Liebe der Freiheit und des Vaterlandes.

Carnot war zugleich ungestüm und weise, verwegen ohne der Klugheit zu entsagen; er war zugleich Mathematiker und Dichter; ein Mann zum Rathe und für den Degen; seine schmiegsame und lebhafte Einbildungskraft wußte sich in Alles zu finden, Alles zu umfassen; seine Gestalt ließ den so bezeichneten Mann nicht verkennen; sie war nicht schön, aber streng und geistvoll. Bonaparte, der ihn gut kannte, hielt ihn nur zum Verwalten für geeignet, nicht zum Regieren.

Kurz nach seiner Rückkehr redete der König mit mir von Carnot: „Kennen Sie ihn?" fragte er.

„Ja, Sire; ich machte seine Bekanntschaft auf eigne Weise. Ich besuchte zuweilen meinen Vetter L.; eines Abends war ich dort, als Carnot gemeldet wurde. Bei diesem Namen glaubte ich, ich würde einen der wüthenden, schmuzigen alten Jacobiner zu Gesichte bekommen. Wie wurde ich überrascht einen Mann von ruhigem, strengem Aeußern, einfach, aber sehr nett gekleidet, zu erblicken! Nie hatte ich mir das schreckliche Conventsmitglied in solcher Figur und Kleidung gedacht".

„Er ist", unterbrach mich Ludwig XVIII., „ein Mann von großem Talent; ein Staatsbeamter von dieser Kraft eignet sich besser zum Kriegsminister als mein Freund Dupont". Der König fuhr fort: „Ich wünschte sehr, ihn anstellen zu können". „Was, Sire!" rief ich, „einen Königsmörder!" „Nein! ich darf es nicht; zwischen ihm und mir ist eine unübersteigliche Scheidewand; indeß würde ich, wenn er einstimmte, zum Heile Frankreichs meine Erinnerungen, meine theuersten Empfindungen zum Opfer bringen; aber ich fürchte die Opposition". „Wirklich, Sire! wäre es ein unerhörtes Skandal, in ihrem Conseil einem Mörder Ludwigs XVI. zu sehen". „So seid Ihr Alle", erwiederte der König; „doch sein Sie versichert, unter meiner Regierung wird nie ein Königsmörder Minister; ich schwöre es".

Noch war kein Jahr verflossen, als Ludwig XVIII. dieses Wort zu Gunsten Fouché's brach.

„Ich möchte wohl Carnot sprechen", fuhr der König fort, „wären Sie mir wol dazu behülflich?" „Ihre Wünsche sind für mich Befehle". „Ich wünsche, daß die Sache soviel als möglich Geheimniß bleibe. Schreiben Sie ihm, bit-

Digitized by Google

ten Sie ihn um ein Rendezvous; und wenn er in eine Zusammenkunft mit mir willigt, so geben wir dem ** Bescheid, damit im Schlosse davon Niemand etwas erfährt".

Denselben Abend schrieb ich an Carnot: „Wird sich Carnot meiner noch erinnern? Wenn Er mich nicht vergessen hat, so erbitte ich von seiner Galanterie eine Gunst, die Er mir hoffentlich nicht abschlägt. Ich ersuche Ihn, morgen früh 9 Uhr mit mir im Bronzepavillon des Jardin des Plantes zusammenzutreffen. Ich habe Aufträge an Ihn von einem sehr mächtigen Manne Frankreichs, welcher Ihn zu sprechen das lebhafteste Verlangen hat. Hätte Hr. Carnot morgen Abhaltung, so ersuche ich Ihn, mir eine andere Zeit zu bestimmen; ich bin ganz abhängig von Seinen Befehlen, oder richtiger gesagt, von Seiner Gefälligkeit".

Mit Ungeduld erwartete ich Carnot's Antwort; ich brauchte nicht lange zu harren. Nach einer Stunde schickte er mir folgendes Billet:

„Nein, Madame! ich habe Sie nicht vergessen; hatte man einmal das Glück, Sie zu sehen und zu sprechen, so bleibt Ihr Geist und Ihre Gestalt unvergeßlich. Vor 30 Jahren würde ein geheimnißvolles Rendezvous, wie Sie es mir gütigst antragen, mein Herz mit den süßesten Hoffnungen erfüllt haben; doch jetzt ist die Zeit der Täuschung vorüber. Trotz der Dunkelheit Ihrer Worte, errathe ich die Person, in deren Auftrag Sie mit mir reden wollen; warum will dieselbe mich sprechen? Was könnte sie mir zu sagen haben? Ich begreife es nicht. Indeß ich werde mich pünktlich an dem angezeigten Orte einfinden Ich habe mir immer gewünscht, Sie, Madame, wiederzusehen, um Sie der innigen und ehrfurchtsvollen Verehrung zu versichern, mit der ich bin u. s. f."

So viele Artigkeit von Carnot setzte mich in Erstaunen; doch ich wußte ja, daß der strenge Republikaner auch empfindsamer Dichter ist, in der Manier Dorat's oder des Ritters von Lubière. Vor der Revolution lieferte er zu dem „Musenalmanache" Beiträge. In der Schreckenszeit, wo er täglich 10 Stunden in dem Wohlfahrtsausschusse arbeitete und allein den Feldzugsplan für 14 Heere der Republik entwarf, dichtete er zu seiner Erholung Romanzen und Elegien. Ich entsinne mich, selbst einen Band Poesien, die er in dieser Zeit drucken ließ, gesehen zu haben.

Folgenden Tags zur festgesetzten Stunde fand ich Carnot an dem bezeichneten Orte der Zusammenkunft; ich dankte ihm für seine Pünktlichkeit. „Madame", antwortete er,

Digitized by Google

„Sie werden darin meine lebhafte Freude, Sie wiederzusehen, erkennen". In gleichem Tone fuhr er fort. Ich unterbrach ihn ungestüm und leitete das Gespräch auf die wichtige Angelegenheit, welche wir zu verhandeln hatten. Sogleich wichen die anmuthigen Formen; das Lächeln seiner Züge verschwand; sein Wesen erhielt den Ausdruck der Strenge und Abgeschlossenheit. Er hörte mich mit großer Aufmerksamkeit und dem religiösesten Schweigen; sein durchdringender Blick hielt mich fest; er schien in Betrachtungen vertieft. In der That, welche neue Ansichten mußten sich einem königsmörderischen Republikaner darbieten, in dem Augenblicke, wo man seine Dienste foderte im Namen des Königs, eines Bourbons, eines Bruders Ludwigs XVI.!

„Madame", sagte er, „die königliche Familie und ich haben keinen Vereinigungspunkt. Was soll ich im Schlosse? Dort würde man mich wie einen Gnade bittenden Verbrecher ansehen, oder wie einen bekehrten Republikaner, der Ehrenstellen und Gehalt sucht; weder die eine noch die andere Rolle ist mir recht. Mein öffentliches Leben ist beschlossen; lasse man mich den Rest meiner Tage in Zurückgezogenheit und Frieden vollbringen! Ich weihete mein Leben", setzte er mit trauernder Stimme hinzu, „einem gescheiterten Unternehmen; was ich für dasselbe that, dafür bin ich nur Gott Rechenschaft schuldig".

„General!" entgegnete ich, „wir wollen die traurigen Erinnerungen des Geschehenen vergessen; wir wollen nur an die Zukunft denken, deren glücklichere Gestaltung von uns abhängt. Ludwig XVIII. hat die besten Absichten; aber seine Stellung ist schwierig; zwischen vielverlangenden Verbündeten und unbesonnenen Freunden, umringt von treuen, aber unfähigen Dienern und von brauchbaren Menschen, deren Treue verdächtig ist, hofft er in Ihnen einen einsichtsvollen und redlichen Rathgeber zu finden. Wenn Sie Ihr Vaterland lieben, werden Sie den Antrag nicht zurückweisen, dem Könige zu seinem und zu Frankreichs Heil Rathschläge zu geben".

„Nein", erwiederte er lebhaft, „dieses werde ich nicht abschlagen; aber ich zweifle, daß es irgend Nutzen stiftet. Thoren und Verräther, die der König beständig sieht, werden den Eindruck verlöschen, welchen ich durch ein oder zwei Audienzen auf seinen Geist machte. Und wie könnte ich mich mit Ludwig XVIII. verständigen? Er, nach seiner Stellung, ist Royalist; ich, nach der meinigen, Republikaner. In der Ausgleichung zwischen dem Königthume und der Freiheit wird

Digitized by Google

er so wenig als möglich von den Königsrechten aufopfern wollen, während ich verlange, daß die Freiheit wesentliche Bevorrechtungen, vor Allem gute Bürgschaften erhält. Ich gestehe, daß die bereits von ihm gemachten Zugeständnisse meine Erwartungen übertreffen, und daß, da dieses unglückliche Land kein freies Staatsregiment erhalten kann, jene Verwilligungen, wenn sie redlich zur Ausführung kämen, vielleicht genügen könnten".

„Ich freue mich, daß Sie dem Könige und seinem Streben, Gutes zu thun, Gerechtigkeit widerfahren lassen". „Ja!" entgegnete Carnot mit bitterm Lächeln, „er will das Gute, weil man heut zu Tage ungestraft nichts Böses thun darf". „General! Sie vergiften die reinsten Absichten. Die Republikaner sind gegen ihren Nächsten nicht so nachsichtig als die Gläubigen". „Madame! ich spreche nicht leichtfertig vom Könige; schon vor langer Zeit las ich einen Briefwechsel des Grafen von Provence, welcher sich noch in den Händen eines meiner Freunde befindet; hiernach glaube ich die Gesinnung und den Charakter dieses Fürsten gut zu kennen. Doch ich will mir nichts vorzuwerfen haben; Sie können dem Könige sagen, daß ich an dem Tage, wo er mich nach den Tuilerien bescheidet, mich einfinden werde. Sagen Sie ihm zugleich, daß ich ihm eine Denkschrift darreichen werde, in welcher ich mein früheres Betragen in seinen Augen rechtfertige und ihm meine Gedanken über die jetzige Lage der Dinge entwickele". „Also, mein Herr! darf ich Seine Majestät Ihres Gehorsams versichern?" „Sagen Sie dem Könige", antwortete er kalt, „daß ich mich bei ihm einfinden werde, wenn er mich dazu einladet".

Hier brach unsere politische Verhandlung ab. Carnot stimmte sogleich in die vollkommenste Artigkeit wieder ein; er bot mir den Arm dar, den ich annahm, und er begleitete mich bis zur Brücke St.-Michel. Zu Hause beeilte ich mich, dem Könige zu schreiben, um ihm von dem Erfolge meiner Verhandlung Bericht zu erstatten. Se. Majestät der König würdigte mich, mir seine Zufriedenheit zu erkennen zu geben, als ich ihn am Abend sah. „Nun, wohlan!" sagte er, „was denken Sie von diesem stolzen Römer?" „Sire, daß es in unserm Jahrhundert ein nicht gemeiner Fehler ist, mit unbesiegbarem Starrsinn an seinen früheren Meinungen festzuhalten".

Wenige Tage nachher hatte Carnot seine erste Audienz beim Könige; sie fand spät Morgens statt und dauerte 2 Stunden. In der langen Unterhaltung wurden beide Theile

Digitized by Google

fast in keinem Stücke einig. Carnot drang lebhaft in den König, Bewilligungen zu machen, welche er, ohne sich der königlichen Majestät zu begeben, nicht einräumen konnte. Am Schlusse der Audienz sagte Carnot: „Ich beklage, daß meine Rathschläge für das Glück Frankreichs nicht Ihre Zustimmung erhalten; wie dem aber auch sei: wenn uns die Ausländer jemals den Krieg erklären, so können Sie auf mich rechnen; ich bin dann bereit, Ihnen als General, als Lieutenant oder als einfacher Soldat zu dienen; alle politische Meinungsverschiedenheiten sind vergessen, wenn es auf Vertheidigung der Nationalunabhängigkeit ankommt". In der Folge überreichte er seine bekannte Denkschrift dem Könige, mit der Bitte, sie zu lesen; in der That las sie der König und wurde so erschreckt von der außerordentlichen Aufregung, welche diese Denkschrift erzeugen mußte, daß er mir zum zweiten Male den Auftrag gab, Carnot zu bitten, daß er zu ihm käme, und ihn fest zu verpflichten, seine Schrift nicht öffentlich bekanntzumachen. Carnot that sehr unrecht, daß er dieses versprach, als es schon nicht mehr in seiner Macht stand. Das Werk war an einen Buchhändler verkauft, der eine große Anzahl Exemplare drucken ließ; nun half es nichts, daß der Verfasser seine Handschrift zurücknahm. Die berüchtigte Denkschrift erschien 2 Tage darauf und verursachte abscheulichen Lärm. Der König war über Carnot's Betragen aufgebracht und verzieh ihm nie. Herr von Chateaubriand nahm den Fehdehandschuh des königsmörderischen Kämpfers auf. Seine Schrift entsprach den Ansichten des Königs, der ihm darüber seinen Beifall versichern ließ; doch „die Bourbons wurden nicht mit der Revolution versöhnt".

C.

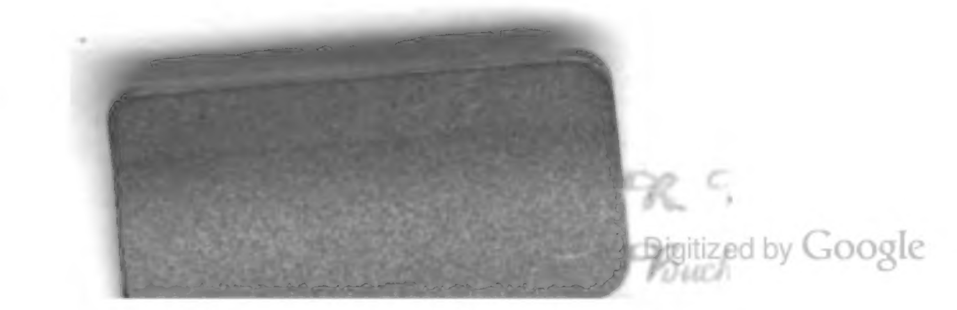
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google